Peter Diem

Austria semper reformanda

Band 2 Religion

platt form HISTORIA

Herausgegeben von Peter Diem

Austria
semper
reformanda

Band 2 Religion



Vorbild: Franziskus
Foto: Wikipedia

platt✕form
HISTORIA
2021

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Copyright © Peter Diem, 2021

Sollte es in wenigen Fällen nicht gelungen sein, Bildrechte zu klären, bitten wir allfällige Rechteinhaber, den Verlag zu kontaktieren.

ISBN: 978-3-9504954-3-0

Im Interesse der Lesbarkeit wurde in diesem Buch auf speziell geschlechtsbezogene Formulierungen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für alle Geschlechter.

Cover: Besim Xhelili, Wien (besim@live.at)
nach einem Entwurf von Prof. Dr. Peter Diem

November 2021

plattform HISTORIA

erscheint im

Plattform Johannes Martinek Verlag,
A-2380 Perchtoldsdorf,
Herzogbergstraße 210
www.plattform-martinek.at

Inhaltsverzeichnis Religion

Jahr und Titel	Schlagwort	Bd.	Seite
1956 CV-Lied neu 2	CV-Hymne	2	10
1960 CV-Lied Exner 5	CV-Hymne	2	12
1961 CV Aber bei uns in Bagdad 1	CV	2	16
1962 CV Zum Landesvater 2	CV	2	17
1964 CV Trauerfeier für A. M. Knoll 6	Knoll	2	19
1964 Das Werk aller 4	Liturgie	2	24
1964 Neues Messlied 1	Liturgie	2	28
1966 CV Brüderlichkeit 6	CV	2	29
1966 CV Colloquium Austriacum 5	CV	2	35
1967 Brief Pfarrer Pötzleinsdorf 2	Liturgie	2	40
1967 CV Studienreise Holland 5	Liturgie	2	42
1967 Entfeudalisierte Kirche 5	Kirchenreform	2	47
1967 Rhythmusmesse 3	Liturgie	2	52
1968 Christliches Revolutionsjahr 3	Kirchenreform	2	55
1968 Die Kirche und der Friede 3	Kirchenreform	2	58
1968 Ecclesia Democratica 2	Kirchenreform	2	61
1968 Kirche und Studenten 3	Kirchenreform	2	63
1969 Modell einer Bischofswahl 5	Kirchenreform	2	65
1969 Sozialisten in den CV 2	CV	2	69
1971 Linkskatholizismus 1965-67 12	Daim	2	73
2004 Mozarts Tod und Begräbnis 12	Mozart	2	91
2005 CV Heldentum im Liedgut 3	CV	2	103
2007 CV Die Prinzipien unter Web 2.0 4	CV	2	106
2008 CV Daims Thesen aus 1963 27	Daim	2	110
2008 CV Umfrage Rd 5	CV	2	134
2009 Der Weg aus der Kirchenkrise 8	Kirchenreform	2	139
2010 CV 50 Jahre ÖCV-Hymne 2	CV-Hymne	2	147
2011 CV Biografie Wilfried Daims 210	Daim	2	149
2015 CV Mustercomment 65	CV	2	386
2017 CV Nachruf für Wilfried Daim 5	Daim	2	451
2017 CVer Guggenberger und Daim 7	Guggenberger	2	455
2021 Wortfrequenz Sozialenzykliken 1	Soziallehre	2	462
2021 Aramäische Evangelientexte 6	Kirchenreform	2	463

Zu Band 2 - Religion und ÖCV

Vorbild für diesen Band ist der *Heilige Franziskus*, dessen Nachfolge des Jesus von Nazareth ich bewundere. Gleichzeitig will ich damit auch das Wirken des gegenwärtigen Papstes ehren.

Im zweiten der fünf Bände „*Austria semper reformanda*“ finden sich Dokumente aus den Jahren 1956 bis 2021, die sich mit Religion im weitesten Sinn beschäftigen. Die meisten von ihnen haben ein konkretes Reformanliegen.

Religion

Das Thema „Religion“ ist in dieser Dokumentation sehr weit gefasst. Vor allem geht es um die „*Ecclesia semper reformanda*“. Die diesbezüglichen Dokumente reichen von Kommentaren zu den Werken von Wilfried Daim (der ja alle seine Erneuerungsthesen auf ein jesuanisch verstandenes Christentum gründete) und zu Reformen in der Katholischen Kirche bis hin zum Verhältnis der ÖVP zur Katholischen Soziallehre. Dabei spielt der nach dem Zweiten Vatikanum sehr einflussreiche – heute aber kaum mehr wirksame – „Linkskatholizismus“ eine große Rolle. Vorreiter waren die holländischen Katholiken, deren für Erwachsene geschriebener Katechismus (1966) seither in den Regalen verstaubt.

„Linkskatholisches“ Denken wurde damals sehr oft mit politischer Linksorientierung in Verbindung gebracht und war für viele konservative Katholiken so etwas wie ein „rotes Tuch“. Manche Forderungen des „progressiven Katholizismus“ jener Zeit sind längst erfüllt – man denke an die Volkssprache im Gottesdienst, die Stellung des Zelebranten *„versus populum*“ oder die Handkommunion. Andere Vorschläge, insbesondere solche, die die kirchliche Hierarchie betreffen, wie Zölibat und Bischofswahl durch das Volk, sind von einer Verwirklichung weit entfernt. Beachtlich aber ist die Neuorientierung Roms in Richtung *Dritte Welt, soziale Gerechtigkeit, Umweltschutz* und *Kapitalismuskritik*.

Andererseits ist es noch ein weiter Weg, bis sich die Kirche voll zu ihrer nicht immer „christlichen“ Geschichte bekennt. Erst 1960 wurden die „*perfidi judaei*“ aus den Karfreitagsfürbitten gestrichen. Das Zweite Vatikanische Konzil beklagte in „Nostra Aetate“ (1965) zwar „alle Manifestationen des Antisemitismus, die sich *zu irgendeiner Zeit* und von i*rgendjemandem* gegen die Juden gerichtet haben“, doch ein wirkliches *mea culpa* ist das nicht. Wie weit der Weg zu einem echten Gesinnungswandel noch ist, zeigt sich u.a. daran, dass einschlägige Publikationen auf keinerlei Echo seitens der Amtskirche stoßen – als Beispiel möge der hier dokumentierte Aufruf an die Kirchen, sich an die Spitze des Kampfes gegen den Antisemitismus zu stellen, dienen.

Cartellverband und K.Ö.St.V. Rudolfina

Auch im ÖCV und in meiner eher konservativen Verbindung Rudolfina ging es mir stets um Reformen. Hier ein Beispiel: Jahrzehnte lang diente ein bayrisches Volkslied aus der Zeit um 1828 dem ÖCV als Bundeslied. Dessen Text, der in keiner Weise an den vier Prinzipien des Cartellverbandes: *Religio, Patria, Scientia* und *Amicitia* orientiert war, lautete:

1. Einer Farbe, einem Glauben, einer Sitte zugetan, häng’ ich wie die frommen Tauben meiner lieben Heimat an. Wo ich lebe, will ich sterben, wo ich sterbe, ruht sich’s gut, [: und die Kinder, die mir erben, erben auch mein Herz, mein Blut:]

2. Süße Heimat, schöne Erde, gutes Land, das mich erhält, o du teure, liebe, werte, runde, kleine, heit’re Welt! Immer will ich dir gehören, immer mit und bei dir sein! [: Fremdlinge und Söldner schwören, dir genügt mein Wort allein.:]

3. Meinem Glauben, meiner Sitte, meinem Vaterlande treu, kenn’ ich weder Wunsch noch Bitte, frage nicht, wo’s besser sei. Mögen and’re wünschen, suchen, mir sind über Gut und Geld [: meine Eichen, meine Buchen, heil CV, du meine Welt!]

Der ÖCV ist ein akademischer Männerbund, dessen Mitglieder kraft ihrer guten Ausbildung an vielen Schlüsselstellen des öffentlichen Lebens standen und stehen. Es schien mir nicht angemessen, dass katholische österreichische Akademiker einen derartig schwülstigen und engstirnigen Text als feierliches Bundeslied verwenden. Ich versuchte daher, einen Reformprozess anzustoßen.1956 wurde ein anonymer Wettbewerb ausgeschrieben, in dem der von mir verfasste Text den ersten Preis erhielt und as ÖCV-Hymne seit 1960 gesungen wird:

Auf des Glaubens Felsengrunde
stehe du, Cartellverband,
wohlgeeint zu jeder Stunde,
treu zu Gott und Vaterland!
Unserm Österreich zur Ehre,
was auch bringen mag die Zeit,
und zum Schutze der Altäre
sieh uns, Herr, im Kampf bereit!

Nach der Wissenschaft zu streben
sei uns allen ernste Pflicht;
nur der Wahrheit lasst uns leben
in der Freiheit Himmelslicht!
Hohen Zielen aufgeschlossen,
gilt's die Tat, den ganzen Mann,
gehet, Brüder, unverdrossen
unserm Volke stets voran!

Für die Freundschaft, die uns bindet,
gebt das Letzte freudig hin!
Unser Burschenband verkündet
dieses Bundes schönsten Sinn:
Uns als Brüder zu bewähren,
jeder treu zum Bunde hält. -
Dir will immer ich gehören,
Heil CV, du meine Welt!

Es gibt eine Reihe anderer Beispiele, wo versucht wurde, das auf alter Studententradition beruhende Verbindungsleben zu modernisieren. Manche derartige Initiativen endeten vor dem Verbindungsgericht, andere aber wurden durchgezogen wie die Aufnahme von Mädchen-verbindungen in den Kreis des katholischen Couleurstudententums.

Und manchmal gab es auch Sternstunden politisch-akademischer Aktivitäten wie das *Colloquium Austriacum* im Jahr 1966. Initiativen wie die Gründung eines neuen Verbindungstyps („Orion“) oder einer Pilgerschaft mit Schwerpunkt Jerusalem („Terra Santa“) gingen ins Leere. Die hier gesammelten Dokumente geben einen kleinen Einblick in diese für Österreich nicht unwesentlichen geistesgeschichtlichen Prozesse.

Band 2 Religion

Neues über das neue CV-Lied

Eine aus bewährten Zeitungshasen, federgewandten Fachleuten und „zornigen" jungen Männern bestehende Redaktion bemüht sich — allen Hindernissen zum Trotz — ein aktuelles, den Aufgaben des CVers von heute angepaßtes, auch graphisch zeitnahes Blatt mit akademischen Niveau zu gestalten. Daß diese Arbeit nicht unbeachtet bleibt zeigt einmalmehr das Echo, das die Diskussion um das neue CV-Lied ausgelöst hat. Wir wollen uns daher zunächst einmal bei allen Cartellbrüdern, die uns brieflich ihre Meinung zum Thema „Neues CV-Lied" bekanntgaben oder gar Textvorschläge einsandten, herzlichst bedanken. Ihr Interesse an der „academia" und an den Problemen des Verbandes ist für uns eine gewaltige Aufmunterung. Des weiteren bitten wir um euer Verständnis, daß wir von den eingelangten Zuschriften, die der Leiter des Amtes für Bildungswesen, Doktor Herbert Schambeck, Rd., zusammen mit mehreren Cartellbrüdern und der Redaktion eingehend durchdiskutiert hat, nur einige im Auszug wiedergeben können. Ein Abdruck aller dieser dankenswerten Beiträge und Anregungen in extenso, würde über den Rahmen eines Heftes der „academia" hinausgehen. Wir hoffen, daß die Beteiligung an der diesmaligen Rundfrage ebenso lebhaft sein wird.

An der Spitze möchten wir Doktor W. Jordans, BvBo., AIn., für seinen umfangreichen Beitrag, der auch ein Tonband mit einer neuen Melodie umfaßt, danken. Er schreibt unter anderem:

„Was zunächst die musikalische Seite angeht, die mir näher liegt als die textkritische, so betrübt mich, daß Chr. Diem die nach seinen Worten „sehr ins Ohr gehende" Melodie „Strömt herbei" beizubehalten vorschlägt. Als Rheinländer mit dem Charakter meiner heimatlichen Lieder bestens vertraut, vermag ich wohl zu beurteilen, inwieweit die Übernahme ihrer Singweisen in studentisches Brauchtum heute noch vertretbar ist; denn unsere Rheinlieder, so munter sie aus der Kehle fröhlicher Zecher erklingen mögen, werden dem Ernst und der Feierlichkeit mancher Studentenlieder, insbesondere der eigentlichen Bundeslieder nicht mehr gerecht. „Strömt herbei" wird im österreichischen Studentenliederbuch nicht weniger als fünfzehnmal für andere Liedertexte ausgeliehen. Ich sehe nicht ein, warum wir unter diesen Umständen auf eine verbandseigene Singweise verzichten wollen. Daher habe ich, von mehreren Cartellbrüdern jüngst darum gebeten, dem Brauchtumsausschuß des CV zwei singbare Vorschläge zur Verfügung gestellt, deren erster mir persönlich wertvoller ist und daher an dieser Stelle auch dem ÖCV ausdrücklich zur Verwendung angeboten sei. Was den zu singenden Liedtext betrifft, so empfehle ich mit gutem Gewissen und Geschmack für den Kommers die drei ersten Strophen des von unseren Vätern ererbten und bewährten Gessertschen Bundesliedes mit einigen rein zeitbedingten Änderungsvorschlägen."

Dr. W. Jordans schlägt somit an Stelle einer Neufassung die für den ÖCV in mehrfacher Hinsicht problematische Übernahme des deutschen CV-Liedes „Laßt ihr buntbemützten Scharen" zu der von ihm komponierten, marschmäßigen, gegen Ende fallenden und relativ schwer zu singenden Melodie vor. Seinen obigen Ausführungen ist entgegenzuhalten, daß der Anlaß, aus dem eine Melodie entstand, bei langjähriger Verbindung derselben mit anderen Texten viel weniger mitschwingt, als die Grundaussage eines bestehenden Textes weiterwirkt, der — wenn auch geändert — übernommen wird. Was eine neue Melodie vermeiden soll, brächte der übernommene Text mit sich.

Dipl.-Kfm. F. Zirps, F-B, schreibt uns:

„Meinem Alter entsprechend, bin ich natürlich etwas konservativer eingestellt, als manch jüngerer unter meinen Cartellbrüdern, doch bilige ich ohne weiteres zu, daß unser CV-Lied unserer Zeit nicht mehr ganz entspricht. Eine völlig neue Hymne finde ich fehl am Platz, da diese erst mit den jetzigen Aktiven in Fleisch und Blut der Cartellbrüder übergehen würde. Dieses Lied würde dasselbe Schicksal haben wie unsere derzeitige Bundeshymne, welche erst nach ein oder zwei Generationen das sein dürfte, was sie eigentlich sein soll. Zur Zeit glaube ich nicht, daß deren Klänge im einzelnen Bürger hehre Gefühle auslösen."

Leider reimen sich die in diesem Brief gemachten Abänderungsvorschläge für einzelne Verse des alten Textes nicht. Im übrigen sprechen die Argumente bezüglich der Bundeshymne doch für ein neues CV-Lied, denn nur ein solches kann das werden, was es eigentlich sein soll. Lesen wir dazu gleich, was Doktor F. Winge, NdW., zu sagen hat:

„Ich rege die Veröffentlichung der besten Vorschläge an, zu denen alle Cartellbrüder Verbesserungsvorschläge machen sollen, da sonst guter Entwurf durch eine einzige unannehmbare Wendung ausscheiden müßte, es aber anderseits viel leichter ist, kleine Retuschen anzubringen, als ein neues Lied zur Gänze zu entwerfen. Kleine Verbesserungen — die beim alten CV-Lied nicht möglich sind, da es zu unpassend, schon in seiner Grundhaltung und im Stil ist — gelingen leicht, noch dazu an einem Werk, das der Kunst angehören kann, aber durchaus nicht muß. Denn ein gutes Lied muß keineswegs einen künstlerischen Text haben, siehe etwa die Marseillaise!"

Dieser Brief leitet uns bereits zur Frage der Beurteilung konkreter Vorschläge über. Nach welchen Kriterien soll das geschehen? Das neue CV-Lied muß zunächst inhaltlich geeignet sein. Wie bereits in der Februarnummer ausgeführt wurde, muß es also die zeitlosen Grundlagen und Ziele des CV berücksichtigen. Weiter muß der Text sprachlich einwandfrei aufgebaut sein, soll also keine Pleonasmen usw. enthalten. Ein anderes Erfordernis ist ein Minimum an dichterischem Ebenmaß. Gezwungene und holprige Reime oder bloße Füllselverse sind dem feierlichen Charakter eines Festliedes abträglich. Schließlich — und das zählt wohl zu den wichtigsten und gleichzeitig schwierigsten Aufgaben des Verfassers — soll die CV-Hymne in schlichten Worten abgefaßt sein. Schwülstige Phrasen, barocke oder schwärmerische Ausdrucksweise werden im Festlied des CV des 20. Jahrhunderts ihre Wirkung verfehlen.

Von diesen Gesichtspunkten ausgehend, hat der Bildungsreferent und die zur Beratung beigezogenen Cartellbrüder aus den eingegangenen Vorschlägen nach langer Diskussion drei Texte ausgewählt, die den genannten Erfordernissen am ehesten gerecht zu werden schienen. Durch ihre Veröffentlichung soll allen Cartellbrüdern Gelegenheit gegeben werden, ohne Namensnennung ihr Urteil abzugeben oder selbst einen weiteren Vorschlag zu machen. Zu diesem Zweck liegt dieser Nummer ein Blatt bei, das. bitte, bis 23. Mai an das Sekretariat eingesendet werden möge. Das Ergebnis der Rundfrage kann dann zusammen mit den in den einzelnen Verbindungen erarbeiteten Argumenten Grundlage für eine konkrete Behandlung des Themas auf der CVV sein.

Textvorschlag A

Auf des Glaubens Felsengrunde
stehet der Cartellverband
wohlgeeint zu jeder Stunde
treu zu Gott und Heimatland.
Unserm Österreich zur Ehre,
was auch bringen mag die Zeit,
stets zum Schutze der Altäre
sieh uns, Herr, im Kampf bereit!

Nach der Wissenschaft zu streben,
sei uns immer heil'ge Pflicht!
einer Wahrheit, wenn wir leben,
locken Trug und Lüge nicht!
Hohen Zielen aufgeschlossen,
gilt's die Tat, den ganzen Mann —
Brüder, gehet unverdrossen
unserm Volke so voran!

Für die Freundschaft, die uns binde,
gebt das Letzte, tut es not!
Unser Burschenband verkünde:
Wir sind treu bis in den Tod.
Drum voll Zuversicht und Stärke
reichet euch die Bruderhand:
Heil und Segen deinem Werke,
Österreichs Cartellverband!

Textvorschlag B

Dem CV fürs ganze Leben
hab' ich in der Jugendzeit
mit dem Wort mein Herz gegeben,
hab's getan und nie bereut.
Was ich tat, ich tät' es wieder,
gebe gerne hin, was mein,
seid ihr Freunde mir und Brüder,
will ich Freund und Bruder sein!

Wenn im Saal die Lieder klingen,
soll der Freund beim Freunde stehn;
wenn wir in den Straßen singen,
soll man unsre Farben sehn.
Und wir gehn in dichter Reihe,
zeigen, wenn die Stunde naht,
unsre Farben, unsre Treue,
unsern Glauben, unsre Tat.

Was dem Bunde wir geloben,
wir in Innsbruck, wir in Wien,
wir in Graz, wir in Leoben,
halten wir in treuem Sinn.
Hohe Schulen unsres Landes,
seid gegrüßt, wir danken euch!
In den Farben des Verbandes
glüht die Lieb' zu Österreich!

Zum Gebet wird unsre Weise,
dringt hinauf zu Gottes Thron,
grüßt die Brüder ernst und leise,
die vorangegangen schon.
Ihr dort drüben — wir auf Erden:
Gaudeamus igitur!
Mag es immer dunkel werden,
bleib CV, bleib du mir nur!

Textvorschlag C

Unserm Bunde, unserm Glauben,
unserm Lande zugetan,
soll der Kleinmut uns nicht rauben,
was die Liebe uns gewann:
daß Europa heut verbindet,
wie es einst das Reich verband,
daß die Herzen uns entzündet,
Österreich, du Vaterland!

Unsrer Heimat, unserm Bunde,
unserm Glauben sind wir treu,
stets bereit für jene Stunde,
die für uns die schwerste sei;
denn wir sind zur Schicksalswende
nicht allein auf uns gestellt,
weil der Vater seine Hände
über unsre Reihen hält.

Unserm Glauben, unserm Lande,
unserm Bunde unsre Kraft!
Füget Glauben zum Verstande,
krönt mit Lieb' die Wissenschaft!
Heil dem Bund, der uns verbindet,
der die Väter schon verband,
der die Herzen uns entzündet,
Österreichs Cartellverband!

Wettbewerb CV-Lied

Die Hymne

Ernst Exner in: Gaudeamus igitur, Wien, 2014

Vom 25. bis zum 29. Mai 1960 tagte in Wien unter dem Vorort Norica im Niederösterreichischen Landhaus die II. Cartellversammlung. Auf der Tagesordnung stand u.a. auch die Beschlussfassung über eine neue Textfassung der ÖCV-Hymne.

Eine solche war zum ersten Mal bereits 14 Jahre vorher auf der Cartellversammlung 1946 angeregt worden. Aber wie lautet schon ein altes Sprichwort: „Gut Ding will Weile!"

Die Anfänge des ursprünglichen Textes und der Melodie, die der späteren Hymne vorausgegangen sind, reichen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück.

Ein „Rheinlied" von Otto Julius Inkermann (1823-1862) aus dem Jahr 1848 beginnt mit den Verszeilen *„Strömt herbei, ihr Völkerscharen zu des deutschen Rheines Strand: wollt ihr echte Lust erfahren, o so reichet mir die Hand".* Mögen in weiterer Folge auch *„tausend schöne Frauen"* locken, so ist es doch klar: *„nur am Rheine darfst du frein"*. Selbstverständlich gilt *„Nur am Rheine will ich trinken, einen echten deutschen Trank"* und schließlich wünscht sich der Sänger auch: *„nur am Rheine will ich sterben, nur am Rhein grabt mir mein Grab".*

Man findet diesen Text in keinem österreichischen Kommersbuch. Nachlesen kann man ihn im „Allgemeinen Deutschen Kommersbuch" einschließlich der 165. Auflage aus dem Jahr 2008.

Anders ist es mit der feierlich-getragenen Melodie, die der Kapellmeister Peter Johann Peters (1820-1870) um 1867 dazu geschaffen hat. Sie lebt bis heute und ihr wurden vielfach neue Texte unterlegt.

Der deutsche CV singt dazu sein Bundeslied *„Lasst ihr buntbemützten Scharen"* nach Heinrich Gassert (1857-1928, K.D.St.V. Hercynia Freiburg), dem *„Sänger des CV",* von dem auch der Text zu dem Lied *„Reicht von der Wand mir dort hernieder"* stammt.

Der österreichische CV sang dazu viele Jahre *„Einer Farbe, einem Glauben"* nach einem Text von Ludwig Besse (1806-1863) aus der Zeit um 1828. Sein Gedicht wurde zunächst zu der Melodie von „Fern in Süd das schöne Spanien", einem Gedicht von Emanuel Geibel (1815-1884), das der

zu seiner Zeit sehr bekannte Komponist Carl Gottlieb Reißiger (1798-1859) vertont hatte, gesungen und erst später der Komposition von Peter Johann Peters unterlegt.

Das Lied war wohl ursprünglich dem Land Bayern gewidmet und nicht, wie man lange meinte, einer Allgäuer Landsmannschaft. Die Verse von Ludwig Besse sind jedenfalls Ausdruck des romantischen Heimatverständnisses und Heimatbewusstseins der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie es auch im „Rheinlied“ von Otto Julius Inkermann betont wird. Sie endeten mit den Worten „…. und Algovia, meine Welt“.

Daraus wurde im ÖCV *„Heil CV, du meine Welt!“*

Der MKV bestimmte auf seiner 7. Kartellversammlung am 4. Juni 1949 in Innsbruck das Lied mit der Schlusszeile *„Heil MKV, du meine Welt!“* zu seinem auch heute noch ansonsten unverändert gesungenen Bundeslied.

Im ÖCV wurde allerdings bereits nach dem Zweiten Weltkrieg dieser Text, der außer der geänderten Schlusszeile keinen wie immer gearteten Bezugspunkt zu den Prinzipien des katholischen Farbstudententums aufweist, von vielen als nicht mehr zeitgemäß empfunden.

Warum hängt ein Chargierter mit hoch gezogenem Schläger und jeder andere Sänger an der Kommerstafel *„wie die frommen Tauben seiner lieben Heimat an?“* Warum müssen ausgerechnet die Tauben fromm sein?

So kam es bereits auf der Cartellversammlung 1946 zu folgendem Beschluss:

„Zur Erlangung einer wirklichen CV-Hymne, die der ideellen und historischen Bedeutung des Cartellverbandes entspricht, ist ein Preisausschreiben zu veranstalten.“

Der Cartellversammlung 1949 lagen dann zwei Entwürfe vor. Der eine war zu pathetisch: *„Auf und ab die Lose steigen in der Zeiten Wechselgang“,* der andere dem Nachkriegsgeist zu sehr verpflichtet: *„Dass die Heimat glücklich werde, andern Ländern wieder gleich!“*

So kam es zu einem neuerlichen Beschluss:

„Die CVV befürwortet eine Änderung des CV-Bundesliedes und empfiehlt den Korporationen, alles daranzusetzen, zur alten Melodie des CV-Liedes einen neuen Text zu schaffen. Der Bildungsreferent wird mit der Auswahl betraut.“

Der Cartellversammlung 1951 lagen vier Entwürfe vor. Auch für sie konnte man sich nicht entscheiden, sie waren, wie schon zwei Jahre davor, zu pathetisch und zu zeitgebunden. Ein Expertenkomitee wurde eingesetzt. In die Tagesordnung zur Cartellversammlung 1952 wurde zwar der Punkt „Resolution bez. CV-Lied“ aufgenommen, es kam aber lediglich zu der lapidaren Feststellung *„Wir wollen jede Neufassung im Auge behalten, aber keinen Termin setzen.“*

Damit war die Angelegenheit für einige Jahre vom Tisch.

1958 hat der damals in Salzburg lebende Regierungspräsident a.D. Dr. Wilhelm Jordans (Bavaria Bonn und Austria Innsbruck, † 1978) dem deutschen und 1960 auch dem österreichischen CV ein neues Bundeslied vorgeschlagen. Die Texte „Lasst ihr buntbemützten Scharen“ und „Einer Farbe, einem Glauben“ wollte er unverändert beibehalten, warb aber für eine neue Melodie. Diese seine eigene Vertonung war sehr stark von dem Lied „Schwört bei dieser blanken Wehre“ von Hanns Treidler (1853-1926, S! Ghibellinen Wien) beeinflusst, ohne allerdings über dessen Schwung zu verfügen. Seine Ideen wurden in beiden Verbänden nicht aufgegriffen.

Die Beibehaltung der überlieferten Melodie von Peter Johann Peters stand von vorneherein außer Frage. Sie war so populär, dass ihr in den Jahrzehnten davor bereits zahlreiche neue Texte, wie z.B. „Wieder flechten wir zum Kranze“ von Caesar Flaischlen (1864-1920) oder „Sei gegrüßt, du Stadt der Lieder“ von Hans Löw (1902-1937, Baj), unterlegt wurden. Einige Verbindungen, unter ihnen sogar die A.V. Edo-Rhenania zu Tokio, singen zu dieser Melodie ihr Bundeslied.

1960 war es Peter Diem (* 1937, Rd), der in der „Academia“ mit einem ausführlichen Beitrag *„Das alte Lied vom neuen CV-Lied“* die Diskussion wieder in Schwung brachte. Er bezeichnete die bisherige CV-Hymne als *„das gedankenloseste Provisorium, das in katholisch-österreichischen Kreisen je errichtet wurde“* und stellte die Frage: *„Wäre es nicht an der Zeit, diesem unvergleichlichen Freundesbund nun auch eine entsprechende Hymne zu geben?“*

Er umriss auch die Schwerpunkte, die eine neue CV-Hymne vermitteln sollte:

„Für eine richtige CV-Hymne erscheint eine gleichmäßige Berücksichtigung der religiösen Fundierung unseres Verbandes, seiner Treue zu einem freien und unabhängigen Österreich, seiner akademischen Einstellung und

seines alle Verbindungsmitglieder erfassenden Freundesbandes unerlässlich."

Eine weitere Folge der „Academia" konnte darüber berichten, dass der Artikel von Peter Diem ein breites Echo ausgelöst hatte.

Aus zwölf Vorschlägen für eine neue ÖCV-Hymne wurden schließlich durch den ÖCV-Bildungsreferenten, dem späteren Universitätsprofessor und langjährigen Stellvertretenden Vorsitzenden des Bundesrates Dr. Herbert Schambeck, Rd, und den von ihm zur Beratung beigezogenen Cartellbrüdern drei ausgewählt. Sie wurden ohne Nennung der Autoren in der „Academia" und in einem Sonderdruck veröffentlicht.

Im Begleittext betonte man:

„Das CV-Lied muss zunächst inhaltlich geeignet sein", es muss *„die zeitlosen Grundlagen und Ziele des CV berücksichtigen."* Der Text soll *„sprachlich einwandfrei aufgebaut"* sein, über ein *„Minimum an dichterischem Ebenmaß"* verfügen und *„in schlichten Worten abgefasst sein"*, denn *„schwülstige Phrasen, barocke oder schwärmerische Ausdrucksweise werden im Festlied des CV des 20. Jahrhunderts ihre Wirkung verfehlen."*

Der „Academia" wurde eine Antwortkarte beigelegt und die Leser zu einer „Abstimmung" aufgerufen, an der sich vor allem Alte Herren beteiligten. Von den rund 500 Antworten entfiel die Hälfte auf jenen Text, der nach eingehender Diskussion auch auf der Cartellversammlung angenommen wurde und von dem sich später herausstellte, dass ihn Peter Diem eingereicht hatte.

Mit geringen Veränderungen wurde er am 13. Juli 1960 von der Verbandsführung beschlossen und kundgemacht.

Mit den *Verszeilen „Auf des Glaubens Felsengrunde stehe du, Cartellverband, wohlgeeint zu jeder Stunde, treu zu Gott und Vaterland!", „Nach der Wissenschaft zu streben sei uns allen ernste Pflicht; nur der Wahrheit lasst uns leben in der Freiheit Himmelslicht!"* und *„Für die Freundschaft, die uns bindet, gebt das letzte freudig hin! Unser Burschenband verkündet dieses Bundes schönsten Sinn!"* wird seither in überzeugender Weise das Bekenntnis zu den Prinzipien zum Ausdruck gebracht, um in den ewig gültigen Ruf zu münden:

„Heil CV, du meine Welt!"

Aber bei uns in Bagdad . . .

Von einem Land, wo Auslandsstudenten keine Kameltreiber sind

Es ist gerade ein halbes Jahr, seit ich die ehrwürdigen Hallen der Alma Mater Rudolfina mit den klimageregelten Klassenzimmern und den weiten Rasenflächen der Southern Illinois University vertauscht habe. In dieser Zeit mußte ich mich in vielem umstellen. Teilweise bedeutete das eine Rückkehr zu Mittelschulgewohnheiten (Anwesenheitspflicht, Zensuren usw.), teilweise habe ich hier so manches dazugelernt (korrekte und dennoch zeitsparende Abfassung wissenschaftlicher Arbeiten, moderne bibliothekwissenschaftliche Methoden). Daneben sind es vor allem die vielen „extracurricular activities", also die sportlichen, gesellschaftlichen und kulturellen Ereignisse auf Hochschulboden, die den Europäer überraschen. Dazu kommt der große Anteil der studentischen Selbstverwaltung am Universitätsgeschehen. So wird z. Beispiel der gesamte Inskriptionsvorgang von Studenten unter der Aufsicht einiger weniger Verwaltungsbeamter betreut. Mit Hilfe von neun Lochkarten pro Hörer werden alle Gebühren verrechnet, der Stundenplan erstellt und die Noten nach einem Punktesystem ermittelt. Von der Quästur bis zum Stadion und vom Theater bis zur Bibliothek, überall sind Studenten beschäftigt (auch mit dem Staubsauger!). Das hat nicht nur budgetäre Einsparungen zur Folge (weniger volle Gehaltsempfänger bei ausreichendem Personal), sondern ist auch eine erfolgreiche soziale Maßnahme. Darüber hinaus ergibt dies eine äußerst kollegiale Atmosphäre — ich getraue mich kaum an die Distanz Student—Beamter in unseren Dekanaten zu denken.

Wie Österreich durch seine wissenschaftliche Tradition, seine geographische Lage und außenpolitische Neutralität, so sind die Vereinigten Staaten durch die vorhandenen materiellen Mittel zu einem Eldorado der Auslandstudenten geworden. Es wäre jedoch verfehlt, zu glauben, daß finanzielle Stärke das einzige Kriterium der aufmerksamen Betreuung der ausländischen Studenten in diesem Land bildet. Die Amerikaner sind stolz auf ihre gefestigten demokratischen Einrichtungen, sie sind gastfreundlich und werden sich immer mehr ihrer gestiegenen Verantwortung anderen Völkern gegenüber bewußt. Hier sind einige Beispiele aus meinen eigenen Erfahrungen.

Jede Universität hat einen offiziellen Auslandstudentenberater, der sämtliche Belange koordiniert. Sein Büro — in dem meist in- und ausländische Studenten mitarbeiten — bearbeitet, zusammen mit den hauptsächlich verantwortlichen Stellen, die Stipendienvergebung an Ausländer. Zusammen mit dem Zimmernachweis der Universität bemüht es sich, vor oder unmittelbar nach Ankunft der ausländischen Studenten um deren Unterbringung. Während ihres Aufenthaltes werden den Auslandstudenten Einladungen in amerikanische Familien und Wochenendtouren mit Führungen durch öffentliche und private Einrichtungen vermittelt. Das Büro legt ein Verzeichnis mit Adresse, Studienrichtung, Religion und besonderen Interessen der ausländischen Studenten auf, auf Grund dessen interessierte Stellen, wie Schulen, Klubs und andere Vereinigungen, Studenten zu Vorträgen und Diskussionen einladen können.

An der Universität existiert des weiteren ein internationaler Klub. Ihm gehören In- und Ausländer gleicherweise an; die einzige Verpflichtung ist ein kleiner Mitgliedsbeitrag, der für Vervielfältigungskosten und Erfrischungen für den gesellschaftlichen Teil der Veranstaltungen ausreicht. Wie allen studentischen Vereinigungen steht dem „International Relations Club" ein akademischer Lehrer beratend zur Seite („faculty adviser). Dadurch wird eine gewisse Kontinuität über die Semester hinweg sowie der Kontakt zu den Professoren gesichert. Das Programm umfaßt neben Vorträgen ausländischer Studenten und Professoren Diskussionen über internationale Probleme sowie kulturelle Darbietungen ausländischer Gruppen. So fand im Jänner eine asiatische Festwoche statt, deren Programm von Kunstausstellungen bis zu einer chinesischen Oper reichte. Es war für mich immer wieder lehrreich, aus erster Hand Informationen über jene Länder zu erhalten, in denen sich buchstäblich die Zukunft entscheidet. Wir dürfen nicht vergessen, daß das Wissen um die Eigenarten unserer Mitmenschen in anderen Erdteilen keineswegs in demselben Maße gestiegen ist wie die geographischen Entfernungen durch das moderne Verkehrs- und Nachrichtenwesen geschrumpft sind.

Eine wichtige Möglichkeit zur Kontaktaufnahme bilden religiöse Veranstaltungen. Hier zeigt sich, daß die katholische Kirche eine wirkliche Weltkirche ist.

Eine Veranstaltung, die mich stark beeindruckt hat, war die Modellsitzung der Generalversammlung der Vereinten Nationen („Model UN"). Mehr als fünfzig Nationen waren durch vierköpfige Delegationen vertreten. In vier Ausschüssen, den Hauptausschüssen der UNO nachgebildet, wurden die Frage der Zulassung Rotchinas, die Kongo- und Algerienkrise, die Probleme Abrüstung und Entwicklungshilfe vorberaten, dann in der Generalversammlung (in der übrigens eine Kärntner Kollegin den Vorsitz führte!) debattiert und entsprechende Resolutionen gefaßt. Dies war eine Gelegenheit, bei der Ausländer und Inländer internationale Verständigung auf gehobener Ebene praktizieren konnten.

Diese Beobachtungen zeigen, daß man sich in den USA ernstlich bemüht, dem ausländischen Studenten die Anpassung zu erleichtern und einen fruchtbaren Gedankenaustausch herbeizuführen. Es soll nicht gesagt werden, daß bei uns in Österreich nichts geschieht. Die österreichische Hochschülerschaft — in der der ÖCV durch das dem Wahlblock neuerlich ausgesprochene Vertrauen wieder verantwortlich mitarbeitet — ist aktiv am Werk. Doch sie allein kann es nicht schaffen. Es bedarf der Mithilfe der studentischen Vereinigungen. Anfang 1960 hat der Cartellverband sein Auslandstudentenmemorandum veröffentlicht. Fragen wir uns: in welchen Punkten sind wir ernstlich weitergekommen?

Die Tätigkeit des Afro-asiatischen Instituts ist angelaufen. Hat deine Verbindung, lieber Cartellbruder, schon einen Arbeitskreis über einschlägige Probleme abgehalten?

Hast du, lieber Alter Herr, schon einen ausländischen Studenten zu Gast gehabt?

Was weißt du, lieber Aktiver, über Kenya oder Vietnam? Weißt du, warum außerhalb von Kuba Tausende von Kubanern unter Waffen stehen, bereit die Insel zurückzuerobern?

Hast du, lieber Cartellbruder, schon je mit einem Ausländer auf Universitätsboden gesprochen oder diskutiert?

Das Beispiel des katholischen Akademikers zählt. Enttäuschen wir nicht durch mangelndes Beispiel!

Dr. Peter Diem, Rd.

12/8. Jgg 60/61

Peter Diem

Rede zur Landesvaterkneipe am 5. Juni 1962 (64. Stiftungsfest)

Liebe Bundesbrüder!

Stand ich nicht gestern an jenem Ort, wo deine grünenden Fluren einst dem Marschtritt römischer Kohorten lauschten, wo um das Lager der XIV. Legion Handel und Handwerk blühten und wo ein urkräftiges Christentum nach Überwindung des unbesiegten Sonnengottes zum Sprung nach Germanien ansetzte? Habe ich nicht viele Male von jenem Berg nach Sonnenaufgang geblickt, auf dessen Spitze sich der heilige Babenberger Leopold eine feste Burg erbaute und dabei die Größe des Auftrages erahnt, den er dir damals gab? Hörte ich nicht das Splittern der Lanzen und das Schnauben der Pferde an Leitha und March, als ich jüngst deine Ostgrenze entlangfuhr? Und weht mir nicht aus der Aula deiner ältesten hohen Schule und aus den kühnen Bogen deines größten Domes der Geist des Jünglings Rudolf entgegen, dessen Namen unsere Gemeinschaft trägt? Erinnert mich der beschauliche Spaziergang auf der Türkenschanze nicht an die Gefahr, in der deine Hauptstadt schwebte, als der Halbmond zur Todessichel der westlichen Kultur zu werden drohte? Wie fühle ich deine wiedergewonnene Lebensfreude, wenn ich die Kuppel der Karlskirche bewundere und wie bewegt es meinen Sinn, wenn ich den Klängen jener Symphonie lausche, die als die "heldenhafte" deinem Demütiger zugedacht war! Wie schnell ziehen nach den Idyllen des Biedermeier drohende Gewitterwolken am Horizont deiner Länderpalette auf! Neben die Stücke Raimunds und Nestroys und die Werke deines großen Sohnes Grillparzer stellt die Geschichte das Buch einer Frau: Bertha von Suttner. Allein die Waffen schwiegen nicht. In jedem deiner Dörfer steht heute noch ein schlichtes Mahnmal: Unseren Helden von 1914-1918. Um diese Zeit beginnst DU uns wirklich bewusst zu werden. Nicht aus den Geschichtsbüchern, anders als aus den versteinerten Resten der Frühgeschichte, oder aus den Pergamenten des Mittelalters, aus den Gemälden spanischer Meister oder den Tonbildern unserer heimischen Musiker; du wirst uns nun schmerzvolles Bewusstsein aus unseren persönlichen Schicksalen – aus den Wunden, die der erste Krieg schlug, aus den Schussspuren im Gemäuer der ersten Republik, aus den Blutstropfen, die hinter den Fenstern des Bundeskanzleramtes für dich vergossen wurden, aus den Abschiedsworten, die für dich am 12. März 1958 über den Rundfunk ertönten. Du sankst uns dahin unter den Tritten fremder Stiefel, die widerrechtlich unsere Grenzen überschritten. Man versuchte, dich aus den Hirnen jener zu verbannen, die hinter den Stacheldrähten teufelsbeherrschter Konzentrationslager schmachteten. Im fliehenden Kriegsglück deiner größenwahnsinnigen Herren legt sich über dich der

Flammenteppich ihrer überlegenen Gegner. Dein Antlitz prägen Hunger, Kälte und Not. Seit 1918 ein Torso, bist du 1945 ein Trümmerhaufen. Deine stolzen Türme liegen in Schutt und Asche und mit ihnen scheint alles Leben versiegt zu sein. Doch das Unglaubliche wird Wahrheit: durch den Fleiß deiner Menschen wie auch durch großzügige Hilfe anderer - vor allem aber durch das selbstlose Wirken beherzter Männer und ihre unverbrüchliche Treue zu jener Idee, zu der du, ÖSTERREICH, in uns geworden bist, erstehst du wieder. Zehn Jahre nach dem absoluten Chaos erlangst du deine volle Freiheit. Mit der Verpflichtung zu immerwährender militärischer Neutralität hast du 1955 deine alte Rolle in einem neuen Gewände zurückerhalten: Wegkreuz Europas zu sein - nicht nur Wachtposten an seinem Ostrand, sondern versöhnende, verbindende Mitte.

Liebe Bundesbrüder!

Wir haben uns heute hier versammelt, um in überlieferter studentischer Art unsere Liebe zu unserem Vaterland Österreich zu dokumentieren. Wir wollen diese Feier nicht mit Phrasen begehen. Wir wollen uns vielmehr auf den Auftrag besinnen, den unser Vaterland heute für uns bereithält. Grundlage dafür ist unsere bedingungslose Bereitschaft, der Heimat so zu dienen, wie wir dies kraft unserer besonderen Verhältnisse vermögen. Vor allem in unserem Beruf, sei dies eine Stellung im öffentlichen oder privaten Leben. Absolute Integrität des einzelnen, Einsatz für die Interessen der Gemeinschaft, Verständnis für die Anliegen des anderen sollten uns als Rudolfinen, als CVer auszeichnen. Es dürfte für uns weder das sanfte Ruhekissen eines falsch verstandenen Staatspostens noch das "warum den i, wo san denn die anderen?" des politisch Desinteressierten geben. Für den jungen Mann, dem der notwendige Schutz des Staatswesens eine neunmonatige Wehrdienstpflicht auferlegt, dürfte es keine künstlichen Wehwehchen und Sehfehler vor der Stellungskommission geben, wenn er vielleicht kurz davor mit einem feierlichen Versprechen dem Vaterland die Treue gelobte. Auch scheint es mir von wenig Achtung vor der Heimat, in der wir auch in der heutigen Weltgesellschaft noch wurzeln, zu zeugen, wenn der frischgebackene Akademiker nichts schneller tun kann, als seine Koffer zu packen und einem guten Verdienst im Ausland nachzujagen. Liebe Bundesbrüder, es ist müßig, Wege und Mittel aufzuzeigen, wie wir unser beschworenes Vaterlandsprinzip verwirklichen können.

Was wir tun müssen, ist mehr in unser Inneres, in unseres Herzens Grund zu horchen und dem Rufe jener Stimme zu folgen, die uns von dorther aufruft, der Heimat zu dienen, von der Anton Wildgans schreibt:

Österreich heißt das Land!
Da er’s mit gnädiger Hand
Schuf und so reich begabt,
Gott hat es lieb gehabt.

Jänner 1964

Liebe Cartell- und Bundesbrüder!

Die Trauerfeier, die uns hier zusammenführt, soll vor allem unserer Wehmut über das Hinscheiden eines Freundes und Bruders Ausdruck verleihen, den wir wie viele andere, die der unerbittliche Wille Gottes zu sich gerufen hat, noch gern in unserer Mitte wüssten. Darüber hinaus aber kann gerade der Tod August Maria Knolls Anlass für eine ernste Selbstbesinnung sein, zu der uns seine in vieler Hinsicht einmalige Persönlichkeit geradezu herausfordert. Deshalb soll der Versuch einer solchen Selbstbesinnung mit jener Offenheit gemacht werden, für die uns der Verstorbene Vorbild war - und es deshalb sein konnte, weil er mit der dynamischen Direktheit seiner Aussage stets die brüderliche Liebe für Freund und Gegner verband.

So sei in dieser Stunde offen gesagt, was der Nonkonformist Professor Knoll war und wozu er uns aufrufen wollte und soll.

Knoll war zuvorderst evangelischer Katholik. Für ihn hat sich die Kirche seit der Zeit Christi in manchem zu weit vom Evangelium entfernt, beinahe umgekehrt proportional zu ihrer Katholizität im Sinne weltweiter Verbreitung. Die Antithese der frühchristlichen Liebeskirche und der abendländischen Rechtskirche von heute war für August Maria Knoll von brennender Aktualität. Die Konzentration auf das alles umgreifende und jeder sozialen, wirtschaftlichen und politischen Problematik auch ideologisch gewachsenen Liebesprinzip schien ihm das Gebot der Stunde. Knoll war dabei ein revolutionärer Katholik. Revolutionär insofern, als er die Um-wälzung der Herzen forderte, ihre Rückwälzung auf den wesensmäßig sozialrevolutionären Kerngehalt des Christentums. Aus diesem Grunde war er auch ein echter Sozialreformer: revolutionär in der Idee und in der Gesinnung, dabei in nichts behutsamer als in der Wahl der Methode. Für ihn waren Gewaltlosigkeit und Gewaltverzicht ebenso selbstverständlich wie das Verständnis für die Ansicht und Position des anderen. Er war deshalb auch ein toleranter Katholik, dem es unfassbar erschien, dass man auf einen Andersgläubigen oder weltanschaulichen Gegner mit Geringschätzung herabsehen konnte und ihn nicht zu sich in die Wohnung zu einem Gespräch einladen würde.

Die letzten Wochen der vergangenen Konzilssession haben gezeigt, wie sehr er damit eins war mit den fortschrittlichen Bischöfen, insbesondere mit den aus einer echt pluralistischen Gesellschaftsordnung kommenden nordamerikanischen.

Knoll war demgemäß auch ein freiheitlicher Katholik. Ihm schien unfassbar, dass das fruchtbare Streitgespräch der Theologen und Laien durch eine veraltete Indexpraxis unterbunden wurde und die Meinungsfreiheit in einem Verband, der bei den Worten "Freiheit schreibt auf Eure Fahnen ..." wie ein Mann aufspringt, mehr als einmal mit Füßen getreten wurde.

Knoll war durch und durch ein humanistischer Katholik.

Nicht im Sinne eines Rückgriffes auf die heidnische Anthropozentrik des griechisch-römischen Altertums, die das Abendland geistesgeschichtlich am Delphischen Orakel statt am Berg Sinai beginnen lässt, sondern durch seine Liebe zum geknechteten Menschen, ja jeglicher geknechteten Kreatur. In beispielhafter Nachfolge Christi nahm er durch schmerzvolles Mit-Leiden Anteil am Los derer, die im Verlauf der Geschichte Opfer heidnischer oder auch christlicher Barbarei geworden waren: Der Opfer wütender Kreuzfahrer ebenso wie der um des schönen Gesangs willen Kastrierten, der Millionen Gefallenen der Weltkriege und der in den Feueröfen der "blonden Herrenrasse" Umgekommenen.

Dieser sein Humanismus war es, der August Maria Knoll Tag und Nacht mit dem Weiterglosen des Antisemitismus in unserer Zeit konfrontierte und an Vorfällen wie jenem fast zerbrechen ließ, bei dem der spanische Kulturhistoriker Salvador de Madariaga von einem sprachunkundigen Gast des Hotels Panhans laut als "polnischer Jud" bezeichnet wurde. Und wie musste es den vormaligen Sekretär Seipels treffen, als sein Chef, der Priester und Bundeskanzler, als Rezept für die Befriedung der ungebärdigen Arbeitermassen einmal die Worte gebrauchte: "Schießen, schießen, schießen." Es ist nicht zu verkennen:

Knoll war ein antiklerikaler Katholik. Antiklerikal freilich nicht in dem Sinn, dass er gegen den Klerus schlechthin eingestellt war, wohl aber gegen einen arroganten Klerikalismus. Seine tief-empfundene Freundschaft zu vielen unserer Cartellbrüder im Priesterstand und anderen Klerikern ist zu bekannt, als dass sie erwähnt zu werden brauchte. Knoll hatte seine eigene Definition von dem, was man unter einem schlechten Priester zu verstehen hätte: "Ein Pfaffe ist für mich ein Priester, der nicht für die, sondern von der Kirche lebt".

Und so wollte er auch nicht einsehen, dass sich der Klerus etwa unter Berufung auf den Korintherbrief ("Richtet nicht vor der Zeit, ehe der Herr kommt!") vielfach jede Kritik seines Verhaltens verbat – nicht ohne hinzuzufügen, soziologisch gesehen gäbe es gar keinen eigenen geistlichen Stand, der die Geschicke der Kirche bis in die jüngste Zeit herauf weitgehend gelenkt hätte. So war es zu der Kontroverse um das

letzte Buch des Verstorbenen gekommen, worin er versucht hatte, die Hauptaufgaben der von ihm postulierten beiden christlichen Stände herauszuarbeiten. Dass die Diskussion seitens einiger Kleriker nicht immer fair geführt wurde, mag daraus hervorgehen, dass man August Maria Knoll bei einem Kelsen-Seminar in Salzburg drohte, ihn mit der Polizei abführen zu lassen, wenn er an der Diskussion teilnehmen wolle.

Knoll war ein zutiefst frommer Katholik. Für ihn waren das Gebet und das Gedächtnis anderer im Gebet gleich wie der Empfang des Altarssakramentes mehr als eine Gewohnheit: sie waren ihm Herzensbedürfnis und steter Quell neuer Kraft. Kraft im Ringen um die Wahrheit, Kraft, um auf Grund der von ihm als die Wahrheit schlechthin empfundenen christlichen Botschaft Gutes zu tun. Als Hochschullehrer ist Professor Knoll uns in Erinnerung geblieben wegen seiner Bemühungen, den menschlichen Kontakt zu seinen Studenten zu suchen. Wer ihn bei Verbindungsveranstaltungen erlebt hat, weiß, dass man ihn zwar nur mit physischer Gewalt an den Ehrenplatz komplimentieren konnte, dass es jedoch kaum einer Anstrengung bedurfte, ihn zur Diskussion im kleinen Kreise bis Mitternacht festzuhalten. Seine wissenschaftliche Akribie zeigt sich - wenn auch nur andeutungsweise - in seinem letzten Buch „Katholische Kirche und Scholastisches Naturrecht“: Auf 89 kleine Druckseiten folgen 525 zumeist längere Anmerkungen und Erläuterungen. Was August Maria Knoll für Österreich als Chronist geleistet hat, wird erst die (auszugsweise) Veröffentlichung seines lückenlosen Tagebuches zeigen, die wir bei seinem Sohn Reinhold in besten Händen wissen. Vielleicht wird sie auch erweisen, dass Professor Knoll entgegen anderslautenden Behauptungen der geistige Vater der sozialwissenschaftlichen Hochschule Linz ist.

Zuletzt sei der Patriot Knoll gewürdigt, der in den schweren Jahren, die er 1934-1938 als Privatdozent an der juridischen Fakultät der Universität Wien erlebte, sein ganzes Sinnen und Trachten in den Dienst der Erhaltung der Eigenstaatlichkeit Österreichs stellte und in der "österreichischen Aktion" gemeinsam mit Ernst Karl Winter und anderen durch den Versuche der Eingliederung der Arbeiterschaft in den vaterländischen Abwehrkampf die geistigen Grundlagen für die staatserhaltende Große Koalition der Nachkriegszeit legte. Diesem Gedanken des "Miteinander“ statt dem "Gegeneinander" (den heute selbst die bislang so gegnerischen Weltmächte USA und Sowjetunion zu verwirklichen trachten) blieb Knoll bis an sein Lebensende treu. Noch wenige Monate vor seinem Tod antwortete er auf eine Einladung der Innsbrucker Sozialistischen Studenten zu einem Vortrag, dass er gerne zusage, wenn die katholischen Korporationen ebenfalls eingeladen würden. Diese hätten nach Knolls Meinung mehr Veranlassung, sich in fruchtbarer Diskussion mit den Sozialisten um die

Gestaltung Österreichs zu bemühen, als sich mit den Nationalen über das deutsche Volkstum zu streiten.

So verband August Maria Knoll Zeit seines Lebens eine glühende Liebe zu unserem Vaterland mit politischer Toleranz und einem starken Gefühl für soziale Gerechtigkeit. Die Kompromissbereitschaft, die er im Praktischen zeigte, führte nie zu einer Preisgabe auch nur eines Jotas seiner christlichen Grundhaltung.

Wenn wir in diesem Sinne die profilierte Persönlichkeit unseres verstorbenen Bruders betrachten, so können wir die Herausforderung, die sein Leben für uns zweifellos darstellt, zum Anlass nehmen, unser eigenes Leben als katholische Couleurstudenten und Akademiker einer ehrlichen Prüfung zu unterziehen.

Ist unser Christentum nicht vielfach zu einem bloßen Milieu- und Routinekatholizismus herabgesunken? Wo bleibt die echte Brüderlichkeit? Nicht nur den verschworenen Freund gegenüber!

Es wird unserem Katholizitätsprinzip nur zuträglich sein, wenn wir uns etwas mehr am Geist des Evangeliums orientieren als an abstrakten Diskussionen um die „Grundnorm“. Dann werden wir auch den durch und durch revolutionären Charakter des Christentums erfassen, das uns lehrt, dass wir Gott mehr zu gehorchen hätten als den Menschen, und nicht nur den geringsten unserer Brüder, sondern auch unsere Feinde zu lieben. Vielleicht wird dann der dem Erzmärtyrer geweihte Wiener Stephansdom eine Stätte des stürmischen Gebets nicht nur für die schweigende Kirche, sondern auch für ihre Verfolger werden? Tolerant zu sein, bedeutet, die ehrliche Bereitschaft zu besitzen, den Standpunkt des anderen verstehen zu lernen, die eigenen Fehler einsehen zu können und die Argumentation sachlich zu halten. Toleranz ist Vorurteilslosigkeit und Offenheit gegenüber anderen Menschen, Meinungen und Dingen. Sie sieht im politischen Gegner, im Juden, Neger und Chinesen zuerst den Menschen als Geschöpf Gottes und damit als Objekt christlicher Nächstenliebe.

Diese muss freilich ehrlich, beharrlich und flexibel genug sein, um auch nach anfänglicher Erfolglosigkeit den Sieg über Ungerechtigkeit und Gewalt davonzutragen. Anlass für einen Anfang gerade im CV böte der auch vom Christentum noch immer nicht überwundene Antisemitismus. Freilich wird nur ein wirklich freies Gesprächsklima dies ermöglichen, zu dem noch ein weiter Weg ist. Vielleicht wirkt die Atmosphäre der Konzilsaula, die ja eine im katholischen Raum bislang unerhörte Liberalität von Rede und Gegenrede brachte, in dieser Hinsicht auch in unseren Verband hinein.

Liebe Cartellbrüder, ist es ein Zufall, dass der weitschauende, weltoffene Blick humanistischer Brüderlichkeit zwischen den einzelnen Völkern und Rassen als Aufruf in der Friedensbotschaft Papst Pauls VI., die er aus Bethlehem an die ganze Welt sandte, wiederkehrt? Diese internationale Brüderlichkeit aber setzt eine innerchristliche voraus, die insbesondere im gegenseitigen Verstehen von Klerus und Weltchristen zum Ausdruck kommen soll.

Es wäre ein schönes Lebenszeichen einer neuverstandenen Liebeskirche, wenn der Friedenskuss im Hochamt auch an das Volk weitergegeben würde. Diese symbolische Handlung müsste tatbestimmte Umsetzung in einer echten Aktionsgemeinschaft von Klerus und Volk zur Verchristlichung der Welt erfahren. Gerade in den katholischen Verbindungen könnte durch einen engeren Kontakt mit den Theologen hierfür der Grundstein gelegt werden. Wenn wir ihnen durch Einladungen und Besuche das Gespräch mit dem Christen in der Welt ermöglichen, tragen wir viel dazu bei, die Kluft zwischen geistlichem und weltlichen Stand, die auf Grund der verschiedenen Funktionen beider nun einmal vorhanden ist, überwinden zu helfen. Möge uns allen das Leben August Maria Knolls von diesen Gesichtspunkten her verstanden, Leitbild sein für die Gestaltung unseres Lebens als CVer, und uns die Kraft geben, auf dem Boden christlicher Brüderlichkeit unseren Mitmenschen zu dienen.

Peter Diem

Das Werk aller (Die Furche 8/1964)

Am letzten Sonntag, dem 16. Februar 1964, trat die vom Zweiten Vatikanum mit großer Mehrheit beschlossene Konstitution über die heilige Liturgie in Kraft. Damit begann die auf Jahre geplante Erneuerung des katholischen Gottesdienstes. Während einige Punkte der Konstitution, wie zum Beispiel die fakultative Spendung des Ehesakraments innerhalb der heiligen Messe, unmittelbar wirksam wurden, obliegt die Durchführung der meisten Bestimmungen den zuständigen Bischofskonferenzen, beziehungsweise dem Heiligen Stuhl. Die Bischöfe werden jeweils insbesondere über die Verwendung der Volkssprache und über den Einbau der Volkselemente (Missionsländer!) zu befinden haben. Dem Apostolischen Stuhl obliegt unter anderem die Neuordnung des Ordo Missae, die Aufstellung der über mehrere Jahre verteilten Schriftlesung während der heiligen Messe, die Festlegung der Anlässe für die Kommunion unter beiden Gestalten und die Erstellung neuer Riten für die Sakramente.

Wesen der Liturgie

In ihrem Pastoralschreiben an den Klerus zur Neuordnung der Liturgie haben die österreichischen Bischöfe darauf hingewiesen, dass die Konstitution verständlicherweise nicht alle Wünsche erfüllt, die von verschiedenen Seiten erhoben wurden. Sie konnte keinen liturgischen Umsturz bringen, da sie sonst keine Mehrheit in der Konzilsaula gefunden hätte. Dennoch ist es wohl anzunehmen, dass der Geist der Konstitution über ihren Buchstaben hinaus verpflichtet, indem er das Wesen der Liturgie im tatsächlichen Gemeinschaftsgeschehen sieht. Die Konstitution bezeichnet die Liturgie als den „Gipfel, dem das Tun der Kirche zustrebt, und zugleich als die Quelle, aus der alle ihre Kraft strömt (Art. 10) Um aber diese Kraft auf die richtige Weise auszuschöpfen, „ist es notwendig, dass die Gläubigen mit recht bereiteter Seele zur heiligen Liturgie hinzutreten, dass ihr Herz mit der Stimme zusammenklinge und dass sie mit der himmlischen Gnade zusammenwirken, um sie nicht vergeblich zu empfangen“ (Art. 11). Einer der Leitsätze der Konstitution besagt, dass die Gläubigen „zur vollen, bewussten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden“ (Art 14).

Stumme Zuschauer?

Im Zentrum des religiösen Lebens steht unverrückbar die Eucharistiefeier. Wer die historische Entwicklung des Messopfers verfolgt, wird sich mit Trauer bewusst, dass Umwelteinflüsse und innerkirchliches Fehlverhalten das gemeinsame Gedächtnismahl bis zu einem Extrem verändern konnten, das sich nach außen hin von einer Pantomime kaum unterscheidet. Von der in der Sprache der Gläubigen gehaltenen Hausmesse der urchristlichen Zeit, bei der alle mitbeteten, mitsangen und die Gaben empfingen, führt die Entwicklung über die byzantinisierte Basilikalmesse des romanischen Zeitalters zur volksfremden Messe des Hochmittelalters. Schon weil die Anpassung an die Volkssprache versäumt wurde, werden die meisten Gebete nun nicht mehr laut gesprochen; der Altartisch wird zum entfernten Hochaltar. Die Gemeinde wird zur Zuseherschaft — ein Status, der bis heute nachwirkt, und dessen Überwindung eines der wichtigsten pastoralen Anliegen ist. Daher hat die Kirche ihre ganze Sorge darauf zu richten, dass die Christen der Messfeier „nicht wie Außenstehende und stumme Zuschauer beiwohnen; sie sollen vielmehr durch die Riten und Gebete dieses Mysterium verstehen lernen und so die heilige Handlung bewusst, fromm und tätig mitfeiern. (Art. 48). Es liegt auf der Hand, dass ein „Zusammenklingen von Herz und Stimme“ und eine „volle, bewusste und tätige Teilnahme“ nur bei durchgehender Verwendung der Volkssprache möglich ist. Die Bischofskonferenz wird daher ihre erste Aufgabe in einer möglichst weiten Ausschöpfung der Bestimmungen des Art. 54 der Konstitution sehen. Es brauchen die Argumente, die für die Verständlichkeit der liturgischen Sprache streiten, nicht mehr einzeln angeführt zu werden. Eine zusammenfassende Darstellung findet sich bei **Hans Küng**: „Kirche im Konzil“, Herder-Bücherei, 1963, S. 90 ff.

Während der Übergangszeit ist es notwendig, alle im Pastoralschreiben angedeuteten Möglichkeiten zu nutzen, um den Geist der liturgischen Erneuerung des gläubigen Volkes zu heben. Die stille Messe hat ihre Funktion als Minimalerfordernis zur Erfüllung der Sonntagspflicht verloren. Abgesehen davon, dass ihr rascher Ablauf manchen Priester dazu verleitet, einen Großteil der Gebete so herunterzuhaspeln, dass der Ministrant gerade noch mitkommt, erweckt sie bei vielen Besuchern den Eindruck, die Sonntagspflicht sei eine bloße Anwesenheitspflicht. Gibt es etwas Beschämenderes als den häufig gehörten Satz: „Pater N. ist in 25 Minuten fertig, da gehe ich öfters hin!“? Für manche Pfarre mag es die Entschuldigung geben, dass es an Vorbetern aus der Jugend mangelt. Ist dies aber wirklich ein stichhältiger Grund? Kann nicht ein Mann in älteren Jahren herangezogen werden? Wie wäre es, wenn man sich dazu entschlösse, einen Ministranten zu verpflichten, wenigstens die

beweglichen Teile laut mitzulesen, wenn kein Vorbeter vorhanden ist? Muss ein Messdiener nach dem Stufengebet wirklich fast stumm bleiben?

Bibel, Messtext, Liederbuch

Man muss sich darüber im Klaren sein, dass die Verbreitung unserer religiösen Grundsatzliteratur keineswegs jene Förderung erfährt, welche sie verdient. Vergleicht man die Anstrengungen, die etwa das marxistische Lager bei der Publikation seiner ideologischen Schriften macht, mit jenen der Katholiken, so muss man mit Beschämung gewaltige Unterschiede feststellen. Wo bleibt die im Rotationsverfahren hergestellte, gefällige und moderne Volksbibel in der Preislage eines Taschenbuches? Warum nimmt man es dem einzelnen Katholiken nicht ab, Buchhandlungen nach der Dünndruckausgabe des Volks-Schotts durchzukämmen? Ein Schriftenstand ohne Bibel und Messbuch ist im Grunde ein Unding.
Völlig unzureichend ist nach wie vor die Versorgung der Messbesucher mit Mess- und Liedertexten. Die Ausrede, dass zu viele Exemplare abhandenkämen, ist nicht stichhältig. Denn: wer entwendet schon einen abgezogenen Text oder eine Karte mit den gleichbleibenden Teilen? Es wäre vorteilhaft, alle Kirchenbänke mit Abstellkästchen für Liederbücher zu versehen, wie dies in Amerika längst üblich ist: Was die „bewusste Teilnahme“ der Gläubigen fördert, hat Vorrang — insbesondere vor all dem, was den in der Konstitution genannten „Glanz edler Einfachheit“ vermissen lässt.

Die männliche Gestaltung des Gottesdienstes

In seinem 1960 erschienenen Buch „Von christlicher Existenz heute“ widmet **Erik Kuehnelt-Leddihn** ein Kapitel dem Problem der „feminisierten Kirche“: die Abwesenheit der Männer und die Präsenz der Frauen in der Kirche ist wahrscheinlich der größte Skandal unserer Zeit (S.42). Es ist hier nicht der Platz, das Phänomen des „Männerabfalls“ zu untersuchen. Dennoch sei auf die Möglichkeit hingewiesen, durch Vermännlichung gewisser Sakralformen eine Rückführung der Männer in den kirchlichen Raum einzuleiten. Zunächst wären die Gebete und das kirchliche Liedgut den Erfordernissen der Jetztzeit anzupassen. Hierzu bedarf es nicht nur der Vermeidung von Pathos und Süßlichkeit in Text und Melodie, sondern auch der Anpassung der Orgelbegleitbücher an die Stimmlage der Männer, denen es im Gegensatz zu den Frauen meist unmöglich ist, die Kirchenlieder in der Höhe des Kunstgesanges mitzusingen (vergleiche Art. 114 der Konstitution). Hierzu sei ein öffentlicher Wettbewerb zur Schaffung moderner österreichischer Kirchenlieder angeregt. Wie nicht jeden Sonntag „Wohin soll ich mich wenden“ die Hauptlast der Liturgie in Österreichs Kirchen tragen soll, so sollen die Riten überhaupt „frei von unnötigen

Wiederholungen“ sein: dem Wesen des Mannes sind repetitive Ausdrucksweise und Eintönigkeit fremd, ist er doch im Vergleich zur „bewahrenden“ Frau eher der „gestaltende“ Teil. Klare Anweisungen darüber, wie sich die Gläubigen bei den einzelnen Teilen der Messe zu verhalten haben, sind notwendig, soll nicht das sich bei jedem Glockenzeichen bekreuzigende Kerzenweiblein den Standard setzen.

Wenn die moderne Sakralkunst nach dem Willen der Konzilsväter „mehr auf edle Schönheit als auf bloßen Aufwand“ bedacht ist (Art. 124), so wird sie zweifellos viel dazu beitragen, dem in den ästhetischen Kategorien des technischen Zeitalters denkenden Mann den Mitvollzug der Gedächtnisfeier zu erleichtern. Aus demselben Grund wird die Geistlichkeit das einfache liturgische Gewand, dem mit Spitzen verzierten vorziehen und den Gebrauch der Soutane möglichst einschränken. Alle Hilfsmittel, welche die gemeinsame Feier der Eucharistie fördern, sind anzuwenden. Hierzu gehört neben dem freistehenden Altar auch eine Lautsprecheranlage. Mehr als bisher muss die Seelsorge darauf bedacht sein, dem gläubigen Volk die Scheu vor dem Tisch des Herrn zu nehmen, der doch nur dem tatsächlich in der Gottesferne der schweren Sünde Lebenden verwehrt ist.

Klerus und Volk

Eine lebendige Erneuerung der Liturgie kann nur in engem Zusammenwirken von Klerus und Volk erfolgreich durchgeführt werden. Österreichs Katholiken schauen vertrauensvoll auf ihre Bischöfe, von denen sie eine mutige Durchführung des begonnenen „Aggiornamento“ der Kirche auch in unserem Raum erhoffen. Nach dem Willen des Konzils soll nicht alles beim Alten bleiben, „denn die Liturgie enthält einen kraft göttlicher Einsetzung unveränderlichen Teil und Teile, die dem Wandel unterworfen sind. Diese Teile können sich im Laufe der Zeit ändern, oder sie müssen es sogar, wenn sich etwas in sie eingeschlichen haben sollte, was der inneren Wesensart der Liturgie weniger entspricht, oder wenn sie sich als weniger geeignet herausgestellt haben“ (Art. 21).
Was aber die innere Wesensart der Liturgie ist, ergibt sich schon aus der Wortbedeutung: griechisch *leiturgia* = Tun des Volkes. Möge uns allen dieses ursprüngliche Verständnis des Gottesdienstes wiedergegeben werden!

Sonntägliches Messlied

Wenn der Woche Werk vollendet,
Ruft uns in Sein Heiligtum
Gott, der alle Herzen wendet.
Singt ein Preislied Seinem Ruhm!

Heilig, heilig, allzeit heilig
Ist der Name Gott, des Vaters,
Ist der Name Seines Sohns!

Wollen uns am Wortquell laben,
Aus den Schriften fassen Mut.
Bringen Christus uns‘re Gaben:
Kehr sie in Dein Fleisch und Blut!

Heilig, heilig, allzeit heilig
Ist der Name Gott, des Vaters,
Ist der Name Seines Sohns!

Ganz des Kreuzestods gedenken,
Den der Herr erlitten hat,
Unser Leben andern schenken
Wie er‘s einst aus Liebe tat!

Heilig, heilig, allzeit heilig
Ist der Name Gott, des Vaters,
Ist der Name Seines Sohns!

Brüder, lasst zum Mahl uns treten,
Das für uns bereitet ist,
Danken und zum Vater beten,
Der gesandt uns Jesu Christ.

Heilig, heilig, allzeit heilig
Ist der Name Gott, des Vaters,
Ist der Name Seines Sohns!

Herr, gestärkt durch Deine Speise,
Woll’n wir uns Leben weihn,
Freudig nach der Jünger Weise
Künder Deiner Wahrheit sein.

Heilig, heilig, allzeit heilig
Ist der Name Gott, des Vaters,
Ist der Name Seines Sohns!

Melodie: Christen, lasst die Knie uns beugen Text: Peter Diem 1964

Peter Diem (1966)

Brüderlichkeit - Problem dieser Zeit

Ort, Wort und Jahreszeit verleiten zum Pathos. Weltlage, Begriff und Jahrzehnt erleiden pathetische Behandlung.
Brüderlichkeit als Leitwert und Leitwort in Kirche, Gesellschaft,

Carteilverband kann nur nach rationaler Analyse ihres aktuellen Sinngehaltes existentiell akzeptiert werden.

Begriff. Der familienhafte Bruderbegriff ist in der Natur des Menschen vorgegeben. Er beinhaltet die Solidarität innerhalb der überschaubaren Verwandtschaft, der Familie, der Sippe. In bewusster Nachahmung der biologischen Affinität entwickelt der Mensch den bündnishaften Bruderbegriff als Ausdruck eines besonderen Naheverhältnisses zwischen Personen mit starken gemeinschaftlichen Interessen. Musterbeispiel hierfür ist die primitiv-heidnische Blutsbrüderschaft. Mit der alttestamentarischen Offenbarung wurde der Bruderbegriff erstmalig metaphysisch überlagert. Die Einsicht in die Gotteskindschaft der Menschen, im Besonderen das Verhältnis des auserwählten Volkes zu seinem Vatergott („Ihr seid Kinder des Herrn eures Gottes! 5 Moses 14, 1), lässt die Forderung nach der brüderlichen Begegnung der Gläubigen untereinander ansatzweise hervortreten. Aufbauend auf der jüdischen Schrift-Tradition vollzieht Jesus Christus den Übergang zum heilsnotwendigen Bruderbegriff: „Ihr alle aber seid Brüder!“ (Mt. 23, 8).

Während Seines ganzen Lebens, in Seinen Werken und in Seiner Lehrtätigkeit hat Christus Seinen Zeitgenossen und Jüngern und damit Seiner Kirche eindringliche Beispiele brüderlichen Verhaltens gegeben. Für den Christen ist Brüderlichkeit damit zum Maßstab der Befolgung des obersten Gebotes unserer Religion geworden: des Gebotes der Gottes- und Nächstenliebe. Dass sich die Nächstenliebe und damit die Brüderlichkeit keineswegs nur auf Angehörige der eigenen gesellschaftlichen Gruppe erstreckt, sondern auf alle Menschen, selbst auf Feinde und Verfolger, wurde von Christus deutlich vorgelebt.

Jahrhundertelang verschüttet, gelangte dieser allgemeingültige christliche Bruderbegriff erst in unserer Zeit, mit dem Entstehen der „einen Welt" im Gefolge einer Weltkatastrophe und mit Hilfe der modernen Informationsmittel wieder ins öffentliche Bewusstsein der Weltkirche. Mit dem Zweiten Vatikanum gelang der Durchbruch zum Begriff der „universellen Brüderlichkeit“. Wir lesen dazu in den Konzilsbeschlüssen:

„In Seiner Predigt gab Er den Kindern Gottes das klare Gebot, einander wie Brüder zu begegnen, und in Seinem Gebet flehte Er, dass alle Seine Jünger eins seien. " (Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, 32.)

„Denen also, die der göttlichen Liebe Glauben schenken, gibt Er die Sicherheit, dass sich allen Menschen der Weg der Liebe eröffnet und dass der Versuch, eine universale Brüderlichkeit herzustellen, nicht vergeblich ist." (ebenda, 38.)

Die universale Brüderlichkeit, die jede Diskriminierung ausschließt:

Wir können aber Gott, den Vater aller, nicht anrufen, wenn wir irgendwelchen Menschen, die ja nach dem Ebenbild Gottes geschaffen sind, die brüderliche Gesinnung der Tat verweigern. Das Verhalten des Menschen zu Gott dem Vater und sein Verhalten zu den Menschenbrüdern stehen so eng im Zusammenhang, dass die Schrift sagt:

„Wer nicht liebt, kennt Gott nicht" (1 Joh. 4, 8).

„So wird also jeder Theorie oder Praxis das Fundament entzogen, die zwischen Mensch und Mensch, zwischen Volk und Volk bezüglich der Menschenwürde und der daraus entstehenden Rechte einen Unterschied macht. Die Kirche verwirft also jede Diskriminierung eines Menschen, jeden Gewaltakt gegen ihn um seiner Rasse oder Farbe, seines Standes oder seiner Religion willen, weil das dem Geist Christi widerspricht." (Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen, 5.)

Äußerliches Kennzeichen der Wiederentdeckung der Brüderlichkeit in der Kirche ist die Tendenz zur „Entfeudalisierung" und das Streben, Distanzen zwischen den Gläubigen abzubauen. Direkter Ausfluss dieser Geisteshaltung ist die Atmosphäre des „Dialogs" mit der Welt, mit den „getrennten Brüdern", ja mit den Nichtgläubigen, selbst mit denen, die die Kirche verfolgen.

Brüderlichkeit in ihrer höchsten Entwicklungsstufe ist demnach das im Wesen des Christentums begründete Bemühen, die Beziehungen unter den Menschen und Menschengruppen unabhängig von deren besonderen Merkmalen oder Einstellungen mit Liebe zu erfüllen.

Gesellschaft. Kaum je in der Geschichte hat ein revolutionärer Kampfruf ein solches Echo hinterlassen wie die Parole der Französischen Revolution: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!" Kaum je hat ein Slogan so viel über Menschenträume ausgesagt, so sehr über die Zeiten gegriffen und so viel

Leid mit sich gebracht, wie dieses Schlagwort des Jahres 1789. Der Grund für Erfolglosigkeit, Blut und Tränen in gesellschaftlichen Wandlungsprozessen mag in der Reihenfolge liegen, in der die Menschen an die Verwirklichung der genannten drei Ideale herangegangen sind. Wäre „Brüderlichkeit* am Beginn und im Zentrum der liberalen und sozialistischen Revolutionen gestanden, wäre der Lauf der Geschichte ein anderer gewesen. Denn Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit sind die zentralen Anliegen dreier gewaltiger geistiger Systeme: Der bürgerlichen Ideologie des Liberalismus, der proletarischen Ideologie des Marxismus und der solidaristischen Ideologie des Christentums.

Nur die metaphysisch überhöhte Kraft bewusster universeller Brüderlichkeit wäre imstande, mit den großen Menschheitsproblemen fertig zu werden:

- den Frieden in der Welt herzustellen und zu erhalten,

Der Friede kann in dieser Welt nicht erreicht werden, wenn nicht das Wohl der Personen sichergestellt wird und die Menschen sich nicht freimütig gegenseitig an ihren geistigen Reichtümern teilnehmen lassen. Der beste Wille, die anderen Menschen und Völker in ihrer Würde zu achten, und das bewusste Beispiel der Brüderlichkeit sind zur Erreichung des Friedens unerlässlich.

„Zum Aufbau einer internationalen Ordnung, in der die Freiheit aller wirklich geachtet wird und brüderliche Freundschaft herrscht, sollen die Christen gern und von Herzen mitarbeiten... die Menschen dürfen kein Ärgernis nehmen müssen in der Tatsache, dass einige Nationen, in denen die Mehrzahl der Einwohner Christen sind, Güter in Fülle besitzen, während andere nicht genug zum Leben haben und Fülle besitzen, während andere nicht genug zum Leben haben und von Hunger, Krankheit und Elend aller Art geplagt werden." (Pastoralkonstitution, 87)

- an die Stelle des Rüstungswettlaufes ein System funktionierender internationaler Institutionen zu setzen

„Der Rüstungswettlauf ist eine außerordentliche Gefahr für die Menschheit und eine unerträgliche Verletzung der Armen", „Die bereits bestehenden internationalen und regionalen Institutionen machen sich gewiss um die Menschheit hochverdient. Sie erscheinen als erste Versuche, für die Gemeinschaft der Menschen ein internationales Fundament zu legen, damit so die schweren Fragen unserer Zeit gelöst werden ... auf all diesen Ge-bieten freut sich die Kirche über den Geist wahrer Brüderlichkeit zwischen Christen und Nichtchristen, der zu immer größeren

Anstrengungen drängt, um die ungeheure Not zu lindem. “
(Pastoralkonstitution 81.)

Es besteht kein Anlass daran zu zweifeln, dass es auf lange Sicht möglich sein wird, nach dem Muster der innerstaatlichen Rechtsordnung, die die Rechtsdurchsetzung dem Staat überträgt, zu einer internationalen Friedensordnung zu gelangen, die die bewaffnete Sanktion zwischenstaatlicher Rechtsverletzungen in die Hände einer übernationalen Institution legt. Ferment hierfür wird die Erkenntnis sein, dass wahrer Fortschritt bewusster Brüderlichkeit bedarf. In gleicher Weise kann nur durch die Einsicht in die Notwendigkeit brüderlicher Hilfeleistung eine internationale Sozialordnung aufgebaut werden.

Für unseren österreichischen Bereich bedeutet Brüderlichkeit die Solidarität aller Staatsbürger „in necessariis". Ob es sich dabei um die Beseitigung der Hochwasserschäden, um die Erhaltung unserer wirtschaftlichen Leistungskraft durch kluge Strukturpolitik oder um die Erschließung neuer Bildungsmöglichkeiten handelt – in allen Fällen kann nur das gemeinsame Werk zum Ziel führen.

Auch im Anhänger einer anderen politischen Partei, im Angehörigen einer anderen Religion und im Vertreter eines anderen Berufsstandes wollen wir den Bruder sehen, mit dem wir über Methoden, nicht aber über das Ziel – das Wohl unseres Gemeinwesens – diskutieren. Sind wir heute schon dazu bereit, dies ohne Verteufelung unserer politischen und weltanschaulichen Gegner zu tun?

Cartellverband. Brüderlichkeit und Korporiertsein sind untrennbare Komplementärbegriffe. CVer zu sein, heißt, Brüderlichkeit darleben. Einer katholischen Studenten-verbindung anzugehören, heißt, an der Brüderlichkeit in der kleinen, eng geschlossenen Gemeinschaft zur großen Brüderlichkeit heranzuwachsen. Der unnachahmliche Königsgedanke unserer Gründer besteht in der Integration der universellen Brüderlichkeit des Christentums in die spezielle Brüderlichkeit akademischer Freundesbünde. Ihre spezifischen Formen – Du-Wort, Band und Convivium – führen zur Herausbildung einer intensiv erlebten Brüderlichkeit. Die den Korporationen (wie auch den Orden) eigene Disziplinargewalt verleiht der Bundes- und Carteilbrüderlichkeit noch eine zusätzliche Qualifikation, eine differentia specifica gegenüber der allgemeinen Form christlich oder humanistisch begründeter Brüderlichkeit: Im Gegensatz zur reinen Sanktion durch das Gewissen, die unbrüderlichem Verhalten allgemein zu folgen pflegt, kann die Verletzung der Bundes- oder Carteilbrüderlichkeit zum Ausschluss aus dem Freundesbund führen. Wir wollen diesen Umstand nicht überschätzen, doch kann er als wesentlicher

Erziehungsfaktor angesehen werden. Desgleichen sollten wir die Bedeutung unserer couleur-studentischen Formentradition im Zeitalter der mit Stereoanlagen versehenen, neonbeleuchteten Verbindungsheime nicht überbewerten. Dennoch bleibt die verbrüdernde Wirkung des gemeinsamen Tisches ein ebensolches Faktum wie das den Geist der brüderlichen Zusammengehörigkeit fördernde gemeinsame Abzeichen, solange dieses nicht als Distanzierungsmerkmal gesehen wird.

Brüderlichkeit im Carteilverband, Weihnachten 1966. Runde, kleine, heitere Welt im Wohlstand, während weit hinten in Vietnam die Völker aufeinanderschlagen. Was geht vor in unseren Herzen, was ist es, das Jung und Alt in unserer Gemeinschaft bewegt? Ist es mehr als die Sorge um den Cholesterin-spiegel und die Sehnsucht nach Stille in der Hektik der Kommerz-weihnacht? Wo engagiert sich wer wofür? Der Beitrag des Carteilverbandes zur Vertiefung zwischenmenschlicher Beziehungen — war das das Colloquium Austriacum, wird das die Satzungsdiskussion sein? Wo wird Brüderlichkeit aktualisiert?

Nun, wir helfen einander, wo wir können. Im Privatleben, im Beruf, im öffentlichen Leben. Dass wir das nur dürfen, wenn niemands Rechte, besonders nicht die der Allgemeinheit, verletzt werden, ist uns das hinreichend bewusst? Dass Brüderlichkeit und Protektion nichts miteinander zu tun haben? Und wie handelt der Bruder, der sich nach dem Urteil seines Gewissens grob gegen die guten Sitten oder die Normen des Strafrechts vergangen hat, seinen Freunden gegenüber? Wartet er, bis sie nach rechtskräftigem Abschluss eines öffentlichen Verfahrens über ihn zu Gericht sitzen und ihm seine Schuld vorhalten? Oder sollte er nicht vielmehr selbst die notwendigen Konsequenzen ziehen — auf dass seine Freunde ihm verzeihen? Und wie lange noch wird man in unseren Reihen den Kriechstrom des Antisemitismus spüren? Wie lange noch jeden primitiven Weißrassismus, der das Christentum als Hausmarke des Abendlandes ansieht und die studentische Ebenbürtigkeit genau an den Grenzen des ehemaligen Großdeutschen Reiches enden lässt? Wie lange noch wird es möglich sein, dass ein junger CVer bei einer Debatte über die Betreuung der Auslandsstudenten ungestraft ausrufen darf: „Das würde ja heißen, dass Tschuschen, Kameltreiber und Neger, am Ende gar Chinesen auf unsere Bude kämen!" Das mindeste, was ihm gebührte, wären Weihnachten in einem fremden Land und ohne Familienanschluss.

Brüderlichkeit ist ihrem Wesen nach Vertrauensvorschuss und Liebesbereitschaft. Sie erlaubt Kritik, verbietet Verketzerung. Sie überwindet das Generationenproblem, indem sie den Älteren dazu bestimmt, einzusehen, dass geistige Potenz nicht unbedingt eine Funktion

des Lebensalters ist. Den Jüngeren wird sie veranlassen, Argumente reiferer Freunde doppelt sorgsam abzuwägen.

Die Neuentdeckung der Brüderlichkeit ist voll im Gang. Sie bedeutet eine Revolution der Herzen. Soll sie nicht Schlagwort bleiben, verlangt sie persönliches Engagement im Dienst an der Welt, am Mitmenschen. Für den Carteil-verband wird dies nicht ohne ein tiefgreifendes Umdenken in Theorie und Praxis möglich sein. Wie die Kirche, ist auch der ÖCV verpflichtet, seine triumphalistische Vergangenheit gegen eine engagierte Zukunft einzutauschen. Möge uns das bevorstehende Christfest, die Erinnerung an den brüderlichen Solidaritätsakt Gottes, die Besinnung auf die Werte der Brüderlichkeit nach dem Vorbild Seines Sohnes bringen.

Für Academia

colloquium austriacum

Nach all den offiziellen Zeitungsberichten, Artikeln in in- und ausländischen Zeitungen und Zeitschriften, verschiedenen Verbandsblättern und Veröffentlichungen der Österreichischen Hochschülerschaft sei es mir endlich hier gestattet, im familiären Rahmen unserer Rudolfinenblätter von, man kann ruhig sagen einem der größten Ereignisse der Verbindungsgeschichte, zu berichten. Viele Bundesbrüder dürfte es nun nach all den übrigen Veröffentlichungen interessieren, wie es überhaupt dazu kam, daß gerade wir, d i e s e Rudolfina, eine derartige Veranstaltung auf die Beine brachte; wie es zu der Idee kam, welche Kräfte hier am Werk waren, welche Schwierigkeiten überwunden wurden, endlich, welche geistige Entwicklung überhaupt in der aktiven Korporation um sich greifen mußte, um ein Programm dieses Inhalts zu schaffen. Aus diesem Grund sei hier auch nicht von den Vorträgen an sich die Rede. Die Broschüre mit den wörtlichen Wiedergaben der Reden wird viel mehr dazu angetan sein, die Meinung der Bundesbrüder zu beeinflussen, als es mir möglich ist. Dies soll auch gar nicht meine Aufgabe sein. Das, worüber ich berichten möchte, ist die Geschichte und die Entwicklung des so erfolgreich abgelaufenen COLLOQUIUM AUSTRIACUM 1966.

Lange Jahre hindurch hatte sich auch Rudolfina mit den im Verband so oft besprochenen und letzten Endes doch nie gelösten Problemen des Couleurstudententums unserer Tage zu befassen. Wenn es auch bei uns nie zu verrückten Auswüchsen gekommen ist, da wir trotz härtester Auseinandersetzungen doch so etwas wie einen Rudolfinengeist zu besitzen scheinen, war es immer wieder deprimierend zu erleben, welch geringe Bereitschaft zu jedwedem geistigen Engagement vor allem unserer Aktiven vorhanden war. Immer wieder kam es zwar vor, daß man sich in inoffizieller Runde zusammensetzte und debattierte, wie und in welcher Form man etwas ändern, wie man das Korporationsleben aus seiner geistigen Lethargie reißen könnte. Man war fast immer einig, daß etwas geschehen müsse, zu einem echten Ergebnis kam es jedoch lange Zeit nicht. Vielleicht fehlte zeitweise bei den wenigen Aufrechten der Mut oder die Bereitschaft zur wirklichen Arbeit, vielleicht war ganz einfach die Zeit noch nicht reif für echte Entscheidungen. Im Frühjahr dieses Jahres waren verschiedene Mitglieder des späteren Organisationskomitees endlich soweit, daß sie zumindest ein Konzept für ein starkes, überzeugendes Programm schufen. Es war nicht so sehr ein „Erfinden" eines zeitgerechten Aufgabenbereichs für den katholischen Couleurstudenten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, sondern eher das Erkennen der in der Luft schwebenden geistigen Entwicklung in Europa. Sehr viel später stellte dann der Herr Bundeskanzler in seinem Abschlußvortrag zum COLLOQUIUM AUSTRIACUM etwas fest, was man ungefähr als Zentralgedanken des damaligen Arbeitskreises bezeichnen kann: „. . . Europa muß seine Einheit finden oder wird die Krise des 20. Jahrhunderts nicht überstehen." Hier, an der Spitze einer derartigen geistigen Entwicklung, ist der Platz des CV, muß er seine besten Kräfte verwenden.

Vielleicht wäre jedoch auch dieser Initiative der Weg alles Sterblichen in der Korporation beschert gewesen, wenn nicht verschiedene glückliche Umstände die Entwicklung ins Rollen gebracht hätte.

Begonnen hat es mit einem Antrag des später stark für unsere Sache engagierten AH Dr. Diem während des vorbereitenden Burschenconvents für die CVV 1966 in Innsbruck, nach dem beschlossen wurde, daß Rudolfina den

Antrag stellen solle, „der Verband möge den Staatsfeiertag 1966 in würdider Form feiern". Als sich nun während der CVV offensichtlich keine andere Korporation an die Sache heranzuwagen schien, erfaßten die Bundesbrüder Guth (X), Eidherr und Krause, welche sich all die letzte Zeit sehr rege im Verbindungsleben bemüht hatten und welche der Delegation Rudolfinas angehörten, blitzschnell die Situation und beschlossen nach Rücksprache mit den übrigen Mitgliedern der Delegation, Rudolfina vom Vorort zur Durchführung einer würdigen Feier zum Nationalfeiertag bestellen zu lassen. Der Antrag ging per acclamationen durch. Welch Mut gehörte aber zu einem derartigen Beschluß, welcher uns ja im Verband festband, bei welchem wir uns unsterblich blamieren hätten können!

Nachdem wir also glücklich delegiert waren, begann die eigentliche Vorarbeit. Ein Organisationskomitee wurde geschaffen, ein genaues Programm wurde ausgearbeitet, ein Titel für die Veranstaltung wurde gesucht. Da der spätere Titel derartigen Anklang fand, sei hier seine Entstehung kurz erwähnt. der vorläufige Arbeitstitel lautete auf Grund eines Vorschlages von Bbr. Guth „Colloquium 11" in Anlehnung an die elfjährige Freiheit Österreichs. Dieser Titel befriedigte jedoch nicht recht und so hatte der zufällig einmal anwesende AH Min.-Rat Dr. Völkl die Idee: COLLOQUIUM ist gut, an Stelle von 11 jedoch das Wort AUSTRIACUM. Ein ÖSTERREICHISCHES GESPRÄCH — der neue Titel wurde mit Begeisterung aufgenommen!

Der Arbeit schwierigster Teil stand nun bevor. Nachdem das Programm ausgearbeitet war, mußte das endgültige Einverständnis der Korporation eingeholt werden: die Rudolfinentagung. Wo immer die Gründe für die überraschend stark einsetzende Kritik zu suchen sind, heute können wir sagen, daß diese Tat ein recht amüsantes Ereignis im Verlauf der Entwicklung zum COLLOQUIUM AUSTRIACUM darstellt. Wie auch immer, die Korporation gab ihr Placet und das Organisationskomitee konnte sich voll Elan an die Arbeit machen. Glücklicherweise ergab es sich so, daß die meisten der vorgesehenen Referenten im Raum Brüssel-Bonn-Straßburg zu erreichen waren. So konnten Mitte Juni die Bundesbrüder Guth, Eidherr, Krause vom Komitee und Neuburg als freundlichem Wagenbesitzer in einer einzigen Fahrt alle Referenten aufsuchen. Neun Tage dauerte die Fahrt, und es war alles andere als ein vergnügter Bummel! Groß war die Erleichterung unserer Bundesbrüder, als sie zumindest in Brüssel herzlich von der CV-Kolonie aufgenommen wurden. Aber außer

einem gemütlichem Abend in dieser trauten Runde war keine Zeit für Vergnügungen. Die damals projektierten Referenten wurden besucht, Zusagen oder zumindest freundliches Verständnis wurde gefunden. Die Freude und Zuversicht stieg enorm, je erfolgreicher die Verhandlungen wurden. Gott sei Dank waren die Sprachkenntnisse zumindest teilweise ausgezeichnet — die Anforderungen waren ziemlich hoch. Als die Fahrt sich ihrem Ende zuneigte, war die Stimmung ausgezeichnet, jedoch die körperliche Anstrengung derart groß, das zum Beispiel während der Fahrt von Bonn nach Straßburg (es regnete in Strömen) alles schlief. Ich meine wirklich a l l e s, denn auch der Fahrer, B'or. Neuburg, schlief. Durch reinen Zufall kam man noch rechtzeitig darauf. Die Bemerkungen der Beifahrer werden sicherlich entsprechend gewesen sein ...

Wieder nach Wien zurückgekehrt, begannen die Ferien. Das Programm schien gesichert, die Überlastung war groß gewesen, so daß sich ein Großteil der Mitglieder des Organisationskomitees mit Recht zurückzog. Wie sich dann gleich am Beginn der Ferien herausstellte, leider wohl etwas zu weit, denn bald kamen die ersten Absagen und organisatorische Schwierigkeiten. Plötzlich waren überhaupt nur noch zwei Bundesbrüder des Organisationskomitees übrig, davon mußte sich einer bald endgültig bis zum 4. Oktober aus Studiengründen zurückziehen. Alle wichtigen Entscheidungen mußten fortan von einer einzigen Person getroffen werden. Wenn man bedenkt, daß jetzt erst das endgültige Programm des COLLOQUIUM AUSTRIACUM zustandekam, kann man ermessen, welch Leistung hierfür notwendig war. Im Namen der Korporation sei hier B'or. Guth (X) der volle Dank ausgesprochen. Nachdem also bis praktisch Mitte September die Last der Verantwortung auf den Schultern einer einzigen Person lag, fanden sich dann doch einige Bundesbrüder, welche sich aktiv einschalteten und ihr Arbeitspotential in den Dienst der guten Sache stellten. Als sich Bbr. Guth zwei Wochen vor seinem Staatsprüfungstermin zurückzog, führte Bbr. Krause die wichtigsten Arbeiten durch. Die Arbeit war vor allem deshalb so schwierig, weil alles neu war, es keine Erfahrungsgrundlagen gab. Es mußte sehr, sehr oft improvisiert werden. Als dann Bbr. Guth von der Staatsprüfung wiederkam, wurden die letzten Redner in das Programm eingebaut und die fixe Zusage von ihnen eingeholt (!).
Jetzt war man schon bis über den Kopf in der Arbeit. Druckereiverhandlungen, Propagandakampagne, Kartenverkauf, Pressebetreuung, Aussendungen, Aussendungen, Aussendungen, Ehrengäste, Besprechungen im Rektorat und mit der Hochschülerschaft, Besuch bei verschiedenen Banken und Wirtschaftsinstanzen, der Briefverkehr (furchtbar umfangreich), Besuch der Wiener Schulen usw., usw. ... Das alles unter Zeitdruck, ohne normalem Büro, ja die längste Zeit sogar ohne Schreibkraft ... Es war eigentlich ganz nett, was da an Arbeit zusammenkam? Es war der totale Kriegszustand, jeder Bundesbruder, der zu diesem Zeitpunkt auf die Bude kam, wird sich erinnern können. Damals wäre man für jeden Bundesbruder dankbar gewesen, der sich bereitgefunden hätte, mitzuarbeiten ... Mitten in diese hektische, betriebsame Atmosphäre hinein platzte Anfang Oktober die Bombe: Senator Lecanuet muß wahrscheinlich absagen! Das war vielleicht ein Schlag. 50.000 Flugblätter waren bereits gedruckt, das Publikumsinteresse besonders groß. Bis zur Pressekonferenz am 14. Oktober schwebten wir im Ungewissen, danach erst hatten wir die Gewißheit, daß er nicht kommen würde. Irgendwie wurde diese Krise jedoch auch überwunden. Einige Tage später die zweite Bombe: buchstäblich fünf Minuten vor der Pressekonferenz muß der Herr Außenminister seinen Vortrag verschieben! Die Karten waren zu einem Viertel schon verkauft, in den Drucksorten stand das ursprüngliche Datum, nur mehr eine Woche bis zum Vortrag ... Der Schock war umfassend und allgemein. Aber auch das wurde irgendwie verkraftet. Es mußte eben bloß ein wenig improvisiert werden ...

Apropos, improvisieren! Bei der Absage von Dr. Coudenhove-Kalergi, 72 (!) Stunden vor seinem Termin, konnten wir nicht einmal mehr das. Da war alles zu spät ...

Nach der gelungenen Pressekonferenz begann die Veranstaltung in der Öffentlichkeit bekannt zu werden. Dank der ausgezeichneten Pressebe-

treuung durch Bbr. Eidherr, welcher sich nach dem 4. Oktober ausschließlich auf diese Aufgabe konzentrieren konnte, waren die Wiener Tageszeitungen in der Folge voll von Berichten und Artikeln. Wenn auch nicht alle Berichte freundlich und sachlich waren, bedeuteten die übrigen zumindest eine ganz annehmbare Reklame ... Wir waren jedenfalls im Gesoräch, das COLLOQUIUM AUSTRIACUM erregte Aufsehen. Glänzende Artikeln wurden geschrieben, wie zum Beispiel im Kurier vom 15. November auf Seite 2 u. a.:

„Diese Initiative ist beispielhaft — ebenso beispielhaft wie die Tatsache, daß es Studenten gelungen ist, die Träger von so prominenten Namen zu Vorträgen zu verpflichten. Zugleich verdient es Anerkennung, daß die KÖStV Rudolfina ... bemüht war, Studenten anderer Weltanschauungen ... einzuladen und zum Mittun zu bewegen."

Desgleichen in den Salzburger Nachrichten vom 17. 10. auf Seite 2:

„... Man könne nicht behaupten, daß ... Intoleranz nicht auch auf akademischen Boden gediehe, daß ... dafür der CV nicht schon mehrmals handfeste Beweise geliefert hätte. Mit um so größerer Genugtuung sei ein Ereignis auf Hochschulboden ad notam genommen, um das sich die KÖStV Rudolfina namens des ÖCV verdient gemacht hat: ein ‚Colloquium Austriacum' ..."

Die Idee wurde also von einem Großteil der Presse erkannt und gewürdigt. Es wären hier noch eine Unmenge weiterer Zeitungsnotizen anzuführen, wofür der Platz jedoch bei weitem nicht ausreicht. Wer einmal Zeit hat, kann auf der Bude den Widerhall in der Presse an einer fünf Meter langen Wand voll von Ausschnitten von Artikeln finden.

Je näher die Veranstaltung rückte, desto hektischer wurde der Betrieb, desto länger die tägliche Arbeitszeit. Es sei mir gestattet, im Namen der Korporation den Bundesbrüdern Kaffarek und Vogler, weiters Hoffmann, Schindler, Kirchmayer jun., Neuburg und Schwetz sowie vor allem der gesamten Fuchsia für ihre aufopferungsvolle Arbeit den Dank auszusprechen. Sie haben sich spontan zur Verfügung gestellt, ohne gewählt worden zu sein und ohne eine offizielle Verpflichtung zur Mitarbeit in den Vordergrund gestellt zu haben.

Die letzten beiden Wochen vor dem COLLOQUIUM AUSTRIACUM stellten alles bisher dagewesene in den Schatten. Die nervliche Anspannung war groß; und wenn da oder dort ein wenig harte Worte gefallen sind, waren sie sicherlich nicht bösartig

gemeint. Wenn wir berücksichtigen, daß eben die Sorge um das große Ganze das Denken der Komiteemitglieder dauernd überdeckte, verstehen wir vieles und tragen nichts nach ... Am Tage der Eröffnung selbst war alles ruhig. Für Kenner ein gutes Zeichen. Vor dem ersten Vortrag gab es dann noch ein kleines Zwischenspiel, als noch während des Einzuges der Ehrengäste das Begrüßungsprotokoll gesucht und nicht gefunden, im allerletzten Moment dann die Lösung gefunden wurde: Se. Magnifizenz, der Herr Rektor, begrüßte nur den Redner und den Vertreter des Unterrichtsministers. Das kam später nicht mehr vor und war der einzige Leerlauf während der gesamten Veranstaltung! Es gäbe überhaupt eine Menge netter Anekdoten, welche hier teilweise nur gestreift werden können. Angefangen von jenem denkwürdigen Vorfall während des Vortrages von Min. a. D. Dr. Kreisky, als Henry S. Reuss, unser Vortragender aus den Vereinigten Staaten, zu spät kam, sich wie ein kleiner Junge in den Saal stehlen wollte, dann doch eine Eintrittskarte kaufte, erkannt wurde und auf die Aufforderung, am Ehrenplatz in der ersten Reihe Platz zu nehmen, antwortete: „Ich kann mir nicht vorstellen, daß man von da vorne dem Vortrag folgen kann" (!), über die Vorfälle mit unseren Fahrern (Bbr. Neuburg fuhr im Rennstil mit Bürgermeister Pflimlin vom Flugplatz nach Wien fast durch den Straßengraben, Bbr. Schwetz fuhr mit Mr. Guerlet, dem Kabinettchef von Sir Geoffry d Freitas, herrliche Spiralen auf der Höhenstraße usw. ...), bis zu einzigartigen Verwechslungskomödien, als der Verfasser selbst Botschafter Dr. Gredler vom Südbahnhof abholen sollte, ihn nicht persönlich kannte und prompt einen falschen „Dr. Gredler" ansprach, da der echte schon in Meidling ausgestiegen war, gab es alle Arten von netten Vorfällen und Geschichtchen, welche ein eigenes Buch füllen würden. Die Veranstaltung ging jedenfalls ohne größere Zwischenfälle zu Ende. In meiner Erinnerung haftet noch besonders die abschließende verbindungsinterne Feier im „Grünen Tor". Da waren wir wieder unter uns, da zeigte sich wieder echter Rudolfinengeist!

Im Anschluß möchte ich im Namen der Korporation einem Bundesbruder danken, welcher sich nach dem COLLOQUIUM AUSTRIACUM besonders einsetzte. Es ist dies Bbr. Hartmann, welcher die Abrechnung machte. Ihm gebührt ein eigener Pokal. Dasselbe natürlich auch all den alten Herren, welche das Komitee so tatkräftig unterstützt haben: der hohe Philistersenior Sen.-Rat Dr. Jiresch, Min.-Rat Kirchmayer, besonders auch Ing. Pribik sowie Dr. Neisser vom Bundeskanzleramt. Was sie für uns getan haben, können wir sicher erst in einigen Monaten abschätzen.

Unser spezieller Dank gilt Herrn Botschafter Dr. Gredler, welcher in Straßburg für unsere Vertretung eine große Hilfe war und auch in Wien seine Hilfsbereitschaft in großem Maße zeigte. Besonders danken wir dem Herrn Unterrichtsminister, der für uns wirklich eine große Unterstützung darstellte sowie dem Kabinettchef des Herrn Bundeskanzlers, Dr. Alois Mock, ohne den wir schwerlich das erreicht hätten, was wir erreicht haben. Der allergrößte Dank jedoch gilt dem Herrn Bundeskanzler selbst, der uns in einem Maße unterstützte, wie es eben nur einem Rudolfinen von echtem Schrot und Korn gegeben ist. Solange wir solche Bundesbrüder in unseren Reihen haben, brauchen wir um die Zukunft der Korporation und um einen modernen Geist im Verbindungsleben keine Bange haben!

Rudolfina vivat, crescat, floreat ad multos annos!

Wolf-Dieter Hasenöhrl

15.2.67

Sehr geehrter Herr Pfarrer!

Seit vielen Monaten besuche ich in der neuen Christkönigskirche die Sonntagsgottesdienste und auch meine beiden Töchter wurden in Pötzleinsdorf getauft. Ich darf mich daher beinahe als Pfarrangehöriger vorstellen. Ich habe mich sehr über Ihre Einladung gefreut, Anregungen für die Fürbitten zu geben und möchte dies mit einigen anderen Bemerkungen zur liturgischen Praxis in Pötzleinsdorf verbinden.

1) Bei den Fürbitten stört mich das kirchenamtliche Protokoll. Immer wird mit der Kirche und dem Klerus begonnen, als ob diese der Fürbitte wirklich am meisten bedürfte und, außerdem, wie im christlichen Universalismus des Mittelalters, der Nabel der Welt wären. "Wer sich erhöht, wird erniedrigt werden,... setze dich daher an das untere Ende der Tafel" etc. Wir müssen unsere Fürbitten hauptsächlich für jene darbringen, die Gottes Barmherzigkeit am meisten bedürfen. Wer sind aber diese? Allen voran doch jene, die die Kirche verfolgen, die Menschen Unrecht tun und von Haß erfüllt sind. Dann kommen jene, die durch Mitschuld der Kirche und der Europäer zu Schaden oder nicht zu ihrem gerechten Anteil gekommen sind. Um ihr Verzeihen sollten wir bitten. Zusammenfassend: die Fürbitten sollten noch konkreter werden; warum immer "die Staatsmänner" - warum nicht einmal "die Bundesregierung" oder "die Sozialpartner"? Dann konkrete Anliegen der Pfarre.

2) Unsere Kirche ist klein genug, um einen echten "Gemeindegeist" entstehen zu lassen. Jeden Sonntag sieht man fast die gleichen Besucher - von Prof. Fellinger bis zu dem hohen Jugendanteil. Wäre es da nicht wert, wenn sich die Zelebranten vor dem Gottesdienst mit einigen Begrüßungsworten an die Versammelten wendeten, eine kurze Einführung in das liturgische Hauptthema gäben und auch die Ankünigungen schon vorbrächten. Die Messe könnte dann "punkt 5 Minuten nach der Zeit" beginnen, was überdies den Vorteil hätte, dass die meisten Zuspätkommenden schon da wären.

Es ist doch wohl wesentlicher, sie bekommen die ganze Messe mit, als bei den Ankünigungen nach dem Schlußsegen ja dabei zu sein. In vielen amerikanischen Kirchen (ich war ein Jahr in den USA), schüttelt der Zelebrant auch nach der Messe einige Hände- sicher keine schlechte Sache. Im übrigen hat ja auch Bischof Scholswohl vor kurzem dem "vorgottesdienstlichen Gespräch" das Wort geredet.

3) Ein großes Problem ist überall die Frage der Kleinkinder. Offengesagt weiß ich (noch) nicht, inwieweit sich der "Babysitterdienst" während der 9 Uhr-Messe bewährt oder bewährt hat. Die Amerikaner haben dafür in modernen Kirchen eine geniale Lösung gefunden. Am rückwärtigen Teil der Kirche, meist rechts vom Eingang - das wäre im Raum des rechten Seiteneinganges in Pö'dorf - wird eine durch eine schalldichte Glasscheibe abgetrennte "Kabine" mit zweibis drei Bankreihen eingebaut. Dort nehmen die Mütter mit ihren Kleinkindern am Gottesdienst teil. Den Ton erhalten sie über eine ganz einfache Lautsprecheranlage. Freilich müßte das in die Kirche eingeplant sein, wiewohl man ästhetische Gründe vor seelsorglichen zurückstellen sollte.

4) Ein Spezialproblem ist die Orgel. Seitdem in unserer Kirche die elektrische Orgel aufgestellt wurde, singt nur mehr die Hälfte mit. Es war eins der schönsten Erlebnisse in der Christkönigskirche, a capella zu singen. Einfacher Grund: die Orgelnoten, die in Österreich verwendet werden, sind viel zu hoch für die körperlich gewandelten Menschen des 20. Jahrhunderts. Deshalb versprech ich mir von der neuen Orgel im Grunde garnichts. Es sei denn, man verwendet der natürlichen Stimmausbildung angemessene Noten. Ich bitte Sie, verehrter Herr Pfarrer, dringend, dies schon jetzt in die Wege zu leiten.

5) Abschließend möchte ich noch ein altes Anliegen, das ich schon in verschiedenen Artikeln in der "Furche" vertreten habe, vorbringen. Brutal formuliert: wie kommt der Christ dazu, daß ihm das Erhabenste, daß ihm die Meßliturgie bietet, nämlich Christi Einsetzungsworte, verschwiegen werden? Ich bin mir bewußt, daß die Fortsetzung der Liturgiereform hier abhilfe schaffen wird, aber könnte man nicht wirklich die Wandlungsworte laut sprechen (wie in der Krim) oder durch einen Lektor mitsprechen lassen auf deutsch?

Mit der Bitte, dieses Schreiben als konstruktive Kritik zu betrachten bin ich

mit herzlichen Grüßen

Ihr

Zwischen „Schalom“ und „Confrontatie“

Eindrücke von einer Studienreise des ÖCV nach Holland Anfang 1967

Ein von vielen holländischen Katholiken ernstgenommener Zynismus lautet: ”In den Niederlanden wird heute alles gewandelt — außer Brot und Wein” Tatsächlich ist das Elfmillionenvolk der Holländer - dicht zusammengedrängt auf 52.000 km agrarisch untermischter Stadtlandschaft, heute ein Volk im Umbruch. Seit der Reformation jahrhundertelang durch starre konfessionelle Fronten gespalten, bahnte sich nach dem Zweiten Weltkrieg und mehr noch nach dem Zweiten Vatikanum eine neue Entwicklung an: Die Wechselwirkung zwischen reformierter Kirche und Katholiken (je ca. 40% der Bevölkerung) wird immer stärker spürbar; das ökumenische Gedankengut fällt in Holland nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch auf fruchtbaren Boden. Der gesellschaftliche Strukturwandel, in dem zur außereuropäischen Welt weit offenen Küstenstaat beschleunigt diesen Prozess die Rolle des Christen in der „Einen Welt“, gesegnet mit den Errungenschaften moderner Technologie und bedroht von Hunger und Vernichtung, wird zu einem alle konfessionelle Eigenbrötelei überragenden Zentralproblem.

Der in der Osmose mit dem Protestantismus in den holländischen Katholizismus eingefilterte demokratische Gedanke ist die vielleicht auffälligste Wirkkraft jener innerkatholischen Aufbruchsbewegung, für die "NL” heute Markenzeichen geworden ist. Das Mitspracherecht der Laien in kirchlichen Angelegenheiten bleibt längst nicht mehr auf eine geduldete Beraterrolle in den „weltlichen“ Dingen auf Pfarr-, Dekanats-Diözesan- und Landesebene beschränkt. Immer deutlicher zeichnen sich Ansätze einer echten Volkswahl kirchlicher Amtsträger ab. So stellte das Kapitel der Diözese Hertogenbosch den Gläubigen über die Presse und von der Kanzel die Frage, mit wem der vakant gewordene Bischofsstuhl besetzt werden sollte, beziehungsweise welche Eigenschaften der neue Oberhirte besitzen sollte. In einem Gespräch bezeichnete Mgr. Bluyssen, der auf diese Art kreierte Bischof die Volkswahl mit nachfolgender Bestätigung durch den Vatikan als durchaus zukunftsträchtig. Es sei nichtauszuschließen, meinte der dynamische Vertreter des jungen holländischen Episkopats, die apostolische Sukzession auch durch Volkswahl begründet werden könne. Der Bischof sei vor allem Bindeglied der Gemeinschaft der Diözese zur Universalkirche. Und letztlich müsste auch eine Möglichkeit bestehen, einen für die Gemeinde untragbar gewordenen Amtsträger abzuwählen. Da blieb selbst den progressivsten unter den durch nächtelange theologische Diskussionen bereits

konditionierten Besuchern aus dem barockfrommen Österreich der Mund offen. Schließlich raffte man sich zu der bangen Frage auf, ob der Herr Bischof nicht Sorge habe, dass die holländische Kirchenprovinz mit diesen und anderen Ideen völlig isoliert werden würde. Freundlich aber nicht ohne Selbstbewusstsein kam die Antwort: "Ja, ich habe eine gewisse Sorge, aber als kleiner Teil der Weltkirche kann Holland sich weiter vorwagen als andere Länder. Die Laiensynode hat uns geneigt, dass wir keineswegs isoliert sind."

Neben der Demokratisierung der Organisationsstruktur der Kirche ist es die liturgische Praxis, in der der neue Geist die misten Früchte getragen hat. Mit der Einführung der Landessprache für alle Teile der Messe und die Sakramenten-spendung kam langsam, aber sicher der Wunsch nach größeren Variationsmöglichkeiten auf. Man weiß auch in unseren Breiten, dass gewisse Teile des Canons in wörtlicher Übersetzung heute kaum brauchbar sind. Wie der Leiter des holländischen Liturgieinstituts, P. Lucas Brinkhof, ausführte, existieren in der niederländischen Kirchenprovinz bereits an die 20 verschiedene Capones, von denen 5 in Rom vorgelegt wurden, davon einer in Form einer möglichst wörtlichen Übersetzung. Mit Beginn des Advents wollte man einen dreijährigen Evangelienzyklus einführen, der nach langwierigen Verhandlungen mit dem Vatikan in Druck gegangen ist. Die Hauptschwierigkeit lieg im Fehlen einer modernen Bibelübersetzung - die letzte brauchbare niederländische Fassung stammt aus dem Jahre 1939!

Im Allgemeinen scheint die Liturgiereform bei den holländischen Katholiken gut anzukommen. Wie eine im Februar 1966 durchgeführte Kirchen-besucherzählung ergab, liegt die Dominikantenquote in den Großstädten bei 35%, in den ländlichen Gemeinden erreicht sie bis zu 95 %. Das ergibt für ganz Holland einen Durchschnitt von 65%. Neben der radikal gekürzten Form des Kanons fällt dem Besucher aus Österreich vor allem der hohe Anteil an Kommunikanten auf. Pastoraltheologisch geht dieser auf ein neues Verständnis des Bußsakramentes zurück: nur bei schwerer Sünde wird die Individualbeichte, meist in Ausspracheform, gefordert. An die »Stelle der Andachtsbeichte ist die Bußandacht mit Generalabsolution getreten. Neu ist auch die Art der Kommunionspendung in 75% der holländischen Kirchen empfängt der Kommunikant die Hostie auf die linke Hand, von wo er sie mit der Rechten zum Mund führt.

Wie zu erwarten, ziehen liturgische Experimente wie die Beatmesse in den städtischen Ballungsräumen die Jugend weiterhin stark an. Aus Diskussionen mit Liturgieprofessoren ergibt sich, dass man bereits intensiv

am Einbau von nicht—sprachlichen Kultformen wie Tanz und Pantomime in die Eucharistiefeier, deren Mahlcharakter nach Meinung mancher holländischer Katholiken noch immer nicht voll zur Geltung kommt, arbeitet. An den in einige Zentren zusammengelegten Priesterausbildungsstätten gehen die Studenten der Theologie – wie 90% aller Geistlichen — in Zivilkleidung ihrem Beruf nach. Die Priesterstudenten haben nach der Reform des Seminarstudiums heute annähernd die gleichen Freiheiten wie ihre weltlichen Kollegen. Viele von ihnen wohnen zu dritt oder zu viert in modernen Wohnblocks, ihr fünfjähriger Ausbildungsgang konfrontiert sie mit allen Aspekten der modernen Industriegesellschaft. Die theologische Schulung wird von der philosophischen nicht mehr getrennt, von großer Wichtigkeit scheint für sie die Auseinandersetzung mit Existenzialphilosophie und Phänomenologie zu sein. Nur mehr etwa die Hälfte der Seminaristen, so stellte sich in Gesprächen heraus, neigt politisch der Katholischen Volkspartei zu. Die übrigen haben bei den letzten Parlamentswahlen im Februar 1967 eine neuentstandene Intellektuellenpartei "Demokraten 66", die Sozialisten oder die Pazifisten gewühlt. Insbesondere fällt die starke Bedeutung der Fragenkomplexe Entwicklungshilfe und Vietnam auch in theologischen Diskussionen auf. Die Problematik des Zölibats ist interessanterweise etwas in den Hintergrund getreten. Zwar führt das soziologische Institut der (katholischen) Universität Nimwegen gegenwärtig eine Vollerhebung unter Welt- und Ordensgeistlichen der Kirchenprovinz durch, doch steht der Punkt bisher noch nicht auf der Tagesordnung der holländischen Nationalsynode. Freilich hört man aus den Gesprächen mit Theologen eines heraus: die Zölibatsenzyklika Paul VI. hat vorwiegend historische Argumente gebracht; in Holland geht das Gespräch weiter und wird zu gegebenem Zeitpunkt auch zu Entscheidungen führen. Bis zu einem solchen Termin wäre immerhin denkbar 1) verheirateten Männern mehr als bisher den Zugang zum Priesterstand zu gewähren und 2) auf Grund der Zölibatsvorschriften entlassenen Priestern die Ausübung ihres Amtes wieder zu gestatten. Trotz einer gemessen an anderen Ländern überdurchschnittlichen Zahl von Priesterberufungen ist in letzter Zeit in den Niederlanden eine Abnahme zu verzeichnen. Wie man im Pastoralinstitut in Rotterdam erfährt, liegt der Grund hierfür jedoch weniger im Problem des Zölibats als in einer allgemeinen Krise des Selbstverständnisses des Priesters, in einer Rollenunsicherheit, die ihre Wurzeln in zu geringem Bildungsniveau und zurückgegangenem Sozialprestige zu haben scheint.

Die religiös-weltanschauliche Aufbruchsbewegung in Holland führte zur Herausbildung von echten Extremgruppen. Im politischen Spektrum sind dies linksaußen die Pazifisten, rechtsaußen die Bauernpartei, deren Zustrom in den Städten zunimmt. In den katholischen und protestantischen Zentrumsparteien hat sich ein starker christlich-radikaler Flügel formiert, der beim Parteitag der KVP am 8. Dezember 1967 die Einsetzung von Reformkommissionen für Programmatik und Politik erwirken konnte.

Im religiösen Bereich am weitesten vorgewagt hat sich die *Schalom-Gruppe*, eine informelle Organisation, die Mitgliedern aller christlichen Bekenntnisse offensteht. Diese Gruppe hat sich die Integration von Welt und Kirche zum Ziel gesetzt, die Verwirklichung einer brüderlichen Friedensordnung, die Versöhnung der Rassen und Völker. In einer Kerngruppe von dreißig Aktivisten - darunter drei katholische Priester – wird jeden Freitag ein ökumenisches Abendmahl gefeiert. Zwischen die Lesungen aus der Schrift und geistliche Lieder setzt man Betrachtungen über aktuelle Probleme anhand von Zeitungsberichten und Informationen durch geladene Gäste. Jeder Teilnehmer bricht sodann für seinen Nachbarn das Brot und reicht ihm den Wein - die priesterliche Funktion wird von der gesamten Gemeinde erfüllt. Andere Aktivitäten der Gruppe umfassen die Teilnahme an Friedenskonferenzen, die Propagierung des UNO-Gedankengutes und konkrete politische Aktionen, wie die Rücksendung einer Lohnsteuersenkung an den Finanzminister mit dem Hinweis, dass zuerst das Entwicklungshilfebudget erhöht werden solle, bevor man der Bevölkerung Steuergeschenke mache. Wenn auch die Schalom-Gruppe nur etwa 5.000 Mitglieder zählt, so sind ihre Gedanken durch die Massenmedien doch weithin bekannt geworden.

Verständlich, dass sich gegen diese und ähnliche experimentierende und reformierende Strömungen alsbald Gegengruppen bildeten. Eine davon, der Una-Voce-Bewegung verwandt, ist ein Kreis von Klerikern und Laien, viele davon Konvertiten, um die Zeitschrift *"Confrontatie".* Sich selbst als "orthodoxe" Katholiken definierend, opponieren sie gegen alles, was nicht direkt aus Rom kommt. So vor allem gegen den im Auftrag des holländischen Episkopates in 400.000 Exemplaren verbreiteten "Neuen Katechismus", dessen deutsche Übersetzung ja bekanntlich nicht ausgeliefert wird, obwohl schon etliche Exemplare auch im österreichischen Klerus zirkulieren. In einer Bittschrift an den Papst ("Ad pedes Sanctitatis Vestrae provoluti") beklagt "Confrontatie“ das Fehlen einer Aussage über die biologische Jungfräulichkeit Marias, die Existenz der Engel und fünf weitere grobe theologische Mängel, die "ohne Zweifel zu einer großen Gefahr für die Seelen" werden müssten. Der niederländische

Klerus scheint demgegenüber von dem für 10 Gulden erhältlichen Erwachsenenkatechismus in der Mehrheit begeistert zu sein, bietet er doch das Glaubensgut in der Sprache unserer Zeit und ohne den Beigeschmack klerikaler Indoktrination. Dabei soll der Wert einer warnenden Stimme, wie es "Confrontatie" sein will, nicht übersehen werden. Betrüblich ist nur, dass ihre Vertreter allzu leicht statt Argumenten Beleidigungen und statt Gegenvorschlägen Bannflüche von sich geben.

Die Auseinandersetzung mit dem zeitgenössischen holländischen Katholizismus könnte sich auch für die Erneuerungsbestrebungen der Kirche in unserem Land fruchtbringend erweisen, wenn sie von Geistlichkeit und Weltchristen mit der nötigen Offenheit, aber auch mit dem erforderlichen Ernst geführt wird.

Als erste Studiengruppe aus Österreich besuchten 12 Angehörige des ÖCV unter Führung des Amtsträgers für Bildungsfragen, Dr. Maximilian Liebmann, in der Zeit von 26. Oktober bis 2. November 1967 eine Reihe von Instituten und Institutionen der Kirche in Holland. Den nebenstehenden Bericht stellte Dr. Peter Diem aus seinen eigenen Eindrücken für den "Volksboten" zusammen.

13.11.1967

Entfeudalisierte Kirche

APOLOGIE FÜR WILFRIED DAIM

Dr. Peter Diem war katholischer Studentenführer und ist heute Organisationsreferent in der ÖVP-Bundesparteileitung. *Dr. Wilfried Daim* ist Tiefenpsychologe, Autor umstrittener Schriften zur Kirchenreform und gilt als überaus „links". Diems nachfolgende Apologie Daims scheint uns ein Text so recht nach FORVM-Geschmack — Begegnung ansonst sehr unterschiedlicher Geister ohne Rücksicht auf etwaiges Entsetzen der konformistischen oder auch nonkonformistischen Rechtgläubigen.

Knapp vor Eröffnung der zweiten Konzilsperiode Ende September 1963 entbrannte im österreichischen Katholizismus eine heftige Diskussion. Es ging um das kurz vorher im gewerkschaftsnahen Europa-Verlag erschienene Buch „*Kirche und Zukunft*". Neben einer Abhandlung über das Zusammenleben von Christen und Atheisten von *Friedrich Heer* und einer Betrachtung über die verschiedenen Funktionen von „Katholischer Aktion" und „Aktion der Katholiken", verfaßt von *August Maria Knoll*, enthielt der in den Kirchenfarben Gelb-Weiß gehaltene Paperbackband 29 Thesen zur „Entfeudalisierung der Kirche". Sie stammten von dem Wiener Tiefenpsychologen *Dr. Wilfried Daim*, der alsbald als „Linksreformer" in das Schußfeld zahlreicher sachlicher wie unsachlicher Angriffe geriet.

Den Anfang machte der Münchner Jesuitenpater *Hans Wulf* in der Septembernummer 1963 der „Stimmen der Zeit". Die Forderungen der „Reformer" seien „maßlos", ihr Buch enthalte „zentrale theologische Irrtümer", argumentiere „aus einer aufklärerisch-ungeschichtlichen Position" und könne deshalb dem katholischen Christen „keine konkret mögliche Therapie anbieten".

Nachdem auch der Wiener Oberhirte, *Kardinal König* — heute prominenter Vertreter der „progressiven" Bischöfe — in einer Predigt in der Stadthalle mahnende Worte gefunden hatte, feuerte das amtliche Wiener Diözesanblatt eine Breitseite unter dem beziehungsvollen Titel „Stellungnahme zu einem Buch" ab. Die Autoren von „Kirche und Zukunft" hätten „den breiten Rahmen der Diskussionsfreiheit bereits überschritten und den Boden der Kirche, wenigstens zum Teil, verlassen". Man verspüre „nach der Lektüre ein ausgesprochenes Unbehagen", fordere doch das progressistische Machwerk nicht eine „Entfeudalisierung" sondern eine „Entgesellschaftung der Kirche".

Heute, nach drei Jahren und nach erfolgreichem, wenn auch sicher nicht alle befriedigendem Abschluß des Zweiten Vatikanums, klingen diese Argumente reichlich antiquiert. Ist doch bis in weite Kreise der katholischen Bevölkerung der johanneische Geist des „aggiornamento" gedrungen. Längst wurden neue, weitergehende Forderungen gestellt, und kaum kommt es bei der Vorlage von Reformvorschlägen heute noch zu emotionsgeladenen Gegenaktionen. Man ist gesprächsbereiter und sachlicher geworden.

Aus diesem Grunde kann es ganz nützlich sein, einmal zurückzublicken und an Hand der 1963 aufgestellten 29 Thesen Daims die Entwicklung innerhalb eines für die Weltkirche doch kurzen Zeitraums von drei Jahren zu analysieren. Diese Betrachtung kommt einer Rehabilitierung Wilfried Daims im Hinblick auf seine kirchenreformatorischen Gedanken gleich — ein von seiten der Amtskirche oft erst nach Jahrhunderten üblicher Akt der Fairneß. Einer kritischen Auseinandersetzung mit Daims politischen Thesen wird dabei nicht vorgegriffen.

ABBAU DES ZEREMONIELLS

Nicht weniger als 9 der 29 Thesen hatten die Reform des Zeremoniells und der äußeren Formen des kirchlichen Lebens zum Inhalt. *Die diesbezüglichen Vorschläge Daims sind zum größten Teil Wirklichkeit geworden.*

So legte Paul VI. am 13. 11. 1964 die Tiara ab, um sie als Opfergabe den Armen der Welt zu schenken. Damit war das laut Daim (These 2) „massivste Feudalsymbol" der Kirche zu einem historischen Ausstellungsobjekt geworden. Das Haupt der „dienenden Kirche" wird künftig nicht mehr jenes Zeichen weltlicher Machtfülle tragen, das Christus einst abgelehnt hatte. Dasselbe gilt für die pharaonischen Straußenwedel, die ebenfalls unter Paul VI. ins

Mobiliendepot wanderten, dasselbe für die „sedia gestatoria".

Wie der Salzburger Erzbischof vor einiger Zeit bekanntgab, hat die österreichische Bischofskonferenz in ihrer ersten Sitzung nach dem Konzil auf die Titel und Anreden „Eminenz" und „Exzellenz" verzichtet. Auch *damit wurde eine Forderung Daims* (These 13) *Wirklichkeit*, nachdem sie im Dezember 1964 von der Wiener Monatsschrift „Der Seelsorger" unter dem Titel „Entrümpelung der Seelsorge" wiederholt worden war.

Damit ist ein weiterer Schritt auf dem Weg zu der eigentlich christlichen Form zwischenmenschlicher Beziehung, nämlich zur bewußten Brüderlichkeit, getan worden. Zu keiner Periode der Kirchengeschichte seit der Urkirche ist der Zug zur „universellen Brüderlichkeit" so deutlich spürbar gewesen, wie in der nachkonziliaren Gegenwart. In nahezu allen Papstreden und Enzykliken seit Johannes XXIII. spielt das Wort „Brüderlichkeit" eine bedeutsame Rolle. Laut Kardinal Bea sind die nichtkatholischen Christen „unsere Brüder kraft ihrer Taufe". *Dies entspricht dem Beitrag Dr. Daims*, den er unter den Sammeltitel „Rückkehr zur Brüderlichkeit" stellte; er forderte eine weitgehende Reduktion des Vatertitels in der Kirche; dieser sei möglichst durch den Bruderbegriff zu ersetzen (These 1).

Die unter Christen übliche Anrede „Bruder" ist, wie *Josef Ratzinger* nachgewiesen hat, spätestens vom 3. Jahrhundert an immer mehr zurückgegangen. Heute findet sie sich noch bei vielen amerikanischen Sekten. Diese haben damit außerhalb der Kirche einen Bestandteil echt christlicher Lebensform bewahrt, der innerhalb der Kirche durch deren Verflechtung mit weltlichen Sozialformen verlorengegangen ist. Je mehr sich die Kirche von solchen Säkularismen löst, umso leichter wird den Katholiken die Wiederbesinnung auf ihre ursprünglichen Verhaltensformen fallen.

Eine weitere These (4) beschäftigt sich mit der Reduktion der auf die Person des Papstes bezüglichen Titel und Förmlichkeiten; *auch dieser Vorschlag Daims nähert sich, zumindest teilweise, der Verwirklichung.*

Nach dem Vorbild des ersten Papstes, Petrus, soll der Bischof von Rom weder die „Wir-Formel" noch den Titel „Heiliger Vater" verwenden. Wenn wir die Strafrede Christi an die Pharisäer (Matth. 23, 8—11) ernst nehmen, können wir nicht umhin, uns auch mit dieser Frage objektiv auseinanderzusetzen. Hatte Johannes XXIII. mehr oder weniger unbekümmert die Regeln des vatikanischen Protokolls durchbrochen (*„Ich bin Josef, euer Bruder!"*), so geht Paul VI. behutsamer vor. Immerhin, es gibt auch in seinem Pontifikat bereits Augenblicke, wo er bei Ansprachen in die dritte Person Einzahl ausweicht (Rede vor der UNO) oder sogar die Ich-Form verwendet. So berichtet „Kathpreß" am 12. September 1966:

> „Paul VI. zelebrierte auf dem Hauptplatz des aufstrebenden Industriestädtchens Colleferro vor Tausenden von Arbeitern und ihren Angehörigen eine heilige Messe . . . Nach dem Evangelium richtete der Papst in ungemein herzlichem Ton seine Ansprache an die Versammelten . . . ‚Unser wirklicher, großer Gruß gilt heute euch Arbeitern. *Um euretwegen bin Ich gekommen.* Ihr seid der Hauptgrund Meines Besuches. Es lebe das arbeitende Colleferro' rief der Papst und löste damit erneut ungeheuren Beifall aus."

Abgesehen von der weiterhin „feudalen" Großschreibung der ersten Person zeigt dieser Bericht deutlich das Abgehen von längst überholten Ausdrucksformen.

Weitgehend erfüllt ist auch Daims Forderung nach Abschaffung von Kniefall und Ringkuß (These 5). Sie war unter Berufung auf Apg. 10,26 erfolgt. Beide Förmlichkeiten gehören praktisch der Vergangenheit an. Viele Bischöfe, darunter auch der Salzburger Erzbischof *Dr. Rohracher*, haben sie von Anfang ihres Amtes an abgelehnt.

DER RÖMISCHE ADEL VERLIERT SEINE FUNKTIONEN

In fünf weiteren Thesen (7, 9, 10, 15, 16) beschäftigte sich Wilfried Daim unter anderem mit der Eliminierung des Einflusses der römischen Aristokratie auf die Kirche, mit den Ritterorden und der Vereinfachung des vatikanischen Protokolls. *In bezug auf diese Vorschläge Daims ist ebenfalls viel geschehen.*

So wurde die Amtseinführung von 27 neuen Kardinälen im Februar 1965 ohne Mitwirkung von Staatschefs nach vereinfachten Richtlinien durchgeführt. Auch die Kleidung der Kardinäle wurde vereinfacht.

Die vielfachen Verflechtungen des Heiligen Stuhls mit dem Hochadel konnten nur durch einen deutlichen Schritt des Papstes abgebaut werden. Paul VI. unternahm die notwendige Distanzierung in unmißverständlicher Weise zu Beginn des Jahres 1964. Wörtlich erklärte der Papst auf den Neujahrsgruß, den ihm Fürst Colonna überbrachte:

> „Vor Ihnen, Erben und Vertretern der alten und führenden Familien des päpstlichen Rom und des päpstlichen Staates stehen Wir mit leeren Händen. *Wir können Ihnen nicht mehr Ämter, Benefizien, Privilegien und Vorrechte, über die ein weltlicher Staat verfügt, übertragen . . . Wir können nicht mehr, wie in der Vergangenheit, Uns Ihrer weltlichen Mitarbeit bedienen.* Wir sagen dies zögernd und mit innerem Unbehagen und befürchten, Wir könnten den Traditionen zu wenig verbunden scheinen, Ihre Verdienste zu wenig anerkennen. Aber dem ist nicht so. Das Konzil stellt der Kirche das gewaltige Problem, sich zu modernisieren, ein Problem, mit dem sich auch der Vatikan auseinandersetzen muß."

Damit ist zumindestens die Idee, daß Geburtsvorrechte in der katholischen Kirche fürderhin keine Bedeutung haben, offiziell ausgesprochen worden. Ihre Durchführung wird sicher noch Jahre in Anspruch nehmen.

Dasselbe gilt für die Reduktion der zahlreichen, die menschliche Eitelkeit in durchaus unchristlicher Weise befriedigenden Orden, Ehrenzeichen und „Würden". Paul VI., der schon als Erzbischof von Mailand gewissen Praktiken des Malteserordens einen Riegel vorzuschieben versuchte, ist auch der Mann, um eine Reduktion der nichtkaritativen Aktivitäten der Ritterorden herbeizuführen.

DIE DIENENDE KIRCHE

Daims Beitrag in „Kirche und Zukunft" hatte in zwei Punkten (Thesen 2 und 11) ausgesprochene Akte der Demut seitens der Amtskirche gefordert. Einerseits ein „umfassendes *Schuldbekenntnis des Papstes* im Namen seiner christlichen Brüder für die Untaten der Kirche an den Juden, den Islamiten, den Heiden, den eigenen Mitgliedern, die zu Unrecht verfolgt, gemartert, indiziert etc. wurden, an den Sklaven, den Farbigen . . ., an den Bürgern, am Proletariat etc. für alle Handlungen und Unterlassungen",

andererseits die „Verpflichtung aller kirchlichen Funktionsträger nicht nur zur Fußwaschung, sondern auch zum *gemeinsamen Tisch* mit Vertretern der verschiedensten Volksschichten".

Beide Forderungen Daims wurden zumindest ansatzweise verwirklicht.

Am 29. 9. 1963 wandte sich Paul VI. an die bei der Eröffnung der 2. Konzilsperiode anwesenden Beobachter der getrennten christlichen Gemeinschaften und erklärte:

> „Wenn irgendeine *Schuld* für diese Trennung uns zuzuschreiben ist, so bitten wir demütig Gott um Verzeihung und *bitten die Brüder um Vergebung*, falls sie sich von uns verletzt fühlen."

Wie weit ist das nachkonziliäre „Volk Gottes" von jenem triumphalistischen Kirchenbild entfernt, das uns vor wenigen Jahren noch als durchaus endgültig erschien! So konnte der Papst anläßlich einer Generalaudienz am 11. 8. 1966 sagen, er wolle von der *demütigen Kirche* sprechen, von der Kirche, die ihre eigenen menschlichen Grenzen kennt, ihre Fehler, die weiß, daß sie der Barmherzigkeit Gottes und der *Verzeihung der Menschen* bedarf:

> „Demütige Kirche, nicht nur in den Reihen des gläubigen Volkes, sondern vor allem auch in den höchsten Graden der Hierarchie, die in dem Bewußtsein und in der Ausübung ihrer Gewalt . . . weiß, daß sie diese zur Erbauung und zum Dienst an den Seelen verwenden muß. Das gilt auch für den höchsten Grad, jenen des Petrus (sic!), der sich selbst als Diener der Diener Gottes definiert und der mehr als alle anderen das Mißverhältnis zwischen der von Christus erhaltenen Sendung und der eigenen Schwäche und Unwürdigkeit empfindet."

Es ist schwer vorstellbar, daß solchen Worten nicht Taten folgen werden. Johannes XXIII. hat die auf Christus selbst zurückgehende *Fußwaschung* wieder eingeführt. Sie ist aber nur ein Formalakt der Demut. Bedeutungsvoller wäre die Einführung des *gemeinsamen Mahles* der Kleriker mit den Weltchristen. Dazu Daim: „Wieviel würde ein Bischof erfahren können, wenn er sich die Mühe machte, mit Vertretern aller Volksschichten zu Mittag oder zu Abend zu essen!"

Weitgehend verwirklicht, wenn in manchem auch nur durch grundsätzliche Annahme der Idee, *ist Daims These 19*, die sich mit der Umgestaltung und Vereinfachung der Meßfeier beschäftigt. Die Diskussion um die *Liturgiereform* hat so ziemlich alle ihre Aspekte, von der Landessprache bis zum Laienkelch, berührt.

Auf der Weihnachtsseelsorgertagung 1965 forderte der Grazer Univ.-Prof. *Dr. Karl Amon* die „Verwendung von echtem Brot in der Eucharistie an Stelle der wie Papier aussehenden schneeweißen Hostien" — ein Anliegen, dessentwegen Dr. Daim zwei Jahre vorher erheblichen Angriffen ausgesetzt war. Es wird auf die Intensität der mit Zustimmung der Bischöfe vorgenommenen liturgischen Pionierarbeit ankommen, ob das für richtig Befundene auch praktisch Wirklichkeit werden kann.

DER GUTE HIRTE

Erfüllt ist ferner Daims These 12 von der „größeren Mobilität des Bischofs von Rom". Die Reisen Pauls VI. nach Israel, Indien und zur Vollversammlung der UNO waren von offenkundiger kirchen- und friedenspolitischer Bedeutung. Niemanden würde heute eine Flugreise des Papstes nach Kanada sonderlich überraschen, oder eine Friedensmission nach Vietnam. Wann die Zeit freilich reif sein wird für Reisen des Papstes in die Zentren des Unglaubens, um im Sinne des Hirtengleichnisses (Matth. 18,12) den Versuch zu unternehmen, die verlorenen Schafe heimzuholen, bleibe dahingestellt.[1])

Daims These 14, die Forderung nach Begrenzung der Amtsdauer in kirchlichen Funktionen, war eine bei Veröffentlichung des Buches als unerhörte Anmaßung empfundene Anregung. Am 6. 8. 1966 erging das Motu proprio „Ecclesiae sanctae". In diesem

> „werden alle Diözesanbischöfe und alle ihnen rechtlich Gleichgestellten wärmstens gebeten, nicht später als nach Vollendung des 75. Lebensjahres aus freien Stücken der zuständigen Autorität den Verzicht auf ihr Amt zu erklären."

Innerhalb eines Monats langten in Rom eine Reihe von Rücktrittsgesuchen ein, darunter jene der Kardinäle von Malaga, Paris und Bologna. Allein in Italien gab es zu diesem Zeitpunkt 54 Bischöfe im Alter von mehr als 75 Jahren. Die Rücktrittserklärungen gelten als annahmepflichtige Gesuche.[2])

Soll nun etwa auch der Rücktritt eines Papstes aus Altersgründen möglich werden? Vatikanische Kreise dementierten gleich nach Auftauchen derartiger Gerüchte diese Möglichkeit. Tatsache bleibt jedoch, daß Paul VI. anläßlich einer Wallfahrt nach Fumone am 1. 9. 1966 sehr deutlich an einen seiner Vorgänger, an Coelestin V., erinnerte, der im Jahre 1294 in der Überzeugung, nicht zum Papsttum berufen zu sein, nach Erlassung einer Konstitution über die Abdankung von Päpsten selbst die Tiara niederlegte.

Es gibt auch eine Meinungsentwicklung in Richtung auf Daims These 18. Er forderte darin eine proportionale Festsetzung der Wahlmänneranzahl für die *Papstwahl* entsprechend der Volkszahl der Katholiken. Allein dadurch werde der Papst zu einem echten Repräsentanten der Weltkirche.

Mitte September 1966 wurde im Turiner Bistumsblatt, dem offiziellen Sprachrohr des Erzbischofs Michele Pellegrino, der Vorschlag gemacht, die Funktionen des Kardinalskollegiums in Zukunft der Versammlung der Vorsitzenden der nationalen Bischofskonferenzen zu übertragen. Die Mitglieder dieser Versammlungen sollten alle bisher den Kardinälen vorbehaltenen Rechte, einschließlich des Rechtes der Papstwahl, übernehmen.

Damit wäre auch das Problem der Verjüngung des Kardinalskollegiums gelöst, da seine Zusammensetzung praktisch den nationalen Bischofskonferenzen überlassen sei — desgleichen das Problem der universalen Repräsentanz der Weltkirche, wenn auch noch nicht gemäß der Zahl der Katholiken in den einzelnen Ländern.

Dennoch: der *demokratische Gedanke*, die Idee, Autorität nach unten abzugeben, faßt immer mehr Fuß. Und dies nicht nur hinsichtlich der höchsten kirchlichen Gremien,

---

[1]) Oder sollte der Besuch des sowjetischen Staatspräsidenten Podgorny dafür zumindest protokollarische Grundlagen bieten?

[2]) Auch eine Reihe ungarischer Bischöfe, darunter der Vorsitzende der Bischofskonferenz, Erzbischof Hamvas, haben um Pensionierung gebeten.

etwa durch Einsetzung des „*Bischofsrates*".[3]) Unter Bezugnahme auf die zu gründenden Priesterräte rief der Papst in einer Ansprache am 13. 9. 1966 zu einer Vertiefung des Verhältnisses zwischen Bischof und Priestern auf:

> „Es ist klar, daß dieses Verhältnis . . . immer ausgeprägter, immer solidarischer und immer wirksamer werden muß . . . Und wie die Bischöfe bereit sein werden, Euch an ihren Gesprächen teilnehmen zu lassen und Euch ein wenig an der Fürsorge für die jeweilige Diözese teilhaben zu lassen — so sollt Ihr dafür sorgen, ihren Dienst leichter zu gestalten."

Freilich ist der diözesane Priesterrat in seiner gegenwärtigen Konstruktion (Einberufung und Tagesordnung im Ermessen des Bischofs; Ablehnung gewählter Mitglieder ohne Angabe von Gründen möglich) wenig mehr als das Heraufdämmern der konstitutionellen Monarchie . . .

Seit Anfang November 1966 besitzt die Erzdiözese Wien einen aus 15 Mitgliedern bestehenden *Laienrat*.

Was Daims These 17 betrifft: Wahl der Bischöfe durch das gläubige Volk — hat ein australischer Bischof dies als durchaus möglich bezeichnet.

„GEBT GEDANKENFREIHEIT!"

Die Thesen 21 bis 25 hatten die geistige Freiheit, die Stellung der Kirche zur Wissenschaft und die geistliche Erziehung zum Inhalt. Als besonders emotionsgeladen erwies sich gerade im Zusammenhang mit der Veröffentlichung von „Kirche und Zukunft" die *Indexfrage*. Dabei wurde am heftigsten die Praxis des (mittlerweile in „Kongregation für die Glaubenslehre" umbenannten) Heiligen Offiziums kritisiert, die eine Rechtfertigung seitens des indizierten Autors nicht zuließ. *Inzwischen ist auch dieser Forderung Daims Rechnung getragen.* Mit Wirksamkeit vom 14. 6. 1966 wurde der „Index librorum prohibitorum" aufgehoben.

Der Index verliert dadurch seine rechtliche Verbindlichkeit; die Autorität zur Kontrolle von glaubensgefährdenden Veröffentlichungen geht auf die Bischöfe über. Dennoch behält sich der Heilige Stuhl das Recht vor, in schwerwiegenden Fragen *selbst* Urteile über Veröffentlichungen abzugeben. Allerdings muß dabei der Verfasser *gehört* werden.

Ein derartiger Fall ist schon eingetreten. Anfang August 1966 wurde der holländische Theologe Jan van Kilsdonk S.J. „zu einem Dialog" nach Rom eingeladen. Es ging um heikle theologische Fragen, die der dem progressivsten Flügel der niederländischen Katholiken angehörende Studentenseelsorger in der Öffentlichkeit behandelt hatte. Man schied, so heißt es, nachdem die Standpunkte der Dialogpartner wechselseitig teilweise anerkannt worden waren, mit dem Wunsch nach weiterem Gedankenaustausch. So ist eine vier Jahrhunderte alte, fortschritthemmende römische Institution nach den Worten Kardinal Ottavianis „eines natürlichen Todes gestorben".

Daim fordert in seiner *21. These* die Abschaffung der „chefideologischen Position der *Scholastik* in der Theologie". Hiebei geht es ihm hauptsächlich um die Dynamisierung der katholischen *Soziallehre*, die — unter dem Einfluß der aristotelischen Philosophie konservativ geworden — dem eigentlichen Wesen des Christlichen nicht gerecht werde. Es gelte, die sozialrevolutionären Impulse, die vom Judentum ausgingen, in die katholische Kirche zu reintegrieren und diese so zu einer echt progressiven Haltung zu bewegen.

Was das Verhältnis der Kirche zum Judentum betrifft, konnte sich das Konzil aus vielschichtigen, nicht zuletzt politisch-taktischen Rücksichtnahmen nur zu einem Minimum guten Willens entschließen. Nach langwierigen Verhandlungen war es möglich, in der „Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen" den *Antisemitismus* „mit Entschiedenheit zu beklagen". Zu einer Verurteilung („condemnatio") aller Manifestationen der Judenfeindschaft wie zu einem Freispruch der Juden vom „Gottesmord" konnte man sich nicht durchringen.

Doch weist die Aufwertung des *Alten Testamentes* im Rahmen der Konstitution über die Offenbarung irgendwie in die Richtung einer ernsteren Auseinandersetzung mit den Fragen des Judentums.

ARBEITER IN DEN WEINBERG

Nicht mehr tabuisiert scheint Daims Forderung in These 25: man möge in den pädagogischen Einrichtungen der Kirche für „Erweckung von Kritikfähigkeit" und „Reduktion der Gehorsamsideologie" sorgen. Immer mehr setzt sich die Meinung durch, daß *Kritik* dem Ansehen der Kirche nicht schade. Dazu Kardinal König in der Oktobernummer 1966 der Zeitschrift „Analyse":

> „Ich glaube, daß es gut ist, wenn man alles, was angreifbar ist, auch wirklich angreift und kritisiert. Die Kirche soll nicht geschont werden. Wir wollen keine Ausnahmestellung. Die Chance der Kirche liegt in ihrer Freiheit. Diese Freiheit ist aber nicht nur eine Freiheit für sie selbst, sondern auch für alle anderen."[4])

Schwerer fällt die Durchführung der wenigen vom Konzilsdekret über die *Priestererziehung* ermöglichten Reformen. Wie brennend notwendig diese sind, zeigt die Situation der nordamerikanischen Priesterseminare; der wenig aufgeschlossene Geist an vielen dieser Ausbildungsstätten scheint einer der Gründe für den starken Rückgang im Priesterberuf (bis zu einem Drittel gegenüber 1965).

Freilich liegt die Vermutung nahe, daß auch das liberalste System der Priesterausbildung samt bewußter Erziehung zu Kritik und Initiative ohne *Aufhebung des Zölibates* für Weltpriester nur eine Teillösung bleiben wird. Auch darüber — *Daims These* 29 — ist seit Erscheinen von „Kirche und Zukunft" die Diskussion auf breiter Linie aufgebrochen.

Die Wiedereinführung des *Diakonats für verheiratete Männer* durch das Konzil kann mit Fug und Recht als Kompromißformel betrachtet werden. Ihre Gültigkeit wird weitgehend von der Entwicklung der Priesterberufungen

---

[3]) Motu proprio „Apostolica sollicitudo" v. 15. 9. 1965. — Seit 10. 1. 1967 existiert auch ein 12köpfiger „*Laienrat*", allerdings unter einem „Kardinals-Präsidenten".

[4]) Erzb. Garonne, Präfekt der röm. Studienkongregation, schrieb im spanischen Tagblatt „informaciones", innerkirchliche Kritik sei niemals schlecht oder verboten gewesen. Freie Meinungsäußerung sei in der Kirche gerade so nötig wie in jeder anderen lebendigen Organisation. Eine Gemeinschaft, deren Leitung jede Kritik unterdrücke, sei dem Untergang geweiht („Kathpress", 16. 1. 1967).

abhängen. Wird doch die Notwendigkeit, eine wachsende Weltkirche seelsorgerisch zu betreuen, letztlich das entscheidende Kriterium bei der Lösung dieser Frage kirchlicher Disziplin sein.

Wie weit die allgemeine Meinung einer Aufhebung des Zölibats zuneigt, zeigt eine im September 1966 vom holländischen Attwood-Institut durchgeführte Umfrage: 77% der Gesamtbevölkerung, 57% der Katholiken befürworten die *Priesterehe*. Die holländische Nationalsynode wird sich mit der Zölibatsproblematik offiziell befassen.

Auch die unbewußte Kehrseite des Zölibats, der überlieferte Satz „*mulier taceat in ecclesia*", gerät ins Wanken. Zweifellos wird sich in nächster Zukunft der Grundsatz der liturgischen Gleichberechtigung der Geschlechter weiter Bahn verschaffen — trotz den im Juli 1966 plötzlich ergangenen Richtlinien des Rates zur Durchführung der Liturgiekonstitution, nach denen die Verwendung (sic!) von Frauen und Mädchen beim Altardienst und als Lektorinnen nicht gestattet ist. Andererseits wurde den Oberinnen von Schwesternkonventen, besonders in Gegenden mit Priestermangel, die Kommunionspendung erlaubt.

Und der Apostolische Delegat in Großbritannien, Erzbischof Cardinale, erklärte vor kurzem auf der Jahresversammlung der „St. Joan's Alliance', er scheue die Diskussion über das *Frauenpriestertum* nicht, zumal da es keine stichhaltigen Gründe dagegen gebe („Kathpreß" vom 9. 9. 1966).

VERKÜNDIGUNG IM RAUMZEITALTER

Daims Thesen 8 und 28 fordern den Einsatz moderner Propagandamethoden und technisch-organisatorischer Hilfsmittel für die Selbstdarstellung des Christentums.

Zwar ist weder der Vorschlag, die vatikanischen Behörden in einem modernen Bürohaus unterzubringen, noch die Anregung, einen kirchlichen Fernsehsatelliten zur Unterstützung von Radio Vatikan zu starten, aufgegriffen worden. Wie sehr aber die kirchlichen Verkündigungsformen den Erfordernissen der Gegenwart angeglichen wurden, zeigen Seminare über kirchliche Kommunikationsstrategie ebenso wie Veranstaltungen nach Art der „Agape 66" oder der „Pötzleinsdorfer Jugendgottesdienste". Und kaum eine der neuerrichteten Seelsorgeanlagen hat noch Ähnlichkeit mit dem wehrhaften Pfarrhof aus dem letzten Jahrhundert.

Im vorstehenden wurde der Versuch gemacht, an Hand eines zeitlich und inhaltlich fixierbaren Forderungskatalogs einen Überblick über den durch Konzil und allgemeine Kirchenentwicklung erzielten Fortschritt im kirchlichen Bereich zu geben. Wie jede Betrachtung globaler Erscheinungen ist dies ein Versuch mit beschränkter Aussicht auf Erfolg. Die Rückblendung bietet aber immerhin die Möglichkeit einer Neueinschätzung der Gegenwart. Heute wird längst die Forderung nach Überwindung der „bürgerlichen" Phase der Kirche erhoben, so in der Julinummer 1965 der St. Pöltner KA-Zeitschrift „Der Rufer", in der es heißt, die Kirche müsse ihre feudalen *und bürgerlichen* Züge ablegen, damit sie in ihrer Gestalt auch dem Lebensstil und den Bedürfnissen des Arbeiters entgegenkomme. Die Gläubigen könnten nicht mehr eine kirchliche Herrschaftsstruktur akzeptieren, die gesellschaftlich überholt sei. In dieser Richtung wird das demnächst im (katholischen) Manz-Verlag, München, erscheinende zweibändige Werk „Progressiver Katholizismus" von Wilfried Daim wohl noch manche Überraschungen bringen.

Was ist also, abstrakt gesehen, unter dem Begriff „Fortschritt in der Kirche" zu verstehen? Als Definition bietet sich an: *Fortschritt in der Kirche ist die Summe aller Entwicklungen (auch restaurativer), die zu einer Intensivierung des Verhältnisses einer möglichst großen Anzahl von Menschen zu Christus und einer gesteigerten Erfüllung Seines universellen Liebesgebotes führen.*

Damit ist hinreichend klargestellt, daß nicht jede Veränderung „Fortschritt" bedeuten muß. Sicher aber ist, daß alle Erscheinungen im kirchlichen Raum, die geeignet sind, die Distanz zu Christus zu vergrößern oder den Wirkungsgrad christlicher Verkündigung zu mindern, reformbedürftig sind.

Dem überzeugten Christen wird die Wahl zwischen viel Tradition mit wenig Zugang zum Inhalt und wenig Tradition mit viel Zugang zum eigentlich Christlichen nicht schwerfallen.

für KSJ "Prisma"
27.5.67

Moderne Rhythmen zur Ehre Gottes

Die Rhythmusmesse (missa rhythmica, ungenau auch Jazzmesse) ist eine Realität. Sie ist nicht unbestritten, steht weiter in der Diskussion. Aber sie ist da. Sie mußte einfach kommen. War doch die gottesdienstliche Musik immer Ausdruck einer Zeit, nie etwas zeitlos Gültiges. Manchmal haben wir Österreicher, die wir begnadete Kirchenkomponisten in reicher Zahl zu unseren Landsleuten rechnen dürfen, das Gefühl, die Lobpreisung Gottes habe mit den Werken Bruckners, Haydens, Mozarts und Schuberts einen absoluten Höhepunkt errreicht. Niemand wird die musikalische Qualität der klassischen Kirchenmusik bestreiten. Dennoch gibt es Gründe, die den Einbau rhythmisch betonter Weisen in das liturgische Geschehen rechtfertigen, ja geradezu provozieren.

Die Liturgiereform ist Ausdruck der Demokratisierung der Kirche.

Zum ersten Mal seit vielen hundert Jahren wird es sich nach dem Peter und Pauls-Tag 1967 ereignen, daß alle beim Meßopfer Anwesenden jedes Wort, das der Priester spricht verstehen, in seiner vollen Bedeutung erfassen werden. Ab diesem Zeitpunkt wird es nämlich erlaubt sein, auch den Kanon in der Landessprache zu feiern. Damit wird auch der des Lateinischen nicht mächtige Meßbesucher instand gesetzt, sich das durch die Einsetzungsworte ausgedrückte Geschehen beim letzten Abendmahl wirklich plastisch und damit viel andächtiger vor Augen zu halten. Eine echte Integration der gottesdienstlichen Gemeinde zu einer Abendmahlsgemeinschaft wird der Erfolg dieser Maßnahme sein.

Im Hinblick auf die kirchenmusikalische Gestaltung der Meßfeier bedeutet diese noch aktivere Mitfeier jedoch praktisch das Ende der "aufgeführten Messe". Es geht einfach nicht an, gewisse Teile der Liturgie an einen Chor zu delegieren und während ihrer Durchführung wohlig zurückgelehnt "Musik" zu hören. Der mündige Laie von heute will selbst mitgestalten, selbst Träger der Liturgie sein.

Die moderne Kirchenmusik muß für den Laien freudig mitvollziehbar sein

Wenn der aus der technischen Arbeitswelt von heute kommende Mensch - vor allem der junge Mensch - den Kirchenraum betritt, will er nicht um Jahrhunderte zurückversetzt werden, sondern mit den Formen der Gegenwart seinen lebendigen Gott Huldigung erweisen. Das ist der Grund und Ursprung der Rythmusmesse und die Quelle ihres Erfolges. In einer an das pulsierende Lebensgefühl des modernen Menschen

appellierenden Form, in einer seiner biologischen Wirklichkeit angepaßten Tonlage und in einer ehrlichen, unpathetischen textlichen Aussage will der Weltchrist von heute aktiv am Gottesdienst teilnehmen.

Über die konkrete Art der Durchführung kann man diskutieren. Dabei soll man aber nicht so argumentieren, als wäre jede über die Betätigung der Atmungsorgane und Lippen hinausgehende Bewegung eine Manifestation des Teufels. " David und alle Israeliten tanzen voll Eifer vor dem Herrn mit Zithern, Harfen und Pauken", heißt es in der Schrift. Warum sollten nicht auch die Menschen des 20. Jahrhunderts nach Christus ihr Gotteslob durch körperliche Gesten ausdrücken - sei es, daß sie, im Eifer ihrer Mitfeier, im Rhythmus mitwippen, oder sei es, daß sie einmal auch den sakralen Tanz in eine gottesdienstliche Feier einbauen.

Die Auswahl der für eine Rhythmusmesse geeigneten Lieder ist bereits ziemlich groß.

Es ist Aufgabe der für eine Gemeinschaft Verantwortlichen, dafür zu sorgen, daß die für eine bestimmte gottesdienstliche Feier ausgewählten Stücke dem Charakter dieser Feier angemessen sind. Der Text soll in einer möglichst innigen Beziehung zum sonstigen liturgischen Geschehen stehen. Eine vorherige Probe mit Vorsängern und Stimmführern bezw. mit der Band ist notwendig. Zwar zielführend, aber im Grunde nicht sehr elegant ist die Methode, eine Meßfeier mit der gesamten versammelten Gemeinde zuerst durchzuproben und gleich darauf "richtig" aufzuführen. Das lenkt meiner Meinung nach etwas zu sehr vom liturgischen Geschehen ab. Die Kirchenbesucher in Österreich sind im allgemeinen in der Lage, auch schwierige Melodien, wenn sie Texte mit Noten und eine ihrer Stimmlage angemessene musikalische Begleitung vorfinden, unter Anleitung eines Vorsängers - besonders im Wechselgesang - vom Blatt zu singen. Man muß sie hiezu nur entsprechend nachdrücklich einladen.

~~Vielfach wird eine Erklärung über den Ursprung einer rhythmischen Weise nützlich sein.~~ Ich finde es etwas unehrlich, wenn man etwa so tut, als wäre eine mit deutschem Text versehene Spiritualmelodie etwas Urösterreichisches. Solange wir noch nicht über genügend viele Eigenkompositionen verfügen, sollen wir ruhig dazu sagen, worum es sich im konkreten Fall handelt. Es ist nämlich besser, der einfache Kirchenbesucher weiß, daß es sich um einen religiösen Gesang der amerikanischen Negerbevölkerung oder um einen Gospel-Song handelt, als er hält das gesamte Repertoire für billige Schlagermusik. Ich glaube nicht, daß wir uns gerade als Österreicher dafür schämen

müssen, wenn wir ausländische oder außereuropäische Melodien übernehmen. Erstens haben wir auch heute noch genügend eigenständiges Musikschaffen als daß der Eindruck entstehen könnte, wir seien musikalisch eine reine Importfirma. Und zweitens haben wir immer Wertvolles aus dem Schaffen anderer Völker übernommen. Man denke nur an das reiche Erbe slawischer Musikelemente: von der großen Symphonie bis zur Heurigenmusik spürt man sie überall durch. Ähnlich ist es mit dem romanischen Einfluß; ohne das italienische Musikschaffen wäre die Blüte unserer Barock- und Rokokomusik undenkbar. Also bitte keine Angst vor Überfremdung!

Der Werbeeffekt moderner Rhythmen hat eine wichtige pastorale Funktion.

Vielfach wird darauf hingewiesen, daß "Jazzmessen" hauptsächlich von "Jazzfans" besucht würden, die sonst das ganze Jahr keine Kirche von innen sähen. Zu dieser als Einwand vorgetragenen Erklärung kann man nur sagen, daß sie ein starkes Argument für die Rhythmusmesse ist. Wie heißt es im Evangelium: "Mehr Freude im Himmel wird sein über einen Sünder, der sich bekehrt, als über neunundneunzig Gerechte, die der Umkehr nicht bedürfen "(Luk.15,7). Wo gibt es denn eine Rhythmusmesse, die nur aus rhythmischen Gesängen bestände, in der der Zelebrant nicht Gelegenheit zu einer gerade auf seine meist jugendlichen Zuhörer abgestimmten, aufrüttelnden Predigt hätte und in der die "Lauen" nicht den Eifer derer sähen, die zu Christus bereits echt gefunden haben. Ich bin also der Meinung, wir sollten die Rhythmus messen geradezu als gezielte Werbung für unsere 'Randschichten" benutzen, für jene, die abseits stehen, ohne bewußt Gegnerzu sein. Allen jenen, die der christlichen Religion unbewußt oder bewußt das Stigma der Antiquiertheit und Konservativität aufprägen wollen, sei gesagt: Christus hat seine Kirche nicht für eine bestimmte Zeit und nicht für eine bestimmte Kultur geschaffen, sondern für "alle Völker". Er versprach uns, "bis ans Ende der Zeiten" bei uns zu bleiben, wenn wir Ihn in unsere Mitte nehmen indem wir uns in Seinem Namen versammeln. Die Versammlung um den Tisch des Herrn aber oder ein Beisammensein zum Lobpreise Gottes ist an keine bestimmte Kunstrichtung gebunden - weder an eine architektonische, noch an eine musikalische "Schule". Es soll vielmehr ein echtes, ein packendes Erlebnis sein.

Und deshalb bin ich für die Rhythmusmesse.

PERIODICA

CHRISTLICHES REVOLUTIONSJAHR 1967

Im Spiegel der kirchlichen Presse

Im Verlaufe des Jahres 1967 scheint sich ein grundlegender Wandel in der Stellung der Kirche zur Frage großer gesellschaftlicher Umwälzungen vollzogen zu haben. Unter dem Einfluß kosmopolitisch denkender, mit den Erkenntnissen der zeitgenössischen Nationalökonomie und Soziologie vertrauter Berater (insbesondere der französischen Dominikaner) wurde der Übergang vom individuellen Widerstandsrecht gegen eine ungerechte und freiheitsfeindliche Staatsgewalt zum kollektiven Widerstandsrecht gegen eine darüber hinaus unsoziale Gesellschaftsordnung gefunden.

Konnte *Johannes Messner* die Frage der Revolution 1958 noch auf 15 Zeilen abhandeln: „Es gibt kein Recht der Revolution als eines Mittels der innerpolitischen Auseinandersetzung mit einer Regierung“[1]) — konstatiert 1961 *Adolf Merkl*, daß sich „ein gewisser Wandel der Auffassung in der Richtung eines Verständnisses der bedingten kollektiven Auflehnung gegen die Staatsgewalt“ bei den „Wortführern des Christentums“ unter dem Eindruck der totalitären Staatsbildungen eingestellt hat.[2])

Viel entscheidender als die Bedrohung der Freiheitsrechte erwies sich aber die soziale Frage von heute — der Gegensatz zwischen hochentwickelten Industrienationen und den erwachenden Agrarländern der „Dritten Welt“.

Papst *Paul VI.* selbst eröffnete die Diskussion in einer Ansprache anläßlich seiner Neujahrsaudienz für das Diplomatische Corps:

> Die Kirche könne weder jenen zustimmen, die einer abweisenden Haltung gegenüber der Welt das Wort reden, noch jenen, die von der Kirche verlangen, „diejenigen zu unterstützen, die der Gerechtigkeit in der Gesellschaft durch gewaltsame Reformen zur Herrschaft verhelfen wollen“. Wohlstand und Gerechtigkeit dürften nicht auf dem Weg über „gewaltsamen Umsturz des Rechtes und der sozialen Ordnung“ angestrebt werden. Auf der anderen Seite führe die Kirche mit ihrer Lehre zu einer „Revolution“, wenn man darunter einen Wandel der Geisteshaltung, eine tiefgreifende Umwandlung der Wertordnung verstehe. Die der Kirche entsprechende Haltung sei somit weder Gleichgültigkeit noch revolutionäres Engagement, sondern Liebe und Dienst.[3])

In einem Satz die revolutionäre Haltung fordern, um sie im nächsten Satz wieder zurückzunehmen — diesem Grundprinzip kirchlicher Sozialdoktrin huldigte auch *Karl Rahner* bei einem im März 1967 gehaltenen Vortrag. Die theologische Tugend der Hoffnung verlange — und das Konzil erwarte — eine „revolutionäre Haltung der Christen“. Diese Haltung stürze aber die Christen keineswegs in ein „wildes Revoluzzertum“, das ja das Gegenteil von Hoffnung bedeute.[4])

Am 26. März 1967 wurde die Enzyklika „*Populorum Progressio*“ veröffentlicht. Sie enthält besonders in den Artikeln 30—32 Aussagen zum Thema Revolution und Sozialreform, die trotz der taktischen Grammatik, in die sie verpackt sind, an Deutlichkeit nichts vermissen lassen.

In einem Leitartikel in der dem Österreichischen Seelsorgeinstitut nahestehenden Zeitschrift „DER SEELSORGER“ beschäftigt sich der deutsche Experte für Entwicklungshilfe, *Dr. Jochen Schmauch*, mit dem Thema „Kirche und Revolution“.[5]) Der revolutionäre Antrieb sei im „Westen“ zu einer „Kaffeehaus-Attitude“ geworden, die „Revolutionäre der Stunde“ dürften „die Rolle der modernen Hofnarren spielen“. Im „Osten“ habe Revolution — als „Praxis des Widerspruchs“ verstanden — die Funktion, die Freiheitsrechte, die gegenüber den sozialen Forderungen der revolutionären Anfangszeit zu kurz kamen, nachzuliefern. Einzig allein in der „Dritten Welt“ könne Revolution im Vollsinn aktualisiert werden. Deshalb würden dort die revolutionären Bewegungen „an Bedeutung, wenn nicht an Radikalität zunehmen“.

Wie sieht Schmauch die Haltung der Kirche?

> „Die Kirche besitzt kein eigenes revolutionäres Programm. Sie hat weder ein Inhaltsverzeichnis revolutionärer Ziele noch eine Gebrauchsanweisung für deren Durchsetzung anzubieten. Was ihr genuin zukommt, ist eine Kritik der Rahmenbedingungen, in denen Mensch und Gesellschaft ihr Leben entfalten, und die Beurteilung der sittlichen Qualität der menschlichen und gesellschaftlichen Handlungen. Daraus mag sich der geschichtsbegleitende Charakter der kirchlichen ‚Soziallehre‘ erklären.“

Das Neue an der Beurteilung der Revolution in „Populorum Progressio“ liegt nach Schmauch in der „Rationalisierung der Gemeinwohlgerechtigkeit durch die Einführung der Grundrechte der menschlichen Person als der entscheidenden Kriterien für die sittliche Erlaubtheit der Revolution“. Hiedurch werde — wenn auch in negativer Formulierung — die Verwirklichung eben dieser Menschenrechte als sittlich geboten dargestellt. Nicht aber würden damit — wie *Günther Nenning* meinte[6]) — alle bisherigen und kommenden modernen Revolutionen kirchlich gerechtfertigt: zur vollen Verwirklichung der Menschenrechte bleibe „auch nach den Revolutionen Anlaß genug, die ‚Praxis des Widerspruches‘ auszuüben“.

Diese Ansicht Schmauchs deckt sich mit einem Gedanken des Münsteraner Fundamentaltheologen *Johannes Metz*, der die christliche Religion als „Institution schöpferischer Gesellschaftskritik“ bestimmt[7]) — eine Widerlegung der Thesen Nennings enthält sie allerdings nicht.

Auf den Tag genau einen Monat nach der Veröffentlichung der Fortschrittsenzyklika fand in *Marienbad* die dritte große Begegnung von Christen und Marxisten im Rahmen der Paulus-Gesellschaft statt. In einem Artikel in der mittlerweile in eine echte Krise geratenen „FUR-

---

[1]) *Johannes Messner*, Das Naturrecht, 1. Aufl. 1958, 4. Aufl., Tyrolia, Innsbruck 1960, S. 696 f.

[2]) In: Naturordnung in Gesellschaft, Staat, Wirtschaft, hrsg. von *J. Höffner, A. Verdross, F. Vito*, Tyrolia, Innsbruck 1961 (Festgabe für Johannes Messner), S. 479.

Peter Diem, geboren 1937 in Wien, akademischer Übersetzer und Dr. jur. (Universität Wien), M. A. (Southern Illinois University), Leutnant der Reserve, Organisationsreferent und sozialwissenschaftlicher Berater der ÖVP-Bundesparteileitung, Mitglied der CV-Verbindung „Rudolfina“. Verfasser einer Arbeit über den politischen Einfluß des US-Katholizismus, ständiger Mitarbeiter der CV-Zeitschrift „academia“, Aufsätze in der „Furche“, in den „Österr. Monatsheften“, im Neuen FORVM („Entfeudalisierte Kirche / Eine Apologie für Wilfried Daim, Februar 1967).

[3]) KATHPRESS, 9. 1. 1967.

[4]) Vortrag beim „Ökumenischen Forum“ im Auditorium Maximum der Universität Wien am 8. 3. 1967 über „Theologie und Hoffnung“ (Vgl. KATHPRESS, 9. 3. 1967).

[5]) *Jochen Schmauch*, Kirche und Revolution, in: DER SEELSORGER, Zweimonatsschrift für Praxis und Theorie des kirchlichen Dienstes, Nr. 6, November 1967, S. 363 ff.

[6]) Neues FORVM, April/Mai 1967, S. 315.

[7]) *Johannes B. Metz*, Religion und Revolution, Neues FORVM, Juni/Juli 1967, S. 462.

CHE", ebenfalls zum Thema „Kirche und Revolution", datiert vom 4. 11. 67, erinnert sich *Rudolf Weiler* an denselben Johannes Metz, der in Marienbad formulierte:

> „Wenn christliche Liebe sich gesellschaftlich mobilisiert als unbedingter Wille zur Gerechtigkeit und zur Freiheit für die anderen, dann kann unter Umständen gerade diese Liebe selbst revolutionäre Gewalt gebieten. Wo ein gesellschaftlicher Status quo ebensoviel Ungerechtigkeit enthält, wie eventuell entsteht, wenn er revolutionär abgeschafft wird, kann eine Revolution — für die Gerechtigkeit und Freiheit ‚der geringsten unter den Brüdern' — auch im Namen der christlichen Liebe nicht unerlaubt sein."[8])

Wie ändern sich die Zeiten! Weiler bezeichnete 1965 in derselben Zeitschrift[9]) die „Linkskatholiken" als „Unzufriedene", die am liebsten alles abschaffen wollten, ohne konkret Neues vorschlagen zu können, als „Revolutionäre", die Tabus anfassen wollten und damit Dinge meinten, „die auf dogmatischem Gebiet zum Beispiel praktisch durch Jahrhunderte als gesicherte Wahrheiten verkündet wurden" und als „politisch linksorientierte katholische Kreise, die den Marxismus taufen wollen und darin das Heil sehen für Menschheit und Kirche". Heute schreibt er von einem „notwendigen Nachholvorgang", der nicht ohne „revolutionäre Ideen auskommen kann, um auf dem Weg in die Zukunft aufzubrechen". Damals wetterte Weiler gegen den „fast kindisch anmutenden Fortschrittsglauben", ob er „marxistisch motiviert" sei oder „im krankhaften Bemühen gelegen, nur ja humanistisch-wissenschaftlich zu gelten" — heute fordert er einen „christlichen Sozialhumanismus" und eine daran orientierte „offene christliche Sozialbewegung", die „eine unermüdliche Stimme der Mahnung zum humanen und sozialen Fortschritt ist. . . . Eine Pastoral ohne revolutionäres Engagement wäre genau die Fortsetzung des verhängnisvollen Irrtums aus dem 19. Jahrhundert mit anderen Vorzeichen."

Weiler setzt jedenfalls keinen Irrtum fort, wenn er schlußfolgert: „Von der Antwort der Kirche auf die Lebensfragen der Neuzeit — eine solche ist die Revolution! — wird aber ihre Stellung in der industriellen Welt der Zukunft entscheidend abhängen."

*

Die 1840 gegründete katholische englische Zeitschrift „THE TABLET" beschäftigt sich in einem Aufsatz von *Donald Nicholl* mit dem politischen Stil der sogenannten Slant-Gruppe.[10]) Hauptvorwurf an die katholische Linke Englands: ihre komplizierte Sprache. Eine verwirrende politische Rhetorik korrespondiere mit einer nicht weniger verwirrenden theologischen Rhetorik:

> „The reason why their language is so obscure is that they are constantly shirking *the* political question, the question that a real revolutionary such as Lenin never stopped asking, *chto delat'?* — what is to be *done?*"

Nicholl kommt zu der Erkenntnis, daß die moralischen Fragen, die sich aus dem Evangelium ergeben, dann erschreckend revolutionär seien, wenn der Fragesteller nach Erhalt der Antwort *zu handeln gedenkt:*

> „Clearly no question is revolutionary if it is only meant to keep a discussion group going — such questions are essentially conservative."

Daher seine Forderung an die Slant-Gruppe, die revolutionäre Rhetorik aufzugeben und dafür alle „arrivierten Gruppen" mit dem Evangelium zu konfrontieren:

> „. . . to hammer away at the Catholic, Marxist, Leftist, and revolutionary establishments with Gospel questions."

Denn es gelte, die Welt zu verbessern, nicht zu „revolutionieren" — „Revolution" sei schon Teil des Establishments geworden. Hierin trifft sich Nicholl mit Schmauch und dessen in die Wohlstandsgesellschaft integrierten Kaffeehausrevolutionären.

„Ours is an age of revolution" — so läßt die US-amerikanische Jesuitenzeitschrift „AMERICA" einen Bericht über eine Tagung von 17 Bischöfen aus Entwicklungsländern von Brasilien bis Ozeanien beginnen.[11]) Die Teilnehmer hätten darauf verwiesen, daß das Evangelium selbst so revolutionär war, daß es vor zweitausend Jahren die damalige Gesellschaft bis in ihre Grundfesten erschütterte. Die mächtigsten Nationen der Welt seien ja selbst in irgendeiner Form auf revolutionärem Wege entstanden. Die Kirche könne heute nicht abseits stehen, wenn unter Revolution einerseits der Bruch mit einem System verstanden werde, das das Gemeinwohl nicht gewährleiste, andererseits die Errichtung einer neuen Ordnung, die geeigneter ist, das Gemeinwohl zu verwirklichen:

> „The revolution of which we are here speaking will either remain peaceful, and therefore Christian, or it will be more violent than any the world has yet seen."

*

Von echter Aktualität ist das Spannungsverhältnis Christentum-Revolution nur in Lateinamerika. Die Baumeister eines christlich-revolutionären Gedankengebäudes sind nicht die Dissidenten in der Katholischen Volkspartei der Niederlande, obwohl sie sich als „Christlich-Radikale" konstituiert haben, noch viel weniger die Professoren und Dozenten für christliche Soziallehre an den österreichischen Hochschulen, obwohl sie vor kurzem eine Arbeitstagung zum Problem „Kirche und Revolution" abhielten.[12]) Die geistigen Grundlagen werden an den Universitäten Brasiliens, in verlotterten Kolonialhäusern in Kolumbien, in den Kellergeschossen von Franziskanerklöstern und in den Diskussionszirkeln von Santiago di Chile erarbeitet. Das praktische Exerzierfeld ist der lateinamerikanische Subkontinent mit seinen 250 Millionen Einwohnern und einem Maximaleinkommen der durchschnittlichen Bauernfamilie von 5000 Schilling pro Jahr.

Einen überaus interessanten Einblick in die Problematik der Wirksamkeit des Christentums in einer nach „kühnen, bahnbrechenden Umgestaltungen und drängenden Reformen" („Populorum Progressio") schreienden Gesellschaft geben zwei Artikel des gegenwärtig in Bolivien tätigen Publizisten *Gerhard Drekonja* in „WORT UND WAHRHEIT".[13]) Der erste beschäftigt sich mit der Situation in Kolumbien, einem in tiefer Konservativität verharrenden Agrar- und Bergbaustaat. Die Kirche sei weiterhin den überkommenen Strukturen verhaftet, die organisatorischen Vorbereitungen für den Eucharistischen Weltkongreß 1968 in Bogotá erlaubten es dem jeder Reform abholden Kardinal Concha Cordoba, die meisten Neuerungsbestrebungen im Keime zu ersticken. Kein Wunder, daß gerade dieses Land einen

---

[8]) Ebd., S. 464.

[9]) „Stichwort Linkskatholizismus" — Eine Umfrage zu einem immer wiederkehrenden Thema, in: DIE FURCHE, Nr. 11/1965, S. 3.

[10]) *Donald Nicholl*, A Question for the Left-Wing Catholic, in: THE TABLET, vol. 221, 4. November 1967, S. 1149.

[11]) AMERICA, Vol. 117, No. 18, 28. Oktober 1967, S. 461.

[12]) Vgl. KATHPRESS, 13. 12. 1967. Über den Inhalt der Diskussion wurde nichts verlautbart.

[13]) *Gerhard Drekonja*, Der Priester, der in die Berge ging — Soziale Gärung und Katholizismus in Kolumbien, in: WORT UND WAHRHEIT, Heft 2, Februar 1967, S. 119 ff. — *Gerhard Drekonja*, Das Experiment des Eduardo Frei — Die ideologische Gärung in Lateinamerikas Democracia Cristiana, in: WORT UND WAHRHEIT, Heft 11, November 1967, S. 697 ff.

Mann hervorgebracht hat, der es in jeder Hinsicht mit dem Lieblingskind des iberoamerikanischen Kommunismus, Ernesto Che Guevara, aufnehmen konnte, ja sogar dessen Todesart ein halbes Jahr vorwegnahm: *P. Camilo Torres.* Von Studien in Löwen in seine Heimat zurückgekehrt, erwachten in Torres revolutionäre Pläne:

> „An der Universidad Nacional, an der 12.000 verbitterte Studenten hören, arbeitete er in der Folge als Studentenpfarrer und Soziologiedozent; als aufmerksamer Zuhörer und leidenschaftlicher Beobachter verstand er die Nöte der Studenten, die zum Staat in bedingungsloser Opposition stehen. Im täglichen Umgang mit ihnen verzweifelte auch Camilo Torres an der politischen Elite des Landes und begann vor zwei Jahren eine Bewegung zu gründen, die mit Studenten anfing, der sich jedoch bald Arbeiter, Bauern, radikale Gruppen und junge Kleriker aus allen Diözesen anschlossen . . . Camilos rasch wachsende Partei ‚Frente Unido' wurde im vergangenen Jahr zum Alptraum des konservativen Präsidenten Valencia, der mit Polizeimaßnahmen gegen sie einschritt und die ‚Frente Unido' von der Teilnahme an den Frühjahrswahlen 1966 ausschloß. Camilo Torres, der nach einer kurzen Unterredung mit dem Kardinal das Priesterkleid ausgezogen hatte und sich ganz der Politik widmen wollte, verlor nun völlig den Glauben an den Nutzen der repräsentativen Demokratie in einem Entwicklungsland wie Kolumbien."[14])

Von den gemäßigten Elementen (darunter einer kleinen Gruppe Christlicher Demokraten) verlassen, sah Camilo Torres im revolutionären Kampf — in Zusammenarbeit mit den Kommunisten — das einzige Mittel gegen das oligarchische Regime. Am 15. Februar 1967 fiel er bei einem bewaffneten Zusammenstoß mit den Regierungstruppen als Guerrillero im Tarnanzug.

Trocken resümiert Gerhard Drekonja:

> „Mit dem Tod des Gründers zerfiel die ‚Frente Unido' rasch, die Anhänger zerstreuten sich mutlos. Das politische Spiel konnte mit brillanten, doch inhaltlich leeren rhetorischen Formeln weitergehen. *Martin Amaya* (ein anderer „Reformkaplan" — P. D.) und Camilo Torres scheiterten mit ihren politischen und kirchlichen Reformplänen, weil sie eine radikale Umwälzung anstrebten, bevor sich eine gemäßigte Reformbewegung Raum geschaffen hatte."[15])

Eine solche „gemäßigte" Reformbewegung ist die „Revolution in Freiheit" des *Eduardo Frei.* Drekonja beschreibt ihre gegenwärtige Situation, die erfolgreiche Rebellion der Jungen gegen die Parteiführung (Junta), deren revolutionärer Elan nach Ansicht der jungen Generation erloschen ist. Die chilenischen katholischen Radikalen formieren sich immer stärker in einem „Movimiento Camilo Torres", dessen ideologische Grundlagen das 1965 publizierte Büchlein des Priester-Partisanen, „La Revolución: Imperativo Cristiano", und Artikel 31 von „Populorum Progressio" darstellen. Entschädigungslose Enteignung als Grundlage der Bodenreform, gleiche Löhne für Ausländer und Lateinamerikaner, totale Planifizierung, Verstaatlichung der Banken und Spitäler — das alles sind Konkretisierungen einer Idee, die unter dem Schlagwort „Zuerst Revolution, dann Integration" steht.[16])

Welche Rolle katholische Denker und Organisationen bei der beginnenden radikalen Umgestaltung der lateinamerikanischen Gesellschaftsordnung spielen, zeigt deutlich ein Bericht über die katholische Linke Brasiliens, erschienen in „AMERICA".[17]) In Solidarität mit dem für seine ultraprogressive Einstellung bekannten Erzbischof von Recife und Olinda, *Helder Camara:* „Die katholischen Bischöfe im Nordosten Brasiliens wollen Pioniere einer sozial-revolutionären Bewegung sein"[18]) — gründeten katholische Studenten eine von der Kirche unabhängige, aber auf die Lehren des Jesuiten *H. C. de Lima Vaz* und des Dominikaners *Thomas Cardonnel* zurückgreifende politische Organisation, die „Ação Popular". Laut „AMERICA" tritt diese Bewegung „für eine Politik revolutionärer Vorbereitung . . . gegen die doppelte Herrschaft des Kapitalismus (internationaler und nationaler Spielart) und des Feudalismus" ein.

Nach dem Staatsstreich in Brasilien hat sich einerseits ein Großteil des Klerus aus der Politik zurückgezogen, anderseits kam es zu einer Reihe von schweren Zwischenfällen, zu Verhaftungen von katholischen Studenten und Priestern und Hausdurchsuchungen im erzbischöflichen Palais von Rio de Janeiro. Zuletzt wurde von 21 Bischöfen und dem Staatspräsidenten eine gemeinsame Erklärung veröffentlicht, in der betont wurde, daß zwischen Regierung und Hierarchie keine unüberbrückbaren Gegensätze bestünden. Gleichwohl unterstrichen die Bischöfe, daß sie sich in Zukunft zwar gegen „marxistische Einflüsse" strikt wehren, jedoch mit Nachdruck die Maximen der päpstlichen Sozialenzyklika „Populorum Progressio" verfechten würden.[19])

Der interessierteste Beobachter solcher Ereignisse ist zweifellos der kubanische Ministerpräsident *Fidel Castro.* Mit ihm und seinem Regime hat die katholische Kirche längst einen komfortablen Modus vivendi erreicht: seit fünf Jahren vertritt *Cesare Zacchi,* der — ein Zufall? — den größten Teil seiner diplomatischen Laufbahn in Wien verbracht hat, den Vatikan in Havanna. Als Monsignore Zacchi am 13. Dezember 1967 die Bischofsweihe empfing, waren alle 125 Pfarren Kubas in voller Tätigkeit, und Fidel Castro ließ es sich nicht nehmen, am Empfang in der Nuntiatur persönlich teilzunehmen.[20])

*

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat die katholische Kirche im Jubiläumsjahr der russischen Oktoberrevolution die Grundlagen für eine aktive Mitgestaltung der Entwicklung in Lateinamerika und überhaupt in der „Dritten Welt" gelegt. Beschreitet sie damit Neuland oder hat *Wilfried Daim* recht, wenn er in „*Christentum und Revolution*", einem seiner jüngsten Werke, sagt:

> „Während Christentum und Kirche in scheinbar untergeordneten, jedoch äußerst wichtigen Gliedern (des Corpus Christi mysticum) revolutionär sind, ist die Kirche als Klerushierarchie konservativ, wenn nicht sogar oft reaktionär. Die großen revolutionären Bewegungen — US-Liberalismus, französischer Liberalismus und Kommunismus — sind Säkularisierungen christlicher Ideen, die geeignet sind, die Kirche zu sich selbst zu bringen. Der Geist scheut keinen Umweg."[21])

Die Entwicklungslinien einer durch das Zweite Vatikanum dynamisierten Kirche laufen in Richtung gegen das etablierte System. Zeigt sich dieses unwillig oder unfähig, sich gleichfalls zu dynamisieren, wird ein ideologischer Zusammenstoß unvermeidlich.

PETER DIEM

---

14) WORT UND WAHRHEIT, Heft 2, Februar 1967, S. 125.

15) ebenda, S. 126.

16) Vgl. auch den instruktiven Artikel von *Paul E. Sigmund,* Chile's Christian Democrats, in: AMERICA, Vol. 117, No. 21, 18. November 1967, S. 602 ff. sowie einen Bericht von *Robert Peter,* Einbahnstraße ins rote Paradies, in: DER VOLKSBOTE, Nr. 51/67, 16. 12. 1967.

17) *Thomas G. Sanders,* Brazil's Catholic Left, in: AMERICA, Vol. 117, No. 21, 18. November 1967, S. 598 ff.

18) KATHPRESS, 17. 8. 1967.

19) KATHPRESS, 15. 12. 1967.

20) KATHPRESS, 15. 12. 1967, 19. 7. 1967, 5. 5. 1967.

21) *Wilfried Daim,* Christentum und Revolution, Manz, München 1967, S. 151, 153.

PERIODICA

DIE NEUE KIRCHE UND DER FRIEDE

Mit den historischen Aspekten vatikanischer Friedenspolitik beschäftigt sich ausführlich die englische Ausgabe der HERDER-KORRESPONDENZ.[1]) Der Autor führt an Hand der Stellungnahmen aller in der Zeit vom Ersten zum Zweiten Vatikanum regierenden Päpste zum Fragenkomplex „Krieg und Frieden" den Nachweis, *daß die Lehre vom „gerechten Krieg" einem steten Erosionsprozeß unterworfen ist.*

Zentrale Bedeutung für die Friedenspolitik der Päpste im Strahlungsfeld des Zweiten Weltkrieges wird dabei den Lateranverträgen zugemessen, deren Artikel 24 die Erklärung der permanenten Neutralität des Vatikanstaates enthält. Aus dieser Bestimmung erklärt sich nach Ansicht der HERDER-KORRESPONDENZ (deren Beiträge ungezeichnet wiedergegeben werden) das Zuspätkommen der päpstlichen Erklärungen, die eine Verurteilung von Kriegshandlungen enthielten. Obwohl das Recht der Kirche, moralische und spirituelle Urteile auszusprechen, in dem genannten Vertragswerk ausdrücklich anerkannt wird, erwies es sich in der Praxis als äußerst schwierig, davon Gebrauch zu machen, ohne in den Verdacht einer Neutralitätsverletzung zu gelangen. So war es möglich, daß der Abessinienfeldzug Italiens von Pius XI. nicht verurteilt wurde und Pius XII. mit einer ausdrücklichen Verurteilung Hitlerdeutschlands bis zum Juni 1945 zuwartete:

> „In the course of the six years of World War II, 50 million people were killed — half of them civilians. Yet no official church judgement was delivered on the morality of the war itself or any particular phase of it. Judgement was suspended. Pius XII, although working heroically to alleviate the evils and tragedies of the conflict, was less inclined to intervene than Benedict XV in the First World War.
>
> On 8 May 1945 the war ended with the surrender of the German Reich and on 2 June, Pius XII delivered a scathing denunciation of National Socialism and the Third Reich (Nell'Accociere). This moral intervention did not take place until the German state had itself been dissolved."[2])

Nach dem Zweiten Weltkrieg sah sich der Vatikan mit zwei neuen Faktoren konfrontiert: mit dem Entstehen einer — wenn auch in der Praxis schwachen — Weltautorität und mit dem Phänomen der „wissenschaftlichen Waffen". Als sich die UNO—nicht zuletzt durch die Resolution „Uniting for Peace" aufgewertet — als wirksame Ordnungsmacht in lokalen Krisensituationen (1956 Suez, 1958 Libanon und 1960 Kongo) erwies, wandte sich das Augenmerk der Päpste unserer Zeit immer mehr dieser Institution zu. Bis zum Höhepunkt dieser Entwicklung, der Ansprache Pauls VI. vor den Vereinten Nationen („*Nie wieder Krieg, nie wieder Krieg!*"), häuften sich die Bezugnahmen auf die Notwendigkeit einer Weltautorität mit Sanktionsgewalt.

Leider konnten sich die Konzilsväter bei der Textierung der die modernen Waffen betreffenden Stellen der Pastoralkonstitution („Gaudium et Spes" Nr. 80) nicht zu einer Ächtung des Atomkrieges durchringen. Ein deutliches Zeichen, wie unausgegoren bis auf den heutigen Tag die Lehre der Kirche über Krieg und Frieden ist, waren die Interventionen des Kardinals Alfrink und des Patriarchen Maximos *für* und die des Weihbischofs Hannan, Washington, und des Erzbischofs Beck, Liverpool, *gegen* eine generelle Verurteilung der Kernwaffen.[3])

*

Einen Effekt aber hat die Ambivalenz zeitgenössischer Friedenstheologie jedenfalls gezeitigt: dem gegenwärtigen Papst wird kaum der Vorwurf gemacht werden können, zuwenig Stellungnahmen zum Problem des Weltfriedens abgegeben zu haben. Manche sind schon versucht, zu behaupten, Paul VI. gehe das Risiko ein, durch eine Inflation von Initiativen und Erklärungen den Wert jeder einzelnen Maßnahme herabzusetzen. Ein wenig klingt diese Sorge auch in einem informativen Artikel an, den *Anton Fellner* vor einiger Zeit zum Thema „Vatikan und Vietnam" in der „FURCHE" schrieb.[4]) Nach einem Rückblick auf päpstliche Friedensinitiativen seit 1963 schließt der heute als Generalsekretär der Wiener Diözesansynode eher etwas in den Hintergrund getretene katholische Publizist:

> „Schon nach der etwas geheimnisvollen Mission Pignedolis (im Oktober 1966 — P. D.) gab es Stimmen, die verlangten, *der Papst selbst solle nach Vietnam fliegen*, nach Saigon und Hanoi, um durch eine wahrhaft dramatische Demonstration, durch äußersten Einsatz seiner selbst den Frieden gleichsam zu erzwingen. Der Papst flog inzwischen nach Fatima, um für den Frieden zu beten. In realistischer Einschätzung der Macht, die ihm gegeben ist? Sicherlich. Und dennoch: sollte er es nicht wagen — morgen — übermorgen — bald — ehe es zu spät ist? In Christi Namen . . .?"

Ungeheuer ist die Verantwortung des geistigen Oberhauptes der Christenheit in Weltfragen wie der des Vietnamkrieges — vergleichbar wohl nur jener des politischen Oberhauptes der mächtigsten Nation dieser Erde, der Vereinigten Staaten, die diesen Krieg heute führt, ohne länger einig zu sein, daß seine Fortsetzung tatsächlich die einzige Möglichkeit für sie ist, ihre Führungsrolle in der freien Welt zu rechtfertigen.

*

Je unsicherer die Vereinigten Staaten in der Beurteilung ihrer eigenen Rolle werden, um so deutlicher scheint sich die offizielle Stellung derKirche zu dieser Auseinandersetzung und zum modernen Krieg im allgemeinen herauszukristallisieren. Obwohl Papst Paul VI. bis heute der „amletico", der hamletähnliche Gegner schneller Entscheidungen geblieben ist, als der er von katholischen Publizisten von Anfang seines Pontifikats an beschrieben wurde,[5]) sind es oft die Umstände, die ihn zu einer Festlegung drängen. So kann man wohl mit Recht sagen, daß die weltwirtschaftlichen Gedankengänge, die aus seiner Enzyklika „*Populorum Progressio*" sprechen, eine eindeutige Hinwendung zu der katholischen Soziallehre der Neuzeit bisher fremden Vorstellungen bedeuten. Auf anderen Gebieten, so etwa in der Frage der *Geburtenregelung* und beim Problem des *Zölibates*, steht dies noch aus.

Desgleichen in der Friedensfrage — besonders wenn man ihre theoretische Seite betrachtet. Viele Beobachter sind sich darin einig, daß die Lehre der Kirche über Krieg und Frieden seit ihrer Ausformung auf dem Zweiten Vatikanum, die ja in sich selbst ein Kompromiß war, nicht nennenswert verdichtet, sondern eher wieder relativiert wurde. Das Konzil hob die Rolle der Pazifisten ansatzweise als mögliche christliche Verhaltensform hervor: „Vom gleichen Geist bewegt, können wir denen unsere Anerkennung nicht versagen, die bei der Wahrung ihrer Rechte darauf verzichten, Gewalt anzuwenden." Es hatte auch Verständnis für die Wehrdienstverweigerung aus Gewissensgründen, ja sogar „höchste Anerkennung" für jene, die sich der Anordnung, an einem Genozid teilzunehmen, widersetzten.[6]) Demgegenüber kommentiert die angesehene katholische Halbmonatsschrift „COMMONWEAL" die Botschaft Pauls VI. zum „Tag des Friedens" (8. 12. 1967) wie folgt:

---

[1]) HERDER CORRESPONDENCE. A monthly review of the Christian World. October 1967, S. 293 ff.

[2]) Ebenda, S. 300.

[3]) *Max Lackmann:* Mit evangelischen Augen. Beobachtungen eines Lutheraners am Konzil. Styria, Graz, Wien, Köln, 1963—1966, Band IV. Zitiert nach Wilfried Daim, Progressiver Katholizismus, 2. Teil, Manz, München, 1967, S. 168 ff.

[4]) *Anton Fellner,* Vatikan und Vietnam in: „Die Furche" 23. Jg. Nr. 45.

[5]) *Michael Serafian,* Der Pilger oder Konzil und Kirche vor der Entscheidung, rororo aktuell, 1964.

[6]) Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, 78 f.

„A Catholic might hope that a Pope would be willing to go as far as the Council in support of pacifists. Or, if that is too much to expect, that a Pope might at least refrain from casting pacifists in the worst possible light. Apparently, such minimal hopes — of the vicar of the Prince of Peace — are, for the moment, in vain. In his call for a ‚Day of Peace' the Bishop of Rome expressed the hope, 'that the exaltation of the ideal of peace may not favor the cowardice of those who fear it may be their duty to give their life for the service of their own country and of their own brothers. . . . Peace is not pacifism; it does not mask a base and slothful concept of life . . .'

We use the phrase ‚the Bishop of Rome' deliberately in referring to the author of those words. They are unworthy of a Pope. Rather than enlightening the world on the rights of conscience, they serve only to perpetuate the all-too-popular jingoist's version of the pacifist. Does the Pope really mean to suggest that pacifism masks a ‚base and slothful concept of life'? Probably not; he couldn't. Could he?

It is painful to even imagine that he could. Painful because the Church is only now beginning to show that the personal conscience counts. Painful because the world is becoming more sensitive to the false uses of the word ‚peace', especially those uses which equate peace with nationalistic triumphs. Painful because Christianity has helped keep alive a tension between the private conscience and political realities. On each of these counts, the Pope's statement represents a setback."[7])

Tatsächlich ist die indirekte Identifizierung von Kriegsgegnerschaft und Feigheit nicht nur sachlich ungerechtfertigt, sondern stellt auch eine unbillige Zensur jener christlichen Gruppen dar, die — wahrhaftig nicht ohne Courage — seit Jahrzehnten jene Haltung vorgelebt haben, der sich die Kirche als Amtskirche jetzt nähert. Oder sind es etwa nur inoffizielle Stellungnahmen, wenn der „OSSERVATORE DELLA DOMENICA" in seiner Neujahrsausgabe feststellt, der Bombenkrieg, den die USA in Vietnam führten, sei nicht nur eine schwere Last für Nordvietnam, sondern füge auch den Vereinigten Staaten selbst schweren Schaden zu? Die USA hätten sich in Südostasien — nicht zum erstenmal — in eine Sackgasse hineinmanövriert und brächten damit auch ihnen freundschaftlich gesinnte Staaten immer mehr in Verlegenheit. Jeder, der die Rolle der Vereinigten Staaten in der heutigen Welt am Scheideweg zwischen Freiheit und Knechtschaft kenne, müsse angesichts dieser Tatsache betrübt und besorgt sein, heißt es in der vatikanischen Wochenzeitung.[8])

Oder ist es nicht eine weitgehend pazifistische Aussage, wenn der Erzbischof von Bologna, *Kardinal Lercaro*, wörtlich feststellt:

„Es ist eine Gewissenspflicht für die katholische Kirche, auf die Einstellung der amerikanischen Luftangriffe gegen Nordvietnam zu dringen. Wenn sich die USA dieser Bitte verschließen sollten, könnte ein weiterer und möglicherweise nicht wieder gut zu machender Schritt in Richtung auf eine Ausweitung des Konflikts die Folge sein. Es ist die Aufgabe des Papstes, im Interesse der Erhaltung des Friedens die Dinge klar auszusprechen, auch wenn das einigen nicht angenehm sein sollte."[9])

Angenehm kann manchen auch der Friedensappell nicht gewesen sein, den der gesamte *südvietnamesische Episkopat* (siebzehn Bischöfe) in den ersten Jännertagen 1968 an die kriegführenden Parteien richtete. Nach einer Aufforderung an die USA, die Bombenangriffe einzustellen und einer gleich deutlichen an Hanoi, die Infiltration in den Süden zu beenden und sich an den Verhandlungstisch zu setzen, hieß es in dem Aufruf an die Adresse der regierenden Militärs und Politiker in Saigon:

„Wie kann es Frieden geben, wenn die Verantwortlichen ihre falschen Versprechungen hinter Rhetorik verbergen? Wie kann es Frieden geben, wenn Faulheit, Heuchelei und Korruption überall in der Gesellschaft vorherrschen, wenn viele von ihnen, die offensichtlich die Bindung zu den Millionen Kriegsopfern verloren haben, so weit gehen, Unglück und Einsamkeit auszubeuten?"[10])

Die Ansichten über den Vietnamkrieg — und damit über die Friedensfrage im allgemeinen — gehen quer durch die meisten gesellschaftlichen Gruppierungen. Im Bereich des Katholizismus zeigt sich dies in der Gegenüberstellung der redaktionellen Linie zweier bedeutender katholischer Zeitschriften der USA: „AMERICA" und „COMMONWEAL".

*

Für die Jesuitenzeitschrift „AMERICA" ist die Frage der amerikanischen Präsenz in Südostasien — für die der Vietnamkrieg Prüfstein ist — einerseits eine Frage der Entwicklungspolitik in diesem Gebiet, anderseits aber ein Problem der Freiheit des religiösen Bekenntnisses von Millionen gläubiger Menschen. Einem Interview mit dem demokratischen Senator und Aspiranten für die Kandidatur bei der kommenden Präsidentenwahl, *Eugene J. McCarthy*, in dem sich dieser für graduellen Rückzug der USA aus Südostasien ausspricht und die Meinung vertritt, daß die Art der Kriegführung in Vietnam der christlichen Moral widerspricht, setzt „AMERICA" die Sätze voraus:

„The fact of a Communist takeover in South Vietnam seems not to bother the Senator. It bothers us, and not solely because the fate of several million Christians is at stake. Equally involved are some five million members of the Hoa Hao and Cao Dai sects, to mention but two of the groups that make up South Vietnam's pluralistic society. They stand to lose as much in terms of human dignity as the Catholics."[11])

Und die Frage der Entwicklung in Richtung stabiler Zustände sieht die genannte Zeitschrift unter Bezugnahme auf ein im Dezember 1967 vom „Freedom House" veranstaltetes Expertengespräch folgendermaßen:

„Over the past five years, Southeast Asia's progress toward economic, political and social stability has been rather remarkable. In Singapore, Malaysia, Thailand, and even in Laos to an extent, both economic and political gains have been encouraging. The drift toward chaos in Indonesia has apparently been halted. And yet, as the Freedom House statement reminds us, the heartening picture is not solely the result of internal developments. Every political leader in the area recognizes that if it were not for the American presence in Asia — economic, political *and* military — that picture would be drastically different. ‚To put the matter succinctly', say the 14 scholars, 'the United States has bought time for some 200 million people to develop without their being ceaselessly confronted with combined external-internal Communist threats of growing proportions."[12])

In Vietnam, so folgert „AMERICA", geht es letztlich darum, weitere „nationale Befreiungskriege" durch die (siegreiche) Beendigung des in Gang befindlichen zu verhindern — ganz im Sinn der „Dominotheorie". Da diese Vorgangsweise auf einen „long-range peace" abziele, stehe sie den Intentionen des Papstes näher als „ein Großteil des Geschreibsels, dessen sich die katholische Presse heutzutage befleißigt".

„COMMONWEAL", von katholischen Laien gestaltet, steht demgegenüber auf dem Standpunkt, daß ein Kurswechsel der amerikanischen Regierung erforderlich ist:

„First of all, the moral outcry against the war grows every day, and this is heartening. Secondly, the candidacy of the talented and capable Senator McCarthy and the still weak rating of Mr. Johnson in the polls could conceivably force a reappraisal inside the Democratic Party. Thirdly, GOP leader Everett Dirksen, long an LBJ fellow-traveller, recently broke step to suggest that a Republican president might be better able to end the war than the Democratic incumbent."[13])

7) COMMONWEAL, 29 December 1967, p. 369.
8) KATHPRESS, 4. 1. 1968.
9) Ebenda.
10) KATHPRESS, 9. 1. 1968.
11) AMERICA, December 16, 1967, p. 731.
12) AMERICA, January 6, 1968, p. 5.
13) COMMONWEAL, 12 January 1968, p. 428.

Noch deutlicher wurde die Dezember-Ausgabe des „U.S. CATHOLIC", herausgegeben von den Claretian Fathers, einem Missionsorden in Chicago:

> „We surely do not accept the moral irresponsibility of ‚my country, right or wrong' and while we do not for a minute equate the policies of our government with those of Nazi Germany, we do find a similar responsibility among the people of Hitler's Germany and among the American people today. Just as it was then the responsibility of the Germans to speak out against the immoral policies of the Nazis, it is, we believe, the responsibility of Americans who see the Vietnam war as immoral to speak out."[14])

Immer mehr Bischöfe fühlen sich zu Stellungnahmen verpflichtet, darunter kaum eine so dramatisch wie die von *Fulton J. Sheen*, Rochester, der von Präsident Johnson verlangte, die amerikanischen Truppen sofort abzuziehen und diesen Rückzug wie folgt anzukündigen: „Im Namen Gottes, der uns aufgetragen hat, unseren Nächsten mit ganzem Herzen zu lieben, werde ich unsere Streitkräfte um der Versöhnung willen aus Südvietnam abziehen."[15])

*

Freilich, auch noch so verzweifelte Handlungen formalen Protestes gegen den Vietnamkrieg — wie etwa das Übergießen von Einberufungskarteien mit Blut, wie es ein Father Berrigan demnächst vor Gericht zu verantworten haben wird,[16]) sind in ihrer faktischen Wirksamkeit durch die ehernen Gesetze der *weltweiten Machtpolitik* beschränkt. Es lohnt sich daher, in der christlichen Publizistik nach Stellungnahmen zu suchen, die dem Einzelnen konkrete Hinweise für sein Verhalten in bezug auf das Friedensproblem geben. In „PAX CHRISTI", dem Organ der internationalen katholischen Friedensbewegung, vertritt der französische Bischof *Guyon* folgenden Standpunkt:

> „Die wirkliche *Aktion*, die sich im Nachdenken und im Gebet vorbereitet, dringt ins öffentliche Bewußtsein ein. Sie ist nur möglich, wenn wir *ernsthaft engagiert* sind an den augenblicklichen Gegebenheiten des modernen Lebens und der Welt der Arbeit, am gesellschaftlichen und politischen Leben; sie ist nur möglich, wenn wir ständig die Arbeit der internationalen Organisationen verfolgen und an ihren Bemühungen gegen den Hunger und Analphabetismus teilnehmen sowie für die wirtschaftliche Entwicklung, für die Rüstungsbeschränkung eintreten in der Hoffnung, daß die Weiterentwicklung der menschlichen Anschauungen es gestatte, die Waffen zur Regelung von Konflikten zwischen den Nationen auszuschließen.
>
> Überall, wo wir auch sind, müssen wir die Gedanken unserer Mitbürger, die sich gerne in das Studium von rein seelischen Problemen vertiefen, auf die internationale Lage hinlenken und sie dazu veranlassen, daß sie von ihren beruflichen und politischen Amtsträgern fordern, diesen Fragen einen Vorrang zuzuerkennen. Diese sollen fordern, daß ihr Land vertreten ist in den Institutionen, bei den Konferenzen und Abmachungen, die für den Friedensgedanken in ihrem Land von Bedeutung sind.
>
> Internationale Organisationen zu verlassen oder dort nicht eine Rolle für den Frieden zu spielen, die von der Lehre der Kirche vorgezeichnet wird, hieße versagen vor der Pflicht, den Frieden zu verwirklichen."[17])

Eine bis vor kurzem in Rotchina arbeitende Australierin geht das Friedensproblem unter ganz anderen Vorzeichen an. Wir entnehmen ihre Gedankengänge der Zeitschrift „NEW BLACKFRIARS", die von den englischen Dominikanern herausgegeben wird.

> „Vietnam is India becoming China, and for much the same reasons. The only thing you can do about it is to first understand it, then help by helping in your own society, by changing your society to one where injustice is not an accepted everyday practice, where moneymakers are curbed, foreign investments that do not help other countries banned.
>
> You laugh. It would take a revolution. . . . All right. Let's have a revolution! It could be fun.
>
> There are two kinds of revolution. One — call it the Leninist way — involves taking state power, probably (though not necessarily) by armed force, then decreeing the changes you want from on top. This, thank God, does not seem to work. The experience of the Soviet Union and China shows it to be far too expensive in terms of human life, in terms of the hatred sown by the original violence (which feeds on itself), and in terms of the periodic upheavals needed to get back to the enthusiasm of the revolution itself. It is a very tempting way, nevertheless, especially for countries that are economically bankrupt. In countries like England, which are economically still solvent, but spiritually nearing bankruptcy, mere possession of state power is no help. A socialist government, for example, has no effect whatever on the morality of the people.
>
> The other way to have a revolution is much more exciting. Call it the Maoist way if you like, though Mao would not think much of it. Or call it the Christian way for that matter, since Christians are about the only people who could pull it off.
>
> It is very simple. It involves working for social change from below, from among the people in the street, parish, job, club, family you live in. It means using love as a weapon to fight evil.
>
> You say you have been doing just that all along! But you haven't been doing it perhaps with Vietnam *in mind*, with China and India *in mind*. You haven't been fighting against big money and corruption and apathy and racism with a view to stopping your society's evils affecting other societies.
>
> What we must start is a guerrilla war, to be waged in the streets and lanes, offices and workshops and churches all over our country, with the final aim of sapping the strength of the powerful and the corrupt, who do untold damage in the world, the businessmen, politicians, war-mongers, reactionary clergy, anyone in a position to influence many people, who is prepared to sacrifice the ultimate welfare of the people for the vested interests of the establishment . . .
>
> This is the only way to be Christian in the modern world, the only way to be a missionary, an apostle, the only way to spread Christianity. *Mere continuation of the old ways, with nuns and priests in fancy dress and even fancier ideas, will lead to more Chinas.*"[18])

Wer tritt den Gegenbeweis an, daß der Krieg in Südostasien nicht auf ein Versagen der westlichen Welt bei ihrer eigenen Gesinnungs- und Zuständereform zurückgeht?

PETER DIEM (Wien)

---

14) Zitiert nach „COMMONWEAL", 22. December 1967, p. 372.

15) PAX CHRISTI, November/December 1967, S. 2.

16) COMMONWEAL, 29 December 1967, p. 397.

17) PAX CHRISTI, Mai/Juni 1967, S. 5.

18) *Deirdre Hunter:* Chairman Mao and the Parish Revolution, in: New Blackfriars, Vol. 49, No. 573, February 1968, p. 259.

CHE", ebenfalls zum Thema „Kirche und Revolution", datiert vom 4. 11. 67, erinnert sich *Rudolf Weiler* an denselben Johannes Metz, der in Marienbad formulierte:

> „Wenn christliche Liebe sich gesellschaftlich mobilisiert als unbedingter Wille zur Gerechtigkeit und zur Freiheit für die anderen, dann kann unter Umständen gerade diese Liebe selbst revolutionäre Gewalt gebieten. Wo ein gesellschaftlicher Status quo ebensoviel Ungerechtigkeit enthält, wie eventuell entsteht, wenn er revolutionär abgeschafft wird, kann eine Revolution — für die Gerechtigkeit und Freiheit ‚der geringsten unter den Brüdern' — auch im Namen der christlichen Liebe nicht unerlaubt sein."[8])

Wie ändern sich die Zeiten! Weiler bezeichnete 1965 in derselben Zeitschrift[9]) die „Linkskatholiken" als „Unzufriedene", die am liebsten alles abschaffen wollten, ohne konkret Neues vorschlagen zu können, als „Revolutionäre", die Tabus anfassen wollten und damit Dinge meinten, „die auf dogmatischem Gebiet zum Beispiel praktisch durch Jahrhunderte als gesicherte Wahrheiten verkündet wurden" und als „politisch linksorientierte katholische Kreise, die den Marxismus taufen wollen und darin das Heil sehen für Menschheit und Kirche". Heute schreibt er von einem „notwendigen Nachholvorgang", der nicht ohne „revolutionäre Ideen auskommen kann, um auf dem Weg in die Zukunft aufzubrechen". Damals wetterte Weiler gegen den „fast kindisch anmutenden Fortschrittsglauben", ob er „marxistisch motiviert" sei oder „im krankhaften Bemühen gelegen, nur ja humanistisch-wissenschaftlich zu gelten" — heute fordert er einen „christlichen Sozialhumanismus" und eine daran orientierte „offene christliche Sozialbewegung", die „eine unermüdliche Stimme der Mahnung zum humanen und sozialen Fortschritt ist. . . . Eine Pastoral ohne revolutionäres Engagement wäre genau die Fortsetzung des verhängnisvollen Irrtums aus dem 19. Jahrhundert mit anderen Vorzeichen."

Weiler setzt jedenfalls keinen Irrtum fort, wenn er schlußfolgert: „Von der Antwort der Kirche auf die Lebensfragen der Neuzeit — eine solche ist die Revolution! — wird aber ihre Stellung in der industriellen Welt der Zukunft entscheidend abhängen."

*

Die 1840 gegründete katholische englische Zeitschrift „THE TABLET" beschäftigt sich in einem Aufsatz von *Donald Nicholl* mit dem politischen Stil der sogenannten Slant-Gruppe.[10]) Hauptvorwurf an die katholische Linke Englands: ihre komplizierte Sprache. Eine verwirrende politische Rhetorik korrespondiere mit einer nicht weniger verwirrenden theologischen Rhetorik:

> „The reason why their language is so obscure is that they are constantly shirking *the* political question, the question that a real revolutionary such as Lenin never stopped asking, *chto delat'?* — what is to be *done?*"

Nicholl kommt zu der Erkenntnis, daß die moralischen Fragen, die sich aus dem Evangelium ergeben, dann erschreckend revolutionär seien, wenn der Fragesteller nach Erhalt der Antwort *zu handeln gedenkt:*

> „Clearly no question is revolutionary if it is only meant to keep a discussion group going — such questions are essentially conservative."

Daher seine Forderung an die Slant-Gruppe, die revolutionäre Rhetorik aufzugeben und dafür alle „arrivierten Gruppen" mit dem Evangelium zu konfrontieren:

> „. . . to hammer away at the Catholic, Marxist, Leftist, and revolutionary establishments with Gospel questions."

Denn es gelte, die Welt zu verbessern, nicht zu „revolutionieren" — „Revolution" sei schon Teil des Establishments geworden. Hierin trifft sich Nicholl mit Schmauch und dessen in die Wohlstandsgesellschaft integrierten Kaffeehausrevolutionären.

„Ours is an age of revolution" — so läßt die US-amerikanische Jesuitenzeitschrift „AMERICA" einen Bericht über eine Tagung von 17 Bischöfen aus Entwicklungsländern von Brasilien bis Ozeanien beginnen.[11]) Die Teilnehmer hätten darauf verwiesen, daß das Evangelium selbst so revolutionär war, daß es vor zweitausend Jahren die damalige Gesellschaft bis in ihre Grundfesten erschütterte. Die mächtigsten Nationen der Welt seien ja selbst in irgendeiner Form auf revolutionärem Wege entstanden. Die Kirche könne heute nicht abseits stehen, wenn unter Revolution einerseits der Bruch mit einem System verstanden werde, das das Gemeinwohl nicht gewährleiste, andererseits die Errichtung einer neuen Ordnung, die geeigneter ist, das Gemeinwohl zu verwirklichen:

> „The revolution of which we are here speaking will either remain peaceful, and therefore Christian, or it will be more violent than any the world has yet seen."

*

Von echter Aktualität ist das Spannungsverhältnis Christentum-Revolution nur in Lateinamerika. Die Baumeister eines christlich-revolutionären Gedankengebäudes sind nicht die Dissidenten in der Katholischen Volkspartei der Niederlande, obwohl sie sich als „Christlich-Radikale" konstituiert haben, noch viel weniger die Professoren und Dozenten für christliche Soziallehre an den österreichischen Hochschulen, obwohl sie vor kurzem eine Arbeitstagung zum Problem „Kirche und Revolution" abhielten.[12]) Die geistigen Grundlagen werden an den Universitäten Brasiliens, in verlotterten Kolonialhäusern in Kolumbien, in den Kellergeschossen von Franziskanerklöstern und in den Diskussionszirkeln von Santiago di Chile erarbeitet. Das praktische Exerzierfeld ist der lateinamerikanische Subkontinent mit seinen 250 Millionen Einwohnern und einem Maximaleinkommen der durchschnittlichen Bauernfamilie von 5000 Schilling pro Jahr.

Einen überaus interessanten Einblick in die Problematik der Wirksamkeit des Christentums in einer nach „kühnen, bahnbrechenden Umgestaltungen und drängenden Reformen" („Populorum Progressio") schreienden Gesellschaft geben zwei Artikel des gegenwärtig in Bolivien tätigen Publizisten *Gerhard Drekonja* in „WORT UND WAHRHEIT".[13]) Der erste beschäftigt sich mit der Situation in Kolumbien, einem in tiefer Konservativität verharrenden Agrar- und Bergbaustaat. Die Kirche sei weiterhin den überkommenen Strukturen verhaftet, die organisatorischen Vorbereitungen für den Eucharistischen Weltkongreß 1968 in Bogotá erlaubten es dem jeder Reform abholden Kardinal Concha Cordoba, die meisten Neuerungsbestrebungen im Keime zu ersticken. Kein Wunder, daß gerade dieses Land einen

---

[8]) Ebd., S. 464.

[9]) „Stichwort Linkskatholizismus" — Eine Umfrage zu einem immer wiederkehrenden Thema, in: DIE FURCHE, Nr. 11/1965, S. 3.

[10]) *Donald Nicholl*, A Question for the Left-Wing Catholic, in: THE TABLET, vol. 221, 4. November 1967, S. 1149.

[11]) AMERICA, Vol. 117, No. 18, 28. Oktober 1967, S. 461.

[12]) Vgl. KATHPRESS, 13. 12. 1967. Über den Inhalt der Diskussion wurde nichts verlautbart.

[13]) *Gerhard Drekonja*, Der Priester, der in die Berge ging — Soziale Gärung und Katholizismus in Kolumbien, in: WORT UND WAHRHEIT, Heft 2, Februar 1967, S. 119 ff. — *Gerhard Drekonja*, Das Experiment des Eduardo Frei — Die ideologische Gärung in Lateinamerikas Democracia Cristiana, in: WORT UND WAHRHEIT, Heft 11, November 1967, S. 697 ff.

Mann hervorgebracht hat, der es in jeder Hinsicht mit dem Lieblingskind des iberoamerikanischen Kommunismus, Ernesto Che Guevara, aufnehmen konnte, ja sogar dessen Todesart ein halbes Jahr vorwegnahm: *P. Camilo Torres*. Von Studien in Löwen in seine Heimat zurückgekehrt, erwachten in Torres revolutionäre Pläne:

> „An der Universidad Nacional, an der 12.000 verbitterte Studenten hören, arbeitete er in der Folge als Studentenpfarrer und Soziologiedozent; als aufmerksamer Zuhörer und leidenschaftlicher Beobachter verstand er die Nöte der Studenten, die zum Staat in bedingungsloser Opposition stehen. Im täglichen Umgang mit ihnen verzweifelte auch Camilo Torres an der politischen Elite des Landes und begann vor zwei Jahren eine Bewegung zu gründen, die mit Studenten anfing, der sich jedoch bald Arbeiter, Bauern, radikale Gruppen und junge Kleriker aus allen Diözesen anschlossen . . . Camilos rasch wachsende Partei ‚Frente Unido' wurde im vergangenen Jahr zum Alptraum des konservativen Präsidenten Valencia, der mit Polizeimaßnahmen gegen sie einschritt und die ‚Frente Unido' von der Teilnahme an den Frühjahrswahlen 1966 ausschloß. Camilo Torres, der nach einer kurzen Unterredung mit dem Kardinal das Priesterkleid ausgezogen hatte und sich ganz der Politik widmen wollte, verlor nun völlig den Glauben an den Nutzen der repräsentativen Demokratie in einem Entwicklungsland wie Kolumbien."[14])

Von den gemäßigten Elementen (darunter einer kleinen Gruppe Christlicher Demokraten) verlassen, sah Camilo Torres im revolutionären Kampf — in Zusammenarbeit mit den Kommunisten — das einzige Mittel gegen das oligarchische Regime. Am 15. Februar 1967 fiel er bei einem bewaffneten Zusammenstoß mit den Regierungstruppen als Guerrillero im Tarnanzug.

Trocken resümiert Gerhard Drekonja:

> „Mit dem Tod des Gründers zerfiel die ‚Frente Unido' rasch, die Anhänger zerstreuten sich mutlos. Das politische Spiel konnte mit brillanten, doch inhaltlich leeren rhetorischen Formeln weitergehen. *Martin Amaya* (ein anderer „Reformkaplan" — P. D.) und Camilo Torres scheiterten mit ihren politischen und kirchlichen Reformplänen, weil sie eine radikale Umwälzung anstrebten, bevor sich eine gemäßigte Reformbewegung Raum geschaffen hatte."[15])

Eine solche „gemäßigte" Reformbewegung ist die „Revolution in Freiheit" des *Eduardo Frei*. Drekonja beschreibt ihre gegenwärtige Situation, die erfolgreiche Rebellion der Jungen gegen die Parteiführung (Junta), deren revolutionärer Elan nach Ansicht der jungen Generation erloschen ist. Die chilenischen katholischen Radikalen formieren sich immer stärker in einem „Movimiento Camilo Torres", dessen ideologische Grundlagen das 1965 publizierte Büchlein des Priester-Partisanen, „La Revolución: Imperativo Cristiano", und Artikel 31 von „Populorum Progressio" darstellen. Entschädigungslose Enteignung als Grundlage der Bodenreform, gleiche Löhne für Ausländer und Lateinamerikaner, totale Planifizierung, Verstaatlichung der Banken und Spitäler — das alles sind Konkretisierungen einer Idee, die unter dem Schlagwort „Zuerst Revolution, dann Integration" steht.[16])

Welche Rolle katholische Denker und Organisationen bei der beginnenden radikalen Umgestaltung der lateinamerikanischen Gesellschaftsordnung spielen, zeigt deutlich ein Bericht über die katholische Linke Brasiliens, erschienen in „AMERICA".[17]) In Solidarität mit dem für seine ultraprogressive Einstellung bekannten Erzbischof von Recife und Olinda, *Helder Camara:* „Die katholischen Bischöfe im Nordosten Brasiliens wollen Pioniere einer sozial-revolutionären Bewegung sein"[18]) — gründeten katholische Studenten eine von der Kirche unabhängige, aber auf die Lehren des Jesuiten *H. C. de Lima Vaz* und des Dominikaners *Thomas Cardonnel* zurückgreifende politische Organisation, die „Ação Popular". Laut „AMERICA" tritt diese Bewegung „für eine Politik revolutionärer Vorbereitung . . . gegen die doppelte Herrschaft des Kapitalismus (internationaler und nationaler Spielart) und des Feudalismus" ein.

Nach dem Staatsstreich in Brasilien hat sich einerseits ein Großteil des Klerus aus der Politik zurückgezogen, anderseits kam es zu einer Reihe von schweren Zwischenfällen, zu Verhaftungen von katholischen Studenten und Priestern und Hausdurchsuchungen im erzbischöflichen Palais von Rio de Janeiro. Zuletzt wurde von 21 Bischöfen und dem Staatspräsidenten eine gemeinsame Erklärung veröffentlicht, in der betont wurde, daß zwischen Regierung und Hierarchie keine unüberbrückbaren Gegensätze bestünden. Gleichwohl unterstrichen die Bischöfe, daß sie sich in Zukunft zwar gegen „marxistische Einflüsse" strikt wehren, jedoch mit Nachdruck die Maximen der päpstlichen Sozialenzyklika „Populorum Progressio" verfechten würden.[19])

Der interessierteste Beobachter solcher Ereignisse ist zweifellos der kubanische Ministerpräsident *Fidel Castro*. Mit ihm und seinem Regime hat die katholische Kirche längst einen komfortablen Modus vivendi erreicht: seit fünf Jahren vertritt *Cesare Zacchi*, der — ein Zufall? — den größten Teil seiner diplomatischen Laufbahn in Wien verbracht hat, den Vatikan in Havanna. Als Monsignore Zacchi am 13. Dezember 1967 die Bischofsweihe empfing, waren alle 125 Pfarren Kubas in voller Tätigkeit, und Fidel Castro ließ es sich nicht nehmen, am Empfang in der Nuntiatur persönlich teilzunehmen.[20])

*

Wenn nicht alle Anzeichen trügen, hat die katholische Kirche im Jubiläumsjahr der russischen Oktoberrevolution die Grundlagen für eine aktive Mitgestaltung der Entwicklung in Lateinamerika und überhaupt in der „Dritten Welt" gelegt. Beschreitet sie damit Neuland oder hat *Wilfried Daim* recht, wenn er in „*Christentum und Revolution*", einem seiner jüngsten Werke, sagt:

> „Während Christentum und Kirche in scheinbar untergeordneten, jedoch äußerst wichtigen Gliedern (des Corpus Christi mysticum) revolutionär sind, ist die Kirche als Klerushierarchie konservativ, wenn nicht sogar oft reaktionär. Die großen revolutionären Bewegungen — US-Liberalismus, französischer Liberalismus und Kommunismus — sind Säkularisierungen christlicher Ideen, die geeignet sind, die Kirche zu sich selbst zu bringen. Der Geist scheut keinen Umweg."[21])

Die Entwicklungslinien einer durch das Zweite Vatikanum dynamisierten Kirche laufen in Richtung gegen das etablierte System. Zeigt sich dieses unwillig oder unfähig, sich gleichfalls zu dynamisieren, wird ein ideologischer Zusammenstoß unvermeidlich.

PETER DIEM

---

[14]) WORT UND WAHRHEIT, Heft 2, Februar 1967, S. 125.

[15]) ebenda, S. 126.

[16]) Vgl. auch den instruktiven Artikel von *Paul E. Sigmund*, Chile's Christian Democrats, in: AMERICA, Vol. 117, No. 21, 18. November 1967, S. 602 ff. sowie einen Bericht von *Robert Peter*, Einbahnstraße ins rote Paradies, in: DER VOLKSBOTE, Nr. 51/67, 16. 12. 1967.

[17]) *Thomas G. Sanders*, Brazil's Catholic Left, in: AMERICA, Vol. 117, No. 21, 18. November 1967, S. 598 ff.

[18]) KATHPRESS, 17. 8. 1967.

[19]) KATHPRESS, 15. 12. 1967.

[20]) KATHPRESS, 15. 12. 1967, 19. 7. 1967, 5. 5. 1967.

[21]) *Wilfried Daim*, Christentum und Revolution, Manz, München 1967, S. 151, 153.

KIRCHE UND STUDENTEN

Die Stellungnahmen der christlichen Publizistik zum Thema der Studentenunruhen in aller Welt sind erwartungsgemäß ambivalent. Während sich die allgemeinen soziologischen Analysen und journalistischen Reports über Ursachen und Wirkungen der studentischen Revolte bereits zu Bergen türmen (siehe ausgewählte Bibliographie im vorigen und in diesem Heft), fehlt es noch an profilierten Meinungsäußerungen aus dem kirchlichen Bereich. Gelegentliche Statements wie „das Engagement der demonstrierenden Studenten in aller Welt ist sicher berechtigt ... aber die katholischen Studenten haben alles verschlafen und die Zeichen der Zeit nicht gespürt" *(Mario von Galli)* oder „ein sattes Wohlstandsdenken und eine geschickt gelenkte Konsumbefriedigung können nicht normierende Kräfte der Gesellschaft sein" *(Kardinal Döpfner)* sind erste tastende Versuche kirchlicher Amtsträger, sich mit einer Bewegung auseinanderzusetzen, deren Stoßrichtung auf nichtmaterielle Werte geht.

Die deutsche Wochenzeitschrift *Christ und Welt* hat in einer Reihe von Artikeln ihrer Sorge über die Entwicklung in der Studentenschaft Ausdruck verliehen und dabei insbesondere eine Ablösung des Polizeieinsatzes durch eine zielführende Politik verlangt.

In einer Wortmeldung allerdings, in von *Helmut Schoeck* angestellten Betrachtungen „zur Sozialpsychologie der antiparlamentarischen Opposition", behielten die Emotionen die Oberhand.[1] Unter den „revolutionsberauschten Gemütern", selbst oder gerade wenn sie Theologie studierten, gebe es „einige, die unverkennbar von einem quälenden Nihilismus erfüllt" seien. Diese Nihilisten seien daran, „notfalls durch Selbstmordkommandos" ein geordnetes Zusammenleben unmöglich zu machen und zusammen mit dem „Establishment" die zivilisierte Gesellschaft selbst zu vernichten. Der Autor meint, man habe allseits den „durch nichts Sonderliches ausgewiesenen mittleren Semestern" zuviel Publicity geschenkt, wodurch sich die randalierenden Studenten als „Emissäre einer souveränen Großmacht" zu fühlen begännen und mittels einer „Salamitechnik der Aggression" alles wegzufegen versuchten.

Auf den Gedanken, daß die Art und Weise des Einsatzes staatlicher Machtmittel bei der von ihm analysierten Eskalation intellektuellen Protestes eine Rolle gespielt haben könnte, kommt Helmut Schoeck offensichtlich nicht.

REFORM DURCH REVOLTE

In den ersten beiden Nummern der *Evangelischen Kommentare* finden sich zwei ausführliche Artikel zum Thema studentischer Gesellschaftskritik.[2] Der zweite, ungezeichnete Beitrag gibt eine detaillierte Geschichte der Bemühungen zur Reform der deutschen Hochschulen und eine Analyse der zunehmenden Politisierung der Studentenschaft. Besonders interessant darin ist die Meinung, daß sich in Westeuropa auf absehbare Zeit keine wirklich historischen gesellschaftlichen Veränderungen abspielen werden und deshalb die studentische Linke auch kein eigentliches Revolutionskonzept verfechte. Sie beschränke sich vielmehr auf das Programm einer „revolutionären Reform durch Revolten" oder — wie die SDS-Vorsitzenden *Frank und Karl Dietrich Wolff* es ausdrücken — eines „revolutionären Realismus".[3]

Dabei wird auch auf die zum Teil recht heftige Kritik hingewiesen, die *K. H. Flach* und *Jürgen Habermas* an manchen Methoden der jungen Linken übten: Sie habe dadurch über das Ziel geschossen, daß sie zwar provoziere, es darauf jedoch an Diskussionsbereitschaft mangeln ließe und damit selbst faschistoide Züge annehme.

Die treffendsten Gesamtdarstellungen studentischer Unrast in katholischen Periodica brachten das Novemberheft 1967 der *Stimmen der Zeit* und das Jännerheft 1968 von *Wort und Wahrheit*.[4] Der Mannheimer Soziologieprofessor *M. Rainer Lepsius* stellt in seinem Beitrag den Politisierungsprozeß innerhalb der Studentenschaft als Vorgang der Solidarisierung verschiedenster studentischer Gruppierungen auf Grund von bewußt offengelassenen Konfliktsituationen dar. Lepsius ist für eine „Brechung der *Isolierung*, in der die radikalen Gruppen heute stehen". Als Mittel hierzu empfiehlt er einen „*Klub* als freie Vereinigung von Individuen zum Zwecke der Zeitkritik", der zu „kooperativer literarisch-politischer Selbstreflexion" Gelegenheit geben solle.

Vor allem aber seien die *Professoren* aufgerufen, sich zu Tragern der Hochschulreform zu machen. Nur ein grundlegender Strukturwandel der Hochschulen könne zum Ziel führen. Damit aber sei der Zusammenhang mit der Gesellschaftskritik gegeben. Der Regreß der Neuen Linken auf *Marx* sei weniger Ausdruck einer Gesinnung als vielmehr Ausdruck für das Fehlen neuer kritischer und analytischer Konzepte.

Curt Hohoff beleuchtet in seiner Darstellung unter anderem das Verhältnis der jungen Linken zu den christlichen Kirchen. Er schreibt:

> „Den Studenten verweigert die Gesellschaft, was sie jedem zwanzigjährigen Arbeiter und Handwerker dringend empfiehlt, die Heirat und die Kinder: Wenn eine studentische Mutter vergebens einen Kindergarten für ihr Kind sucht, muß sie aufgeklärt werden, daß einflußreiche Gruppen der Gesellschaft — die Kirchen an der Spitze — durchgesetzt haben, daß kleine Kinder zu Hause zu erziehen sind. Die Methode des *Laxe-in* richtet sich gegen Bastionen der Reaktion und ist, der Idee nach, alles andere als eine Verteidigung der Promiskuität. Unschwer erkennt man auch hier *die romantische Wurzel der freien Liebe und ihren paradiesisch-sakramentalen Untergrund*.
>
> Der Kampf gegen die Kirchen wird als Kampf gegen einen ‚Interessenverband' betrieben. Man mag das billig und agitatorisch finden; wahrscheinlich hat die Masse der Studenten einen unzureichenden Begriff oder überhaupt keine Vorstellung vom Wesen der Kirche. Es gibt jedoch zu denken, daß unter jungen Theologen begeisterte Mitläufer der aufrührerischen Studenten zu entdecken sind. Ein evangelischer Theologe in Berlin meinte zu mir: ‚Es fehlt nur noch ein Luther, dann gibt es die zweite Reformation, und dann vergeht uns Hören und Sehen.'"

[1] Helmut Schoeck: Rebellion ist süß wie verbotene Liebe, in *Christ und Welt*, 26. April 1968, Seite 19.

[2] Christian Schütze: Außerparlamentarische Opposition in der Bundesrepublik, in *Evangelische Kommentare*, Nr. 1, Januar 1968, S. 26 ff., und Reform durch Revolte? Studentenunruhen, Hochschulreform, Gesellschaftskritik, in *Evangelische Kommentare*, Nr. 2, Februar 1968, S. 64 ff.

[3] *Die Zeit*, 19. Jänner 1968.

[4] M. R. Lepsius: Unruhe als Studentenpflicht?, in *Stimmen der Zeit*, Nr. 11, November 1967, S. 299 ff., und Curt Hohoff: Aufruhr unter den Studenten, in *Wort und Wahrheit*, Nr. 1, Jänner 1968, S. 37 ff.

Tatsächlich hat man den Eindruck, *die Bewegung könnte in Revolution umschlagen, wenn sich noch eine charismatische Persönlichkeit finden würde.* Diese Studenten wollten keine Reden und Verhandlungen, sondern Aktionen. Daher ihre erschreckende *Intoleranz* gegenüber allen Versuchen zum Ausgleich. Die Parallelen zwischen gesellschaftlicher und christlicher Zeitkritik lägen auf der Hand, behaupten die Studenten. Sie bekämpfen eine ‚Welt', für die zu beten Jesus sich geweigert hat. Auch sonst gibt es Parallelen: Ablehnung der Autorität, der Askese, der bürgerlichen Moral und der Hierarchie."[5])

Die bürgerkriegsähnlichen französischen Studentenunruhen geben den Gazetten erneut Stoff zur Reflexion über die seltsame „Studentische Internationale". So kamen die katholischen *Neuen Zürcher Nachrichten* zunächst zu dem Schluß, daß die gegenwärtige Welle studentischer Provokationen einerseits durch eine „eklatante Ziellosigkeit", andererseits durch einen Hang zu „romantischen Utopien" gekennzeichnet sei:

„So verschieden die Situation in den einzelnen Ländern und an ihren Hochschulen sein mag, die linksextremen studentischen Minderheiten sind sich überall sehr ähnlich. Zwar sind ihre Programme verschwommen, und im Mittelpunkt steht nur der *Ruf nach Revolution*, nach radikaler Umgestaltung der Gesellschaft. Aber überall sind die Vorbilder die gleichen: Ho Tschi Minh, Mao, Guevara, Castro. Seltsam, daß alle diese Helden der *Dritten Welt* angehören, den Entwicklungsländern. Seltsam auch, daß sie auf einer politischen Philosophie beruhen, die jetzt schon mehr als hundert Jahre alt ist: dem *Marxismus*.

Es ist bemerkenswert, daß diese politisch extreme Jugend noch kein neues Ideal, noch keine andere Philosophie gefunden hat als die marxistische. Das Neue ist nun aber der Marxismus in einer maoistischen oder castristischen Prägung. Es ist ein Marxismus, der noch ein Stück Romantik zuläßt und deshalb wohl dem Utopiedenken dieser Studenten entgegenkommt.

Der Marxismus in seiner osteuropäischen Ausprägung dagegen sagt ihnen nichts. Er gehört bereits zum ‚Establishment' und ist ihnen deshalb verächtlich."[6])

Bei näherer Analyse werde diese Meinung durch den Umstand bestätigt, daß die „spontane Revolution" der französischen Studenten zwar die „politische Revolution" der Gewerkschaften auslöste, die Aktionseinheit beider aber keineswegs hergestellt wurde. Durch die Kanalisierung des Aktionswillens der Arbeiterschaft in die Bahnen der traditionellen Lohn- und Freizeitforderungen wurde der „eigentliche Revolutionselan, den die Studenten den Arbeitern vermitteln wollten, *gebrochen*". So paradox es klingt, die „Berufsrevolutionäre der Kommunistischen Partei" schienen den Gaullismus retten zu wollen. Warum? Die *Neuen Zürcher Nachrichten* nennen folgende vier Gründe:

1. „Die KPF ist eine traditionalistische, orthodoxe und stets moskauhörige Partei, die keine intellektuellen Führungsansprüche duldet;

2. Der Einfluß der traditionellen KPF an den Universitäten ist gering;

3. die KPF hat wahrscheinlich im gegenwärtigen Augenblick gar kein Interesse an einem Regimewechsel; einerseits hat sie an der Außenpolitik de Gaulles nichts auszusetzen, anderseits wäre nicht sie allein die Gewinnerin eines Umsturzes, sondern vor allem die ‚aufsteigenden Studenten';

4. schließlich wären die Linksparteien und Gewerkschaften unfähig, ihre wirtschaftlichen Versprechen der Studentenschaft gegenüber einzuhalten, wenn die Macht an sie übergehen sollte."[7])

Daraus ergibt sich schlüssig, daß eine revolutionäre Aktionseinheit der Studenten und der Arbeiterschaft — wenn sie nicht einmal in Ländern mit starken kommunistischen Parteien möglich ist — in keinem der westeuropäischen Industriestaaten Chance auf Realisierung hat.

STOSSWEISE EVOLUTION

Die selbstgestellte Aufgabe der studentischen Opposition bleibt daher die der *„stoßweisen Evolution"*: nach fruchtlosem Einsatz der Mittel der regulären öffentlichen Meinung durch provokative Aktionen die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die Probleme der Hochschulen und der Industriegesellschaft zu lenken.

Wie verhalten sich die konfessionellen Studentenorganisationen zu den von der Neuen Linken aufgeworfenen Fragen? Im allgemeinen zeigt sich bei den evangelischen Studentenvereinigungen eine stärkere Bereitschaft zum hochschul- und gesellschaftspolitischen Engagement als bei den katholischen. Viele diesbezüglichen Aussagen bewegen sich allerdings im luftleeren Raum, sind doch umfassende empirische Erhebungen über die politischen Vorstellungen spezieller Gruppen in der Studentenschaft seit 1966 nicht mehr durchgeführt worden.[8])

Konkret berichten die in München erscheinenden *Werkhefte* über neue Konzepte für die katholische Studentenarbeit.[9])

Danach sei die künftige Hochschulgemeinde in Form der liturgischen Gemeinde nicht mehr realisierbar. Die Gemeinde hätte vielmehr einen überzeugenden Bezug zu Hochschule und Gesellschaft herzustellen. Diesem Ziel diene ein in München gegründeter *„Studentischer Arbeitskreis Kritischer Katholizismus (STAKK)"*, ein *„Demokratisch-katholischer Arbeitskreis"* in Berlin und ähnliche Gruppen in Bochum und Frankfurt.

Die katholische Hochschulgemeinde habe in Zukunft unter anderem folgende Aufgaben: Theologiekritik; Emanzipation der christlichen Studenten in Fragen privater wie gesellschaftlicher Moral; Förderung der innerkirchlichen Demokratie; Erlernung des Umgangs mit der Gewalt, den Gewaltigen und den kirchlichen Autoritäten in „Modellen des Ungehorsams"; Politisierung der Öffentlichkeit durch Teilnahme an Demonstrationen und anderen direkten Aktionen.[10])

Im Kielwasser der Bestrebungen, ein geschlossenes System einer *„Theologie der Revolution"* zu schaffen, wird auch die christlich orientierte Studentenschaft zunehmend reformbewußt. Die konfessionellen Hochschulorganisationen beanspruchen neuerdings für sich ein *„politisches Mandat"* nach der zunehmenden Überzeugung, das „Heil" — theologisch gesprochen — sei nicht privat, sondern primär das Heil der Gesellschaft.

Ausgehend von einer Kritik an Theologie und Kirche sei es Aufgabe der progressiven katholischen Studenten, dem Christentum eine neue „Befreiungsfunktion" zu geben, die eine „größere Mündigkeit des einzelnen in Kirche und Gesellschaft" zum Ziele habe.[11])

Es ist unter diesen Umständen nicht verwunderlich, daß die Theoretiker dieser neuen Bewegung in der katholischen Studentenschaft die „strukturellen Analogien" zwischen *Christentum und Marxismus*, das „immanent revolutionäre Potential des Christentums" und die Notwendigkeit eines „Auszuges der Kirche aus dem Establishment" hervorheben. Bedenklich ist nur die in diesem Zusammenhang geäußerte Ansicht, es sei „sinnlos, mit ausgesprochen reaktionären Exponenten des Katholizismus überhaupt in eine Diskussion einzutreten".[12])

[5]) Ebda. S. 44.

[6]) *Neue Zürcher Nachrichten:* 11. Mai 1968, S. 1.

[7]) *Neue Zürcher Nachrichten:* 21. Mai 1968, S. 2. Die Zeitschrift *Esprit* widmet der „Mairevolution" der Studenten eine eigene Nummer (Juni-Juli 1968).

[8]) Vergleiche: Eine Tagung über studentische Korporationen, in *Herder Korrespondenz*, Heft Nr. 4, April 1968, S. 160 ff.

[9]) Hans H. Hücking: Kann die katholische Studentengemeinde „Avantgarde der Kirche" sein?, in *Werkhefte*, Nr. 3, März 1968, S. 72 ff.

[10]) Ebda. S. 77. Vergleiche: „Gärung in den Studentengemeinden", Herder-Korrespondenz, H. 6, Juni 1968. S. 274 ff.

[11]) Der Studentische Arbeitskreis kritischer Katholizismus, in *Werkhefte*, Nr. 4, April 1968, S. 118 ff.

[12]) Ebda. S. 120.

PETER DIEM (WIEN)

Modell einer Bischofswahl

Reflexionen zum „Fall Schoiswohl" — Mit Bischofstypen, gezeichnet von J. Noonan („Christian Century")

Dr. Peter Diem ist Mitglied der CV-Verbindung Rudolfina, Organisationsreferent der ÖVP-Bundesparteileitung, Mitglied unseres Redaktionskomitees.

Der überraschende Rücktritt des steirischen Bischofs *Dr. Josef Schoiswohl* zum Jahresende 1968 stellt die katholische Öffentlichkeit Österreichs nicht nur vor die Frage, was die eigentlichen Beweggründe für die Resignation dieses beliebten, um den Kirchenfortschritt bemühten und verdienten Mannes waren. Die Bekanntgabe des Amtsverzichts und seiner unmittelbaren Annahme durch den Papst provoziert vielmehr auch die Überlegung, ob die Zeit nicht schon reif sei für eine neue Form der Bestellung und Abberufung kirchlicher Amtsträger.

Das Zweite Vatikanum brachte eine Aufwertung des Bischofsamtes; aber das Konzil entschloß sich nicht zu der Rückkehr zur Praxis der frühen Kirche, das heißt zur Mitbeteiligung des gläubigen Volkes bei der Bischofsbestellung:

> *„Das apostolische Amt der Bischöfe ist von Christus dem Herrn eingesetzt und verfolgt ein geistliches und übernatürliches Ziel. Daher erklärt die Heilige Ökumenische Synode, daß es wesentliches, eigenständiges und an sich ausschließliches Recht der kirchlichen Obrigkeiten ist, Bischöfe zu ernennen und einzusetzen" (Bischöfe, 20).*

Hingegen wurde der Entschluß, frühzeitig aus dem Amt zu scheiden, durch das Konzil den bischöflichen Amtsträgern im Gegensatz zur früheren kirchlichen Praxis erheblich erleichtert:

> *„Wenn die ... Diözesanbischöfe ... wegen zunehmenden Alters oder aus einem anderen Grund nicht mehr recht in der Lage sind, ihr Amt zu versehen, werden sie inständig gebeten, von sich aus freiwillig oder auf Einladung der zuständigen Obrigkeit den Verzicht auf ihr Amt anzubieten" (Bischöfe, 21).*

Dr. Schoiswohl hat sich in seinem Abschiedsbrief sehr eng an den Wortlaut des Konzilstextes gehalten, als er schrieb, er sei zur Überzeugung gekommen, „daß seine Kräfte der verantwortungsvollen Führung dieses Amtes nicht mehr gewachsen sind".

Es ist ziemlich sicher, daß es eine Vielzahl von Gründen war, die den steirischen Bischof veranlaßten, nach 14 Jahren sein Amt zurückzulegen. Er verstand sein Christsein, wie er sagte, „nicht nur vom Herkommen und von der Gewohnheit" und unternahm mutige Schritte zur Modernisierung des kirchlichen Lebens:

Synode schon 1960 mit Laienbeteiligung;
Reform des Priesterseminars;
neue Bußpraxis;
Kommunionspendung durch Laien;
Laienpredigt;
volle Redefreiheit für Theologen;
guter Kontakt zur Arbeiterschaft durch Forcierung der Betriebsseelsorge.

Da kann es leicht sein, daß man damit bei seinen Vorgesetzten aneckt oder daß einem die eigenen Pferde durchzugehen beginnen. Dies insbesondere dann, wenn dazu noch ein gewisses Spannungsverhältnis zu den Kollegen im Bischofsamt kommt:

Auftrag zur Ausarbeitung eines unpopulären Kirchenbeitragsgesetzes;

Auflösung der von Schoiswohl präsidierten postkonziliaren Studienkommission;

Stellungnahme des österreichischen Episkopats zur Enzyklika „Humanae vitae".



BOSHAFTER BISCHOF

Dann ist ein Maß an Verbitterung bald erreicht, das einen Rücktrittsentschluß reifen läßt. Es ist schade, daß die so abrupte Resignation und die Unklarheit, die zurückbleibt, bei den Katholiken Österreichs den guten Eindruck etwas trüben, den sie von einem ihrer prominentesten Amtsträger stets hatten.

Nach geltendem Kirchenrecht fällt die Ernennung eines Nachfolgers auf den steirischen Bischofssitz in die alleinige Zuständigkeit des Papstes. Es gibt bloß ein „Erinnerungsrecht" der österreichischen Diözesanbischöfe; sie können binnen Monatsfrist dem Vatikan ihnen geeignet erscheinende Kandidaten vorschlagen. Ferner sieht das Konkordat ein Recht der Bundesregierung vor, gegen den vom Papst nominierten Kandidaten innerhalb von 15 Tagen Einwendungen aus staatspolitischen Gründen vorzubringen. Aber auch dieses staatliche „Veto" beschränkt letzlich in keiner Weise die freie Entscheidungsgewalt des Vatikans hinsichtlich der Bischofsernennung.

In der Praxis wird sich der Vorgang der „Kandidatensammlung" etwa so abspielen, daß die österreichischen Bischöfe und der amtierende steirische Kapitelvikar *DDr. Rupert Rosenberger* dem päpstlichen Nuntius eine Liste möglicher Oberhirten vorschlagen werden. Jene Männer, die nach Meinung der Bischofskonferenz und nach sonstigem „Herumhören" neben entsprechender Qualifikation auch das geforderte Mittelmaß zwischen „progressiv" und „konservativ" aufzuweisen versprechen, werden vom Nuntius sodann an vorderste Stelle gereiht werden. Der gesamte Vorgang wird sich — nach streng obrigkeitsstaatlichem Muster — geheim abspielen, so selbstverständlich auch die Anfrage bei der Bundesregierung.



DEMOKRATISCHER BISCHOF

Und die Rolle der Gläubigen?

> *„Ihr dagegen seid das auserwählte Geschlecht, ein königliches Priestertum, eine heilige Volksgemeinschaft, das zu Eigentum erkorene Volk ... Einst wart ihr ein Nicht-Volk, jetzt aber seid ihr Gottes Volk" (1. Petr. 2, 9-10).*

Die Rolle der Gläubigen ist auch noch nach dem Verständnis des Zweiten Vatikanums die von passiven Zusehern, von frommen Umstehenden:

> *„Und üben ihr Priestertum aus im Empfang der Sakramente, im Gebet, in der Danksagung, im Zeugnis eines heiligen Lebens, durch Selbstverleugnung und tätige Liebe." (Kirche, 10).*

War das immer so und muß das so bleiben?

Wie der Tübinger Ordinarius für Kirchengeschichte, *Peter Stockmeier*, nachweist, hatte das Volk in der Frühzeit einen konstitutiven Einfluß auf die Bestellung der Amtsträger.

> *„Ohne zu behaupten, daß hier dem Prinzip der klassischen Demokratie Raum gegeben wird, alle Gewalt gehe vom Volk aus, stört eine solche Einschaltung der Gemeinde offenbar nicht die Überzeugung, daß Gott den Berufenen mit Autorität begabt; ja es scheint, daß durch die Wahl des Volkes die horizontale Orientierung des kirchlichen Amtes, also die Dienstfunktion, relativ am besten gewährleistet bleibt."[1])*

Neben der Beachtung des Prinzips „Demokratie ist Diskussion" (vgl. hierzu den Dialog des ersten Papstes, *Petrus*, mit seinen Mitchristen über die



KAMPFLUSTIGER BISCHOF

Zulässigkeit der Aufnahme von Heidenchristen, Apg. 10, 11, 15) war es für die frühe Kirche vollkommen selbstverständlich, das *Apostelkollegium durch Wahl* zu ergänzen: Nach Apg. 1,23 wurde aus zwei offenbar stimmengleichen Kandidaten für die Nachfolge des Judas der Jünger Matthias durch Los ermittelt.

In der aus dem zweiten Jahrhundert stammenden „Zwölfapostellehre" (Didache), der ältesten bekannten Kirchenordnung, heißt es wörtlich:

> *„Wählt euch des Herrn würdige Bischöfe und Diakone, Männer von ruhigem Gemüt, frei von Geldgier, wahrhaftig und bewährt; denn auch sie leisten euch den Dienst der Propheten und Lehrer" (15,1, 2).*

In Übereinstimmung mit *Giuseppe d'Ercole*[2]) bezeichnet Stockmeier das horizontal-demokratische Modell als das *ursprüngliche*, das in den ersten drei Jahrhunderten der Kirche gültige Bild der Amtsstruktur. Immer mehr wird es durch ein „pyramidalhierarchisches Ordnungsgefüge" abgelöst, dessen Sakralisierung durch den lange zu Unrecht als Apostelschüler bezeichneten Pseudo-Dionysios Areopagita bis heute wirksam ist.



MUTLOSER BISCHOF

Der im Jahr 258 enthauptete Kirchenvater *Cyprian,* Bischof von Karthago (dem es laut Stockmeier „gewiß nicht an bischöflicher Autorität fehlte") bezeugt das Recht der Gemeinde, sich die Vorsteher zu wählen, ja er gab der Gemeinde sogar die Befugnis, einen untragbar gewordenen Bischof abzusetzen:

> *„Erhoben wurde Cornelius zum Bischof auf Grund des Urteils Gottes und seines Gesalbten, auf Grund des Zeugnisses fast aller Kleriker, auf Grund der Abstimmung [suffragio] des damals anwesenden Volkes und unter Zustimmung altbewährter Bischöfe ..." (ep. 55,8)*

> *„Deshalb muß sich auch eine Gemeinde, die den Geboten des Herrn gehorcht und Gott fürchtet, von einem sündigen Vorsteher trennen und darf nicht an den Opfern des gottlosen Priesters teilnehmen, da ihr vor allem die Macht zusteht, würdige Bischöfe auszuwählen und unwürdige abzulehnen" (ep. 67,3).*

Es kann heute mit Sicherheit angenommen werden, daß die Bischöfe bis zur Konstantinischen Wende dann als rechtmäßig kreiert angesehen wurden, wenn sich ihre Amtsgewalt aus *Wahl,* Weihe und Teilnahme an der gesamtkirchlichen Gemeinschaft herleitete.

Wenn es richtig ist, daß der Erneuerungsprozeß der katholischen Kirche in vielen Fällen ein Zurückgreifen auf frühkirchliche Lebensformen ist, dann wird auch die Frage der Bischofswahl über kurz oder lang befriedigend gelöst werden müssen. Ansätze dazu sind vorhanden: so wurde etwa der Bischof von s'Hertogenbosch, *Monsignore Bluyssen,* unter Beteiligung des Volkes nominiert.

Nach *Hans Küng* ist es bereits heute *„unbedingt notwendig, daß die betreffenden Kirchengebiete eingeschaltet werden durch repräsentative*



LIEBENDER BISCHOF

Organe sowohl des Klerus als auch der Laienschaft".[3])

Wie hätte man sich ein realistisches Modell im Fall der Neubesetzung des Grazer Bischofsstuhles vorzustellen?

Es wäre utopisch, hic et nunc für die Diözese Graz-Seckau zu postulieren, der nächste Bischof müsse durch „Wahl im Volke Gottes" bestellt werden. Durchaus sinnvoll und ohne größere Schwierigkeiten durchführbar wäre jedoch die Ersetzung des klandestin-autoritären Vorgangs der *Kandidaten*ermittlung durch einen *transparent-demokratischen Wahlmodus.*

Hierzu genügt es freilich nicht, daß der Kapitelvikar dem Klerus einen Brief schreibt, in dem er dazu einlädt, Vorschläge an ihn heranzutragen. Es wäre vielmehr — ähnlich wie bei der Bestellung der Synodalen zur Wiener Diözesansynode — dem gläubigen Volk Gelegenheit zu geben, sich zur Frage der Nominierung eines Bischofskandidaten in einem fairen, durch vorherige Regelung gegen Mißbräuche geschützten *Wahlgang* persönlich zu äußern.

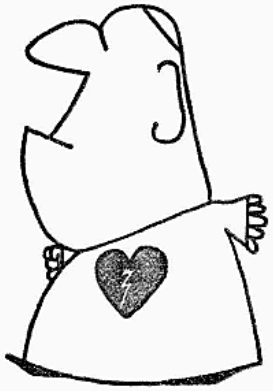
Eine Kandidatenermittlung auf diesem Weg hat auch für die kirchliche Obrigkeit den eminenten Vorteil, daß die Diözesanen (bei Berücksichtigung ihrer Vorschläge) dem neuen Bischof in einem ganz anderen Vertrauensverhältnis gegenüberstehen würden, als wenn ihnen ein vor allem Rom genehmer Amtsträger vorgesetzt würde.

Konkret wäre folgender Vorgang denkbar: Unter dem Vorsitz des Kapitelvikars konstituiert sich eine *„Beratende Versammlung der Diözese Graz-Seckau"*, bestehend aus dem Domkapitel, dem diözesanen Priesterrat und dem diözesanen Laienrat (die beiden letzten Foren wurden ja unter Dr. Schoiswohl in Durchführung der Konzilsbeschlüsse bereits geschaffen). Diese beratende Versammlung lädt die Gläubigen ein, bis zu einem bestimmten Stichtag Bischofskandidaten zu nominieren, wobei für jeden Wahlvorschlag eine bestimmte Anzahl von Unterschriften, sagen wir 100, beizubringen ist. Diese Vorschläge werden sodann von der beratenden Versammlung einer *Vorprüfung* (besonders im Hinblick auf formale Voraussetzungen) unterzogen.

In einer Plenarsitzung einigt sich dieses Gremium führender steirischer



SCHÜCHTERNER BISCHOF



GEKRÄNKTER BISCHOF

Katholiken sodann auf eine Kandidatenliste von 10 oder auch mehr Namen. Hiezu ein Beispiel nach dem Stand des „Gesprächs hinter den Kulissen" von Mitte Jänner:

Univ.-Prof. Dr. Karl Amon
Univ.-Prof. DDr. Karl Gastgeber
Regens DDr. Karl Gemeš
Univ.-Prof. DDr. Hans Heimerl
Abt Koloman Holzinger
Dozent Dr. Anton Kolb
Regens Dr. Franz Möstl
Ord.-Kanzler Johann Reinisch
Kapitelvikar DDr. Rupert Rosenberger
P. Gregor Schinnerl OSB
Stadtpfarrer Johann Weber

Die Kandidatenliste — in alphabethischer Reihenfolge — wird sodann an einem Sonntag den Kirchenbesuchern zur *Abstimmung* vorgelegt. Jeder Katholik hat das Recht, *einen* Kandidaten anzukreuzen. Die Auswertung eines solchen Wahlganges ist sehr einfach — sie resultiert in einer durch Mitwirkung des gläubigen Volkes erfolgten *Reihung möglicher Kandidaten*. Das Ergebnis dieser „Bischofsvorwahlen" wird schließlich dem Nuntius offiziell mit dem Ersuchen übermittelt, es bei seinem Bericht zu berücksichtigen.

Der obige Vorgang einer demokratischen Kandidatenermittlung auf außerkirchenrechtlich-informeller Basis hindert weder die Bischöfe bzw. den Nuntius noch den Papst, nach ihrem Gutdünken geeignete Persönlichkeiten zu *nennen* und zu *ernennen*. Er hätte aber den Vorteil, daß eine Meinungsbasis erzielt wird, die tragfähig genug ist, um den Vertrauensverlust wettzumachen, der durch den Rücktrittsmodus Bischof Schoiswohls eingetreten ist.

Gleichzeitig könnte Österreich einen Schritt in jene Richtung machen, die fortschrittliche Theologen als die „brüderlich-demokratische Zukunft der Kirche bezeichnen.[4])

Nicht eine weltweite Codexreform, sondern nur der Durchbruch auf lokaler Ebene (die Neue Linke würde es die „Befreiung gesellschaftlicher Subsysteme" nennen) wird neue Ansätze ermöglichen. Denn:

„Die Kirche ist zwar keine Demokratie im formellen Sinn



FRIEDLICHER BISCHOF

des Wortes, weil in ihr die Gewalt nicht vom Volke, sondern von Christus ausgeht; deshalb kann sie ihre Grundgestalt nicht beliebig manipulieren; sie ist ihr durch das Evangelium Christi vorgegeben und aufgegeben. Zu dieser Grundgestalt gehört auch das Amt in der Kirche. Aber dieses Amt ist im Sinn des Neuen Testaments als Dienst für die anderen Dienste in der Kirche zu verstehen. Deshalb kann es in der Kirche sehr wohl demokratische Formen geben, und diese haben zumindest ebensoviel Recht wie früher feudale, aristokratische, ständische und obrigkeitsstaatliche Formen. Was die konkrete Ausgestaltung der bleibenden Grundgestalt angeht, so handelte die Kirche schon immer geschichtlich. Das erfordert von uns heute in weitem Maße neue innerkirchliche Strukturen von grundsätzlich kollegialer Art: wirklich repräsentative, nicht nur beratende, sondern entscheidungsberechtigte Pfarr- und Diözesanräte (und) *ein demokratisches Verfahren bei der Pfarrer- und Bischofswahl."*[4]

Die steirischen Katholiken, nicht nur ihre kirchlichen Oberen, sind am Zug.

[1]) „Orientierung", Von der Diakonie zur Hierarchie, in: Nr. 23/24, Dezember 1968, S. 260.

[2]) Dokumentation zur Kollegialität der Bischöfe, in: „Concilium", 4. Jg., Heft 1, Jänner 1968, S. 68. — Vgl. Peter Diem, Ecclesia Democratia, in: „Neues Forum", Mai 1968.

[3]) Vgl. hierzu: K. Rahner, Demokratie in der Kirche, in: „Stimmen der Zeit", 7/1968, S. 1—15. — Hans Küng, Kein Zurück zur vorkonziliaren Kirche, in: „Evangelische Kommentare", Dezember 1968, S. 676 ff. — Otto Mauer, Demokratie in der Kirche, in: „Wort und Wahrheit", Juli/August 1968, S. 289 f.

[4]) Walter Kasper (Professor für Dogmatik an der Universität Münster), Kirche und Gemeinde, in: „Der Seelsorger", Nr. 6, November 1968, S. 392.



SONNIGER BISCHOF

Anmerkung: Stadtpfarrer Weber wurde 1969 tatsächlich Bischof von Graz. Er blieb dies bis 2020

Neues Forum 1969

PETER DIEM (WIEN)

Sozialisten in den CV

Rede beim Stiftungsfest der „Rudolfina“

Unser Mitherausgeber Dr. Peter Diem hat sich auf dem 71. Stiftungsfest der K. Ö. St. V. Rudolfina schlecht, d. h. FORVMistisch benommen: er lieferte eine Festrede, die keine war, und ist seither als Festredner bei CV-Festen sehr gefragt. Hier Auszüge:

Verehrte Damen und Gäste, liebe Carteil- und Bundesbrüder!

Ein Festredner hat es heute besonders im CV schwer: entweder ist er zu provokativ oder zu fad, zu kritisch oder zu lobend, zu detailliert oder zu oberflächlich, entweder verärgert er die Alten oder die Jungen. Neuerdings ist es sogar möglich, beide zu verärgern.

Nötigenfalls bitte ich um Zwischenrufe…

Wenn auch in der postkoalitionären Epoche seit 1966 vieles getan wurde, um die Entwicklung Österreichs an die der Welt anzugleichen, bleibt noch viel zu tun, viel zu reformieren:

Österreichs Wirtschaft kann nur durch radikalen Strukturwandel international konkurrenzfähig gemacht werden. Großzügige Umschichtung und Umschulung des Arbeitskräftepotentials ist dafür unerlässlich.

Für unseren Weg in die Zukunft ist ein modernes Bildungssystem zu schaffen. Dieses muss aus einem Guss von der vorschulischen Intellektualisierung und Alphabetisierung über eine moderne Grundschule in ein effektives, entrümpeltes und der Zeit angepasstes Mittelschulsystem hineinführen. Von dort in ein Vorstudium, Hauptstudium, Post Graduate-Studium.

Die Funktionsweise unserer Demokratie ist sehr genau zu überprüfen, konkrete Verbesserungen sind notwendig. Um nur einige zu nennen:

Mehr Gewicht muss auf die politisch-kreative Persönlichkeit gelegt werden. Ein starkes Parlament, das im Sinne der Gewaltentrennung auf die Regierung kontrollierend einwirken kann, bedarf initiativer und dynamischer Politikerpersönlichkeiten. Ein Weg hierzu wäre das Vorzugsstimmensystem:

Die Beteiligung breitester Schichten bei der Auswahl der Kandidaten für öffentliche Ämter. Dabei denke ich nicht nur an die Politiker, sondern auch an gewisse Schlüsselstellungen in der Verwaltung.

Als Weg dazu bieten sich parteiinterne oder offene Vorwahlen zur Kandidaten-ermittlung und die Demokratisierung des Selektions-systems in der Verwaltung an. Wir brauchen in Österreich ein echt mehrheitsbildendes Wahlsystem, das regierungsfähige Mehrheiten im Parlament sicherstellt. Wir sollten an die Abschaffung gewisser Sonderprivilegien der Politiker herangehen, insbesondere auf dem Steuersektor, in der Frage der Ämterkumulierung und in der Frage der Immunität.

Der Staatsbeamte soll keine Sonderstellung dem einfachen Staatsbürger gegenüber genießen: Abschaffung der Amts-ehrenbeleidigung.
Die Verwaltungsreform ist unter dem Gesichtswinkel der Möglichkeiten der Erfordernisse der modernen Datenverarbeitung zu sehen. Ein Weg zur Verwaltungsreform wäre die Abschaffung der Pragmatisierung für künftige Staatsbeamte oder zumindest die Wahlmöglichkeit für künftig in den Staatsdienst Eintretende, ob sie nach dem Anciennitätsprinzip oder nach dem Leistungsprinzip bezahlt werden wollen.

Vor allem aber gilt es, der jungen Generation unseres Landes faszinierende Aufgaben zu stellen. J. F. Kennedy sagte: *„Fragt nicht, was euer Land für euch tun kann, fragt lieber, was ihr für euer Land tun könnt*“; unsere Jugend bekommt auf diese Frage keine richtige Antwort. Das Unbehagen der jungen Generation, das sich in erhöhter Wahlenthaltung äußert, geht darauf zurück, dass faszinierende Aufgaben fehlen.
Geben wir es doch zu: unser Staat ist nicht modern. Unsere Rechtsordnung ist antiquiert (Strafrecht); die Beziehungen von Staat und Kirche sind mit echt staatskirchentümlichen Resten durchsetzt.
Das kulturelle Leben ist vielfach ein großes Wiederkäuen einer großen Vergangenheit, wo zwischen den Rülpsern der Festwochen und Neujahrskonzerte hie und da einmal aus einem Kellertheater der Anschluss an die kulturelle Gegenwart aufleuchtet. Wenn ein Peter Handke in Österreich aufgeführt wird, gehört er anderswo bereits zum Theaterinventar.
Noch ein paar andere willkürliche Beispiele: die berufliche Mobilität, das heißt der strukturpolitisch notwendige Wechsel des Berufs wird sozial diskriminiert, zu wenig diskutiert und propagiert.
Der Städtebau muss revolutioniert werden. Wenn man denkt, dass das Referat für Bauwesen im Wiener Stadtsenat nunmehr in Hochbau, Tiefbau und Planung geteilt wurde…

CV auf „langem Marsch“

Wir werden in vielem über unseren Schatten springen müssen. Die junge Generation dieses Landes ist bereit dazu. Wie die Regierungsumbildung gezeigt hat, sind die Älteren auch bereit, ihr dazu Gelegenheit zu geben. Ich betrachte den neuen Unterrichtsminister
Dr. Mock keineswegs als Provisorium, sondern als einen Mann, der aufgeschlossen und undogmatisch an die Probleme der Bildungsexplosion herangeht: wenn man will, als einen Mann des „progressiven Flügels“ der Volkspartei.

Betrachten wir kurz auch die Situation der Kirche: Man spricht immer von „Glaubenskrise“, vom Kampf zwischen „fortschrittlich“ und „stationär“. Ich möchte behaupten, dass wir von der eigentlich zeitgemäßen Form des Christentums noch meilenweit entfernt sind.

Wir sind noch immer in Ritualen verfangen, tragen historischen Ballast mit uns, ohne zum eigentlichen Kern, zur bewussten Brüderlichkeit der Kinder Gottes in der Nachfolge des gekreuzigten und auferstandenen Christus vorgestoßen zu sein, zu jener Solidarität der Christen, die jeden Mitmenschen, egal ob katholisch oder nicht, weiß oder schwarz, Inländer oder Ausländer, ein Maximum an Verständnis und Hilfs-bereitschaft entgegenbringt.

Da der sozialistische Parteisekretär Fritz Hofmann Stadtrat für Planungsangelegenheiten geworden ist, statt dass man einen Städteplaner wie Roland Rainer oder einen anderen Fachmann berufen hätte, muss man die Hoffnung auf eine großzügige Entwicklung unserer Bundeshauptstadt begraben.

Ein Wort zur österreichischen Landesverteidigung. Trotz allen von der Zwischenkriegsgeneration gebrachten Bedenken gegen ein Berufsheer scheint mir die Landesverteidigung nach dem System der allgemeinen Wehrpflicht und mit einer „Allerweltsarmee en miniature“ nicht befriedigend gelöst — von der Information der Bevölkerung über das Verhalten im Ernst- bzw. Besetzungsfall ganz zu schweigen.

Auf der Kremser CVV hat der Rechtspfleger des ÖCV, Dr. Kohlegger Austria Innsbruck, den CV als „auf einem langen Marsch in die Zukunft“ befindlich beschrieben und an die Delegierten appelliert, durch eine Öffnung des Verbandes für evangelische und orthodoxe Studenten „im Geiste der Gründer den CV aus der Enge des 19. Jahrhunderts in die Weite des 21. Jahrhunderts zu führen“.

Genau das ist unser Problem: die Herausforderung unserer Umwelt zu erkennen und anzunehmen, ohne die Grundlagen des Verbandes und der Verbindung zu zerstören. Ich glaube, wir brauchen für diese Aufgaben mehr Zivilcourage, mehr Mut.
Die Modernisierungsbestrebungen, die wir seit Jahr und Tag diskutieren, sind eine große bunte Palette. Es geht darum, Verband und Verbindung für die Besten dieser jungen Generation, die heute studiert, akzeptabel zu machen. Für die ,,Spannungsmenschen“, wie sie Friedrich Heer in seinen Büchern beschreibt.

Es geht darum, den Formalismus in unserem couleurstudentischen Leben zurückzudrängen, ohne etwa so weit zu gehen, den Sinn eines festen Versprechens, wie es der Burscheneid ist, in Frage zu stellen.
Auch dieser heutige Stiftungsfestkommers ist ein Akt des reinen Formalismus und im Grunde damit überholt. Neue Formen studentischen Verhaltens und studentischer Fröhlichkeit sind bewusst zu rezipieren, ohne dass damit die festgefügte Gemeinschaft aufgegeben wird.

Es gilt Toleranz zu üben: nicht nur in den traditionellen Zonen unserer Vorurteile (wie Rassismus, Antisemitismus, Antiprotestantismus), sondern auch in politischer Hinsicht. Ein Beispiel: Wenn sich heute oder morgen ein junger CVer auf der Grundlage unserer Prinzipien zu einem nicht von materialistischen und gottlosen, sondern von humanitären, ja religiösen Erwägungen getragenen Sozialismus bekennen wollte, dann soll er das auch bei uns frei tun dürfen.
Es wird an uns liegen, mit ihm darüber zu diskutieren, ob seine Vorschläge für die Gestaltung der österreichischen und der Weltgesellschaft zielführender sind als eine politische, wirtschaftliche und kulturelle Konzeption auf christlich-demokratischer Grundlage.
Es ist unsere Aufgabe, ihn zu überzeugen, aber nicht mit Formalargumenten und Verboten, sondern durch die Kraft der besseren Argumente. Die Zeit der Uniformität in Gesellschaft, Staat und Kirche ist vorbei.

Peter Diem

„Linkskatholizismus“, „progressiver Katholizismus“ oder „revolutionäres Christentum?

Der Linkskatholik ist nicht bereit, in allem und jedem der kirchlichen Autorität zu gehorchen. Er schränkt ihre Autorität funktionell auf den dogmatischen Bereich ein. Das Recht der hierarchischen Autoritäten, in Politik, Wissenschaft und Kunst Normen zu geben, sieht er als sehr beschränkt, als nur negativ an. So kann die Kirche zum Beispiel verlangen, dass ein christlicher Psychologe keine Psychologie ohne Seele vertritt, kann ihm jedoch keine Vorschriften machen, den Ödipuskomplex für wichtig oder für unwichtig zu halten. (Wilfried Daim, Linkskatholizismus, S. 71)

Wilfried Daim widmete diesem Themenkomplex in den Jahren 1965-1967 insgesamt vier Bücher: „*Linkskatholizismus*“ (1965), „*Progressiver Katholizismus*“ (2 Teile, 1967) und „*Christentum und Revolution“* (1967). Alle vier bauen auf den Erkenntnissen auf, die Daim bei der Erarbeitung der Theorie von der „kastenlosen Gesellschaft“ gewonnen hatte und noch Beginn des Zweiten Vatikanums in seinen 29 Thesen zur Entfeudalisierung der Katholischen Kirche („*Kirche und Zukunft*, 1963), konkret angewendet hatte.

Seine Thesen zur Kirchenreform 1961-1963 waren nicht der einzige Grund, warum Wilfried Daim als „Querdenker“ und immer öfter „Linkskatholik“ bezeichnet wurde.
Er selbst nahm diese Punzierung niemandem krumm. Im Gegenteil. Sein am 10. September 1964 in Moskau gehaltener Vortrag und das Buch mit dem Bericht darüber tragen den Titel **„Linkskatholizismus“.** Die von Daim gesetzte „*katholische Initiative in Moskau*“ (so der Untertitel des Buches) hatte als eigentliches Ziel, anhand einer Analyse der feudalen und hierarchischen Struktur der römisch-katholischen Kirche dem kommunistisch-stalinistischen System in der Sowjetunion einen Spiegel vorzuhalten. Die politische Absicht Daims war klar: knapp vor der dritten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanums, in welcher die Religionsfreiheit zur Debatte stand, wollte er einen Beitrag zur Liberalisierung des atheistischen Sowjetkommunismus leisten.

In einem Vortrag über „Fundamentalismus“, den Daim in den späten 80er Jahren vor einem CV-Publikum hielt, schildert er, wie es zu der Einladung kam:

Ein oder mehrere kommunistische Hörer Knolls hatten versucht, die Sowjetrussen zu einem Dialog mit dem kritischen Katholizismus zu ermuntern. Und diese versuchten zögernd - und neugierig -darauf einzugehen. Und so sollte Knoll an der Moskauer Lomonossow-Universität einen Vortrag über den Katholizismus halten. Plötzlich stellten sich jedoch bei ihm Ausfallserscheinungen, Bewegungsstörungen etc. ein, die sich als Symptome eines äußerst aggressiven Gehirntumors herausstellten. Er starb nach wenigen Wochen. …

Knoll war so als Vortragender ausgefallen. Daher suchte mich einer seiner Hörer, wenn ich mich recht erinnere, aus der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft auf und fragte mich, ob ich bereit wäre, statt Knoll diesen Vortrag zu übernehmen. Mir war klar, dass ich dies tun *musste,* das war eine Frage des positiven Gewissens, des Gewissens, das nach sorgfältiger Überlegung zum Schluss kommt, dass man nicht etwas unterlassen muss, sondern etwas ganz Bestimmtes tun, besonders dann, wenn es niemand anderer tun kann. Dies entweder, weil es eben niemand anderer kann oder weil niemand anderer greifbar war. Das war eine Chance, die unbedingt genützt werden musste. Dabei hatte ich mir als Thema „Linkskatholizismus" gewählt, was natürlich notwendig machte, auch den rechten Katholizismus zu skizzieren...

Ich hatte mich noch nie so sehr auf einen Vortrag vorbereitet. Ich wollte neben einfacher Information, auch durch die Kritik an der Kirche, die analogen kritischen Fähigkeiten bei meinen Hörern wecken, wie dies KnoII so erfolgreich bei seinen Hörern verstanden hatte. Dabei erklärte man mir, dass ich als Publikum nur Professoren und Dozenten haben würde. An Studenten wollte man mich offensichtlich doch nicht heranlassen, die waren nicht so „ideologisch gefestigt", in der Kirche heißt dies „standhaft im Glauben". Aber, wie sich alsbald zeigen sollte, war davon keine Rede. Meine Ausführungen gingen hinein wie in Butter. (Vortragstext)

Vor seiner Abreise nach Moskau ersuchte der damalige Chefredakteur der Kathpress, Dr**. Richard Barta,** ob er das Manuskript einsehen dürfe. Daim hatte damit kein Problem. Später berichtete Barta:

„Ich habe den Vortrag dem Kardinal zum Lesen gegeben, und er hat gesagt: „Er geht aber sehr hart mit uns um." Daim: „Uns", das ist wohl, die

„Kirche", wobei mit Kirche, ausschließlich der hohe Klerus gemeint ist. Dies ist man als „Laie" ja gewöhnt. Barta erklärte ihm meine Überlegungen zu der Sache und der Kardinal habe schließlich gesagt: „Na, wenn der Daim meint, dann soll er halt." …

Daim konzentrierte sich darauf, anhand diverser Beispiele – auch solchen aus der russischen Kirchengeschichte, – die Unterschiede zwischen progressiven, konservativen und reaktionären Katholiken herauszuarbeiten.

Es ging zunächst darum, eine Typologie von progressiv und konservativ zu entwickeln. Vor allem einmal geht es dem Konservativen um ein Beharren auf dem Gegenwärtigen und wenn verändert werden muss, dann möglichst wenig. Dem Progressiven geht es primär um Veränderungen, natürlich zum Positiven. Aber es gibt auch gewollte Veränderungen, die bereits vollzogene Entwicklungen wieder umkehren wollen, weil diese eben nicht als sinnvoll eingeschätzt werden. Hier handelt es sich um Reaktion. Während sich Konservative also mit verschiedenen Entwicklungen abgefunden haben und nur das Gegenwärtige verteidigen, wollen die Reaktionäre zu früheren Zuständen zurückkehren…

Ich sagte in Moskau wörtlich: „Das Weltbild des Rechtskatholizismus hat für infantile Naturen den großen Vorteil, klar und einfach zu sein…Dem entlastenden Vorteil, den die Einfachheit mit sich bringt, steht nur ein großer Nachteil gegenüber, dass es nämlich sicher falsch ist."

Denn die konservative Grundposition: „Es ist ohnehin im Wesentlichen alles in Ordnung" ist substantiell falsch. Wahr ist die progressive Position. Sicherlich muss man den Konservativen auch ihr Terrain lassen, wenn sie sich dem Fortschritt nicht öffnen können. Hier liegt eine Fixierung vor, eine fundamentale Erstarrung, die eine Antwort auf eine tiefsitzende Unsicherheit ist. Ein Festklammern an eine Große Mutter aus Angst vor der Freiheit und eigenständiger Verantwortung. (Vortragstext)

In der stundenlangen Rede (im Buch sind es 25 Druckseiten) führte Daim verschiedene Beispiele für das Ringen zwischen konservativen und progressiven Kräften in der Kirche an. Als eifriger Schüler von **August Maria Knoll** wagte er schließlich eine Prognose, die sich - wie manche andere Ansichten Daims zur sozio-ökonomisch-politischen Entwicklung - aus heutiger Sicht als höchst problematisch erweisen sollte:

Die bürgerliche Demokratie wird schließlich in ein neues System münden. Ich bin mit Ihnen der Meinung, dass die Zukunft insofern dem Sozialismus gehört, als eine neue und echt humane Relation zwischen Produktionsmitteln und Produzenten den Sieg über das kapitalistische Wirtschaftssystem davontragen wird. Ich glaube nicht, wie etwa Gustav A. Wetter, dass Atheismus und Religionsfeindlichkeit das Wesentliche am Kommunismus sind. Bezeichnend für den Kommunismus ist vielmehr sein moralisches Engagement, sein Kampf gegen die „Lohnsklaverei", gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Essentiell ist am Kommunismus sein Eintreten für eine Gesellschaft, in der kein Mensch mehr gezwungen ist, seine Arbeitskraft an einen Mitmenschen zu verkaufen, nur weil dieser die Produktionsmittel besitzt. Das, und nichts anderes, halte ich für das moralische Rückgrat des Kommunismus und für seine moralische Lebensbasis, die er nie aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. (S. 81)

Daim schloss seine Rede mit der Bemerkung, dass er als Linkskatholik durchaus Verständnis für die antichristlichen Aggressionen des Kommunismus habe. Die Frage sei aber letztlich, was man für wichtiger halte – die Realisierung einer klassenlosen, ausbeutungslosen Gesellschaft oder den Atheismus. Wer die neue Gesellschaft für wichtiger hält, werde es begrüßen, dass Christen das gleiche Ziel haben, wenngleich sie es mit der von Jesus verkündeten universellen Brüderlichkeit begründen.

Ein interessantes zeitliches Zusammentreffen bestand darin, dass zu Beginn des Moskaubesuches von Wilfried Daim das sogenannte Togliatti-Testament in der Prawda veröffentlicht wurde. Es handelte sich dabei um ein Memorandum, dass der Führer der italienischen Kommunisten, **Palmiro Togliatti**, knapp vor seinem Tod auf der Krim (21. August 1964) an **Nikita Chruschtschow** gerichtete hatte, in dem er die Politik der Sowjetunion und die zu zaghafte Destalinisierung kritisierte sowie demokratische Freiheiten in Kultur und Religion einforderte. Er schrieb wörtlich:

Wir müssen zu den Vorkämpfern der Freiheit des intellektuellen Lebens werden, des freien künstlerischen Schaffens und des wissenschaftlichen Fortschritts. Das erfordert, dass wir nicht in abstrakter Weise unsere Konzeptionen den Tendenzen und Strömungen anderer Art entgegenstellen; sondern eröffnen wir einen Dialog mit diesen Strömungen und bemühen wir uns auf diese Weise, die Fragen der Kultur, wie sie sich heute stellen, zu vertiefen. Nicht alle, die auf den verschiedensten Gebieten der Kultur, in der Philosophie, in den historischen und sozialen

Wissenschaften uns heute fernstehen, sind unsere Feinde oder Agenten unseres Feindes. (S.118)

Daim kehrte mit dem Gefühl heim, dass seine Botschaft sehr wohl verstanden worden sei und dass man sich bewusst sei, dass auch der Kommunismus eine Entfeudalisierung nötig habe. Der damals sehr bekannte Journalist **Gerd-Klaus Kaltenbrunner** besprach Daims Buch „Linkskatholizismus“ in der „Zeit“ Nr.48/1965 und führte dabei unter anderem aus:

Daim hielt im Herbst 1964 - einige Tage nach Togliattis Tod und vor Chruschtschows Sturz - an der Moskauer Lomonossow-Universität einen Vortrag über „Linkskatholizismus". Der vorliegende Band enthält außer dem umfangreichen Referat noch einen impressionistischen Erlebnisbericht, Anmerkungen sowie eine Dokumentation. Daims Vortrag hat programmatischen Charakter…

Viel wichtiger ist Daims sokratisches Geschick, einem verblüfften und doch bemerkenswert aufgeschlossenen Publikum sein religiöses und politisch-soziales Engagement zu erläutern. Nicht ohne eine Spur von Sendungsbewusstsein, aber auch mit Witz, List, Ironie vertritt er seine und seiner Freunde Position. Zweifellos verursachte seine Initiative bei manchen Hierarchen - katholischen und marxistischen - Unbehagen. Daim gibt jedoch zu bedenken, dass der Linkskatholizismus „die Alibis für morgen abgibt". Kritik gegenüber den Institutionen der eigenen Konfession; restriktive Auslegung der klerikalen Autorität; nicht nur Tolerierung, sondern geradezu Apologie des Gegners; Wiederentdeckung von Recht, Würde und Amt des „Laien" oder „Weltchristen"; Rehabilitierung der „linken", egalitär-fraternitären Ursubstanz des Christentums sind wesentliche Punkte von Daims Konzept.

So wie die Kirche eingesehen habe, dass sie an keine bestimmte Sozial- und Wirtschaftsordnung fixiert sei, so müsse der Kommunismus seinerseits davon ablassen, auf dem Atheismus als einzig möglicher Ideologie zu bestehen. Bei einem solchen Verzicht könnten sich die Kommunisten durchaus treu bleiben. Die „klassenlose Gesellschaft“ sei wesentlich, nicht aber der Kampf gegen die Religion.

Geradezu amüsant wird Daim, wo er sowjetische Zustände mit kirchlichen vergleicht, etwa wenn er von leninistischen Betschwestern, atheistischen Exorzismen oder wenn er seiner Leningrader Begleiterin vom als „Judas" verfemten Trotzki erzählt: „Selbst, wenn er ein Judas gewesen wäre, so hat er doch eine wesentliche Rolle gespielt. Wir können Judas auch nicht aus der Bibel entfernen ... Ihr werdet zu euren Häretikern auch noch 'getrennte Genossen' sagen, wie wir die unsrigen jetzt ‚getrennte Brüder' nennen."

Daims Buch, besser gesagt, dessen Titel, zog eine Reihe von Kommentaren nach sich, die in einer Enquete der „Furche“ vom 14. März 1965 einen einstweiligen Höhepunkt fand. Einige der Teilnehmer trugen interessante Aspekte zu einer Definition des Begriffs „Linkskatholizismus“ bei. Hier einige Beispiele:

Ferdinand A. Westphalen, Wirtschaftswissenschafter:

Die Ebene, auf der der »Linkskatholizismus« argumentiert, ist sicherlich nicht die der Glaubenswahrheiten. Darüber soll kein Zweifel herrschen. Sein Anliegen ist die Stellung der Kirche zu sozialen Doktrinen oder Konzepten der Gegenwart, insbesondere zu Sozialismus, Marxismus, Kommunismus, ist weiter die Anpassung der äußeren Formen des hierarchischen Aufbaues der Kirche an die neuen soziologischen Voraussetzungen der Zukunft, als welche der Sozialismus, vielleicht der Kommunismus, angesehen wird …

Josef Dobretsberger, Nationalökonom:

In Fragen der Glaubenslehre kann es kein linksgläubig oder rechtsgläubig, sondern nur ein rechtgläubig geben. Die innerkirchlichen Reformen der Liturgie, des Kirchenrechtes, der Kirchenunion, des Verhältnisses zu anderen Religionen gehören in ein anderes Kapitel und haben mit Linkskatholizismus nichts zu tun. Dieser bedeutet ausschließlich eine bestimmte Stellung des
Katholiken zu den Fragen der Gesellschaftsordnung.

Karl Heinz Ritschel, Chefredakteur der Salzburger Nachrichten:

Zur zweiten Frage, was ich in der konkreten österreichischen Situation unter dem Begriff Linkskatholizismus verstehe, kann ich nur auf die Antwort eins verweisen, möchte aber hinzufügen, dass meines Erachtens der sogenannte »Linkskatholizismus« eine Gruppe von Intellektuellen umfasst, die aus ihrer Überzeugung heraus, dass Österreich eine Mittlerrolle zum Osten spielt, zusammengefunden hat. »Linkskatholisch« wird gleichbedeutend mit antideutsch, anti-EWG und einer Vorliebe für den Donauraum gesetzt, wobei vergessen wird, dass diese Vorliebe heute die Traditionen sprengt, weil der Donauraum kommunistisch ist. Mit dem Atheismus aber gibt es, wie jüngst erst der österreichische Kardinal betonte, keine Gemeinsamkeit.

Romuald Riedl, christlicher Gewerkschafter in der Arbeiterkammer

In der konkreten österreichischen Situation reicht für einen praktizierenden Katholiken die Zugehörigkeit zur SPÖ bei weitem nicht aus, um die Beförderung zum Linkskatholiken zu erreichen. Das könnte unter Umständen sogar hinderlich sein! Der als existent vermuteten Spezies »Linkskatholik« stehen kompliziertere Eigenschaften zu, nach Möglichkeit kombiniert mit einem Naheverhältnis zur »rechten« ÖVP, am besten natürlich mit Sympathien für die christliche Arbeiterbewegung. Ein akademischer Titel erhöht ebenfalls die Chance, zum Linkskatholiken wider Willen zu werden. Zu den auf dem Weg vom einfachen Katholiken zum linken Katholiken förderlichen Eigenschaften gehören unter anderen eine gewisse Abneigung gegen den Atomkrieg
(ist nicht gleich mit vorweggenommener Kapitulation), imputierte Ostanfälligkeit sowie eine kritische Einstellung gegenüber verschiedenen Erscheinungen in Kirche und Gesellschaft.

Richard Barta, Chefredakteur der Kathpress:

Der Ausdruck Linkskatholizismus oder Linkskatholik wird in Österreich meistens in diffamierender Form verwendet. Den Linkskatholiken gibt es nicht, wie es in Österreich ja kaum Menschen gibt, bis auf ganz wenige Ausnahmen — weniger als Finger auf einer Hand —, die sich selbst als Linkskatholiken bezeichnen. Linkskatholik ist man in Österreich immer nur für jemanden, der sich dadurch von dem, den er so bezeichnet, distanzieren will. Man wird keine fünf Menschen in Österreich treffen, die eine einheitliche Definition des Linkskatholizismus geben können.

Alle zitiert nach **Trautl Brandstaller**, Die zugepflügte Furche, Europaverlag, Wien, 1969, S. 329 ff.

Das Kastl „Linkskatholik“ hat also zwei Fächer, ein positives und ein negatives. Eines wurde jedoch bei allen Definitionsversuchen anerkannt: Linkskatholiken, progressive Katholiken, wollen etwas bewegen. Je nach eigener Position wird diese Dynamik als Zug zum Guten oder zum Schlechten verstanden.

In seinen beiden Büchern „**Progressiver Katholizismus I** (1966) und **II** (1967) setzt sich Daim ausführlich mit diesem Thema auseinander.

Der progressive Christ

Im ersten, allgemeinen Teil bestimmt Daim unmissverständlich seine Wertposition:

Wir halten den Aufstieg der jeweils unteren ‚Klasse' für einen echten Wert; was einem solchen Aufstieg dient, ist fortschrittlich, progressiv. Die Zementierung der bestehenden Verhältnisse dient natürlich den jeweils Herrschenden, ist konservativ und als solche fortschrittshemmend. Dabei soll der Einwand der konservativen „Fortschrittlichen", dass nur eine allmähliche Änderung der Systeme zu rechtfertigen sei, da radikale Änderungen gerade jenen schaden, denen zu nützen sie vorgeben, durchaus Beachtung finden.

Aber all das soll uns nicht hindern, die Grundposition klar darzustellen. Ohne die Verachtung, die irgendwelche „Eliten" der „Masse" entgegenbringen, wird hier der Aufstieg unterer Gruppen nach oben bewusst bejaht und als fortschrittlich bewertet. (s. 12 f.)

Wollte man diese Grundhaltung Daims mit gängigen politologischen Begriffen beschreiben, käme man ein wenig in Bedrängnis. Die Begriffe „kommunistisch“ und „sozialistisch“ scheiden aus. Die mit ihnen zwar nicht notwendigerweise, aber aus der historischen Entwicklung verständlicherweise verbundenen Elemente *Atheismus, Agnostizismus* und *Antiklerikalismus* sind Daims Sache nicht. Trotz seiner oft herben Kritik an der Amtskirche hat Daim Zeit seines Lebens engen Kontakt mit dem Klerus gehalten. Könnte man vielleicht die beiden genannten Begriffe „taufen“? Nein, auch „*christlicher Kommunismus*“ und „*christlicher Sozialismus*“ würden am Kern der Gesellschaftstheorie Daims vorbeigehen, obwohl es Anklänge gibt, wie wir sehen werden.

Da der Begriff „sozial“ zu allgemein ist, bliebe noch „christlich-sozial“. In der Tat stammt Wilfried Daim ja aus der christlich-sozialen Kernschicht, aus dem Milieu der katholischen Kleinbürger der Wiener Arbeiterbezirke. Aber er hat diesen „Urgrund“ spätestens bei seiner Begegnung mit dem fortschrittlichen Pater Weinand in der Pfarrjugend von Hernals verlassen. Den seit den Zeiten eines **Karl Lueger** bei Fußvolk und Führung der christlich-sozialen Bewegung verankerten Antisemitismus hat Daim nie akzeptiert, die anti-liberale, typisch christ-katholische Kultur- und Weltfeindlichkeit der Christlich-Sozialen hat er ebenfalls schon früh hinter sich gelassen. Zwar war der autoritäre Ständestaat, in dem Wilfried Daim seine prägenden Teenagerjahre verlebte, bereits weit entfernt von der Geistigkeit eines **Hermann Bielohlawek** (1861-1918), der als christlich-sozialer Abgeordneter mit Sprüchen auffiel wie „Kultur ist, was ein Jud vom andern abschreibt“ oder „Wenn i a Biachl siach, hab is scho‘ g‘fressen“.

Doch auch im Staate eines **Rudolf Henz, Guido Zernatto** und **Clemens Holzmeister** war der kulturelle Blickwinkel noch sehr verengt. Und natürlich ist der Begriff „christlich-sozial“ mit den anti-demokratischen, verfassungs- und menschenrechtswidrigen Praktiken der Dollfuß-Schuschnigg-Zeit belastet.

Heute wird der Begriff „christlich-sozial“ von einer neuen Generation von Journalisten und Politikern oft schon so verwendet, als gäbe es diese Belastungen nicht. Ihn für die Gesellschaftstheorien Wilfried Daims zu verwenden, verbietet sich aus den genannten Gründen dennoch. So bleibt eben neben „l*inkskatholisch*“ nur die Wortform „*progressiver Katholizismus*“. Und warum er die letztere bevorzugte, als er zwei Bücher darüber verfasste, teilt uns der „Querdenker“ im Vorwort selber mit:

Der ursprüngliche Titel hätte „Linkskatholizismus" sein sollen. Da das Wort ‚links' stark affektbetont ist, wurde es, um konservativ ausgerichteten Kreisen den Zugang zu der Arbeit nicht zu versperren, durch ‚progressiv' ersetzt. Damit wurde im Rahmen der Arbeit auch eine Auseinandersetzung um eben diese Affektbesetzung und ihre psychologische Basis unnötig. So reizvoll es auch sein mag, die politische Psychologie des Wortes „links" zu erkunden, so wäre dadurch doch auch die Darstellung belastet worden, und die Klarheit des systematischen Aufbaues dieser Arbeit hätte darunter gelitten.

Nach den von Wilfried Daim vorangestellten Begriffsdefinitionen – die in allen seinen Werken viel zur gedanklichen Klarheit beitragen - setzt sich der Autor im ersten Band des „Progressiven Katholizismus“ mit einer Reihe von historischen Entwicklungen auseinander. Er wählt dafür folgende Formen:

- eine Analyse der Französischen Revolution („*Die Französische Revolution besitzt einen satanischen Charakter*“– **Joseph de Maistre**),

- eine Darstellung der neueren Kirchengeschichte („*…jene törichte und irrige Meinung – oder noch besser jener Wahnsinn, es solle für jeden die Freiheit des Gewissensverkündet und erkämpft werden.“* – **Gregor XVI**. in *Mirari Vos*, 1832) und

- eine Auseinandersetzung mit den Thesen von **Karl Marx** zur Religion („*Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes*“)

Diese Analysen führen Daim automatisch zu der Frage, welche Hinweise das Neue Testament dem Christen für die Gesellschaftsgestaltung und für die Haltung gegenüber den Nichtchristen gibt.

Daim zitiert hier nicht die Bergpredigt (Mt 5:7 - **Friedrich Heer** meinte einmal, dass viele diesen Text als „linkskatholische Interpolation“ empfänden), sondern konzentriert sich auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lk 10:29 -37).

Das Besondere an diesem Gleichnis liegt ja darin, dass die Barmherzigkeit, die der Priester und der Priesterkandidat verweigern, nicht von einem einfachen Juden, sondern von dem Angehörigen eines verachteten, „unreinen“ und häretischen Mischvolkes, eben von einem Reisenden aus *Samaria*, geleistet wird. Auf ähnliche Weise greift Jesus im Gleichnis vom Gastmahl (Lk 14:16-24) für Außenstehende Partei. Daim leitet daraus die Verpflichtung des Christen zum Dialog mit Andersgläubigen oder Gegnern ab. Er begründet sein Modell einer „brüderlichen Gesellschaft“ (innerkirchlich und in der Welt) mit der deutlichen Problematisierung des Vaterbegriffes durch Jesus (Mt 23:2-12).

Interessant ist, dass ein Kritiker Daims, der katholische Publizist **Felix Gamillscheg**, zwar den Gedanken der „brüderlichen Kirche“ gutheißt, ihn aber mit folgender Begründung korrigieren will:

„Mit dieser horizontal-brüderlichen Komponente muss in der Kirche aber die vertikal-hierarchisch-autoritative Komponente zusammenwirken, um die für alle Christen gebotene Kreuzesform zu wahren. (In der Diskussion, wenn auch nicht im Referat, gab selbst DAIM die Notwendigkeit funktioneller Autorität widerspruchslos zu.) Für diese Komponente haben die Konservativen, die ‚Rechtskatholiken' zu sorgen, ohne die der Katholizismus ebenso unvollständig wäre wie ohne Linke'. („Die Presse“, 18. Jänner 1965)

Der wohlmeinende Kritiker argumentiert hier seltsam formal („die Kreuzesform zu wahren“) – weil ihm eben kein wirkliches Argument für seine These der „Unvollständigkeit“ einfällt. Man kann sich fragen: wird die Kirche (oder auch die Gesellschaft) wirklich dadurch „vollständig“, wenn sich hierarchische Autorität als Gegengewicht zu egalitären Bestrebungen etabliert? Müssen die Initiativen eines **Johannes XIII**. und die Fortschritte des Zweiten Vatikanums tatsächlich durch die autoritären Eingriffe eines **Benedikt XVI**. kompensiert werden, um Vollkommenheit herzustellen? Wird die katholische Kirche durch Maßnahmen wie die Wiederzulassung der Priesterbruderschaft Pius X. und das Wegräumen der Volksaltäre (wie etwa in der Wiener Rochuskirche) „vollständig“?

Unseres Erachtens genügt die rein menschliche Trägheit und Fehlerhaftigkeit, um brüderlich-egalitäre Bestrebungen nach Art der Vorschläge Wilfried Daims nicht in den Himmel wachsen zu lassen. Man denke nur an die für Daim in den 60er bis 80er Jahren wohl unvorstellbare Rückentwicklung der kommunistischen Gesellschaftssysteme im Sowjetblock und in China in Richtung Marktwirtschaft und Kapitalismus. Der Eigennutz des auch nach Daim ohne individuelle Schuld erbschuldbeladene Menschen sorgt schon dafür, dass sich ein „neuer Himmel und eine neue Erde“ und das damit verbundene „neue Jerusalem“ gebührlich verzögern.

Unter Hinweis auf die schon von Jesus Christus eingenommene Position des Außenseiters und Querdenkers lässt sich Daim auch in Sachen Pazifismus durchaus als Utopisten und Sektierer bezeichnen, indem er an Isaias erinnert:

Zu Pflugscharen macht man die Schwerter
Die Speere zu Winzermessern,
Nicht erhebt sich Volk wider Volk
Nicht übt man fürderhin die Kriegskunst
Wohlan also Jakobsvolk, kommt,
Lasset uns wandeln im Lichte Gottes." (Is 2:4-5)

Wir werden dem Pazifisten Wilfried Daim weiter unten, bei der Besprechung seines Anti-Bundesheer-Buches „*Analyse einer Illusion*“ noch näher begegnen.

Teil I des „Progressiven Katholizismus“ endet mit Reflexionen über die Sinnhaftigkeit von Utopien. Als Beispiele dienen ihm Textstellen aus der 1516 von **Thomas Morus** (1478-1535) verfassten Romanutopie *„Vom besten Zustand des Staates oder von der neuen Insel Utopia*“. Der Heilige und Märtyrer beschreibt darin ein egalitäres Gesellschaftsmodell, indem er gleichzeitig heftige Kritik an Adel und Amtskirche übt.

Nach dem Konzil

Wilfried Daim wurde vom Ford-Institut, wo er Scholar war, 1964-1966 für die Arbeit am „Progressiven Katholizismus“ freigestellt. Der zweite Band des Werkes, abgeschlossen im Herbst 1967, konnte bereits wesentliche Aussagen des Zweiten Vatikanums berücksichtigen. Er wendet sich „primär an innerkirchliche Gesprächspartner“.
Im Hinblick auf den spürbaren „Roll-back“ in der katholischen Amtskirche – also auf die Tendenz, die Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils entweder bei Seite zu schieben oder gar als „Irrtümer“ zu bezeichnen, sind

die auf der Basis des Buches *„Kirche und Zukunft“* erstellten Thesen von *„Progressiver Katholizismus II*“ auch heute noch/wieder aktuell. Sie können hier deshalb relativ kursorisch dargestellt werden, weil wir uns ja im vorigen Kapitel mit der Thematik ausführlich auseinandergesetzt haben.

Zunächst geht es wieder um die Entfeudalisierung der Amtskirche. Daim verbeugt sich tief von **Johannes XIII**., wenn er schreibt:

JOHANNES XXIII. vollzog eine »Revolution von oben«, das heißt, er begann sie und besiegelte sie mit seinem Tod. Schon heute kann man sehen, wie seine gigantische Figur einen Schatten wirft, von dem alle Päpste der letzten Jahrhunderte verdunkelt werden, fand er doch in einer Weise zum Geist des Christentums zurück, die man bei einem Papst nicht für möglich gehalten hätte. Wir wollen nun den sicherlich schwierigen Versuch unternehmen, sein Pontifikat zu würdigen. JOHANNES XXIII. ist — bei der wohl meist unterschätzten Wohlüberlegtheit seiner Schritte — in seinem Grundanliegen nur aus einer urchristlichen Intention heraus zu verstehen. Seine »Revolution von oben«, als die man seine entscheidenden Aktionen verstehen kann, war ebenso tief im Christlichen verwurzelt, wie die kirchliche Basis vor ihm unchristlich war. (S. 18)

Daim fasst das Wirken des Giovanni-Papstes zusammen:

Bei Johannes XXIII. finden wir eine Zusammenfassung der progressiven Symptome, das progressive Syndrom: Selbstkritik, Kritik auch gegenüber der Kirche, eine viel positivere Vorstellung von den Gegnern der Kirche, eine Betonung des Bruderbegriffes gegenüber dem Vaterbegriff, Freiheitlichkeit und Kritikoffenheit, eine optimistische, wenn nicht gar »utopische« Einstellung gegenüber der Zukunft.

Sein Konzil — es ist und bleibt sein Konzil — war ein Versuch, der, wie wir ausführlich zu zeigen beabsichtigen, einen unerhörten Erfolg zeitigte in der Weckung und Befreiung der schöpferischen, in der Kirche schlummernden Energien, wobei die liberalen Freiheiten auch für die Kirche ernst genommen wurden. Er glaubte nicht daran, dass er alles und die anderen nur wenig wüssten. (S 21)

Natürlich ist nach dem Tod von Johannes XXIII. unter dem Pontifikat von **Paul VI**. (1963-1978) und unter dem Einfluss der konservativen Kurie vieles im Ansatz stecken geblieben. Wilfried Daim setzt sich im Einzelnen mit dem erst durch das Konzil wieder eingeführten Bruderbegriff und der Liturgiereform auseinander. Er zitiert dabei ausführlich den Schweizer Konzilstheologen **Hans Küng**, dem 1979 die kirchliche Lehrerlaubnis entzogen werden sollte, weil er Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes geäußert hatte. Küng habe gemeint, „allein schon die Liturgiereform hat das Konzil gelohnt“. Breiten Raum nimmt im Buch die Frage des

Verhältnisses Papst-Bischöfe ein, das Problem der Kollegialität, das bis heute nicht wirklich gelöst zu sein scheint. Damit verbunden sind Bischofswahl und Demokratisierung der Kirche – Forderungen, die Daim selbst als „geradezu utopische Zukunftsbilder“ bezeichnet (S. 104). Optimist Daim: „*Viele große Pflanzen beginnen mit einem zarten Trieb. Vor allem wird abzuwarten sein, was in den nächsten Jahren aus dem Bischofsrat wird“.*

Dieser Bischofsrat wurde als „*Bischofssynode*“ von Papst Paul VI. durch das Motu proprio *Apostolica sollicitudo* am 15. September 1965 eingerichtet. Die Synode hielt seither insgesamt zwölf Generalversammlungen zu Themen wie Familie, Evangelisierung, Priesterausbildung etc. ab. Zuletzt (2008) diskutierten 256 Bischöfe aus 118 Ländern über das Thema „Eucharistie“. 177 Teilnehmer waren in den regionalen Bischofskonferenzen gewählt worden, 39 nahmen aufgrund ihres Amtes teil und 40 weitere wurden von Papst Benedikt XVI. persönlich ernannt. Zwölf nichtkatholische Kirchen und kirchliche Gemeinschaften waren eingeladen, Vertreter zur Synode zu entsenden.

Wie man sieht, ist in dieser Konstellation eine der Forderung Daims zumindest in formeller Weise erfüllt (vgl. These 23 in *„Kirche und Zukunft*“). Wie weit die Beratungen tatsächlichen Einfluss auf die Geschicke der römischen Kirche nehmen, kann hier nicht beurteilt werden.

Ähnlich schwierig zu beurteilen ist der Effekt zahlreicher Schuldbekenntnisse, die Vertreter der Amtskirche in den Jahrzehnten seit dem Konzil ausgesprochen haben. Für Daim sind sie die Basis für einen echten Dialog mit den anderen christlichen Konfessionen. Aber auch hier muss man fragen: Wenn die *formale* Bereitschaft zum Dialog heute ungleich größer ist als je zuvor in der Kirchengeschichte, wo bleiben die *inhaltlichen* Fortschritte? Zwar pflegen sich der Papst und die Spitzen der „getrennten Brüder“ mittlerweile zur Begrüßung ungezwungen zu umarmen, doch harrt die Christenheit weiter auf konkrete Schritte zur Einheit.

Ein besonderes Anliegen Daims war und ist das Verhältnis der Christen zu den Juden. Er führt die Verabschiedung einer Konzilserklärung über die Juden auf die Wirkung des Theaterstücks „Der Stellvertreter“ von **Ralph Hochhuth** (Uraufführung am 20. Februar 1963 in Berlin) und die

darauffolgende Diskussion über das Verhalten von Pius XII. im Angesicht des Holocaust zurück:

Mit Ächzen und Stöhnen, mit Ach und Weh gebar das Konzil eine Aussage über die Juden. Viele Kräfte waren am Werk, den Geist dieser Aussage auszulöschen. Es gelang ihnen nicht. Sehr wohl gelang es jedoch, ihn zu dämpfen. Es wäre sicherlich gelungen, ihn auszulöschen, wäre der Heilige Geist nicht wieder einmal über »außerkirchliche Stützpunkte« in Aktion getreten. HOCHHUTH hat das moralische Problem der Unterlassung eines heroischen Einsatzes der Christen für die Juden — aber schließlich auch für Zigeuner, Russen — zum Problem gemacht. (S. 146)

Statt in einer eigenen Erklärung zum Judentum wurde die Haltung der Kirche zu den Juden in die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen vom 28. Oktober 1965 („*Nostra Aetate*“) aufgenommen. Dort heißt es:

Bei ihrer Besinnung auf das Geheimnis der Kirche gedenkt die Heilige Synode des Bandes, wodurch das Volk des Neuen Bundes mit dem Stamme Abrahams geistlich verbunden ist. So anerkennt die Kirche Christi, dass nach dem Heilsgeheimnis Gottes die Anfänge ihres Glaubens und ihrer Erwählung sich schon bei den Patriarchen, bei Moses und den Propheten finden. …

Denn die Kirche glaubt, dass Christus, unser Friede, Juden und Heiden durch das Kreuz versöhnt und beide in sich vereinigt hat. Die Kirche hat auch stets die Worte des Apostels Paulus vor Augen, der von seinen Stammverwandten sagt, dass "ihnen die Annahme an Sohnes Statt und die Herrlichkeit, der Bund und das Gesetz, der Gottesdienst und die Verheißungen gehören, wie auch die Väter und dass aus ihnen Christus dem Fleische nach stammt" (Röm 9,4-5), der Sohn der Jungfrau Maria. …

*Mit den Propheten und mit demselben Apostel erwartet die Kirche den Tag, der nur Gott bekannt ist, an dem alle Völker mit einer Stimme den Herrn anrufen und ihm "Schulter an Schulter dienen"
(Soph 3,9). Da also das Christen und Juden gemeinsame geistliche Erbe so reich ist, will die Heilige Synode die gegenseitige Kenntnis und Achtung fördern, die vor allem die Frucht biblischer und theologischer Studien sowie des brüderlichen Gespräches ist.*

Obgleich die jüdischen Obrigkeiten mit ihren Anhängern auf den Tod Christi gedrungen haben, (vgl. Joh 19,6), kann man dennoch die Ereignisse

seines Leidens weder allen damals lebenden Juden ohne Unterschied noch den heutigen Juden zur Last legen. Gewiss ist die Kirche das neue Volk Gottes, trotzdem darf man die Juden nicht als von Gott verworfen oder verflucht darstellen, als wäre dies aus der Heiligen Schrift zu folgern. Darum sollen alle dafür Sorge tragen, dass niemand in der Katechese oder bei der Predigt des Gotteswortes etwas lehre, das mit der evangelischen Wahrheit und dem Geiste Christi nicht im Einklang steht.

Im Bewusstsein des Erbes, das sie mit den Juden gemeinsam hat, beklagt die Kirche, die alle Verfolgungen gegen irgendwelche Menschen verwirft, nicht aus politischen Gründen, sondern auf Antrieb der religiösen Liebe des Evangeliums alle Hassausbrüche, Verfolgungen und Manifestationen des Antisemitismus, die sich zu irgendeiner Zeit und von irgendjemandem gegen die Juden gerichtet haben… (Hervorhebung pd – kein wirkliches „Mea Culpa")

Obwohl sowohl Wilfried Daim als auch viele andere Kritiker diesen Text immer noch als unzureichend ansehen, soll doch darauf hingewiesen werden, dass die Aufforderung zur „Umkehr vom Götzendienst zum Dienst am lebendigen und wahren Gott" (1 Thess 1,9) nach den Erkenntnissen des Konzils nicht auf die Juden angewendet werden darf. Deshalb gibt es heute auch keine "judenmissionarischen" Aktivitäten mehr. Zwischen der katholischen Kirche und dem jüdischen Volk geht es um die Begegnung "auf der Ebene ihrer je eigenen religiösen Identität" (Papst Johannes Paul II., 12. März 1979). Das ist ein gewaltiger Fortschritt.

Sozialer Katholizismus

Das Buch endet mit einem Kapitel über „Sozialisierung". Grundsätzlich geht Daim in dieser Schaffensperiode mehr oder weniger deutlich davon aus, dass es nach Überwindung des Kapitalismus zu einer liberal-sozialistischen Gesellschaftsordnung kommen werde. Zwar bezeichnet er dies selbst als „Arbeitshypothese", doch ist die Parallele zur Geschichtsauffassung des historischen Materialismus deutlich sichtbar.

Vielleicht hat sich Wilfried Daim in dieser einen seiner Grundthesen zu sehr von den Ideen August Maria Knolls leiten lassen, der ja in seinem Buch „Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht" (abgeschlossen im März 1962) die Voraussage wagte, am 15. Mai 1971 würde der Papst in eine Enzyklika „*Octogesimo Anno*" „wesentliche Elemente des Ost-Sozialismus" aufnehmen und „vielleicht schon die Kolchosen verstehen und positiv würdigen". Hier zeigt sich wieder einmal, wie gefährlich Prognosen

sind. Während nichts gegen die genaue Analyse und schonungslose Kritik vergangener oder bestehender gesellschaftlicher Strukturen spricht, sollte der Sozialwissenschaftler ein wenig mehr Bescheidenheit bei der Beschreibung von Entwicklungen üben, die er in ferner Zukunft auszumachen meint.

In der Tat gab es am 14. Mai 1971 eine päpstliche Sozialenzyklika. Sie hieß zwar nicht „*Octogesimo Anno*“ sondern „*Octogesimo Adveniens*“. Sie bezog sich damit ausdrücklich auf „*Rerum Novarum*“ und – wie üblich – auf alle darauffolgenden wichtigen Sozialenzykliken. Allerdings war sie weit breiter angelegt als Knoll vermutet hatte, indem sie nämlich eine Reihe von sehr konkreten Problemen der Zeit ansprach – auf Probleme, die uns auch heute, nach vierzig Jahren noch bewegen – so die Probleme des Bevölkerungswachstums, der Verstädterung, der Umweltzerstörung und der Massenmedien. Insofern unterscheidet sich diese Enzyklika wohltuend von vielen anderen, im Allgemeinen steckenbleibenden Päpstlichen Enunziationen.

Zwar geht der angeblich von Dominikanern verfasste Text auch auf ideologische Systeme wie Marxismus, Sozialismus und Liberalismus ein. Nirgendwo findet sich aber die Anerkennung der Kollektivwirtschaft oder des Ostsozialismus. Im Gegenteil: der Text analysiert die verschiedenen innerideologischen Strömungen und ruft zur Vorsicht bei der Beurteilung von Sozialismus und Marxismus auf. So heißt es etwa in Abschnitt 13:

Es ist also ein sehr scharfes und genaues Urteil erforderlich, da die vom Sozialismus angezogenen Christen recht oft dazu neigen, ihn sich allgemein und umfassend als etwas allseitig Vollkommenes vorzustellen; dann wird der Sozialismus zum Streben nach Wahrung gegenseitiger Gerechtigkeit, gegenseitiger Zusammengehörigkeit und Gleichheit.

Man gewinnt hier fast den Eindruck, die Verfasser der Enzyklika hätten Daim oder andere linkskatholische Werke gelesen.

Doch die Katze lässt das Mausen nicht. Auch eine innerkirchliche Utopie muss her. Daim tritt unbekümmert für eine „Rückkehr der Kirche zur Armut“ ein, da sie „nach wie vor mit tausend goldenen Ketten an den Kapitalismus gebunden sei“.

Daim zitiert den brasilianischen Bischof Dom **Hélder Câmara** (1909-1999), einen der Begründer der Befreiungstheologie, der am Vorabend der zweiten Sitzungsperiode des Konzils im Jahre 1963 einen offenen Brief an seine Mitbischöfe gerichtet hatte, indem er sie beschwor, den äußeren Reichtum abzulegen, um die Distanz zwischen ihnen und den arbeitenden Menschen zu verringern. Ein anderer Konzilsvater, Erzbischof **Frane Franić** (1912-2007) aus Split, hatte vorgeschlagen, im Schema über die Kirche deutlich auszusagen, dass

„die Armut eine nötige Voraussetzung für die Heiligkeit der Bischöfe sei und dass diese gerade heute der Kirche sehr fehle." (S. 191)

Abschließend berichtet Daim in diesem Zusammenhang über zwei symbolische Handlungen. Die eine betraf den Hang des Klerus, sich entgegen den ausdrücklichen Worten Jesu (Mt. 23:5) mit Äußerlichkeiten abzugeben:

Kardinal Innitzer, persönlich ein wirklich anspruchsloser Mann, verlor anlässlich des Sturmes junger NS-Gangster auf das erzbischöfliche Palais zu Anfang der deutschen Besetzung Österreichs seine goldene Bischofskette. Arbeiter fertigten ihm daraufhin eine neue aus Stahl. Aber er begriff nicht: Kaum war die NS-Zeit vorbei, war auch die goldene Kette wieder da. (S. 190)

Die zweite, gegenteilige Vorgangsweise sei von den melkitischen Bischöfen unter Vorsitz von Konzilsvater **Maximos IV Sayegh** (1878 – 1967) gewählt worden:

Auf der Grundlage des Beschlusses des Vatikanischen Konzils haben wir folgende Regelung getroffen:

Von unseren Insignien und Gegenständen legen wir alles ab, was aus Gold gemacht ist, oder wir ersetzen es durch weniger wertvolles Metall... Wir werden von unserer Kleidung alles ablegen, was nicht von der Liturgie verlangt wird. Wir werden ferner unseren Lebensaufwand verringern, weniger luxuriöse Autos fahren usw. Wenn wir berechtigte Klagen der Massen hören, werden wir uns nicht scheuen, ein Wort zu sprechen, selbst auf die Gefahr hin, die Reichen zu schockieren, die dann aufhören werden unsere Wohltäter zu sein. Wir verlangen gerechte Löhne und wir beginnen bei uns selbst, den Angestellten der Diözesen oder Kirchen solche Löhne zu geben. Wir gehen mit gutem Beispiel voran und verwandeln unseren Großgrundbesitz in Genossenschaften für alle Bearbeiter dieses Bodens.

Es ist auch richtig, dass wir in Hinkunft alle pompösen Titel ablegen. Dieser neue Geist wird uns veranlassen, unsere Bischofspaläste zu verlassen und den Besitz auszuteilen und die wertvollen Gefäße und Geschirre zu verkaufen. Quelle: Le Progrés Égyptien, 8.3.1966 (S. 192)

Es ist zu befürchten, dass die (heutigen) melkitischen Würdenträger diesen wohl auf der Begeisterung der Konzilsaula beruhenden Worten nicht unbedingt Taten folgen ließen. Im Übrigen sollte man einmal grundsätzlich überlegen, welcher tiefere Sinn in der Kleidung eines Geistlichen und bestimmten kirchlichen Symbolen liegt. Daneben wäre zu prüfen, ob es auf Äußerlichkeiten ankommt oder nicht vielmehr auf das persönliche Wirken, den persönlichen Einsatz und das persönliche Beispiel.

Daim wäre nicht Daim, hätte er nicht noch einen Zahn zugelegt und mehr oder weniger gleichzeitig mit den beiden Büchern über „Progressiven Katholizismus“ ein weiteres Werk über den gesellschaftsverändernden Charakter des rechten (linken?) katholischen Glaubens vorgelegt: „Christentum und Revolution“.

Mozarts Tod - Ein Rätsel wird gelöst – Mozarts Begräbnis

http://www.mozartstod.de

Woran ist der knapp 36jährige Wolfgang Amadé Mozart am 5.12.1791 kurz vor 1 Uhr in der Früh gestorben? Warum ist sein Grab verschollen?

Diese Fragen beschäftigen über zwei Jahrhunderte nach seinem Tod immer noch die Gemüter der Mozartfreunde aller Herren Länder. Folgende Fragen zu seiner Krankheit, seinem Sterben und seiner Grablegung werden erstmals beantwortet.

Warum wies Dr. Th. Closset den 15 Tage lang dahinsiechenden Mozart nicht ins Allgemeine Krankenhaus zu Wien ein, wo er als leitender Arzt angestellt war? Warum sah er sich veranlasst, im Sterbefall Mozart den ausgewiesenen Giftspezialisten Dr. M. Sallaba zu konsultieren? Warum eilte der hohe Staatsbeamte Baron Gottfried van Swieten unmittelbar nach Mozarts Ableben durch die kalte Winternacht ins Sterbehaus zur Witwe, die ihn übrigens gar nicht näher kannte, und warum ordnete dieser steinreiche Mann für den europaweit berühmten Hofmusiker ein pietätloses Begräbnis dritter Klasse inklusive mehrfach belegtem Schachtgrab an? Warum sorgte nicht überhaupt Mozarts zahlreiche angeheiratete, in Wien lebende Verwandtschaft für die Begräbnisangelegenheiten? Warum wurde Mozarts Tod der Öffentlichkeit am Vormittag des 5.12.1791 verheimlicht?

Gab es überhaupt eine Einsegnung der Leiche, und wenn ja, warum fand sie strikt außerhalb des Domes von St. Stephan statt? Gab es ein Schneetreiben, das die Trauergemeinde zwang, den Sarg auf dem Wege seiner Überführung zum St. Marxer Friedhof im Stich zu lassen und umzukehren? Warum besuchten weder Mozarts zahlreiche Verwandten, Maurerbrüder, Freunde noch Kollegen in den nächsten Tagen, Wochen, Monaten und Jahren sein Grab, so dass seine letzte Ruhestätte verschollen ist? Warum machte Constanze sich erst nach geschlagenen 17 Jahren das erste und einzige Mal auf den Weg zum Friedhof, und zwar auf Drängen eines Bekannten? Warum ging Schwager J. Lange in seiner Autobiographie von 1808 mit nicht mehr als einem Halbsatz auf den Tod seines genialen Verwandten ein, während er doch dem Tode einer Kollegin eine ganze Seite widmete? Warum weigerte sich der schreibgewandte Weltmann und aktive Augenzeuge Baron Gottfried van Swieten gleich mehrere Male, einen Beitrag zu einer erweiterten Mozartbiographie zu verfassen? Warum befragte Mozartbiograph G.N. Nissen nicht seine Ehefrau Constanze; warum bat er stattdessen deren in der Ferne wohnenden Schwester Sophie Haibl schriftlich um Auskünfte zum Tode

Mozarts? Wer hat das Gerücht in Umlauf gesetzt, A. Salieri sei Mozarts Feind gewesen? Wer hat im Autographen des Requiem KV 626 den handschriftlichen Hinweis auf die Autorenschaft Mozarts gefälscht? Warum sind die Noten letzter Hand (Freimaurerkantate KV 623) völlig verzittert niedergeschrieben?

Warum verweigerten, auch auf wiederholte Bitten der Schwägerin Sophie, die Kleriker der Pfarre von St. Peter und auch die Pfarrer von St. Stephan, in der ja Mozart die letzten Monate seines Lebens unentgeltlich als Kirchenmusiker tätig gewesen war, dem Sterbenden das Sakrament der Krankensalbung? Waren sie dazu berechtigt? Warum konnten die Exequien nicht in seiner Heimatkirche St. Stephan gehalten werden? Warum gedachte Wien in keiner Form des berühmten Toten, während in Prag sogleich eine würdige Totenfeier unter Anteilnahme der gesamten Stadt abgehalten wurde? Warum veranstalteten Mozarts Freimaurerbrüder erst Monate nach den Ereignissen und nicht sofort, wie sonst, für die Witwe mit ihren zwei kleinen Kindern eine Geldsammlung? Warum ist über deren Ergebnis nichts bekannt? Warum wurde die Trauerloge zu Mozarts Gedenken nicht, wie dort üblich, bereits wenige Tage nach Mozarts Tod, sondern erst ein knappes halbes Jahr später gehalten? Warum firmiert darin Mozart unter ferner liefen, und warum führt die dabei verlesene Maurerrede Mozarts Tod als „schmachvollen Gegenstand“ ein? Warum wird in ihr von „ekelhaften Insekten, denen der Körper je nach Beschaffenheit der Umstände als Wohnung und Speise dient“, von einer Krankheit, deren Namen nicht genannt werden kann und zudem reichlich von der Tugend verhandelt? Warum mündet die Rede in den Ruf: “Sein früher Tod sey uns die kräftigste Aufmunterung zur Tugend“?

Warum verlor der Leitende Staatsbeamte Baron van Swieten (Sohn des Arztes Gerard van Swieten, welcher mit dem „Liquor Swietenii“ knapp 5.000 Kranke von der damals in Wien grassierenden Syphilis geheilt hatte), genau am Todestag des k.k. Kapellmeisters Mozart durch ein Handschreiben Kaiser Leopold II. seinen hohen Posten als Präses der Studien-Hofkommission? Warum attackierte der subalterne Hofangestellte Franz Hofdemel einen Tag nach Mozarts Tod seine hochschwangere Frau Magdalena, Klavierschülerin Mozarts, mit einem Rasiermesser und entleibte sich anschließend selbst? Warum besuchten die Kaiserin und ihr Hofstaat die bürgerliche Magdalena? Warum weigerte sich Beethoven, dem Magdalena vorgestellt wurde, mit dem Ausruf: „Hofdemel? Ist das nicht die Frau, die die Geschichte mit Mozart gehabt hat?“, vor ihr zu spielen?

Warum schrieb C.F. Zelter 1827 seinem Freund J.W. v. Goethe, Mozart habe seine robuste Gesundheit mit Weibern ruiniert? Warum musste der greise J. Haydn bei Erwähnung des Namens seines längst verstorbenen Freundes immer weinen? Warum ließ der Magistrat der Stadt Wien erst nach dem Tode aller Zeitzeugen Mozarts Grab ein erstes Mal suchen? Warum behandelt das offizielle Wien nach Bekunden des englischen Historikers F. Carr bis auf den heutigen Tag Mozarts Tod und Begräbnis „mit äußerster Verlegenheit, Saumseligkeit und schamvoller Zurückhaltung“?

In seinem ab 15.8. 2004 über http://www.amazon.de

erhältlichen Buch „Mozarts Tod – ein Rätsel wird gelöst“ gibt der Kölner Mozartforscher und Verleger *Ludwig Köppen* die Antwort:

Weil in einer gut geplanten Vertuschungsaktion verhüllt werden sollte, dass Mozart nicht an „Frieselfieber“, sondern an einer Quecksilbervergiftung gestorben ist, die er sich zugezogen hat, als er mit von van Swieten jr. illegal beschafftem Quecksilbersublimat seine Syphilis selbst behandelte. Der Leichnam wurde unter Umständen begraben, die eine spätere Exhumierung praktisch unmöglich machten. Das erklärt auch die Abwesenheit der angeblich so verliebten/geliebten Konstanze während vieler Monate, in der Todesstunde, beim Begräbnis und ihre 17 Jahre währende Weigerung, den St. Marxer Friedhof zu besuchen.

Auf die Frage, was die Konsequenz wäre, wenn seine gut recherchierten Thesen allgemein anerkannt würden, antwortet Köppen:

„*Überhaupt wäre die schönste und unschädlichste Konsequenz aus meiner "Zertrümmerung" der Vertuschung, wenn man (sozusagen erleichtert) dieses Verhalten aufgeben würde. Umso rascher würden sich die Gemüter beruhigen, man würde bald zur Tagesordnung übergehen und sagen: Jetzt wissen wir es genauer - armer Mozart.“*

pd/22.7.2004

Mozarts Begräbnis und seine letzte Ruhestätte

Zur der Zeit, als *W. A. Mozart* starb, bestanden wesentlich andere Gewohnheiten und galten andere Vorschriften über das menschliche Sterben als heute. Mozarts Begräbnis spielte sich demgemäß höchstwahrscheinlich wie folgt ab.

Freunde und Verwandte verabschiedeten den Toten in seinem Sterbehaus (1., Rauhensteingasse 8) am späten Vormittag des
5. Dezember 1791.



Mozarts Sterbehaus, Rauhensteingasse 970

Nachmittags folgte die Einsegnung in der zuständigen Pfarrkirche, im Falle Mozarts erfolgte dies in der Kreuzkapelle zu St. Stephan. Es war unüblich, dass weibliche Trauergäste, ja nicht einmal Verwandte und Angehörige an dieser Zeremonie teilnahmen. Nach der Trauerfeier wurde der Leichnam in der nur von außen zugänglichen Kruzifixkapelle neben dem Adlerturm abgestellt, von wo er dann am Abend zum Friedhof gebracht wurde.

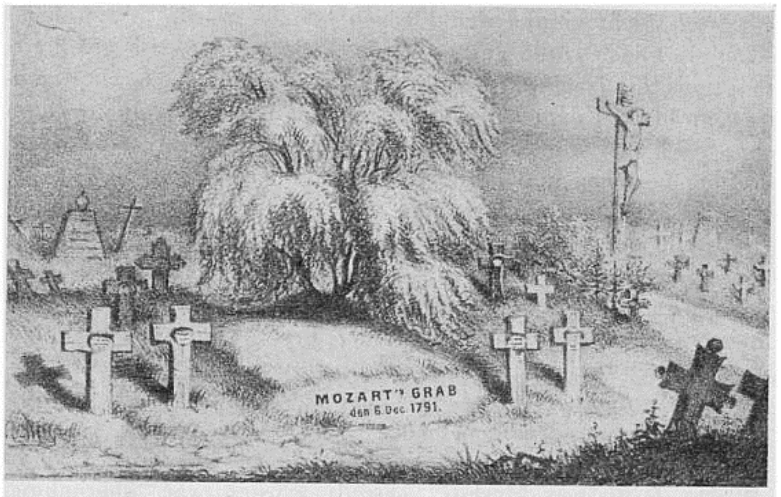
Der Weg zum St. Marxer Friedhof (ca. 4 km vom Dom entfernt) wurde ohne Assistenz durch einen Geistlichen zurückgelegt. Eine Begleitung des den Leichnam transportierenden Gefährts war zwar denkbar, aber in den Augen der meisten Menschen nicht sinnvoll.

Im Friedhof wurde der offene Sarg in der Leichenkammer abgestellt.

Wegen der angenommenen Möglichkeit eines Scheintodes durfte der Leichnam erst am nächsten Tag beigesetzt werden.

Somit erfolgte das eigentliche Begräbnis am 6. Dezember, nach den Gepflogenheiten jener Zeit ebenfalls ohne Priester.

W. A. Mozart wurde in einem so genannten Schachtgrab zur letzten Ruhe gebettet. Unter einem Schachtgrab ist ein Grab zu verstehen, in dem mehr als zehn Leichname beigesetzt wurden. Diese Art der Beerdigung war nach der 1791 noch immer geltenden josephinischen Begräbnisordnung für Verstorbene, die nicht das Wiener Bürgerrecht besaßen, üblich.



Mozarts Grab um die Mitte des 19. Jahrhunderts

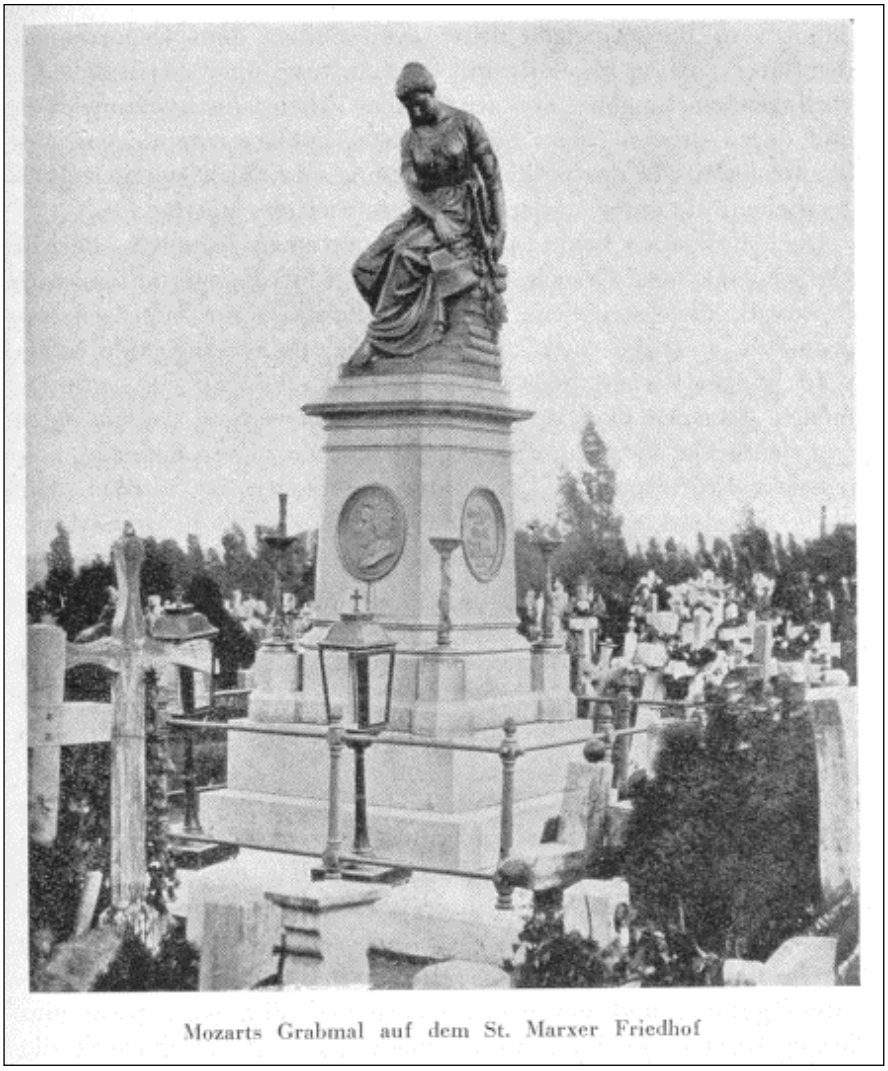
Die Erklärung, warum *Christoph Willibald Gluck* 1787 ein persönliches Grab am Matzleinsdorfer Friedhof erhalten hatte, *W.A. Mozart* aber in einem Schachtgrab landete, ist einfach. *Gluck* war Besitzer eines Hauses in Wien, *Mozart* nicht.

1784 wurden auf Grund der Hygieneverordnungen Josephs II. alle Friedhöfe in Wien und den Vorstädten aufgelassen. Dafür wurden eine Reihe von neuen Friedhöfen außerhalb des Linienwalles angelegt, von denen heute nur noch der St. Marxer Friedhof (vor der so genannten St. Marxer Linie, heute 3., Leberstraße 6), besteht. In diesem Friedhof wurde der Leichnam *W. A. Mozarts* beigesetzt.

Diese damals eingerichteten Begräbnisstätten wurden nach Eröffnung des Zentralfriedhofs 1874 geschlossen. Nach dem ersten Weltkrieg beschloss die Gemeinde Wien, diese Friedhöfe in Parkanlagen umzuwandeln. Dem Einsatz des Landstraßer Lehrers und Volksbildners *Hans Pemmer* ist es zu danken, dass der St. Marxer Friedhof als einziger erhalten blieb und heute eine Mischung aus Freilichtmuseum und Erholungspark darstellt.

Nach 33 Reihen von Privatgräbern im westlichen Teil des Friedhofs und 39 Reihen im östlichen Teil beginnt der Bereich der Schachtgräber, in denen Personen beigesetzt wurden, die nur ein Armenbegräbnis erhielten, aber auch Verstorbene - wie beispielsweise der Salzburger *W. A. Mozart* - die zu Lebzeiten kein "Heimatrecht" in Wien hatten. Diese Schachtgräber - im damaligen Sprachgebrauch als "allgemeine einfache Gräber" bezeichnet - hatten nur eine Bestandsdauer von zehn Jahren, was bedeutet, dass sich Mozarts Gebeine mit Sicherheit nicht mehr an Ort und Stelle befinden. Das Schachtgrab, in dem Mozart aller Wahrscheinlichkeit nach am 6. Dezember 1791 beigesetzt wurde, liegt im östlichen Schachtgräberbereich nahe dem Mittelweg.

Durch Jahrzehnte nach seinem Tod blieb sein mutmaßlicher Begräbnisort unbekannt. Erst 1855, also 64 Jahre nach Mozarts Beisetzung, wurde die Aufnahme von Protokollen mit einer Reihe von Personen angeordnet, von denen anzunehmen war, dass sie Wesentliches über die Grabstätte auszusagen wüssten. Als Ergebnis dieser protokollarischen Einvernahme wurde nunmehr "mit größter Wahrscheinlichkeit", wie es im Amtsvermerk vom 1. Dezember 1855 heißt, die Lage der Grabstätte Mozarts erhoben. 1859 errichtete man das große Grabmal von *Hanns Gasser*.

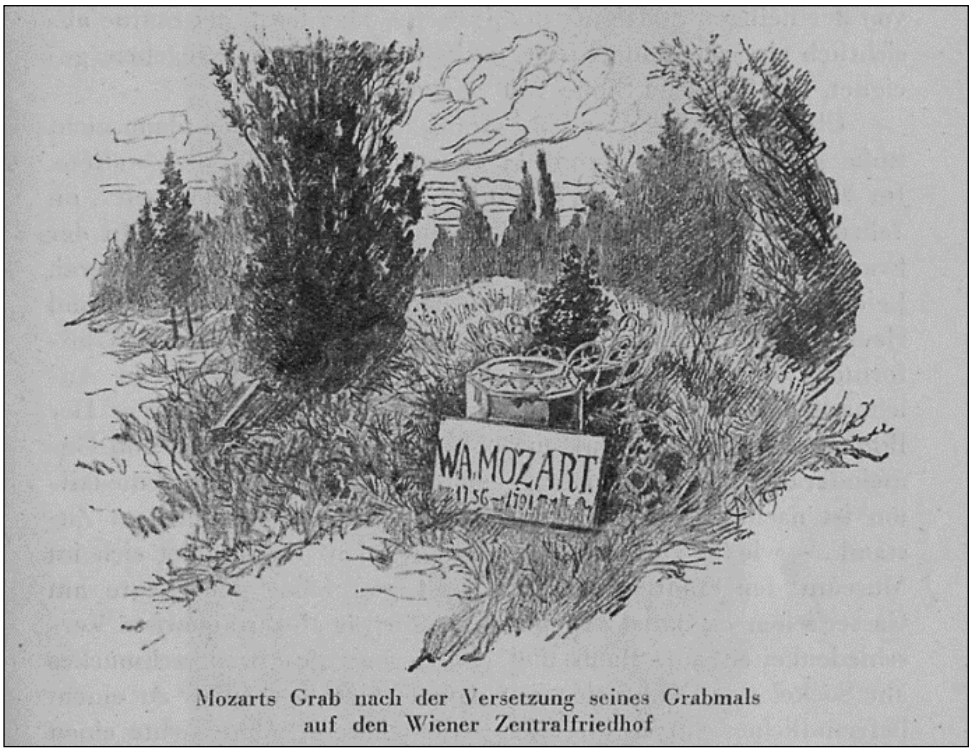


Mozarts Grabmal auf dem St. Marxer Friedhof

Dieses Grabmal wurde 1891 auf den Zentralfriedhof transferiert und bei den Musikergrabmälern aufgestellt.



Das Grabmal heute



Mozarts Grab nach der Versetzung seines Grabmals
auf den Wiener Zentralfriedhof

Der damalige Friedhofswärter *Alexander Kugler* kennzeichnete die vermutliche Grabstätte durch zusammengesuchte Grabsteinteile.

Erst 1899 wurde die bekannte schlichte Anlage bestehend aus einer geborstenen Säule, einem trauernden kindlichen Todesgenius und einer schlichten Platte im St. Marxer Friedhof aufgestellt mit der Inschrift:

W. A. MOZART

1756–1791

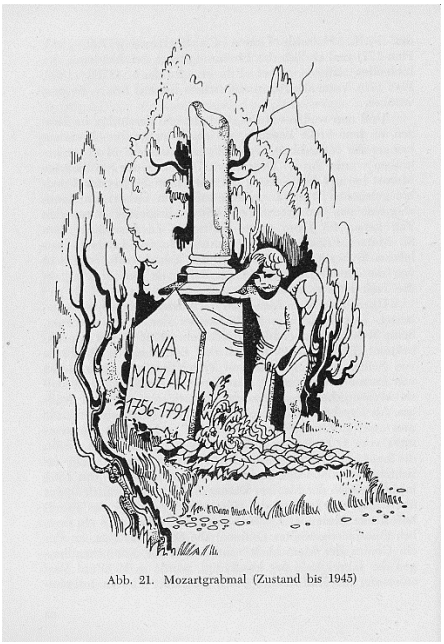
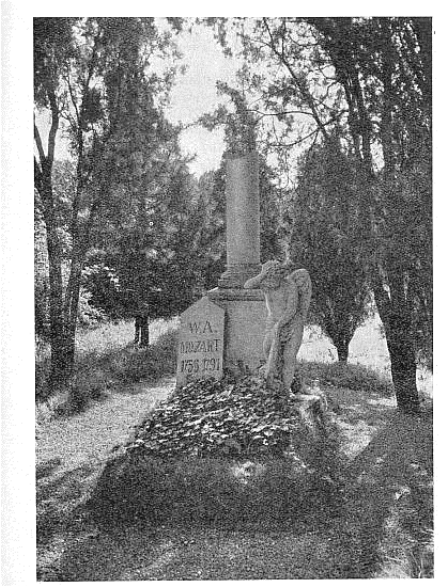


Abb. 21. Mozartgrabmal (Zustand bis 1945)



Mozarts Grabstätte im heutigen Zustand

Bei einem Bombenangriff wurde diese Gedenkstätte 1945 beschädigt, weshalb sie 1950 auf Veranlassung des Wiener Kulturamtes durch den Bildhauer *Florian Josephu-Druot* instandgesetzt wurde.
Diese Gedenkstätte besteht heute noch.



Gedenkstätte auf dem Friedhof St. Marx



Die 1945 beschädigte Grabtafel wurde
dem Bezirksmuseum Landstraße zur Aufbewahrung übergeben.

In den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts hatte eine chinesische Sängergilde diese Mozart-Gedenkstätte besucht und über der Grabplatte eine rote Schleife mit einer Huldigung an den genialen Komponisten drapiert, die ebenfalls vom Bezirksmuseum Landstraße in Obhut genommen wurde.

Fraktion nicht immer einen kritischen und ernstzunehmenden Heldenbegriff pflegen, beweist Manowar, der musizierende Fanclub von Conan dem Barbaren. Ihre Helden ziehen mit Streitaxt und Schwert durch eine Phantasiewelt und wüten unter ihren Feinden wie einst Leopold V. bei Akkon.

Über Geschmack lässt sich nicht streiten und wohl nirgends sind die Geschmäcker unterschiedlicher als in der Musik. Zwar sind Inhalt und Sprache der Texte bis zu einem bestimmten Grad durch Musikrichtung und Stil vorgegeben, wie nun aber der einzelne Künstler mit einem so abstrakten Begriff wie „Held" umgeht, ist auch eine Frage des Images. Und schließlich geht es bei Musik in erster Linie um Unterhaltung. Es nützt kein noch so guter Text, wenn das Lied nicht gefällt. Auf der anderen Seite kann man mit noch so banalen Texten die Charts stürmen, wenn die Melodie den Geschmack der Leute trifft. ■

Peter Diem, Rd

Heldentum im traditionellen Liedgut

Hier geht es um die Frage, welche Rolle dem Helden und dem Heldentum im traditionellen Liedgut eingeräumt wird.

Während der zwölf Monate meiner Militärdienstzeit (1961/62) hatte ich zusammen mit meinem lieben Freund Heinz Wille, AW, bei diversen Märschen manch aufmunterndes Soldatenlied anzustimmen. Darunter war auch das damals fünf Strophen umfassende „Polenkind", das auf den Befehl „Ein Lied!" mehr gebrüllt als gesungen wurde. Hier die erste und die letzte Strophe.

1. In einem Polenstädtchen,
da wohnte einst ein Mädchen.
Sie war so schön!
I: Sie war das allerschönste Kind,
das man in Polen find't,
aber nein, aber nein, sprach sie,
ich küsse nie! :I
5. Es fielen die Granaten,
es fielen die Soldaten.
Da fiel auch er.
I: Maruschka, weine nicht zu sehr,
dein Schatz kommt nimmermehr,
er starb den Heldentod
für Rot-Weiß-Rot :I

Ich weiß nicht, ob diese 5. Strophe beim Bundesheer heute noch gesungen wird – bei allen im Internet auffindbaren Versionen des besagten Liedtextes fehlt sie jedenfalls – ein deutliches Zeichen für den Wandel, den die Einstellung zum Heldentum durchgemacht hat. Ein anderes bekanntes Soldatenlied, das mit dem Hinweis auf einen möglichen Tod zu Ehren des Vaterlandes endet, ist das sogenannte Panzerlied: *„Trifft uns die Todeskugel, ruft uns das Schicksal ab, dann wird uns der Panzer zum ehernen Grab".*

Man sollte meinen, dass in vielen Nationalhymnen dieser Welt ausdrückliche Hinweise auf Helden oder Heldentum vorkommen. Überraschenderweise ist dies nicht der Fall. Meist werden die Schönheiten der Landschaft und die Besonderheiten der Bewohner des jeweiligen Landes gerühmt. Oft wird zwar auf die Geschichte des eigenen Volkes verwiesen, auf den Kampf um dessen Freiheit und Unabhängigkeit, doch ohne auf Nationalhelden konkret einzugehen.

Zwei interessante Ausnahmen bestätigen diese Regel:

In der 1914 eingeführten **Hymne von Andorra** heißt es:
Karl der Große, mein Vater, befreite mich von den Sarazenen,
Und vom Himmel gab er mir das Leben von Meritxel, der großen Mutter.
Ich wurde als Fürstin geboren, als Jungfrau, neutral zwischen zwei Nationen.
Ich bin die einzig übriggebliebene Tochter des karolingischen Reiches.
Glaubend und frei über elf Jahrhunderte, glaubend und frei werde ich bleiben.
Die Gesetze des Landes seien mein Begleiter, und meine Verteidiger seien Fürsten!

Und die **Hymne von Wales** (1856) beginnt mit den Worten:
O land of my fathers, o land of my love,
Dear mother of minstrels who kindle and move,
And hero on hero, who at honour's proud call,
For freedom their lifeblood let fall.

In der **Österreichischen Bundeshymne**, dem 1947 eingeführten *„Land der Berge"* (deren Melodie übrigens nicht von W. A. Mozart sondern von dessen Logenbruder Johann Holzer stammt, wie das „Österreichische Kommersbuch" genau darlegt), heißt es : *„Heimat, bist du großer Söhne, Volk begnadet für das Schöne"* – ein unverkennbarer Hinweis auf einen gewandelten Heldenbegriff, der Verdienste um Kunst und Wissenschaft höher einschätzt als traditionelles Heldentum.

Drei unserer acht österreichischen Landeshymnen nehmen freilich zumindest indirekt Bezug auf den Einsatz des eigenen Lebens für die Sache des Vaterlandes.

So heißt es in der zweiten Strophe der burgenländischen Landeshymne *„Mein Heimatvolk, mein Heimatland" (1935):*



„Rot-Gold flammt dir das Fahnentuch,
Rot-Gold sind deine Farben!
Rot war der heißen Herzen Spruch, die
für die Heimat starben."

Die **Kärntner Landeshymne** *„Dort, wo Tirol an Salzburg grenzt"* (Text aus 1817, als Hymne eingeführt 1966) endet mit ihrer vierten Strophe so:
„Wo Mannesmut und Frauentreu'
die Heimat sich erstritt aufs neu',
wo man mit Blut die Grenze schrieb
und frei in Not und Tod verblieb;
hell jubelnd klingt's zur Bergeswand:
das ist mein herrlich Heimatland."

Dieser Text stammt aus dem Jahr 1930, als der erste Versuch gemacht wurde, das Lied zur Landeshymne zu erklären. Er nimmt Bezug auf den Kärntner Abwehrkampf 1918/19 sowie die Volksabstimmung vom 10. Oktober 1920 und ersetzte folgende, das Kaiserhaus verherrlichende Verse:
„Und breitet über Österreichs Haus
Der Kaiseraar die Schwingen aus;
Dann auch von Feinden ungeneckt
Sein Flügelpaar Carinthia deckt,
Und segnend strecket Franzens Hand
Sich über dich, mein Heimatland."

Weit über die Grenzen Tirols hinaus bekannt ist die **Tiroler Landeshymne**, das Andreas Hofer-Lied.

Der Text *„Zu Mantua in Banden"* wurde am 11. März 1832 von dem aus Sachsen stammenden Advokaten und Dramaturgen Julius Mosen verfasst, der acht Jahre vor diesem Datum auf dem Weg nach Italien durch Tirol gewandert war. Die Melodie schrieb der Tiroler Musiker Leopold Knebelsberger zwischen 1844 und 1855. Aber erst am 2. Juni 1948 wurde das bereits zum Volkslied gewordene Musikstück zur Tiroler Landeshymne erklärt.

Der im 1767 im Passeiertal geborene „Sandwirt" hatte sich 1809 an die Spitze der antibayerischen Bewegung gestellt. Nach anfänglichen Siegen am Bergisel wurde Tirol erneut besetzt. Ein weiterer Sieg am 13. August 1809 führte Andreas Hofer als Oberkommandanten in die Innsbrucker Hofburg. Doch nach dem Frieden von Schönbrunn wendete sich das Schlachtenglück am Bergisel. Hofer musste flüchten, wurde von Franz Raffl verraten und am 28. Jänner 1810 von den Franzosen gefangen genommen. In Mantua in Oberitalien wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und am 20. Februar 1810 füsiliert. Und so endet das zur Gänze der Gefangenschaft, dem Kerker und der Hinrichtung Andreas Hofers gewidmete Lied mit seiner sechsten Strophe:
„Und von der Hand die Binde
nimmt ihm der Korporal,
und Sandwirt Hofer betet
allhier zum letzten Mal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! – Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!"

Andreas Hofer liegt seit 1823 in der Hofkirche in Innsbruck begraben. Er gilt Teilen der Bevölkerung als Nationalheld, und wird in einer Reihe von Denkmälern geehrt. Die Tiroler Landeshymne ist seit ihrer Einführung gesetzlich geschützt; diese Bestimmung wurde am 17. November 2004 vom Tiroler Landtag erneuert.

Der Überlieferung nach beklagt Andreas Hofer übrigens sein trauriges Schicksal selbst in dem von ihm im Kerker in Tiroler Mundart notierten Lied *„Ach Himml, es ist verspielt"* . Es wird nach der Melodie eines aus dem ausgehenden 18. Jahrhundert stammenden Soldatenliedes gesungen.

Gleich zwei bekannte Weisen besingen **Prinz Eugen, „den edlen Ritter"**.

Prinz Eugen Franz von Savoyen-Carignan (1663 -1736) wuchs am Hof Ludwigs XIV. auf. Anfangs für die geistliche Laufbahn bestimmt, neigte er aber mehr der Militärlaufbahn zu. Mit Verweis auf seine schmächtige Gestalt lehnte es der König jedoch ab, dem Prinzen ein Kommando zu übertragen. Der junge Leutnant Eugen kam 1683 nach Wien und kämpfte mit dem Entsatzheer in der Schlacht am Kahlenberg. Nach zahlreichen Missionen gegen die Türken brachte es Eugen bis zum Reichsfeldmarschall. Als solcher eroberte er 1717 die Festung Belgrad, indem er sie unerwarteter Weise nicht vom Land aus, sondern mittels einer Pontonbrücke vom Wasser aus angriff. Dieser Sieg ist in zwei bekannten Liedern verewigt. Das erste Prinz Eugen-Lied stammt aus der Feder eines im Heere des Prinzen dienenden Preußen zu einer volkstümlichen Melodie (1719):
„Prinz Eugenius, der edle Ritter,
wollt dem Kaiser wiedrum kriegen
Stadt und Festung Belgerad.
Er ließ schlagen eine Brucken,
dass man kunnt hinüberrucken
mit d'Armee wohl für die Stadt."

Das zweite Prinz-Eugen-Lied ist eine Ballade von Ferdinand Freiligrath (1810-1876), die die Entstehung der obigen Weise in dichterischer Form schildert. Carl Loewe (1796-1869) hat dazu eine sehr ins Ohr gehende Melodie geschaffen. Das Lied beginnt sehr stimmungsvoll:
„Zelte, Posten, Wer da?-Rufer/ lust'ge Nacht am Donauufer/ Pferde stehn im Kreis umher/ angebunden an den Pflöcken/ an den Sattelböcken/ hangen Karabiner schwer. Um das Feuer auf der Erde/ vor den Hufen seiner Pferde/ liegt das öst'rreich'sche Piket (Feldwache)/ Auf dem Mantel liegt ein jeder/ von den Tschakos weht die Feder/ Leutnant würfelt und Kornett..."

So erinnern nicht nur die Grabkapelle im Stephansdom, das Schloss Belvedere, das Stadtpalais, Schloss Hof und das Reiterdenkmal auf dem Heldenplatz an den Prinzen, der sich nicht nur als Feldherr, sondern auch als Mäzen einen Namen gemacht hat. Auf ihn geht u.a. die Eugeniana, die Büchersammlung im Prunksaal der Nationalbibliothek zurück.

Neben Prinz Eugen und Andreas Hofer ist **Feldmarschall Radetzky** der dritte der österreichischen „Heroen", deren musikalisch gedacht wird.

Johann Josef Wenzel Graf Radetzky von Radetz (1766-1858) entwickelte den Plan zur Völkerschlacht bei Leipzig und war von 1831 bis 1857 Generalkommandant der österreichischen Armee im lombardo-venezianischen

Königreich. Radetzky wurde vor allem durch seine Siege 1848/1849 gegen Sardinien und die von Sardinien unterstützten nationalitalienischen Aufständischen berühmt. Am 19. Jänner 1858 wurde er am Heldenberg in Niederösterreich beigesetzt.

Johann Strauß (Vater) komponierte für ihn den "Radetzkymarsch". Dieser am 31. August 1848 auf dem Wasserglacis (heute liegt dort der Stadtpark) uraufgeführte populäre Militärmarsch, der alljährlich das Neujahrskonzert beschließt, zeigt jedoch, näher betrachtet, die ganze Problematik nationalen Heldentums. Für die italienische Unabhängigkeitsbewegung galt der Marsch als „Hymne der Henker". Die revolutionären Studenten seiner Tage bezeichneten ihn als den „besseren Marsch für die schlechtere Sache". Und Joseph Roth meint in seinem gleichnamigen Roman: „Am besten starb man für ihn [den Kaiser] bei Militärmusik, am leichtesten beim Radetzkymarsch."
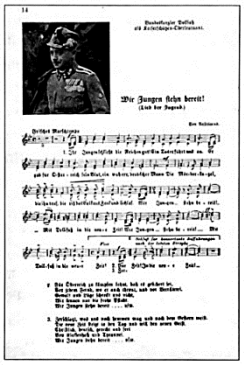
Von zwei Mörderkugeln getroffen ...

Engelbert Dollfuß, geboren am 4. Oktober 1892 in Texing, N.Ö., wurde am 20. Mai 1932 österreichischer Bundeskanzler und Außenminister. Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten in Deutschland verweigerte sich Dollfuß in engem Einvernehmen mit Benito Mussolini einem Anschluss an das nationalsozialistische Deutschland.

Bei einem Appell der Vaterländischen Front am 11. September 1933, verkündete Dollfuß die Errichtung eines „sozialen, christlichen, deutschen Staates Österreich auf ständischer Grundlage und starker autoritärer Führung". Nach einem bewaffneten Aufstandsversuch von Einheiten des Republikanischen Schutzbundes verbot Dollfuß 1934 die Sozialdemokratische Arbeiterpartei Österreichs (SDAP) und ließ als einzigen politischen Willensträger die Vaterländische Front zu. Er regierte mit Notverordnungen und führte auf Grund des nationalsozialistischen Terrors das Standrecht und die Todesstrafe ein.

Am 25. Juli 1934 wurde Engelbert Dollfuß bei einem Putschversuch österreichischer Nationalsozialisten im Bundeskanzleramt erschossen, nachdem schon im Oktober 1933 ein Attentat auf ihn verübt worden war.

Die Beurteilung seines Regimes schwankt heute noch sehr stark: er hat zweifellos einen Bürgerkrieg vom Zaun gebrochen und eine Diktatur errichtet, aber hat auch gegen den Nationalsozialismus und für die Eigenständigkeit



Österreichs gekämpft. 1936-1938 war zum Andenken an den von den Nazis ermordeten Kanzler bei zahlreichen, vor allem schulischen Gelegenheiten gleich nach der Bundeshymne das folgende „Lied der Jugend" zu singen:

Ihr Jungen, schließt die Reihen gut,
Ein Toter führt uns an.
Er gab für Österreich sein Blut,
Ein wahrer deutscher Mann.
Die Mörderkugel, die ihn traf,
Die riss das Volk aus Zank und Schlaf.
Wir Jungen stehn bereit
Mit Dollfuß in die neue Zeit!

Das sogenannte Dollfußlied (1934) wurde zu einer Melodie von Nico Dostal (Pseudonym „Austriacus") gesungen. Sein Aufbau gleicht dem Horst-Wessel-Lied (1927), das der Verherrlichung der Toten der „Bewegung" galt (*„Kam'raden, die Rotfront und Reaktion erschossen, marschiern im Geist in unsern Reihen mit"*). Wie Rudolf Henz berichtet, hat Nico Dostal die Melodie komponiert, nachdem er „eine Nacht hindurch Giovinezzaplatten laufen ließ" („Giovinezza" war das Kampflied der italienischen Faschisten – Näheres zu diesen drei „Heldenliedern" und der gesamten Geschichte der Bundeshymne findet sich auf der Website des Verfassers: http://peter-diem.at).

Wer sind nun „wahrhafte Helden" und wo sind ihre Lieder? Müssen wir hier nicht vor allem jene Männer und Frauen nennen, die im christlichen oder humanistischen Geist durch gewaltlosen Widerstand Großes geleistet haben – etwa einen Mahatma Gandhi oder einen Martin Luther King? In Österreich Maria Restituta, geistliche Operationsschwester im Krankenhaus Mödling, hingerichtet von den Nationalsozialisten am 30. März 1943, selig gesprochen 1998? Oder den oberösterreichischen Mesner Franz Jägerstätter, der vom Reichskriegsgericht wegen seiner Weigerung, im Nationalsozialismus den Wehrdienst zu leisten, verurteilt und am 9. August 1943 hingerichtet wurde? Sie hatten ein Vorbild: Jesus von Nazareth, der zunächst alle Kriterien des klassischen Helden erfüllt, wie zum Beispiel geheimnisvolle Geburt, früher Tod, die heroische Geste des Verzichts.

Der sein Leben riskiert und verraten wird. Dessen Kreuzigung aber zum Sieg über den Tod wird. „Insofern markiert das Christentum, das den klassischen Helden und den Wahn des Sieges in Frage stellt, eine ganz entscheidende Wende in der Geschichte des Helden" (Wolfgang Müller-Funk im Katalog zur Landesausstellung). So singen wir zu Ostern dem Auferstandenen ein Heldenlied der besonderen Art:

„Der Sieger führt die Scharen/ die lang gefangen waren/ in seines Vaters Reich empor/ das Adam sich und uns verlor/ Halleluja!"

Der Autor

Dr. Peter Diem, Rd, ist Konsulent für Online-Forschung bei FESSL-GfK
e-mail: peter.diem@gfk.at

Unsere Prinzipien unter Web 2.0

Es bedarf keiner langatmigen Erklärung, dass wir in einer Informations- und Mediengesellschaft leben, deren elektronisches Netz von Monat zu Monat leistungsfähiger und feinmaschiger wird. So verwenden mit September 2007 bereits zwei Drittel aller Österreicher und Österreicherinnen das Internet. Im berufstätigen Segment der Bevölkerung sind drei Viertel, in der studierenden Jugend an die 100 Prozent Internet-User. Wichtigste Kennzeichen der fortgeschrittenen Informationsmedien sind Ortsungebundenheit und Angebotsvielfalt.

Täglich wächst das Angebot an neuen Möglichkeiten zur elektronischen Kommunikation. Österreich zählt zu den Ländern mit der höchsten Mobilfunkdichte; das nunmehr digitale Fernsehen ermöglicht auch den mobilen Empfang mehrerer Programme. Vor allem ist es die bis vor kurzem unvorstellbare Fülle der Angebote im *Internet*, die unser Leben merklich verändert. Beispiele gefällig? Ein Kirschkernpolsterl lindert Babys Bauchschmerzen, weiß die junge Mutter von ihrer Oma. Doch auf wie viel Grad ist es zu erhitzen? Die Suchmaschine führt in wenigen Sekunden zur Lösung: „Backrohr auf 110 Grad einstellen“. An der Südküste von Kreta einen Flug buchen? Im Internetcafé des verschlafenen kleinen Fischerhafens ist dies in wenigen Minuten erledigt. Ein Computer-Programm macht Probleme? Die nächstbeste Usergroup weiß Rat! Die Reihe solcher Beispiele ließe sich beliebig lange fortsetzen. Doch was uns hier interessiert, ist die Frage, was das mittlerweile zunehmend *interaktive* Internet („Web 2.0“) für die Verwirklichung der Prinzipien des ÖCV bedeutet.

Zunächst wollen wir von der Auffassung ausgehen, dass uns der Burscheneid zur Selbstvervollkommnung verpflichtet. Nach den beschworenen Prinzipien zu leben, bedeutet danach mehr als Exitierendes zu bewahren und Normen einzuhalten. Die Prinzipien umfassen vielmehr den Auftrag nach ihrer „gestalterischen“ Verwirklichung. Dieser Auftrag endet nicht mit der Philistrierung und schon gar nicht mit dem Ausscheiden aus dem aktiven Berufsleben. Doch was hat diese dynamische Auffassung der Prinzipien mit der Informationsgesellschaft und mit dem Internet zu tun? Der Zusammenhang ergibt sich aus den Besonderheiten des „Weltnetzes“.

Prinizip Amicitia.

Das Internet steht überall, jederzeit und in beliebiger Tiefe zur Verfügung. Mühelos überwindet die E-Mail jede Distanz – der Kontakt unter Bundes- und Cartellbrüdern wird auf Knopfdruck möglich. Von der Aktivitas zu den

Alten Herren sowie zwischen den den „ins Philisterland gezogenen“ Verbindungsmitgliedern untereinander. Ohne Probleme können Consemester an beliebigen Orten erreicht werden – nützen wir diese Möglichkeit auch aus? Kümmern wir uns auf diese Weise um vielleicht nicht mehr ganz bewegliche oder gar kranke, einsame Freunde? Manche Philisterchargen tun dies auf vorbildliche Weise - vorausgesetzt, dass die Verbindung über ein gut funktionierendes und stets aktuelles E-Mail-System verfügt. Was noch zu wenig eingesetzt wird, sind die neuen interaktiven Möglichkeiten des Web 2.0: Interessenbezogene Diskussionsforen, gescheite Weblogs (Internet-Tagebücher) oder Bulletinboards für kurzfristige Debatten (viele dafür geeignete Programme sind gratis - siehe die Links im Anhang). Natürlich braucht es dazu auch entsprechender Initiativen – wo gibt es schon die Charge des Webmoderators (xxw), der die Einladung zu einem Forum und die Diskussionsleitung übernimmt?
Web 2.0. bietet die Chance, nach Verlassen der Aktivitas nicht *inaktiv* sondern *interaktiv* zu werden. Der diesbezüglichen Möglichkeiten sind viele, nicht zuletzt auch in der beruflichen Sphäre.

Prinzip Patria.

Die jüngste Initiative „perspektiven 2010“ der ÖVP, deren Schlussbericht am 1. Oktober 2007 veröffentlicht wurde, beruhte zum Großteil auf internetgestützten Diskussionen via http://www.zukunft.at.
Obwohl hauptsächlich mit der Regierungsarbeit beschäftigt, hat die ÖVP als Partei hier gute programmatische Arbeit geleistet. Sie ist damit der Aufgabenstellung einer modernen politischen Partei nachgekommen, Transmissionsriemen zwischen Gesellschaft und Politik zu sein.
Frage: Wie viele CVer haben mitgewirkt, ihre beruflichen Erfahrungen und praxisbezogenen Ideen eingebracht? Und wo ist das permanente hochschulpolitische Internet-Forum des ÖCV, in dem CVer im Studium mit Assistenten und Professoren zusammenwirken, um hieb- und stichfeste Lösungsvorschläge zur Misere der Massenuniversität zu erarbeiten? Die Eingabe des Suchbegriffs „Hochschule“ auf der ÖCV-Website ergibt nur sehr vereinzelte Initiativen. Die existierenden ÖCV-Foren zu den Prinzipien werden wohl deshalb so selten verwendet, weil sie nicht wirklich benutzerfreundlich konstruiert sind und überdies verbandsintern kaum beworben werden.

Prinzip Religio.

Hand auf’s Herz – wann hast du zuletzt eine Bibelstelle aufgeschlagen und darüber ein wenig nachgedacht? Oder eine der letzten Enzykliken (kritisch?) durchgeblättert? Gib doch einmal Matthäus 23, 1-4 oder eine

andere Bibelstelle in eine beliebige Suchmaschine ein und lies Dir ein paar kräftigende Worte unserer Herrn Jesus Christus durch. Kann gut sein, dass Du mehr davon hast als von manch gut gemeinter Sonntagspredigt. Nicht nur Juden, Muslime und Lutheraner gehören einer Buchreligio an, auch wir Katholiken! Web 2.0 ist auch ein Schlüssel zu religiöser Einkehr und theologischer Erkenntnis.

Prinzip Scientia.

„Nach der Wissenschaft zu streben, sei und allen ernste Pflicht“ durfte ich 1960 im ÖCV-Lied formulieren. Doch wo bleibt das ernsthafte Streben nach Wissen nach Abschluss des Studiums? Vielfach ersetzt die berufliche Spezialisierung jede andere Form der Weiterbildung. Doch kann das alles gewesen sein – lebenslang ein Spezialist? Die gestiegene Lebenserwartung und das elektronische Füllhorn Internet bieten gerade nach Ausscheiden aus dem aktiven Berufsleben eine Reihe von Chancen zur Wissenserweiterung und zum Wissensaustausch. Praktisch jedes „ältere“ Mitglied unseres Verbandes trägt einen „Wissensrucksack“ mit sich, von dem andere profitieren könnten. Web 2.0 ist die perfekte Gelegenheit, das Prinzip „Wissenschaft“ zu verwirklichen. Hier eine aktuelle Möglichkeit: Der weit über die Grenzen Österreichs hinaus bekannte Informatiker Hermann Maurer von der TU Graz hat vor kurzem eine Wissenschaftsplattform vorgestellt: http://austria-forum.org
Das auf einer Reihe innovativer lexikographischer Methoden beruhende Projekt besteht aus drei Teilen:

- Dem Österreich Lexikon mit zurzeit 14.000 Einträgen,
- einer systematischen Wissensdatenbank mit Beiträgen bekannter Autoren,
- einem Community-Teil mit der Möglichkeit zur Diskussion und einem jedem Nutzer zur Verfügung stehenden Bildarchiv.

Die Herausgeber haben sich ein hohes Ziel gesetzt: eine universelle, interdisziplinäre Wissensplattform - vornehmlich mit Österreichbezug - zu schaffen. Bewusst in Konkurrenz zur internationalen Wikipedia, deren Beiträge bekanntlich nicht gezeichnet, stets im Fluss und damit nicht wissenschaftlich zitierbar sind. Dieses Ziel kann nur mit Hilfe eines großen Stabes (ehrenamtlicher) Editoren erreicht werden – hiermit seien alle CVer herzlichst eingeladen, an diesem Projekt aktiv mitzuwirken.

Abschließend sei fairerweise erwähnt, dass es natürlich auch Einwände gegen eine allzu eifrige Verwendung der virtuellen Kommunikation gibt. Zum Teil tragen diese Einwände kulturpessimistischen Charakter, wie dies bei jedem Auftreten eines neuen Mediums der Fall ist. So hatte der

scharfzüngige Karl Kraus anlässlich der Einführung des Radio um 1920 gespottet: „*Großes Heil ist der Welt erflossen, der Hausmeister ist an den Kosmos angeschlossen*“. Aber wie hätte der weitsichtige Kritiker wohl reagiert, wenn er seine „Fackel“ zur Gänze im Netz durchblättern hätte können? Andere Einwände sind informationspolitischer Natur – sie richten sich gegen die Gefahr der Datenmonopole, wie sie durch den Betrieb großer Suchmaschinen und marktbeherrschender Softwaresysteme entstehen. Jedenfalls gilt die alte römische Weisheit: „ne quid nimis“ – allzu viel ist immer ungesund, also auch beim Einsatz des Internets. Eine nüchterne Einschätzung der Situation - „nehmt alles nur in allem“ – ergibt freilich: Web 2.0. das interaktive Internet, bietet viele noch bei weitem nicht ausgeschöpfte Möglichkeiten, der Verwirklichung unserer Prinzipien auf zeitgemäße Weise näher zu kommen.

Links zu interaktiven Gratisprogrammen:

Programm für ein Internet-Forum (Bulletin-Board)**:**
http://www.mybboard.de/

Programm für ein Internet-Tagebuch (Weblog):
http://wordpress-deutschland.org/

Für Academia 25_12_07

Peter Diem (in „Kirche und Zukunft“ 2007):

Zu Wilfried Daims Initiativen zur Entfeudalisierung der katholischen Kirche

Darauf wandte sich Jesus an das Volk und an seine Jünger und sagte:

Die Schriftgelehrten und die Pharisäer haben sich auf den Stuhl des Mose gesetzt. Tut und befolgt also alles, was sie euch sagen, aber richtet euch nicht nach dem, was sie tun; denn sie reden nur, tun selbst aber nicht, was sie sagen. Sie schnüren schwere Lasten zusammen und legen sie den Menschen auf die Schultern, wollen selber aber keinen Finger rühren, um die Lasten zu tragen. Alles, was sie tun, tun sie nur, damit die Menschen es sehen: Sie machen ihre Gebetsriemen breit und die Quasten an ihren Gewändern lang, ei jedem Festmahl möchten sie den Ehrenplatz und in der Synagoge die vordersten Sitze haben, und auf den Straßen und Plätzen lassen sie sich gern grüßen und von den Leuten Rabbi (Meister) nennen. Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder. Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel. Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen; denn nur einer ist euer Lehrer, Christus. Der Größte von euch soll euer Diener sein. (Mt. 23:1-11)

Das Zweite Vatikanische Konzil war von Papst **Johannes XXIII**. am 25. Jänner 1959 angekündigt worden. Am 20. Juli 1961 ließ der Papst wissen, dass ihm auch die Mitwirkung der Laien ein Anliegen sei. Diese Aufforderung nahm die im Herder-Verlag erscheinende Zeitschrift „*Wort und Wahrheit*“ zum Anlass, zu einer Umfrage einzuladen. An die 100 prominente Katholiken aus dem deutschsprachigen Raum nahmen teil und formulierten ihre Anliegen an das Konzil. Auch Wilfried Daim war einer der Teilnehmer. In seinem Beitrag stellt er zum ersten Mal seine – aus der im Jahr davor erschienenen „Kastenlosen Gesellschaft“ abgeleiteten – Thesen zur Entfeudalisierung der Kirche und seine Forderung nach einem umfassenden Schuldbekenntnis des Papstes vor. Die letztere lautete:

Umfassendes Schuldbekenntnis des Papstes im Namen seiner christlichen Brüder für die Untaten der Kirche an den Juden, den Islamiten, den Heiden, den eigenen Mitgliedern, die zu Unrecht verfolgt, gemartert, indiziert usw. wurden, an den Sklaven, den Farbigen, an den Kastrierten um des schönen Gesanges willen, an den Bürgern, am Proletariat für alle Handlungen und für alle Unterlassungen; Bitte um Vergebung. (S. 585 f.)

Knapp vor Eröffnung der zweiten Konzilsperiode, Ende September 1963, entbrannte im österreichischen Katholizismus eine heftige Diskussion. Es ging um das kurz vorher im gewerkschaftsnahen Europa-Verlag erschienene Buch von Wilfried Daim **"Kirche und Zukunft".** Neben einer Abhandlung über das Zusammenleben von Christen und Atheisten von **Friedrich Heer** und einer Betrachtung über die verschiedenen Funktionen von "Katholischer Aktion" und "Aktion der Katholiken", verfasst von **August Maria Knoll**, enthielt der in den Kirchenfarben Gelb-Weiß gehaltene Paperback 29 Thesen zur "Entfeudalisierung der Kirche". Daim geriet alsbald als "Linksreformer" in das Schussfeld zahlreicher sachlicher wie unsachlicher Angriffe.

Den Anfang machte der Münchner Jesuitenpater **Hans Wulf** in der Septembernummer 1963 der "*Stimmen der Zeit*". Die Forderungen der "Reformer" seien "maßlos", ihr Buch enthalte "zentrale theologische Irrtümer", argumentiere "aus einer aufklärerisch-ungeschichtlichen Position" und könne deshalb dem katholischen Christen "keine konkret mögliche Therapie anbieten". Wobei sich die theologischen Einwände nur auf die Position von Knoll bezogen, der eine strikte Aufgabentrennung zwischen dem von Wulf so bezeichneten „Weltstand“ und dem „Rätestand“ (den Personen, die ein Leben den evangelischen Räten gemäß führen) verlangt hatte.

Der eigentliche Vorwurf an Daim, dessen zentrale These von der universellen Brüderlichkeit Wulf aber durchaus unterstützte, war die Behauptung, dass Daims Forderungen allesamt „nicht praktikable Maximalforderungen“ seien. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit Daims Thesen hielt der gelehrte Pater nicht für nötig, obwohl der äußerst umfangreiche Artikel dafür genügend Platz geboten hätte.

Auch der damalige Wiener Oberhirte, **Kardinal König** – von der Nachwelt gerne zu den "progressiven" Bischöfen gerechnet – hielt sich mit Kritik nicht zurück. Bei der Mariä Namen-Feier in der Wiener Stadthalle 1963 verstieg er sich zu den Worten, die Autoren „schlagen die Kirche ans Kreuz“. Das traf den tiefgläubigen August Maria Knoll besonders hart – er starb übrigens drei Monate später. Kardinal König hat jedoch Knoll noch in seinen letzten Tagen eine Grußadresse geschickt. Dazu Daim:
“ Wie voller Widersprüche ist doch das Leben!“

Wie es sich für die Hofberichterstattung am Stephansplatz geziemt, feuerte auch das kirchenamtliche *Wiener Diözesanblatt* am 1. Oktober 1963 eine Breitseite unter dem beziehungsvollen Titel "Stellungnahme zu einem Buch" ab. Die Autoren von "Kirche und Zukunft" hätten "den breiten

Rahmen der Diskussionsfreiheit bereits überschritten und den Boden der Kirche, wenigstens zum Teil, verlassen". Man verspüre "nach der Lektüre ein ausgesprochenes Unbehagen", fordere doch das progressistische Machwerk nicht eine "Entfeudalisierung" sondern eine "Entgesellschaftung der Kirche". In einem Vortrag nahm Daim zu diesem 11-spaltigen Artikel wie folgt Stellung:

Der Artikel war nicht gezeichnet. Anonym. Aber wie dies eben schon so ist, wusste man schon spätestens am dritten Tag danach, dass er von Pater Riener S.J., dem langjährigen Leiter der katholischen Sozialakademie stammte. Eigentümlich an dem Artikel - die Anonymität sollte wohl das Autoritative des Artikels unterstreichen - war, dass er sich nur mit Knolls und meinem Beitrag beschäftigte, nicht jedoch mit dem von Heer, der mit keinem Wort auch nur erwähnt wurde. Als Heer gefragt wurde, ob er wisse, warum er gar nicht erwähnt wurde, meinte er, er hätte keine Ahnung, es sei ihm aber auch egal.

Ich vermute, dass Heer schon einen internationalen Ruf hatte und man deshalb vorsichtiger war. Man hatte dabei den Eindruck, dass dem Autor die ganze Sache außerordentlich peinlich war. Denn es gibt darin eine Reihe sehr wohlwollender Passagen, doch hatte er ja schließlich offenkundig den Befehl zu einem feststehenden Ergebnis. Ich fand darunter kein Argument gegen unsere Thesen, das in irgendeiner Weise Gewicht gehabt hätte. Das Wesentliche war schließlich die Feststellung - die eben von vornherein feststand und auf die hin die Argumentation hinzubiegen war - wir hätten uns mit unseren Forderungen '"außerhalb der Kirche gestellt" , obwohl der Diskussionsrahmen , in welchem man sich bewegen dürfe, ohnehin sehr groß wäre. Wir hätten ihn also überschritten. Es wurden jedoch die Worte „Häretiker", „Ketzer" oder „Irrlehrer" nicht verwendet, die waren schon obsolet. Denn nunmehr waren diese Leute ja „getrennte Brüder", sollte man sagen, dass etliche unserer Aussagen, solche „getrennter Brüder" wären?

Die große Bedeutung, die dem damals auch im Vatikan gelesenen Buch „**Kirche und Zukunft“** für die innerkatholische Meinungsbildung über die „*ecclesia semper reformanda*“ auch heute noch zukommt, rechtfertigt eine genaue Auseinandersetzung mit den darin aufgestellten 29 Thesen – aus damaliger wie heutiger Sicht.

Anmerkung: Vorläufer der folgenden Vorschläge Daims waren: Zunächst ein Beitrag zum Sonderheft von "Wort und Wahrheit", XVI. Jg., Heft 10, Oktober 1961, S. 585 ff. Vollständig und ergänzt erschien der gleiche Beitrag in "Werkhefte, Zeitschrift für Probleme der Gesellschaft und des

Katholizismus", 16. Jg. Heft 1, Jänner 1962. Gemeinsam mit Beiträgen von Leo Gabriel, Friedrich Heer, August M. Knoll und Hans Kriegl erschienen einige der vorliegenden Gedanken in "Österreichische Academia", der Zeitschrift des ÖCV, 13. Jg., 6, 1961/62, unter dem Titel "Kirche auf der Höhe der Zeit", S. 6 ff.

Im Folgenden werden die Thesen Daims zur „Entfeudalisierung der Kirche“ in gekürzter Form und mit Anmerkungen des Verfassers versehen wiedergegeben.

Der Bruderbegriff

Christus ist ein Bruder-, keinesfalls ein Vatertypus. Das Wort Vater reserviert er ausschließlich für Gott und sagt demnach zu den künftigen Erzbischöfen einschließlich des künftigen Papstes: "Auch Vater nennt keinen von euch auf Erden, denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel ist" (Mat. 23:9-10), selbst ein klares Beispiel gebend. Natürlich geht es hier nicht um die Funktionsbezeichnung in der Familie, sondern um den Vatertitel in der Gesellschaft. An der gleichen Stelle heißt es: "Ihr aber seid alle Brüder." (Mt. 23:8). Was hat es nun mit dem Gebrauch des Wortes „Vater“ beziehungsweise „Bruder“ auf sich? Der Vater in der Familie ist dem Kleinkind in allen Wertkategorien überlegen, nur nicht im Hinblick auf die Entwicklungspotenz. Zwischen Vater und Kind besteht ein essentieller Unterschied. Dort eine Wert-Akkumulierung, hier eine Wertarmut. Der Vaterbegriff als Titel verwendet impliziert eine vielfaltige Überlegenheit, die der absoluten Überlegenheit Gottes im kindlichen Erleben nahe kommt.

Der Bruderbegriff hingegen differenziert nicht dermaßen einschneidend zwischen den Menschen... Indem Konstantin die Bischöfe (die spätere Bezeichnung für Apostel) zu Eminenzen machte, feudalisierte er sie und erstickte damit den Sozialrevolutionären Impuls des Christentums. Die Schuld liegt jedoch keineswegs allein bei Konstantin, denn die Hierarchen waren ja nicht gezwungen, die Feudalisierung anzunehmen. Wie bei den frühen Sozialisten Orden und Ehrenzeichen verpönt waren, so auch bei den frühen Christen. Aber wie später Sozialisten und Kommunisten der Versuchung nicht widerstanden, so auch die Christen.

Wenn wir also zur ursprünglichen Reinheit der Christenheit zurückkehren wollen – Johannes XXIII. († 3. Juni 1963) stellte diese Aufgabe dem Konzil – heißt es den ursprünglichen, brüderlichen Geist beschwören und zugleich den zutiefst unchristlichen Feudalismus, der das Antlitz der Kirche seit mehr als anderthalb Jahrtausenden bestimmt, wiederum auszuscheiden…

Ich möchte hierzu bemerken, dass diese Thesen vor Beginn des Konzils – bewusst pointiert – aufgestellt wurden. Es ist sicher, dass das Konzil im Großen und Ganzen die Richtung der meisten Thesen verfolgt, wenn auch der notwendigerweise schwerfällige Apparat nur schrittweise in der angegebenen Richtung vorwärts kommt. Dort, wo das Konzil oder wesentliche Träger desselben sich in die angezielte Richtung vorwärtsbewegen, fügte ich nun nach der ersten Session dem ursprünglichen Text noch entsprechende Hinweise bei.

Entfeudalisierung

Unter Entfeudalisierung verstehe ich die umfassende Ausscheidung einer dem Ursprung des Christentums völlig fremden Lebens- und Herrschaftsform, die unter Einfluss des Byzantinismus und des germanischen Feudalismus sich innerhalb der Kirche ausbreitete und dem Zeremoniell, das umfassende Brüderlichkeit (heute: Geschwisterlichkeit – pd) ausdrückt, zutiefst zuwiderläuft. Die nach Ausdruck ringende Verbrüderungstendenz müsste daher befreit und ihrem schöpferischen Wirken Raum gegeben werden. Nach einer Meldung des Wiener Kirchenblattes sagte **Kardinal Montini** (= **Paul VI.** 1963-1978), dass die Kirche den "purpurnen Königsmantel ablegen und der Welt in Gestalt einer Magd entgegentreten müsse". Dies bedeutet grundsätzlich dasselbe, was ich unter Entfeudalisierung verstehe, nur ist es im gehobenen Predigerstil formuliert.

Im Besonderen wären folgende Maßnahmen Ausdruck der Entfeudalisierung:

1. Reduktion des Vatertitels

Verringerte Verwendung des Vatertitels, wenn nicht überhaupt seine Ersetzung durch den Bruderbegriff, der für alle Christen in gleichem Maße signifikant sein müsste, wie für die französischen Revolutionäre das Wort "Bürger" oder für die sozialistischen Parteien das Wort "Genosse". Die universelle Brüderlichkeit ist der eigentliche, revolutionäre Sprengstoff des Christentums. Dass sie (mit schlechtem Gewissen) aufgegeben wurde, ist eine schwere Schuld. Die revolutionären Werte Freiheit – der Hauptwert liberaler "Bürger" – sowie Gleichheit – der Hauptwert proletarischer "Genossen" – sind rechte und linke Flankenwerte der Brüderlichkeit. Insofern sind sie auch über die Brüderlichkeit heimholbar. Das Wort "Bruder" ist daher mit Recht den Worten "Bürger" und "Genosse" vergleichbar.

Anmerkung: Das Wort „Vater“ hat sich als langlebiger erwiesen als die Wörter „Bürger“ und „Genosse“. Trotz des biblischen Auftrags *(„Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel.*“ Mt. 28:9) nimmt niemand Anstoß am Wort „Pater“ als der Bezeichnung eines katholischen Priesters.

2. Schuldbekenntnis

Ein umfassendes Schuldbekenntnis des Papstes im Namen seiner christlichen Brüder für die Untaten der Kirche an den Juden, den Islamiten, den Heiden, den eigenen Mitgliedern, die zu Unrecht verfolgt, gemartert, indiziert etc. wurden, an den Sklaven, den Farbigen, an den Kastrierten um des schönen Gesanges willen, an den Kaisern, die man zu Funktionären des Papstes machen wollte, an den Bürgern, am Proletariat etc. für alle Handlungen und für alle Unterlassungen. Der Papst soll sie alle um Vergebung bitten.

Im Anschluss an die erste Session des Konzils hat **Kardinal Augustin Bea** in einer vielbeachteten Rede unter anderem erklärt:

"Eine andere Verirrung falsch verstandener Liebe zur Wahrheit waren die schmerzlichen Religionskriege, da man im Namen der Wahrheit versuchte, gewisse Überzeugungen anderen Menschen mit Gewalt aufzuzwingen, dabei aber eine Tatsache vergaß, die nicht weniger grundlegend ist als die Liebe zur Wahrheit: nämlich die menschliche Freiheit."

Das sind goldene Worte, die eine Absage an die Ritterordensmethoden darstellen und ein partielles, jedoch außerordentlich wichtiges Schuldbekenntnis implizieren. Es ist dies nicht nur ein gutes Beispiel für andere Konfessionen, sondern auch etwa für die Kommunisten.

Natürlich geht die hier vertretene Forderung viel weiter als die Äußerung Kardinal Beas, doch handelt es sich hier sicherlich um einen äußerst wertvollen Anfang, der entsprechende Folgen haben wird.

Anmerkung: Am 16. März 1998 beklagte der Vatikan im Dokument „Nachdenken über die Shoa“ die Mitschuld von Christen am Holocaust. Das päpstliche *mea culpa* am 12. März 2000 wurde als historischer Akt bezeichnet. **Johannes Paul II**. hatte in sieben „Vergebungsbitten“ kirchliche Verfehlungen im Zusammenhang von Glaubenskriegen, Judenverfolgungen und Inquisition eingestanden, freilich in eher allgemein gehaltenen Worten. Auf seiner Pilgerreise nach Israel, Jordanien und in die

Palästinensergebiete im Jahr 2000 betete der Papst an der Klagemauer, dem bedeutendsten jüdischen Heiligtum, und besuchte die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. **Paul VI.** setzte in der ihm eigenen Art auf symbolische Gesten: So wurden geraubte Reliquien an die Ostkirchen zurückgegeben. Auch die Versteigerung der Papstkrone, der Tiara, zu Gunsten der Armen in der Welt beinhaltete eine derartige "Reinigung des Gewissens" der Kirche. Schließlich kniete Paul VI. 1975 am zehnten Jahrestag der wechselseitigen Aufhebung der Exkommunikation mit den Orthodoxen im Petersdom vor dem Gesandten des Patriarchen von Konstantinopel, Metropolit Meliton, nieder, um ihm die Füße zu küssen.

3. Der Papst lege die Tiara ab

Bei dieser Gelegenheit könnte der Papst zum letzten Mal die Krone tragen. Danach wäre sie als interessantes Relikt der kirchlichen Feudalzeit den vatikanischen Museen als Ausstellungsobjekt zu übergeben. Die Krone, von weltlichen Despoten und Fürsten übernommen, ist das massivste Feudalsymbol im Rahmen des gesamten höfischen Zeremoniells. Sie hat in einer entfeudalisierten Kirche keinen Platz. Weder Petrus I. noch Christus trugen je Kronen, mit Ausnahme der Dornenkrone, die Christus mit Sadismus und Hohn aufgesetzt wurde.

Anmerkung: Nach der ersten Sitzungsperiode des 1962 einberufenen Zweiten Vatikanischen Konzils starb **Johannes XXIII.** am 3. Juni 1963. **Kardinal Montini** wurde am 21. Juni 1963 im 5. Wahlgang zum neuen Bischof von Rom gewählt. Er nahm den Namen Paul VI., in direkter Bezugnahme auf den Völkerapostel an. Am 30. Juni 1963 setzte Kardinal **Alfredo Ottaviani** ihm auf der Piazza von St. Peter eine modern gestaltete Tiara auf. Im Jahr darauf legte Papst Paul VI. die Tiara, ein Geschenk der Mailänder Diözese, auf dem Altar der Peterskirche nieder. Sie wurde zu Gunsten der Armen vom Heiligtum der Immaculata, Washington D.C. (USA) erworben, wo sie noch heute ausgestellt ist. Paul VI. († 1978) war der letzte Pontifex, der sich krönen ließ, da sein Nachfolger dieses Ritual abschaffte.

4. Abschaffung der Wir-Formel der Päpste, der Titel "Seine Heiligkeit" und "Heiliger Vater"

Dieser Feudalstil wirkt auf außerkirchliche Personen immer hemmend, das jeweils Gesagte ernst zu nehmen. Wenn Petrus I. "ich" sagte, so ist dies auch dem Papst zumutbar. "Seine Heiligkeit" ist noch schlimmer. Der Vatertitel schließlich, der völlig zurückgedrängt werden müsste, ebenso wie "Hochwürden" und ähnliches, kann in Bezug auf den Papst verschwinden.

Auch das Wort Papst von Papa, Vater, kommend, ist späteren Datums. Es besteht durchaus kein Anlass, den Bischof von Rom anders zu nennen als eben Bischof, wenn man diese Vokabel schon beibehalten will. Das Jurisdiktionsprimat des Bischofs von Rom würde viel leichter etwa von der Ostkirche anerkannt, wenn es mit brüderlichen Formen einherginge…

Funktionell ist der Papst Bischof (Apostel) von Rom mit dem Jurisdiktionsprimat innerhalb der übrigen Bischöfe (Apostel). Dass Papst Johannes XIII. immer wieder aus der Wir-Form in die Ich-Form fällt, zeigt wiederum, wie wenig er in das feudale Joch passt, das ihm aufgelastet ist.

Anmerkung: Viele Vorschläge Daims, auch solche, deren Verwirklichung man nicht für möglich gehalten hätte, wurden in die Tat umgesetzt. Seine Würdentitel als Papst abzulegen, würde freilich eines sehr starken Charakters bedürfen, sozusagen eines „Super-Johannes XIII."

Immerhin gab es im Pontifikat von **Paul VI.** bereits Augenblicke, wo er bei Ansprachen in die dritte Person Einzahl auswich (Rede vor der UNO) oder sogar die Ich-Form verwendet. So berichtete "Kathpress" am 12. September 1966:

"Paul VI. zelebrierte auf dem Hauptplatz des aufstrebenden Industriestädtchens Colleferro vor Tausenden von Arbeitern und ihren Angehörigen eine heilige Messe … Nach dem Evangelium richtete der Papst in ungemein herzlichem Ton seine Ansprache an die Versammelten. "Unser wirklicher, großer Gruß gilt heute euch Arbeitern. Um euretwegen bin Ich gekommen. Ihr seid der Hauptgrund Meines Besuches. Es lebe das arbeitende Colleferro' rief der Papst und löste damit erneut ungeheuren Beifall aus." (Man beachte die Großschreibung im Singular der ersten Person – sonst eigentlich nur für Gott gebräuchlich)

Der *pluralis maiestatis* wird ohne Skrupel bis heute verwendet. So formuliert **Benedikt XVI.** – ausgerechnet in einem Dokument, in dem es um die Bekämpfung der Säkularisierung geht – am 10. Oktober 2010 wie folgt:

„*Deshalb legen Wir im Licht dieser Reflexionen, nach sorgfältiger Prüfung aller Dinge und nach Einholung der Meinung von Experten, fest und bestimmen wie folgt:*
Art. 1
§ 1 Es wird der Päpstliche Rat für die Förderung der Neu-evangelisierung als Dikasterium der Römischen Kurie gemäß der Apostolischen Konstitution Pastor bonus errichtet.

§ 2 Der Rat verfolgt seine Ziele, indem er sowohl das Nachdenken über Argumente einer Neuevangelisierung anregt als auch geeignete Formen und Mittel auswählt und fördert, um dieselbe durchzuführen.

5. Abschaffung von Kniefall und Ringkuss

Wie wir schon zitierten, hat Petrus I. – es kann dies nicht genügend betont werden – gegenüber dem Centurio Cornelius, der sich ihm "ehrfurchtsvoll zu Füßen warf" folgendes erklärt: "Steh auf auch ich bin nur ein Mensch" (Apg. 10:26). Gerade damit tut er jedoch kund, dass er den Kniefall vor einem Menschen als Unrecht empfindet. Im Sinne von Petrus I. haben wir daher das gegen die Brüderlichkeit verstoßende, aus dem Despoten-Zeremoniell stammende Unterwerfungszeremoniell zu liquidieren. Das Händereichen ist ein sehr gutes Symbol für die innere Verbindung zwischen Menschen. Daher wäre es zum Zeremoniell zu erheben.

Anmerkung: Sowohl Kniefall wie Ringkuss scheinen sich mittlerweile (seit der Abfassung der Daim‘schen Thesen ist immerhin fast ein halbes Jahrhundert vergangen) auf „Untergebene“ also auf Angehörige des Klerus zu beschränken. Schicken sich Weltchristen zu diesen Gesten an, werden sie vom Papst meist sanft an ihrer Ausführung gehindert.

6. Abschaffung der pharaonischen Straußenwedel



Die am vatikanischen Hof Verwendung findenden Straußenwedel kommen über Byzanz von jenen Pharaonen, gegen die Moses bereits vor dreieinhalb Jahrtausenden revoltierte. Der ursprüngliche Zweck war, dem Pharao frische Luft zuzufächeln, ihm Kühlung zu verschaffen, vielleicht die Sonnenstrahlen abzuhalten. Niemand wird nun dem Bischof von Rom die frische Luft missgönnen, doch sollte die Assoziation - byzantinischer Kaiser, und Pharao - unbedingt vermieden werden.



Anmerkung: Ein Bild sagt mehr als tausend Worte: Es ist zu vermuten, dass die Straußenwedel schon unter Johannes XXIII. oder kurz nach ihm abgeschafft wurden.

7. Abschaffung aller Sonderrechte der römischen Aristokraten am vatikanischen Hof

Geburtsvorrechte spielten innerhalb der von Christus gegründeten Kirche keine wie immer geartete Rolle. Christus wählte die Apostel sicherlich nicht auf Grund ihrer mehr oder weniger vornehmen Geburt aus, sondern auf Grund ihrer mehr oder weniger großen Fähigkeit, die Funktion eines Apostels, eines Gesandten zu erfüllen, Geburtsvorrechte jeder Art sind deshalb in der Kirche zu liquidieren.

Anmerkung: Am 26.1.1968 meldete Kathpress, dass die traditionelle Neujahrsaudienz, die der Papst immer Mitte Jänner dem römischen Adel gewährt hat, in diesem Jahr nicht stattfindet: „Das teilen die beiden Päpstlichen Thronassistenten, die Fürsten Colonna und Torlonia, in diesen Tagen mehr als 500 Exponenten des römischen Adel in persönlichen Briefen mit“.

8. Ersetzung der vatikanischen Baulichkeiten durch ein modernes, zweckdienliches Bürohaus
das den kirchlichen Funktionären gestattet, in adäquater Weise ihren Geschäften nachzugehen. Die gegenwärtigen Baulichkeiten könnten als Museen Verwendung finden.

Anmerkung: Hier kann man sich der Kritik von P. Wulf anschließen – der Vorschlag ist maßlos und weitgehend impraktikabel.

9. Radikale Vereinfachung des Zeremoniells

Die Etikette des römischen Hofes wäre der einer Präsidentschaftskanzlei in einer westlichen Demokratie - etwa der der Schweiz - anzupassen. Viel unnötiger Kraftaufwand könnte so vermieden, die ersparten Energien produktiver eingesetzt werden.

Anmerkung: Mit dem *motu proprio* „Pontificalia insignia " und einer dazugehörigen Instruktion vom 21. Juni 1968 wurden die Bischofsinsignien neu geregelt. Der Begriff „Thron" wurde durch „Cathedra" ersetzt, der Baldachin und die Kniebeuge vor dem Bischof abgeschafft. Dazu wurde der Wunsch ausgesprochen: „*die Riten mögen den Glanz edler Einfachheit an sich tragen*".

10. Abschaffung der vom vatikanischen Hof zu verleihenden Adelsprädikate, Orden, Ehrenzeichen und der funktionslosen "Würden"

Feudale Spielereien, wie die Verleihung von Adelsprädikaten, funktionslose Titel und Würden, gehören auf den Schutthaufen der Weltgeschichte. Vorkommnisse wie Verteilung von Fürstentiteln an Papstneffen, wie sie Pius XII. praktizierte, sind beschämend, entwürdigend und entmutigend für die ganze Christenheit. Es wäre dafür zu sorgen, dass sich solche Dinge nicht wiederholen...

Anmerkung: Paul VI. unternahm die notwendige Distanzierung von einer Bindung der Kirche an die Aristokratie in unmissverständlicher Weise zu Beginn des Jahres 1964. Wörtlich erklärte der Papst auf den Neujahrsgruß, den ihm Fürst Colonna überbrachte:

"Vor Ihnen, Erben und Vertretern der alten und führenden Familien des päpstlichen Rom und des päpstlichen Staates stehen Wir mit leeren Händen. Wir können Ihnen nicht mehr Ämter, Benefizien, Privilegien und Vorrechte, über die ein weltlicher Staat verfügt, übertragen . . . Wir können nicht mehr, wie in der Vergangenheit, Uns Ihrer weltlichen Mitarbeit bedienen. Wir sagen dies zögernd und mit innerem Unbehagen und befürchten, Wir könnten den Traditionen zu wenig verbunden scheinen, Ihre Verdienste zu wenig anerkennen. Aber dem ist nicht so. Das Konzil stellt der Kirche das gewaltige Problem, sich zu modernisieren, ein Problem, mit dem sich auch der Vatikan auseinandersetzen muss."

Damit war die Idee, dass Geburtsvorrechte in der katholischen Kirche fürderhin keine Bedeutung mehr haben sollten, offiziell ausgesprochen worden. Wie die Praxis der letzten Dezennien war, müsste gesondert untersucht werden.

11. Verpflichtung aller kirchlichen Funktionsträger nicht nur zur Fußwaschung, sondern auch zum gemeinsamen Tisch mit Vertretern der verschiedensten Volksschichten

Die natürliche Tischgemeinschaft soll die übernatürliche vorwegnehmen. Die Fußwaschung ist das demonstrativste und ausdrucksvollste Demutsritual christlicher Autorität. Christus zwang Petrus I., der anfänglich hier widerstrebte, mit der Androhung der Exkommunikation, diese Demütigung Christi anzunehmen. Die Bereitschaft, den niedrigsten Dienst am anderen zu verrichten, berechtigt autoritative Funktionäre der Kirche erst, ihre Funktion auszuüben. Die Tischgemeinschaft aller wird von Christus als Symbol für den Himmel gebraucht: "Das Himmelreich ist gleich einem Gastmahl..."

Denn der gemeinsame Tisch ist ein profanes Verbrüderungszeremoniell und baut unnötige Distanzen ab. Wie viel würde ein Bischof erfahren können, wenn er sich die Mühe machte, mit verschiedensten Person, Vertretern aller Volksschichten, zu Mittag oder zu Abend zu essen.

Anmerkung: Papst **Benedikt XVI**. wusch erstmals am Gründonnerstag 2006 die Füße von zwölf katholischen Laien. Anders als seine Vorgänger wusch der Papst in der Lateran-Basilika in Rom nicht zwölf Priestern die Füße, sondern wählte der Kirche nahestehende Weltchristen für das Zeremoniell aus. So hat sich in der Kirche vieles geändert, obwohl nicht anzunehmen ist, dass etwa ein österreichischer Kardinal sehr oft mit einfachen Leuten speist.

12. Größere Mobilität des Bischofs von Rom

Er soll nichtkatholische Kirchenfunktionäre aufsuchen und nicht warten, bis diese kommen. In Fragen von extremer internationaler Bedeutung - wie Frieden oder Abrüstung - sollte er auch wichtige Politiker aufsuchen. In dem großangelegten Hirtengleichnis (Lk 15:3-7) lässt Christus den guten Hirten das verlorene Schaf suchen. Er wartet nicht, bis es von selbst zurückfindet, sondern sucht es und freut sich mehr über dieses eine als über 99 andere (und die guten Schafe mit ihm) …

Sowohl Christus als auch Petrus hielten das anders. Obwohl die Kirche das politische Gebiet den Weltchristen (den "Laien") überlassen sollte, würde es keineswegs fehl am Platze sein, wenn in so extremen wesentlichen Fällen, wie in der Frage des Weltfriedens, nicht nur offiziell von Rom aus Botschaften erlassen würden, sondern der Papst sich selbst zu den entscheidenden Politikern begeben würde, um Einfluss auf sie zu nehmen.

Am 9. Mai 1968 meldete Kathpress:

Papst Paul VI. deutete Mittwoch vor Pilgern aus aller Welt an, dass das Oberhaupt der katholischen Kirche sein Amt bald noch weit weniger "statisch" als in den vergangenen Jahren ausüben werde. An seine Absicht anknüpfend, am Eucharistischen Weltkongress in Bogota im August dieses Jahres persönlich teilzunehmen, stellte Paul VI. fest: "Der Papst hat seine Bewegungsfreiheit wiedergefunden, die der modernen Zeit eigene Beweglichkeit hat auch Eingang in das eher statische Leben des Papstes gefunden." Diese Entwicklung sei "bezeichnend und wichtig". Sie könne vielleicht im Verlauf der Zeit "beträchtliche Veränderungen in der praktischen Ausübung des apostolischen Amtes veranlassen".

Anmerkung: Was sich doch im Jahr 1968 alles tat! Die Forderung Wilfried Daims nach „Beweglichkeit“ des Papstes wurde durch **Johannes Paul II.** (1920-2005, Papst ab 1978), zumindest in quantitativer Hinsicht geradezu übererfüllt. In qualitativer Hinsicht steht fest, dass der erste slawische Papst auch zum Zusammenbruch des Kommunismus beitrug.

Johannes Paul II. absolvierte 104 Auslandsreisen, in denen er 127 Länder besuchte. Seine Reisetätigkeit trug ihm den Spitznamen „*Eiliger Vater*“ ein. Johannes Paul II. unternahm während seiner Amtszeit mehr Auslandsreisen als alle früheren Päpste zusammen. Auf seine erste Reise, die ihn in die Dominikanische Republik, nach Mexiko und auf die Bahamas führte, begab er sich bereits rund drei Monate nach seiner Wahl. Von politischer Bedeutung waren insbesondere die Reisen in sein Heimatland, durch die er den polnischen Widerstand gegen das kommunistische Regime stärkte. 1982 besuchte Johannes Paul II. als erster Papst seit der Trennung der Anglikanischen Kirche vor 450 Jahren Großbritannien. Im Jahr 2000 begab sich der Papst auf eine Reise ins Heilige Land (Israel, Jordanien, Palästinensergebiete). Am 21. Januar 1998 führte ihn eine Pilgerreise ins sozialistische Kuba. Deutschland, die Schweiz und Österreich wurden mehrfach besucht.

Was die Mehrzahl der heutigen Papstreisen anbelangt, so handelt es sich um meist sehr aufwendig organisierte „Pastoralbesuche“, die als

Massenveranstaltungen leider auch Züge eines undifferenzierten Starkults tragen, womit die Frage nach der eigentlichen pastoralen Wirkung aufgeworfen wird. Dazu kommt das Problem erheblicher Kosten, die von der jeweiligen Lokalkirche zu tragen sind.
Benedikt XVI. hat bis Oktober 2010 17 Reisen ins Ausland gemacht, von denen nur wenige (Israel, Jordanien, Großbritannien) über rein pastorale Anliegen hinausgingen.

13. Abschaffung der Titel Eminenz und Exzellenz,

Verwendung des Begriffes Apostel anstelle von Bischof, Entlastung der Bischöfe von unnötigem Zeremoniell. Die Titel Eminenz und Exzellenz entstammen dem byzantinischen Hofvokabular und sollten völlig aus dem Wortschatz verschwinden, ebenso "Euer Gnaden" etc. Man kann ruhig darauf verzichten. Psychologisch noch schwerwiegender und problematischer wäre jedoch eine Änderung der Funktionsbezeichnung "Bischof" und "Erzbischof" ("Fürst" Erzbischof ist ja abgeschafft). Bischof bedeutet "Aufseher", womit die Grundfunktion sehr schlecht und sehr missverständlich ausgedrückt wird. Viel eindrucksvoller und adäquater jedoch ist das Wort "Apostel", das Sendbote, Abgesandter bedeutet…

Anmerkung: Die Österreichische Bischofskonferenz hat in ihrer ersten Sitzung nach dem Konzil auf die Titel und Anreden "Eminenz" und "Exzellenz" offiziell verzichtet.
Ob sich dadurch die Praxis im Land der Professoren und Hofräte geändert hat, sei dahingestellt.

14. Begrenzung der Amtsdauer in kirchlichen Funktionen (Pensionierung)

Einer der Gründe für die schwerfälligen Bewegungen und die überlangen Reaktionszeiten des hierarchischen Machtapparates liegt in der Überalterung der zentralen Funktionärsgarnitur…

Man könnte ohne weiteres, um die Sache weniger schmerzvoll zu machen, erst die neu zu ernennenden Bischöfe ihr Amt etwa mit 60, die künftigen Päpste mit 65 Jahren enden lassen. Die pensionierten Würdenträger könnten verschiedene Ehrenpräsidien übernehmen. Es stünde ihnen frei, wissenschaftlich zu arbeiten und zu publizieren und sie könnten in verschiedenen Gremien beratende Funktion ausüben. Eine solche Verjüngung des Apparates würde eine ungleich initiativere Führung und damit einen ununterbrochenen Ablauf der notwendigen Erneuerung möglich machen.

Anmerkung: Das Bischofsamt ist ein Amt auf Lebenszeit. Aber mit Vollendung des 75. Lebensjahres sind alle Bischöfe gemäß Kirchenrecht Can. 401 §1 CIC angehalten, dem Papst den Amtsverzicht anzubieten. Ein solcher Amtsverzicht wird allerdings nicht immer angenommen. Wahlberechtigt im Konklave sind alle Kardinäle der römisch-katholischen Kirche, die am Tag vor dem Eintritt der Sedisvakanz (z.B. dem Todestag des Papstes) ihr 80. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Bei der heutigen Lebenserwartung kann gesagt werden, dass dieser Vorschlag von Wilfried Daim damit verwirklicht wurde

15. Abschaffung jeder Art von Beweihräucherung im wörtlichen wie im sublimierten Sinn

Ausschlaggebend für die "Feudalisierung" der Kirche war die Förderung des Christentums durch Kaiser Konstantin und in der damit einhergehenden Änderung der Organisation der Kirchenführung. Die Geistlichen, vor allem die Bischöfe, erhielten einen völlig neuen Rechtsstatus. Sie waren nun Reichsbeamte geworden, und zwar in einer sehr hohen Stellung. Dazu erhielten die Bischöfe von Konstantin den Auftrag, in bestimmten Zivilprozessen höchstinstanzlich Recht zu sprechen. Mit dieser Rangerhöhung ging wohl auch das Recht auf die dazugehörigen Statussymbole einher. Deshalb ist wohl auch der Brauch zu erklären, beim Einzug des Bischofs Leuchtenträger und Weihrauchfass vorauszuschicken. Das ist die Form, in der uns der Weihrauch zum ersten Mal in einer schriftlichen Quelle in der römischen Liturgie begegnet. Das Beräuchern des Altars war hingegen in Rom Mitte des neunten Jahrhunderts noch unbekannt.

Anmerkung: Hier wäre wohl nur eine "Neuinterpretation" der Verwendung von Weihrauch nötig: "Incensierung" ohne Personenbezug.

16. Auflösung der Ritterorden,

da deren feudale Herkunftswertung nicht einmal die Apostel als Mitglieder dulden könnte beziehungsweise hätte dulden können.

Anmerkung: Daim hatte es besonders auf den Deutschen Ritterorden abgesehen, dessen unrühmliche Geschichte bei der Unterwerfung der späteren deutschen Ostgebiete er immer als Belastung der deutsch-polnischen Beziehungen sah. Ob das heute noch in gleichem Ausmaß gilt, bleibe dahingestellt.

17. Wahl der Bischöfe durch das gläubige Volk aus einer größeren Anzahl der vorgeschlagenen Kandidaten

Um ein echtes Verantwortungsgefühl für die Kirche zu erwecken, ist es nötig, die Mitglieder der Kirche auch für die Auswahl der kirchlichen Führungskräfte heranzuziehen. Verantwortung erzieht und Erziehung schafft Verantwortung. Dazu sollte, um eine entsprechende Übergangszeit für Verantwortungserziehung zu schaffen, für etwa 20 Jahre das in Polen übliche Wahlsystem eingeführt werden: "Elite"-Verbände und Obrigkeitsinstanzen erhalten das Recht, Kandidaten vorzuschlagen, und das Volk wählt dann, nachdem sich die Kandidaten samt ihren Programmen gestellt haben, einen von ihnen aus. Nach dieser Übergangszeit müsste ein stärker "westlich" orientiertes Wahlsystem an dessen Stelle treten und das Recht, einen Kandidaten vorzuschlagen, erheblich erweitert werden.

Anmerkung: Evangelische Amtsträger (Landesbischöfe) werden in der Regel von der Synode (Kirchenparlament) für eine bestimmte Zeit oder auf Lebenszeit (meist bis zum 65. oder 68. Lebensjahr) gewählt. **Herbert Kohlmaier**, Vorsitzender der katholischen „Laieneninitiative“ Österreichs meint zum Thema Bischofswahl:

Wäre vom Vatikanum die Wahl der Bischöfe eingeführt worden, dann – so sei es deutlich betont – wäre die Krise der Kirche ausgeblieben oder zumindest wesentlich weniger dramatisch geworden. Man erinnere sich, dass die eklatanten Fehlbesetzungen der Diözesen in Österreich gegen Ende der 80er Jahre die Gläubigen entsetzen und das Kirchenvolks-Begehren auslösten. Jener Kardinal Ratzinger, der es nun zum Papst gebracht hat, stand hinter der damit beabsichtigten Disziplinierung der Kirche durch Austreiben eines fortschrittlichen „Ungeistes“.

18. Proportionale Festsetzung der Wahlmännerzahl für die Papstwahl (Kardinäle), entsprechend der Volkszahl der Katholiken

Das jetzige Wahlsystem fördert eine Art von Klerus-Inzucht. Das System ist nach unten nur durch das Zölibat offen. Die Ernennung von Kardinälen durch den Papst ist wenig gesund. Das amerikanische Präsidentschafts-Wahlsystem wäre hier wohl das am ehesten angebrachte. Nach der Volkszahl der Katholiken in einem Lande wird eine Zahl von Wahlmännern gewählt, die nach alter Tradition keineswegs Kleriker sein müssen, und diese wählen dann den Bischof von Rom aus den vorhandenen Bischöfen aus.

Anmerkung: Dem Papst die Bestimmung der Kardinäle aus der Hand zu schlagen, diese Idee Daims rührt an die zentrale Machtbasis der Amtskirche und ist deshalb unter die auf länger utopischen Vorschläge zu reihen.

19. Grundsätzliche Umgestaltung der hl. Messe

Vereinfachung, das heißt radikale Reduktion auf das Wesentliche ; das Lesen in der Landessprache; Liquidation der Kommuniongitter, an welchen man "abgespeist" wird; Sitzen von Priestern und Weltchristen ("Laien") am gleichen Tisch; Ersatz der dünnen Oblate durch richtiges Brot und Einführung des Kelches für die Weltchristen ("Laienkelch"); das eucharistische Gemeinschaftsmahl muss wieder die zentrale Verbrüderungszeremonie aller werden; Leib- und Blutsbruderschaft mit Christus und mit allen seinen Gliedern soll die Messe nicht nur sein, sie soll auch so erlebt werden…

Dass die Messe im wahrsten Sinn das tief in Gott eingesenkte, durch Christus geschaffene Verbrüderungszeremoniell der Christen ist, soll nicht nur ontologisch oder metaphysisch so sein, sondern vielmehr auch so erlebt werden. Und ein solches Erlebnis muss durch die äußere umfassende Gestaltung der Messe vermittelt oder wenigstens nahegelegt werden. Diesem Ziel sind nötigenfalls schwere Opfer zu bringen…

Kurzmessen in Hausgemeinschaften, von nötigenfalls nebenberuflichen Priestern gehalten (auch Paulus verdiente sich sein Geld durch Handwerksarbeit), das Lesen der Messen in Privathäusern, all das wäre möglich und der Zeit angemessen. Das gemeinsame Sitzen am Tisch ist so wichtig, dass man alle Konsequenzen auf sich nehmen müsste. Die Kirche könnte dann immer noch als Ort für größere Versammlungen benützt werden.

Natürlich muss man auch auf Goldkelche und ähnliche Dinge verzichten. Will man Rost vermeiden, dann gäbe es heute Becher aus rostfreiem Material, die ein sinniges Geschenk zur ersten Kommunion sein könnten. Eine übermäßige Reinigung ist unnötig, da man Weinreste in Molekulargröße ohnehin nicht entfernen kann. Der Becher dürfte nur zu nichts anderem verwendet werden.

Anmerkung: Weitgehend verwirklicht wurde die Forderung Daims nach Umgestaltung und Vereinfachung der Messfeier. Die Diskussion um die Liturgiereform hat in der Folge so ziemlich alle ihre Aspekte, von der Landessprache bis zum Laienkelch, berührt.

So forderte etwa der Grazer Univ.-Prof. Dr. **Karl Amon** auf der Weihnachts-Seelsorgertagung 1965 die "Verwendung von echtem Brot in der Eucharistie an Stelle der wie Papier aussehenden schneeweißen Hostien" - ein Anliegen, dessentwegen Wilfried Daim zwei Jahre vorher erheblichen Angriffen ausgesetzt war.

Der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie und die Messfeier am Volksaltar haben sich als wichtigste Elemente der Liturgiereform des 2. Vatikanums durchgesetzt. Gelegentliche "Rückschläge" wie die durch Benedikt XVI. erteilte Erlaubnis, die Messe auch nach dem vorkonziliären tridentinischen Ritus auf lateinisch zu feiern (Motu Proprio "*Summorum Pontificum*" vom 7. Juli 2007) ändern daran kaum etwas. Freilich ist auch eine in jeder Hinsicht "*versus populum*" gestaltete Eucharistiefeier noch immer kein "Herrenmahl" (besser: "Brudermahl") im Sinne der obigen Forderungen Wilfried Daims.

20. Entfeudalisierung der Caritas

Nicht mildigliche Spenden gnädiger Herren und Damen zur Notlinderung, sondern tatkräftige kameradschaftliche und verpflichtende Hilfe ist nötig. Einrichtung von Forschungszentren, die notleidenden Menschen die Mittel verschaffen, sich selbst zu helfen.

Anmerkung: Diese Formulierung trifft auf die Caritas von heute nicht zu - dennoch ist der Grundgedanke richtig: vor allem Hilfe zur Selbsthilfe.

21. Abschaffung der chefideologischen Position der Scholastik in der Theologie

Im Besonderen ist zu beachten, dass Aristoteles ein Ideologe der Sklavenhaltergesellschaft gewesen ist. Christus wurde nicht zwischen Plato und Aristoteles, sondern zwischen Moses und Elias verklärt. Der revolutionäre Charakter der Befreiungstat des Moses, wie des Dekalogs - "Ich bin der Gott, der dich geführt hat aus Ägypten, dem Haus der Sklaverei" -, der das erste Revolutionsgesetz darstellt, wäre entsprechend herauszustellen; ebenso die ideologischen Folgen dieser ersten Revolution. Damit würde ebenso eine Integration des Judentums eingeleitet, wie die Aufgabe des Standpunktes, dass das Christentum "selbstverständlich" konservativ sei…

Anmerkung: Hier handelt es sich um eine der „realutopischen“ Thesen Daims, die er in mehreren Büchern (v.a. im „Progressiven Katholizismus“)

im Detail vertreten hat: das Christentum sei als Religion mit revolutionärer Sprengkraft zu verstehen und nicht als konservatives hierarchisches System mit der Tendenz, die jeweils bestehende Gesellschaftsordnung „abzusegnen“.

22. Autonomisierung der päpstlichen Universitäten in ähnlicher Form wie in bürgerlich-demokratischen Staaten

Dies gehört zu jenen Freiheiten, die das Bürgertum gegenüber dem Feudalismus erkämpft hat. Die Diskussions- und Lehrfreiheit erfordert natürlich Vertrauen zu den Theologen. Es ergibt sich jedoch aus dem Willen, die Initiative und die Selbsttätigkeit zu vermehren, automatisch die Notwendigkeit, die Freiheit zu vergrößern

23. Dezentralisierung wesentlicher Entscheidungsgewalten, das heißt: Abgabe von Autorität nach unten

Ebenso wie man zu den Theologieprofessoren, die doch zum weitaus größten Teil guten Willens sind, muss man zu den Bischöfen mehr Vertrauen haben, die ja schließlich Nachfolger der Apostel sind. Je weniger der Bischof von Rom von seinem Jurisdiktionsprimat Gebrauch macht, umso freiere Persönlichkeiten werden die Bischöfe werden und umso elastischer könnten sich diese den jeweils lokalen Gegebenheiten anpassen. Die erniedrigende Form, mit der römische Kurialbeamte mit Bischöfen umzugehen pflegen, müsste sich außerdem gründlich ändern.

Anmerkung: Das in Kernproblem der Gegenwart ist nicht der Umgang der Kurie mit den Bischöfen, sondern die päpstliche Einsetzungspraxis, die nur “linientreue“ Priester zu Bischöfen werden lässt. Luthers These „Von der Freiheit eines Christenmenschen“ steht dabei gar nicht zur Debatte.

24. Abschaffung des "Index librorum prohibitorum"

Die Wirkung des Index gegenüber echt substantiell antichristlichen Auslassungen nähert sich Null. So wurde z. B. Hitlers "Mein Kampf" nicht indiziert, obwohl sich darin die Behauptung findet, dass die Erbsünde "Die Rassenmischung" sei (14). So ein vollendeter theologischer Unsinn, der die verbrecherischen Absichten Hitlers noch mit dem Feigenblatt einer jüdisch-christlichen Vokabel zudeckte, wurde aus opportunistischen Gründen nicht indiziert.

Man lasse das Indizieren daher am besten ganz bleiben. Die meisten, auch durchaus ausübenden Christen kümmern sich im Übrigen um den "Index" denkbar wenig. Entweder haben sie eine Erlaubnis, oder sie hüten sich sorgfältig zu erfahren, welche Bücher auf dem "Index" stehen, um *bona fide* lesen zu können. Das ist die Realität…

Anmerkung: Daim bezog sich vor allem auf die Indizierung der Werke des Jesuitenpaters **Teilhard de Chardin** (1881-1955). Der Index überlebte das
2. Vatikanische Konzil nicht. Drei Jahre nachdem diese Zeilen geschrieben worden waren, setzte die Glaubenskongregation durch die Erlässe vom 14. Juni und 15. November 1966 mit Wirkung vom 29. März 1967 den Index außer Kraft.

25. Änderung des Erziehungszieles in allen pädagogischen Einrichtungen der Kirche:

Erweckung von Kritikfähigkeit, von Initiative und Selbstentscheidung von moses- und eliasähnlichem, revolutionärem Widerstandsgeist und entschiedene Reduktion der Gehorsamsideologie. Eigenständiges, produktives Initiativgewissen müsste anstelle von infantilem Gehorsamsgewissen erzogen werden. (Gott mehr gehorchen als den Menschen.) …

In Wahrheit steht diese Gehorsamspädagogik im Dienste infantiler Autoritäten, die Angst vor einem echten Erwachsenwerden ihrer Untergebenen haben. Sie haben gewissermaßen Angst, die Kinder allein über die Straße gehen zu lassen. Hieraus folgt dann die geringe Widerstandsfähigkeit breiter Kreise von Gläubigen gegenüber totalitären Regimen…

Anmerkung: Kardinal König, drei Jahre nach der erwähnten Predigt in der Stadthalle und mittlerweile 61 Jahre alt geworden, schrieb in der Oktobernummer 1966 der Zeitschrift "Analyse":

"Ich glaube, dass es gut ist, wenn man alles, was angreifbar ist, auch wirklich angreift und kritisiert. Die Kirche soll nicht geschont werden. Wir wollen keine Ausnahmestellung. Die Chance der Kirche liegt in ihrer Freiheit. Diese Freiheit ist aber nicht nur eine Freiheit für sie selbst, sondern auch für alle anderen.

Das war ein Jahr nach dem Ende des 2. Vatikanischen Konzils. Eine solche Formulierung wird man heute aus dem Mund eines kirchlichen Amtsträges wohl nur selten hören.

26. Änderung der Heiligsprechungsideale

… Wenn man nun in den letzten Jahrzehnten nur solche Menschen heiligsprach, die ein Leben lang ganz brav und harmlos waren, die Antialkoholiker und Nichtraucher und nie exzessiv waren, so leistet man zwar dem falschen pädagogischen Ziel, dem kleinbürgerlichen Bravheitsideal, einen Dienst, nicht jedoch dem kraftvollen Durchbruchsdrängen, von dem das Christentum erfüllt zu sein hätte.

Leuten mit Vergangenheit erschwert man so ihre innere Wandlung und lässt damit wertvolle Kraft vor dem Tor stehen.

Anmerkung: Die These Daims, dass auch ehemalige Sünder heiliggesprochen werden könnten, trifft unseres Erachtens nicht den Kern des Problems. Es geht doch eher um die gelegentlich wenig glaubwürdige Beweisführung für eingetretene „Wunder".

27. Änderung der Missionspraxis

Vorbereitung der künftigen Missionare unter anderem auch zum gemeinsamen Tisch mit den zu missionierenden Völkern. Ein Leben unter den gleichen äußeren Bedingungen ist nötig, um den Angehörigen fremder Kulturen wirklich nahezukommen. Auf Grund kolonialistischer und feudaler Vorstellungen gab es, und gibt es zum Teil heute noch, eine arrogante Haltung europäischer Missionare den farbigen Völkern gegenüber. Es wird gleichzeitig der Versuch gemacht, diesen Völkern das Christentum in europäischer Form zu bringen…

Anmerkung: Der Vorwurf der „Arroganz" von Missionaren ist sicher nicht aufrecht zu erhalten und es ist fraglich, ob er in den 60er Jahren noch stimmte. Mission erfolgt heute meist in ökumenischer Partnerschaft. Sie umfasst karitativ-medizinische Aktivitäten und ist Teil westlicher Entwicklungshilfe.

28. Einsatz der neuen technischen Hilfsmittel für die Selbstdarstellung des Christentums

Also neue Propagandamethoden.

Anmerkung: Daim verfiel damals der Faszination des Satellitenfernsehens und warf der Amtskirche Technikfeindlichkeit vor. Heute bedient sich die Kirche durchaus aller Kommunikationsmittel bis hin zum Internet. Doch die Probleme der Kirche in der Welt von heute sind inhaltlicher Natur – sie können durch effizienteres „Marketing“ allein nicht gelöst werden.

29. Abschaffung des Zölibats für den Weltklerus

Es ist völlig unnötig, dass Ehelosigkeit und Priestertum miteinander verknüpft erscheinen, ein Faktum, das obendrein einen rosaroten oder himmelblauen Anstrich erhält. Die Erklärung, dass die Ehelosigkeit notwendig sei, weil sich der Priester "verströmen" müsse und für eine Familie "keine Zeit" hätte, sind allesamt nicht stichhaltig und graue Theorie. Viel handfester und ehrlicher ist der ökonomische Grund, dass verheiratete Priester zu teuer kämen. Hierüber wäre jedoch offen zu reden.

Der größte Nachteil des Zölibats ist die Tatsache, dass er zu einer Anreicherung von infantilen Typen im Klerus führt. Ich sage ausdrücklich Anreicherung, denn natürlich gibt es im Klerus auch männliche Typen, welchen es trotz der negativen Erziehungsweise gelang, Priester zu werden. Aber diese Anreicherung ist an sich schon eine üble Sache. Mutterfixierte, die große Hemmungen der erwachsenen Frau gegenüber haben, machen aus ihrer Unfähigkeit, die reife Frau seelisch zu bestehen, dann die Tugend der "Reinheit". Diese hat nichts mit Ehelosigkeit, ja im Grund auch nicht speziell etwas mit Sexualität zu tun. Das "reine Herz" der Bergpredigt bedeutet wohl jene klare Wahrhaftigkeit und Weltoffenheit, die in der kindlichen, ursprünglichen Vertrauensseligkeit ihre minderdifferenzierte Unterlage hat.

Aber die pansexualistische Betrachtungsweise (der hl. Alfons meinte, dass 99 Prozent aller Verdammten wegen Missachtung des sechsten Gebotes verdammt werden), liegt durch den Zölibat nahe. Eine weitere Folge der Anreicherung unmännlicher Typen im Klerus ist das vielfach anzutreffende unoffene Intrigantentum und ein Narzissmus, der meint, dass man sich für die Eheentbehrung nun anderweitig schadlos halten dürfe. Die in der Ehe notwendig erlebte Verantwortung für andere - auch in einem höchst realistischen, materiellen Sinn (die hungrigen Mäuler der Kinder) - wird in eben jenem harten und nüchternen Sinn nicht realisiert. Wir erhalten dann

jene salbungsvolle Scheinväterlichkeit, die nur allzu oft an die Stelle jenes belastenden Wir-Bewusstseins eines Familienvaters tritt (Ausspruch eines Pfarrherrn: "Ich hab's halt gut; ich kann mein Bier allein trinken.").

Nun ist sicher, dass eine allgemeine Liquidation des Zölibats nur möglich ist, wenn zugleich damit eine umfassende Entfeudalisierung durchgeführt würde. Denn eine Frau Bischof ohne einen Bischof, der sich des erzbischöflichen Palais und aller Feudalismen entledigte, wäre geradezu unerträglich. Schließlich würde die Abschaffung des Zölibats auch noch die Re-Integration ganzer Gruppen abgespaltener Christen wesentlich erleichtern. Denn ein anglikanischer Priester mit Familie wird weit eher katholisch werden, wenn ihm bei seinem Übertritt die Möglichkeit gegeben wird, Priester zu bleiben - auch mit Familie.

Anmerkung: Die letzte These Daims wurde im Hinblick auf die gegenüber den 60er Jahren verschärfte Situation des Priestermangels im Volltext belassen, weil darin die psychologischen Folgen des Zölibats beleuchtet werden – es ist ja das generelle Bestreben Daims, gesellschaftliche Probleme auf ihre tieferen psychologischen Ursachen zu untersuchen.

Abschließende Bemerkungen zu den 29 Thesen Wilfried Daims:

- ➔ Das Buch „Kirche und Zukunft“ war eine der wesentlichsten Ursachen für die Punze „Linkskatholik“, die Daim nie wieder loswurde.

Dabei muss man bedenken, dass sich Daim bei seiner Forderung nach „Entfeudalisierung“ der Kirche in keiner Weise in dogmatische oder Glaubensfragen eingemischt hat. Seine sozialpsychologischen Thesen betrafen ausschließlich „Äußerlichkeiten“, vor allem kirchen-organisatorische Dinge. Daims Intention war es, die Kirche durch „symbolische Änderungen“ näher an ihre Wurzeln heranzuführen. Wenn die Sakramente als „äußere Zeichen innerer Gnade“ definiert werden, dann waren die aus der Feudalzeit übernommenen Verhaltensweisen der Amtskirche für Daim „äußere Zeichen innerer Distanz zum wahren Christentum“.

Wie dies oft bei Kirchenreformatoren vorkommt, war der Forderungskatalog Wilfried Daims eine Mischung aus idealistischen, (real)utopischen Ideen und konkreten, durchaus praktikablen Vorschlägen. Die Thesen wurden ursprünglich 1961, also noch vor dem Konzil und lange vor dem Umbruchsjahr 1968 aufgestellt. Seither ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen. Vieles wurde verwirklicht, aber wichtige Forderungen bleiben

weiterhin unerfüllt. In den Anmerkungen des Verfassers wurde versucht, das Zeitbezogene vom Überzeitlichen zu trennen. Das konnte natürlich nur teilweise geleistet werden. Aber:

Die fortschreitende Entchristlichung der österreichischen Gesellschaft, die allgemein fühlbare Irrelevanz amtskirchlicher Aussagen und das Fehlen zeitgemäßer Glaubensinhalte zusammen mit dem drückenden Priestermangel lassen einen Rückgriff auf "radikalere" Ansätze als sie von gegenwärtigen Reformplattformen
("Wir sind Kirche", "Laieninitiative" etc.) vertreten werden, angezeigt erscheinen.

Dabei sei nochmals darauf verwiesen, dass der bekennende Katholik Daim damals wie heute in keiner seiner Äußerungen Glaubensinhalte, ja nicht einmal ethische Normen, in Frage stellte. Alles, was er im Kern mit seinen Schriften und Vorträgen wollte, war die „Rückkehr zur Brüderlichkeit“.

In dem weiter unten besprochenen Moskauer Vortrag 1964 bringt Daim die Sache auf den Punkt:

Der Linkskatholik ist nicht bereit, in allem und jedem der kirchlichen Autorität zu gehorchen. Er schränkt ihre Autorität funktionell auf den dogmatischen Bereich ein. Das Recht der hierarchischen Autoritäten, in Politik, Wissenschaft und Kunst Normen zu geben, sieht er als sehr beschränkt, als nur negativ an. So kann die Kirche zum Beispiel verlangen, dass ein christlicher Psychologe keine Psychologie ohne Seele vertritt, kann ihm jedoch keine Vorschriften machen, den Ödipuskomplex für wichtig oder für unwichtig zu halten. (Linkskatholizismus, S. 71)

Wenn man die Ursachen der heutigen Kirchenkrise analysiert, kommt man nicht umhin, mehr als nur Äußerlichkeiten und Organisations-mängel zu problematisieren. Während die Aufrechterhaltung des Zölibats pragmatischen und nicht dogmatischen Überlegungen entspringt, rühren die Probleme voreheliche Sexualität, Empfängnisverhütung, Homosexualität, Doppelzüngigkeit bei der Ehetrennung und gnadenlose Behandlung der Geschiedenen, Einstellung zu Krieg und Gewalt, Primat des Papstes und zaghaftes Vorgehen in der Ökumene doch sehr stark an die Grundlagen des Glaubens und der Moral. Für die Akzeptanz der „Kirche in der Welt von heute“ vor allem durch junge Menschen ist eine rationale Lösung solcher „inhaltlichen“ Fragen von entscheidender Bedeutung.

Die durchleuchteten CVer

1. academia 16.7.88

Die Diskussion darüber, ob im CV eine Meinungsbefragung durchgeführt werden soll, wird sich in Kürze von selbst erledigt haben. Nach der bahnbrechenden Arbeit Bajuvarias liegt nunmehr das Ergebnis einer umfangreichen Studie bei Rudolfina vor; Carolina und Danubia denken ebenfalls an verbindungseigene Erhebungen. Die im Mai bei Rd durchgeführte Umfrage erbrachte eine Beteiligung von 52,9%, wobei etwa 75% der Studierenden und knapp 50% der Alten Herren den aus 30 Fragen bestehenden Fragebogen einsandten. Die 253 eingelangten Antworten wurden auf Lochkarten übertragen und durch Computer nach insgesamt 25 Untergruppen (Status in der Verbindung, Wohnort, Beruf, Alter, Einkommen) ausgewertet. Bei vielen Resultaten zeigte sich eine deutliche Korrelation der Antworten mit dem Alter der Befragten, so etwa in der Begründung für den Beitritt zum CV: je jünger die Gruppe, umso weniger oft wird das Prinzip Katholizität als Beitrittsmotiv genannt. Umso höher aber der Prozentsatz derer, die sich Bildungsveranstaltungen als Schwerpunkte im Verbindungsprogramm wünschen. Neben einer Reihe verbindungsinterner Fragestellungen enthielten die Fragebogen einige Punkte, deren Beantwortung - gerade weil sie von Angehörigen einer doch als eher "konservativ" geltenden Korporation stammen - für aktuelle Verbandsthemen interessant sind. In den folgenden Tabellen bezeichnet die erste Kolonne das Gesamtergebnis; es folgen die Gruppen jüngere Aktive, ältere Aktivitas, Wiener Alte Herren, auswärtige Alte Herren.
In keiner Gruppe wird die 10%-Marke für das Abschaffen der Farben erreicht, wohl aber sprechen sich viele Einsender für eine Anpassung des Couleurs an die heutige Zeit aus. Ähnlich liegt die Meinung hinsichtlich der Reduktion des Kneipkomments. Um vieles bedeutsamer freilich erscheinen die Ergebnisse der drei "heißen Eisen": Protestanten, Ausländer, Mädchen. Nur 44,3% (Aktivitas:25%) sprechen sich für die "rein katholische Verbindung" aus. Mit Ausnahme der besonders traditionell denkenden Wiener Alten Herren findet sich bereits eine leichte Mehrheit zur Rezeption nichtdeutscher Ausländer bereit und auch der "reine Männerbund" wird massiv nur mehr in diesem Segment vertreten. Unter den Wiener Philistern kommt auch die "Academia" am schlechtesten weg - wenn auch die Schulnoten 4 und 5 von nicht mehr als 40% gegeben werden.
Überrascht hat der hohe Prozentsatz, zu dem die jungen Bundesbrüder SPÖ (vor allem aber FPÖ) für CVer für wählbar halten. Nun, sie

halten ja schließlich auch den CV für alles andere als ein "bewahrendes Element" auf Hochschulboden.
Mit dem Eingeständnis, daß nur etwa die Hälfte der Studierenden und drei Viertel der Alten Herren jeden Sonntag zur Messe gehen, dürfte ebenfalls eine für manche vielleicht unerwartete Information gegeben worden sein.
Das erbrachte Material fordert zu intensiver Selbstreflexion heraus.

(2) Viele Leute sagen, der CV passe nicht mehr in unsere Zeit, er sei hoffnungslos veraltet und habe kaum eine Zukunft. Bist Du auch dieser Ansicht? Das stimmt nur teilweise 3

		ja			nein
Ja	1,2	3,4	3,2	.	1,4
nein	55,7	41,4	48,4	62,0	54,2
teilweise	40,7	55,2	48,4	35,5	40,3

(11) Immer wieder wird in der Verbindung über das Farbentragen diskutiert. Welcher der folgenden Meinungen würdest Du Dich am ehesten anschließen?
Das Farbentragen hat seine Bedeutung zur Gänze verloren und könnte ohne Schaden für die Verbindung abgeschafft werden
Das Farbentragen sollte in irgendeiner Form der modernen Zeit angepaßt werden
Es genügt, das Band zu tragen
Das Farbentragen ist in seiner bisherigen Form beizubehalten
Das Farbentragen in der Öffentlichkeit ist zu intensivieren

Abschaffen	4,7	6,9	9,7	5,0	1,4
anpassen	26,1	41,4	19,4	21,5	30,6
Band genügt	6,7	.	6,5	6,6	9,7
unverändert beibehalten	35,2	17,2	16,1	43,8	36,1
intensivieren	26,5	34,5	48,4	22,3	20,8

(12) Und wie ist Deine Einstellung zum Kneipkomment?
Der Kneipkomment hat trotz guter Seiten soviele Nachteile und schadet dem Ansehen der CV so stark, daß er abgeschafft werden sollte
Der Kneipkomment sollte entrümpelt und auf ein Mindstmaß reduziert werden
Der Kneipkomment hat eine wichtige gemeinschaftsbildende Funktion und ist in der traditionellen Form beizubehalten

Abschaffen	5,5	13,8	9,7	2,5	5,6
entrümpeln und reduzieren	54,9	44,8	41,9	61,2	54,2
unverändert beibehalten	39,1	41,4	48,4	36,4	38,9

(17) Ein Thema, das gegenwärtig die Gemüter erhitzt, ist die Frage der Aufnahme nichtkatholischer Christen in CV-Verbindungen. Was denkst Du darüber?
Man sollte im Hinblick auf die ökumenischen Bestrebungen der Kirche auch nichtkatholische Christen als Vollmitglieder aufnehmen
Die Zeit hiefür ist noch nicht reif, vielleicht in einigen Jahren
Wir sollten auch in Zukunft eine rein katholische Verbindung bleiben

Aufnehmen als Vollmitgld.	21,3	31,0	35,5	14,9	22,2
vielleicht in einigen Jahren	34,4	41,4	41,9	31,4	33,3
rein katholische Verbindung bleiben	44,3	27,6	22,6	53,7	44,4

(18) Würdest Du der Aufnahme von ausländischen Studenten nichtdeutscher Muttersprache zustimmen, wenn diese sonst für den CV geeignet wären?

		ja			nein
Ja	46,2	58,6	58,1	38,0	50,0
nein	53,0	41,4	41,9	60,3	50,0

(19) Und wie beurteilst Du die sogenannte "Studentinnenfrage"?

Im Hinblick auf den steigenden Anteil der weiblichen Studierenden und ihre zunehmende Gleichberechtigung im akademischen Bereich sollte man ernstlich daran gehen, auch Studentinnen in den CV aufzunehmen

Wir sind ein Männerbund, die Rezeption von Studentinnen ist völlig ausgeschlossen

Es wäre zu überlegen, in irgendeiner Form - etwa durch "Freundeskreise", "Bursen" oder reine Studentinnenverbindungen - die weiblichen Studierenden zu erfassen

Aufnahme	9,1	17,2	19,4	4,1	9,7
CV ist reiner Männerbund	40,7	6,9	32,3	51,2	40,3
Mädchenverbindungen und Bursen	49,4	72,4	48,4	44,6	48,6

(20) Probleme wie die oben genannten und darüber hinaus ein weites Feld anderer Themen werden jetzt oft in der "Academia" diskutiert. Wenn Du die Verbandszeitschrift inhaltlich beurteilst, welche Schulnote würdest Du ihr geben?

1	7,5	6,9	3,2	5,0	13,9
2	26,1	27,6	22,6	23,1	31,9
3	28,9	34,5	38,7	27,3	25,0
4	24,1	17,2	29,0	29,8	15,3
5	7,9	.	3,2	11,6	6,9
Ø-Note	2,8	2,3	2,9	3,1	2,5

(21) Und wie beurteilst Du die graphische Aufmachung der "Academia"?

1	17,4	17,2	6,5	18,2	20,8
2	43,1	27,6	35,5	42,1	54,2
3	22,5	34,5	32,3	22,3	13,9
4	9,1	13,8	19,4	9,1	2,8
5	3,2	.	3,2	5,0	1,4
Ø-Note	2,2	2,3	2,7	2,3	2,2

(22) Jetzt zu etwas ganz anderem. Hältst Du es für vereinbar mit den Prinzipien des CV, SPÖ zu wählen?

		ja			nein
Ja	18,2	41,4	32,3	10,7	15,3
nein	74,3	41,4	61,3	85,1	75,0
unter Umständen	4,3	6,9	6,5	1,7	6,9

(23) Und ist es Deiner Meinung nach für einen CVer zulässig, FPÖ zu wählen?

		ja			nein
Ja	27,3	55,2	54,8	17,4	20,8
nein	69,6	34,5	41,9	81,8	75,0

(24) Ein sehr wichtiger Bereich des Verbindungslebens ist die Hochschulpolitik. Hiezu gibt es etwa folgende Ansichten. Welcher schließt Du Dich an?

Der Verband - und damit Rudolfina - soll sich mehr als bisher in der Hochschulerschaft engagieren, indem man die Mandatare zielbewußt ausbildet und freistellt.
Der CV soll an den Bemühungen um die Demokratisierung der Hochschulen und um die Reform des Studiums auch außerhalb der Hochschülerschaft, in "informellen Gruppen" und bei spontanen Aktionen, wie bei Diskussionen und Demonstrationen, teilnehmen.
Der CV hat vorwiegend als bewahrendes Element aufzutreten; er soll sich nur dort engagieren, wo es Gefahren für eine ruhige Entwicklung abzuwenden gilt. Die Unterrichtsbehörden arbeiten ohnedies an der Hochschulreform - wir brauchen an den Universitäten keine "Neue Linke", die sich mit politischen Fragen befaßt.

Mehr Engagement	52,2	55,2	61,3	56,2	40,3
Teilnahme bei Demonstrat.	24,5	41,4	19,4	18,2	30,6
CV als bewahrendes Element	20,6	3,4	19,4	22,3	25,0

(26) Wie oft besuchst Du selbst die Hl.Messe?

		jeden Sonntag	regelmäßig	selten	nie
Jeden Sonntag	68,8	51,7	54,8	71,1	77,8
regelmäßig	21,3	24,1	19,4	24,0	16,7
selten	8,3	24,1	19,4	4,1	4,2
nie	0,8	.	3,2	0,8	.

„Es kann Sünde sein, wenn um des Wohls der Kirche willen nicht Kritik geübt wird“
(Pastoraltheologe Paul Zulehner in der Wiener Zeitung vom 7. Februar 2009)

Der Weg aus der Krise

Peter Diem

Nachdem sich der mediale Pulverdampf, den die päpstliche Versöhnungsgeste gegenüber der konzilskritischen Pius-Bruderschaft und die versuchte Ernennung eines österreichischen Weihbischofs ausgelöst haben, verzogen hat, ist es Zeit, etwas grundsätzlicher über die Probleme nachzudenken, vor denen die katholische Kirche Österreichs vier Jahrzehnte nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil (1962-1965) steht.

Ohne an der übernatürlichen Sendung der Kirche zu zweifeln, muss es erlaubt sein, ihr Wirken in der Welt mit dem strategischen Verhalten anderer Institutionen zu vergleichen, wird sie doch von Menschen getragen und versucht sie doch, möglichst viele Menschen mit ihrer Botschaft zu erreichen. Die Überzeugungsarbeit der Kirche ruht wie jene weltlicher Organisationen auf den drei Säulen:

- Inhalt (Frohbotschaft, Glaubenslehre und -praxis, sittliche Vorschriften)
- Vertrieb (Hierarchie, Weltchristen, Institutionen) und
- Kommunikation (Formen der Verkündigung, Medien)

Sehr oft – vor allem in den Bereichen Politik und Wirtschaft - werden Misserfolge auf Mängel im Vertrieb (beim Marketing) und in der Kommunikation (in der Werbung) geschoben, nicht aber auf Schwächen inhaltlicher Natur (Politik, Programm oder Produkt) zurückgeführt. So sehen etwa aktuelle innerkirchliche Reformbewegungen - wie die von Dr. Herbert Kohlmaier, Rd organisierte „Laieninitiative“ - das Hauptproblem der Kirche im Priestermangel, dem u.a. durch Aufhebung des Zölibats und die Weihe von *viri probati* abgeholfen werden soll. Auch wird immer wieder versucht, durch publizistische Maßnahmen (von Kardinalsworten in oft schamlosen Boulevardzeitungen bis zum Zettelverteilen vor dem Stephansdom) Boden zu gewinnen. Alles das wird jedoch wenig fruchten, wenn nicht an den Inhalten, d.h. an der tatsächlichen Bedeutung der Frohbotschaft für die Welt von heute, gearbeitet wird.

Schon vor Jahrzehnten, im abschließenden Konzilsdokument „Gaudium et Spes“ vom 7. Dezember 1965, konnte man lesen:

„Die von früheren Generationen überkommenen Institutionen, Gesetze, Denk- und Auffassungsweisen scheinen aber den wirklichen Zuständen von heute nicht mehr in jedem Fall gut zu entsprechen. So kommt es zu schweren Störungen im Verhalten und sogar in den Verhaltensnormen. Die neuen Verhältnisse üben schließlich auch auf das religiöse Leben ihren Einfluss aus. Einerseits läutert der geschärfte kritische Sinn das religiöse Leben von einem magischen Weltverständnis und von noch vorhandenen abergläubischen Elementen und fordert mehr und mehr eine ausdrücklicher personal vollzogene Glaubensentscheidung, so dass nicht wenige zu einer lebendigeren Gotteserfahrung kommen. Andererseits geben breite Volksmassen das religiöse Leben praktisch auf. Anders als in früheren Zeiten sind die Leugnung Gottes oder der Religion oder die völlige Gleichgültigkeit ihnen gegenüber keine Ausnahme und keine Sache nur von Einzelnen mehr“ (Artikel 7).

Wenn es heute am Rande der Kirche Bestrebungen gibt, die Lehren des Zweiten Vatikanischen Konzils als Irrwege zu diffamieren, um zu vorkonziliaren Ansichten und Praktiken zurückkehren zu können, so kann man nur den Kopf schütteln. Aber auch die „*vorbehaltlose Annahme des Zweiten Vatikanischen Konzils*“ (Hirtenbrief vom 15.2.2009) ist nicht der Weisheit letzter Schluss. In der Welt des dritten Jahrtausends nach Christus ist nur die *Fortschreibung und weitere Vertiefung* der konziliaren Denkansätze eine Vorgangsweise, die einige Hoffnung auf Erfolg verspricht.

Versuchen wir anhand einiger Beispiele darzustellen, warum nur radikales Umdenken in Fragen der Glaubens- und Sittenlehre geeignet ist, die bereits
1962-1965 (also schon Jahre vor dem ideologischen Umbruchsjahr 1968!) kirchenoffiziell diagnostizierte Entfremdung zwischen Kirche und Welt zu überwinden.

Zunächst einige aktuelle Entwicklungslinien im Umfeld der Kirche.

<u>Frühe biologische Reife, hohe Lebenserwartung</u>

- Erst jüngst konnte man lesen, dass die biologische Akzeleration in Europa unvermindert weitergeht. So „setzt die Regelblutung bei einigen Mädchen bereits in der vierten Volksschulklasse ein“ (Wiener Zeitung vom 12.2.2009). Die verfrühte hormonale Umstellung bewirkt bei den Buben ein verstärktes „Männlichkeitsverhalten“ (man beobachte nur den Zigarettenkonsum an den Schultoren), bei den Mädchen ein erhöhtes Hingabe- und Zärtlichkeitsbedürfnis. Nicht zuletzt dadurch fällt die fortschreitende Erotisierung der Umwelt (Werbung!) auf fruchtbaren Boden.

Es kommt zu einer Verlagerung der Interessen der Jugendlichen weg von der Familie hin zum anderen Geschlecht. Eine ausgeprägte (nächtliche) Jugendkultur bietet dafür die Bühne.

- Mangelnde Aufklärung und mangelnde Verfügbarkeit von Kontrazeptiva haben dazu geführt, dass sich „der Anteil der Minderjährigen, die sich bereits für eine Abtreibung entschieden haben, … in den letzten vier Jahren nahezu verdreifacht hat“:
92 % alle Teenager-Schwangerschaften sind ungewollt; in 60 % der Fälle kommt es zur Abtreibung (a.a.O.).

- Insgesamt wird die jährliche Zahl der Abtreibungen in Österreich auf 30.000 bis 40.000 geschätzt.

- Die jährliche Zahl der Eheschließungen ist in den letzten zehn Jahren von rund 40.000 auf rund 36.000 gesunken, während die jährliche Zahl der Ehescheidungen von 18.000 auf 20.000 anstieg.

- Die durchschnittliche Lebenserwartung hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten bei Männern von 72 auf 77 und bei Frauen von 79 auf 83 Jahre erhöht – Tendenz weiter steigend.

- Immer mehr Frauen wollen eine berufliche Tätigkeit ausüben oder sind dazu aus wirtschaftlichen Gründen gezwungen. So ist der Anteil der erwerbstätigen Frauen im Alter von 30-45 Jahren in Österreich zwischen 1960 und 1995 von 54 auf 74 % angestiegen. 1990 schlossen rund 6.000 männliche und rund 4500 weibliche Studierende ihr Studium in Österreich ab. 2005 waren es bereits je rund 11.000 (alle Daten Statistik Austria).

- Das traditionelle Familienbild hat sich stark gewandelt, die klassische Kernfamilie ist nur mehr eines von mehreren Modellen – und dennoch (oder gerade deshalb?) hat der Wert „Familie“ bei Jugendlichen hohe Priorität (vgl. hierzu die Artikel in der „Academia“ Februar 2009).

- 40.596 Personen haben der Kirche 2008 den Rücken gekehrt. 2007 waren lediglich 36.858 Kirchenaustritte gezählt worden. Das war geraume Zeit vor dem jüngsten Medienrummel um Piusbruderschaft und Bischofsernennung. Wie viele werden Ende 2009 ausgetreten sein?

Soweit die Fakten.
Wie aber stellt sich die katholische Kirche dieser neuen gesellschaftlichen Wirklichkeit, die in ihren Grundzügen übrigens schon den Konzilsvätern bekannt war? Wie reagiert sie auf die zunehmende Bedeutungslosigkeit ihrer Aussagen?

Liebe zum Leben

Außer Streit steht und muss stehen, dass der *Schutz des geborenen und ungeborenen Lebens* die Spitze christlicher Wertvorstellungen bilden und dass *Ehe und Familie* hohe Güter sind - anzustrebende Ideale nicht zuletzt im Hinblick auf die Erhaltung und Vervollkommnung des Menschengeschlechts.

Man sollte meinen, dass die Lehre der Kirche alles unternimmt, um die praktische Verwirklichung dieser Werte nach Kräften zu fördern. Doch leider ist das Gegenteil der Fall.

Empfängnisverhütung und Abtreibung

Die Enzyklika Pauls VI. „Humanae vitae" aus dem Jahr 1968 gilt weiterhin – zumindest „*pro foro externo*". Im unmittelbaren Anschluss an die Verurteilung von Abtreibung und Sterilisierung als Mittel der Geburtenkontrolle besagt ihr Kernsatz: „*Ebenso ist jede Handlung verwerflich, die entweder in Voraussicht oder während des Vollzugs des ehelichen Aktes oder im Anschluss an ihn beim Ablauf seiner natürlichen Auswirkungen darauf abstellt, die Fortpflanzung zu verhindern, sei es als Ziel, sei es als Mittel zum Ziel."* Verworfen wird jede Form des Einsatzes von Kontrazeptiven, so als wäre der Gebrauch von Pille oder Kondom gleichzusetzen mit der Tötung des Fötus im Mutterleib. Der dieser kirchlichen Vorschrift inhärente Widerspruch ist eine der entscheidenden „Produktschwächen" der herrschenden Sittenlehre. Ganz abgesehen von den unbarmherzigen indirekten Auswirkungen des Kondomverbots auf die Bekämpfung von Aids und anderer Geschlechtskrankheiten in Afrika und anderswo.

Die Alternative lautet: entweder aktive Mitwirkung der Kirche an der Verbreitung von Kontrazeptiva ab Ausgang der Kindheit oder Mitschuld am weiteren Ansteigen der Zahl der Abtreibungen – *tertium non datur*.

Vorehelicher Geschlechtsverkehr und Ehevorbereitung

Im geltenden katholischen Katechismus lesen wir:

2350. Die Brautleute sind aufgefordert, die Keuschheit in Enthaltsamkeit zu leben. Sie sollen diese Bewährungszeit als eine Zeit ansehen, in der sie lernen, einander zu achten und treu zu sein in der Hoffnung, dass sie von Gott einander geschenkt werden. Sie sollen Liebesbezeugungen, die der ehelichen Liebe vorbehalten sind, der Zeit nach der Heirat vorbehalten. Sie sollen einander helfen, in der Keuschheit zu wachsen.

1632. Damit das Ja der Brautleute ein freier, verantwortlicher Akt ist und damit der Ehebund feste und dauerhafte menschliche und christliche Grundlagen hat, ist die Vorbereitung auf die Ehe höchst wichtig.

Stellen wir noch einmal, ganz im Sinne der kirchlichen Tradition, den hohen Wert der Ehe inklusive ihrer angestrebten Unauflöslichkeit dar. Drei Güter charakterisieren die christliche Ehe: Kinder zu zeugen und zu erziehen, den Sexualtrieb zu befriedigen und einander in den Fährnissen des Lebens beizustehen (Lehre von den „*tria bona matrimonii*“).

Wenn man die weiter oben genannten Fakten (frühe Reife, hohe Lebenserwartung, höherer Anteil von gut ausgebildeten Frauen, Erfüllung in der oder Zwang zur weiblichen Erwerbstätigkeit, hohe Scheidungsrate, etc.) in Rechnung stellt, ergibt sich die Frage, wie die die als „höchst wichtig“ erachtete katholische Ehevorbereitung auszusehen habe.

Erinnern wir uns an Friedrich Schillers weisen Rat: „*Drum prüfe, wer sich ewig bindet, // Ob sich das Herz zum Herzen findet. // Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang*.“

Wie sollen Ehewillige prüfen, ob sie wirklich auf viele Jahrzehnte „miteinander können“, wenn ihnen Geschlechtsverkehr und Verhütung verboten sind? Glaubt die Kirche wirklich, dass es genügt, einander tief in die Augen zu sehen, um herauszufinden, ob man lebenslang zueinander passt? Müsste der Ratschlag der Kirche nicht eher lauten: wartet zu mit dem Heiraten, bis ihr ein wenig Erfahrung gesammelt habt, bis ihr im Beruf Erfüllung gefunden habt, bis ihr auch durch das Erleben einer reiferen körperlichen Liebe hundertprozentig sicher seid, miteinander leben und Kinder zu zeugen zu wollen. Wenn es so ist – und es besteht kein Zweifel daran, dass es so ist – dass Kinder intakte Ehen, „Nestwärme“ und elterliches Vorbild brauchen, dann ist doch alles daran zu setzen, dass Ehen nicht ohne ausreichende Stabilitätsaussichten geschlossen werden. Die Frau von heute ist über rund drei Jahrzehnte fruchtbar, ihren natürlichen Kinderwunsch sollte sie sich erst dann erfüllen, wenn sie sich so weit stabilisiert hat, dass sie zusammen mit ihrem Mann die oben erwähnten Bedingungen erfüllen kann. Und „Wunschkinder“ werden größere Chancen haben, glückliche Menschen zu werden.

Auch hier muss auf den inhärenten „Produktwiderspruch“ in der kirchlichen Sittenlehre hingewiesen werden, der darin besteht, einerseits die Ehescheidung zu verurteilen (und darüber hinaus an einer Ehe gescheiterten Wiederverheirateten die Sakramente zu verweigern) und andererseits alles zu verbieten, was zu einem tieferen Verstehen künftiger Eheleute beizutragen geeignet ist.

Anmerkung: Die obigen Überlegungen dürfen nicht als Aufruf zur Promiskuität verstanden werden. Die der menschlichen Natur entsprechende Partnersuche muss vielmehr verantwortungsvoll und unter Bedachtnahme auf liebendes, geistiges Verstehen erfolgen.

Sexualfeindlichkeit, Doppelmoral, Heuchelei

Im Juni 1995 unterschrieben eine halbe Million Menschen in Österreich das erste Kirchenvolksbegehren. Die auf eine „geschwisterliche Kirche" gerichtete Aktion war durch aufgedeckte sexuelle Missbrauchsfälle ausgelöst worden und hatte drei Schwerpunkte:

1. Volle Gleichberechtigung von Frauen in allen kirchlichen Ämtern
2. Freie Wahl zwischen zölibatärer und nicht-zölibatärer Lebensform
3. Positive Bewertung der Sexualität als wichtiger Teil des von Gott geschaffenen und bejahten Menschen

Leibfeindlichkeit ist im Lauf der Kirchenentwicklung zu einer wesentlichen „Produktschwäche" geworden. Sie hat aber auch Auswirkungen auf die „Vertriebsorganisation": nicht nur in Österreich, sondern weltweit kamen Vorgänge ans Tageslicht, die eindeutig die Folge eines verklemmten Verhältnisses zur Sexualität waren. Eine tiefe Vertrauenskrise zwischen Hierarchie und Weltchristen war die Folge. Zweifellos würde die Abschaffung des Pflichtzölibats schon von der ersten Stunde der Priesterausbildung an zu einer geistigen Entkrampfung des gesamten Klerikerstandes führen. Man überlege nur, was es heißen muss, wenn der zölibatäre Priester in der Phase seiner vollen Manneskraft einer attraktiven Frau die Beichte etwa mit Schwerpunkt auf dem sechsten Gebot abzunehmen hat.

Der Kirche und ihren Glaubensinhalten schaden in diesem Zusammenhang immer wieder nachweisbare Beispiele von (erzwungener) Doppelmoral. Dazu zählen nicht nur Fälle von Priestern (auch solchen im CV), die sich auf ihre Pension freuen, „weil sie dann endlich mit der Freundin zusammenziehen können". Zwar ist – im Sinne des eingangs Gesagten - nicht anzunehmen, dass die Aufhebung des Zölibats allein zu einer neuen Faszination des katholischen Glaubens für die Fernstehenden führen wird, doch immerhin müssten nicht so viele begabte und fähige Männer in der Lüge leben. Auch würde der ökumenische Dialog sicher erleichtert werden.

Ein weiteres Problem ist die offenbar immer häufiger praktizierte Lösung des Ehebandes durch kirchliche Gerichte – mit fadenscheinigen

Begründungen über die „*incapacitas*“ eines Ehepartners und gegen entsprechend hohe Gebühren. Wenn es stimmt, dass in Italien bereits jede fünfte Ehetrennung durch ein kirchliches Verfahren bewerkstelligt wird, dann ist das kein gutes Zeichen für die Glaubwürdigkeit der Kirche.

Zaghafte ökumenische Bemühungen

„Die Einheit aller Christen wiederherstellen zu helfen ist eine der Hauptaufgaben des Heiligen Ökumenischen Zweiten Vatikanischen Konzils. Denn Christus der Herr hat eine einige und einzige Kirche gegründet, und doch erheben mehrere christliche Gemeinschaften vor den Menschen den Anspruch, das wahre Erbe Jesu Christi darzustellen; sie alle bekennen sich als Jünger des Herrn, aber sie weichen in ihrem Denken voneinander ab und gehen verschiedene Wege, als ob Christus selber geteilt wäre. Eine solche Spaltung widerspricht aber ganz offenbar dem Willen Christi, sie ist ein Ärgernis für die Welt und ein Schaden für die heilige Sache der Verkündigung des Evangeliums vor allen Geschöpfen.“

Mit diesen Sätzen beginnt das Konzilsdekret über den Ökumenismus "*Unitatis redintegratio*" vom 21. November 1964. Es ist zweifellos eine inhaltliche Schwäche, dass es der katholischen Kirche in vier Jahrzehnten nicht gelungen ist, über freundschaftliche Treffen und Lippenbekenntnisse hinaus, tatsächliche institutionelle Brückenschläge zumindest zu den dogmatisch nahestehenden christlichen Bekenntnissen, vor allem zur Orthodoxie, zu Stande zu bringen. Es ist offensichtlich, dass „politische“ und „protokollarische“ Gründe mehr zur Aufrechterhaltung dieses *Ärgernisses* beitragen als dogmatische Differenzen. Was bitte spricht gegen Interkommunion und Interzelebration, wo Christus doch gelehrt hat „*Wo zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, da bin ich mitten unter ihnen‹ (Mt 18,20).*

Ist es wirklich nachvollziehbar, dass *„das Erreichen der Einheit, die wir uns wünschen, in erster Linie vom Willen Gottes abhängt, dessen Plan und Großherzigkeit das Fassungsvermögen des Menschen sowie seine Bitten und Erwartungen übersteigen*“? *(*Benedikt XVI. anlässlich der Gebetswoche für die Einheit der Christen am 25.1.2006). Der unbefangene Beobachter wird wohl sagen müssen: es gibt nichts Gutes, außer man tut es.

Ecclesia semper reformanda

Es wäre verlockend, noch an anderen Beispielen darzustellen, dass die katholische Kirche der Gefahr, zur bloßen Sekte zu verkümmern, nur dann entgehen wird, wenn sie sich nicht nur formalen, sondern auch inhaltlichen

Fragen im Dialog mit der Welt stellt. In formaler Hinsicht wird es dabei zunächst um die Überwindung überkommener Vorurteile gehen. Wie sagt doch Paulus so trefflich im Brief an die Galater (3,28): *„Es gibt nicht mehr Juden und Griechen, nicht Sklaven und Freie, nicht Mann und Frau; denn ihr alle seid «einer» in Christus Jesus“.* Das betrifft auch das Verhältnis Hierarchie-Weltchristen, wobei es um angemessene Mitwirkungsrechte der letzteren geht. Bezogen auf die Glaubensinhalte wird eine stärkere Rückbesinnung auf die jesuanische Kernbotschaft notwendig sein: auf der Basis seines universellen Liebesgebots die Würde des Nächsten zu achten und aktiv am Aufbau einer geschwisterlichen Gesellschaft mitzuwirken.

Dieser Artikel erschien in der „Academia“ (Zeitschrift des ÖCV) im März 2009

ERNST EXNER (Pan, A-P)

HEIL CV, DU MEINE WELT!

50 Jahre neue ÖCV-Hymne

Anno dazumal Spezial

Vom 25. bis zum 29. Mai 1960 tagte in Wien unter dem Vorort A.V. Norica im Niederösterreichischen Landhaus die II. Cartellversammlung. Auf der Tagesordnung stand unter anderem auch die Beschlussfassung über eine neue Textfassung der ÖCV-Hymne.

Eine solche war zum ersten Mal bereits 14 Jahre vorher auf der Cartellversammlung 1946 angeregt worden. Aber wie lautet schon ein altes Sprichwort: „Gut Ding will Weile!"

Die Anfänge des ursprünglichen Textes und der Melodie, die der späteren Hymne vorausgegangen sind, reichen bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurück.

Ein „Rheinlied" von Otto Julius Inkermann (1823-1862) aus dem Jahr 1848 beginnt mit den Verszeilen „Strömt herbei, ihr Völkerscharen zu des deutschen Rheines Strand: wollt ihr echte Lust erfahren, o so reichet mir die Hand". Mögen in weiterer Folge auch „tausend schöne Frauen" locken, so ist es doch klar: „nur am Rheine darfst du frein". Selbstverständlich gilt „Nur am Rheine will ich trinken, einen echten deutschen Trank" und schließlich wünscht sich der Sänger auch: „nur am Rheine will ich sterben, nur am Rhein grabt mir mein Grab".

Man findet diesen Text in keinem österreichischen Kommersbuch. Nachlesen kann man ihn im „Allgemeinen Deutschen Kommersbuch" einschließlich der 165. Auflage aus dem Jahr 2008.

Anders ist es mit der feierlichgetragenen Melodie, die der Kapellmeister Peter Johann Peters (1820-1870) um 1867 dazu geschaffen hat. Sie lebt bis heute und ihr wurden vielfach neue Texte unterlegt.

Der deutsche CV singt dazu sein Bundeslied „Lasst ihr buntbemützten Scharen" nach Heinrich Gassert (1857-1928, K.D.St.V. Hercynia Freiburg), dem „Sänger des CV", von dem auch der Text zu dem Lied „Reicht von der Wand mir dort hernieder" stammt.

Der österreichische CV sang dazu viele Jahre „Einer Farbe, einem Glauben" nach einem Text von Ludwig Besse (1806-1863) aus der Zeit um 1828. Sein Gedicht wurde zunächst zu der Melodie von „Fern in Süd das schöne Spanien", einem Gedicht von Emanuel Geibel (1815-1884), das der zu seiner Zeit sehr bekannte Komponist Carl Gottlieb Reißiger (1798-1859) vertont hatte, gesungen und erst später der Komposition von Peter Johann Peters unterlegt.

Die einer Allgäuer Landsmannschaft zugedachten Verse von Ludwig Besse sind Ausdruck des romantischen Heimatverständnisses und Heimatbewusstseins der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, wie es auch im „Rheinlied" von Otto Julius Inkermann betont wird. Sie endeten ursprünglich mit den Worten „.... und Algovia, meine Welt".

Daraus wurde im ÖCV „Heil CV, du meine Welt!"

Der MKV bestimmte auf seiner Kartellversammlung 1949 das Lied mit der Schlusszeile „Heil MKV, du meine Welt!" zu seinem auch heute noch ansonsten unverändert gesungenen Bundeslied.

Im ÖCV wurde allerdings bereits nach dem Zweiten Weltkrieg dieser Text, der außer der geänderten Schlusszeile keinen wie immer gearteten Bezugspunkt zu den Prinzipien des katholischen Farbstudententums aufweist, von vielen als nicht mehr zeitgemäß empfunden.

Warum soll denn auch eine Taube fromm sein? Dass sie das Symbol des Heiligen Geistes ist, kann es ja allein nicht sein. Warum hängt also ein Chargierter mit hoch gezogenem Schläger und jeder andere Sänger an der Kommerstafel wie die frommen Tauben seiner lieben Heimat an? Warum will er, wo er lebt, auch sterben und wer garantiert ihm schon, dass sich's dann wirklich gut ruht? Und da er im Allgemeinen kein Waldbesitzer ist, müssen ihm Eichen und Buchen auch nicht mehr als Gut und Geld bedeuten! Sei's darum: O du teure, liebe, werte, runde, kleine, heit're Welt, der er sicher immer gehören und in der er immer sein will. Auch wenn er keiner der schwörenden Fremdlinge und schon gar kein Söldner ist, muss ihr sein Wort allein genügen.

So kam es bereits auf der Cartellversammlung 1946 zu folgendem Beschluss:

„Zur Erlangung einer wirklichen CV-Hymne, die der ideellen und historischen Bedeutung des Cartellverbandes entspricht, ist ein Preisausschreiben zu veranstalten."

Der Cartellversammlung 1949 lagen dann zwei Entwürfe vor. Der eine war zu pathetisch: „Auf und ab die Lose steigen in der Zeiten Wechselgang", der andere dem Nachkriegsgeist zu sehr verpflichtet: „Dass die Heimat glücklich werde, andern Ländern wieder gleich!"

So kam es zu einem neuerlichen Beschluss:

„Die CVV befürwortet eine Änderung des CV-Bundesliedes und empfiehlt den Korporationen, alles daranzusetzen, zur alten Melodie des CV-Liedes einen neuen Text zu schaffen. Der Bildungsreferent wird mit der Auswahl betraut."

Der Cartellversammlung 1951 lagen vier Entwürfe vor. Auch für sie konnte man sich nicht entscheiden, sie waren, wie schon zwei Jahre davor, zu pathetisch und zu zeitgebunden. Ein Expertenkomitee wurde eingesetzt. In die Tagesordnung zur Cartellversammlung 1952 wurde zwar der Punkt „Resolution bez. CV-Lied" aufgenommen, es kam aber lediglich zu der lapidaren Feststellung „Wir wollen jede Neufassung im Auge behalten, aber keinen Termin setzen."

Damit war die Angelegenheit für einige Jahre vom Tisch.

AUF DES GLAUBENS FELSENGRUNDE
STEHE DU, CARTELLVERBAND,
WOHLGEEINT ZU JEDER STUNDE
TREU ZU GOTT UND VATERLAND!
UNSERM ÖSTERREICH ZUR EHRE,
WAS AUCH BRINGEN MAG DIE ZEIT,
UND ZUM SCHUTZE DER ALTÄRE
SIEH' UNS, HERR, IM KAMPF BEREIT!

1958 hat der damals in Salzburg lebende Regierungspräsident a.D. Dr. Wilhelm Jordans (K.D.St.V. Bavaria Bonn und A.V. Austria Innsbruck, + 1978) dem deutschen und 1960 auch dem österreichischen CV ein neues Bundeslied vorgeschlagen. Die Texte „Lasst ihr buntbemützten Scharen" und „Einer Farbe, einem Glauben" wollte er unverändert beibehalten, warb aber für eine neue Melodie. Diese seine eigene Vertonung war allerdings sehr stark von dem Lied „Schwört bei dieser blanken Wehre" von Hanns Treidler (1853-1926, S! Ghibellinen Wien) beeinflusst, ohne über dessen Schwung zu verfügen. Seine Ideen wurden in beiden Verbänden nicht aufgegriffen.

Die Beibehaltung der überlieferten Melodie von Peter Johann Peters stand von vorneherein außer Frage. Sie war so populär, dass ihr in den Jahrzehnten davor bereits zahlreiche neue Texte, wie etwa „Wieder flechten wir zum Kranze" von Caesar Flaischlen (1864-1920) oder „Sei gegrüßt, du Stadt der Lieder" von Hans Löw (1902-1937, Baj), unterlegt wurden. Einige Verbindungen, unter ihnen sogar die AV Edo-Rhenania zu Tokio, singen zu dieser Melodie ihr Bundeslied.

1960 war es Peter Diem (Rd), der in der ACADEMIA mit einem ausführlichen Beitrag „Das alte Lied vom neuen CV-Lied" die Diskussion wieder in Schwung brachte. Er bezeichnete die bisherige CV-Hymne als „das gedankenloseste Provisorium, das in katholisch-österreichischen Kreisen je errichtet wurde" und stellte die Frage: „Wäre es nicht an der Zeit, diesem unvergleichlichen Freundesbund nun auch eine entsprechende Hymne zu geben?"

Er umriss auch die Schwerpunkte, die eine neue CV-Hymne vermitteln sollte:

„Für eine richtige CV-Hymne erscheint eine gleichmäßige Berücksichtigung der religiösen Fundierung unseres Verbandes, seiner Treue zu einem freien und unabhängigen Österreich, seiner akademischen Einstellung und seines alle Verbindungsmitglieder erfassenden Freundesbandes unerlässlich."

Eine weitere Folge der ACADEMIA konnte darüber berichten, dass der Artikel von Peter Diem ein breites Echo ausgelöst hatte.

Aus zwölf Vorschlägen für eine neue ÖCV-Hymne wurden schließlich durch den ÖCV-Bildungsreferenten, dem späteren Universitätsprofessor und langjährigen Vorsitzenden des Bundesrates Herbert Schambeck (Rd) und den von ihm zur Beratung beigezogenen Cartellbrüdern drei ausgewählt. Sie wurden ohne Nennung der Autoren in der ACADEMIA und in einem Sonderdruck veröffentlicht.

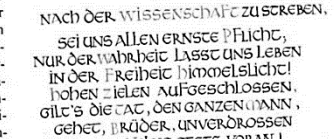
Im Begleittext betonte man: „Das CV-Lied muss zunächst inhaltlich geeignet sein", es muss „die zeitlosen Grundlagen und Ziele des CV berücksichtigen." Der Text soll „sprachlich einwandfrei aufgebaut" sein, über ein „Minimum an dichterischem Ebenmaß" verfügen und „in schlichten Worten abgefasst sein", denn „schwülstige Phrasen, barocke oder schwärmerische Ausdrucksweise werden im Festlied des CV des 20. Jahrhunderts ihre Wirkung verfehlen."

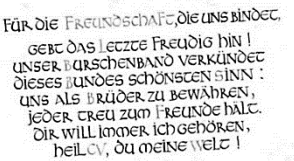
Der ACADEMIA wurde eine Antwortkarte beigelegt und die Leser zu einer „Abstimmung" aufgerufen, an der sich vor allem Alte Herren beteiligten. Von den rund 500 Antworten entfiel die Hälfte auf jenen Text, der nach eingehender Diskussion auch auf der Cartellversammlung angenommen wurde und von dem sich später herausstellte, dass ihn Peter Diem eingereicht hatte.

Mit geringen Veränderungen wurde er am 13. Juli 1960 von der Verbandsführung beschlossen und kundgemacht.

Mit den Verszeilen „Auf des Glaubens Felsengrunde stehe du, Cartellverband, wohlgeeint zu jeder Stunde, treu zu Gott und Vaterland!", „Nach der Wissenschaft zu streben sei uns allen ernste Pflicht; nur der Wahrheit lasst uns leben in der Freiheit Himmelslicht!" und „Für die Freundschaft, die uns bindet, gebt das letzte freudig hin! Unser Burschenband verkündet dieses Bundes schönsten Sinn!" wird seit fünfzig Jahren in überzeugender Weise das Bekenntnis zu den Prinzipien zum Ausdruck gebracht, um in den ewig gültigen Ruf zu münden:

„Heil CV, du meine Welt!" ■





Kanzlei
Ludwig und Andreas Kollmann
(beide BbW)

beh. konz. Immobilientreuhänder und Makler

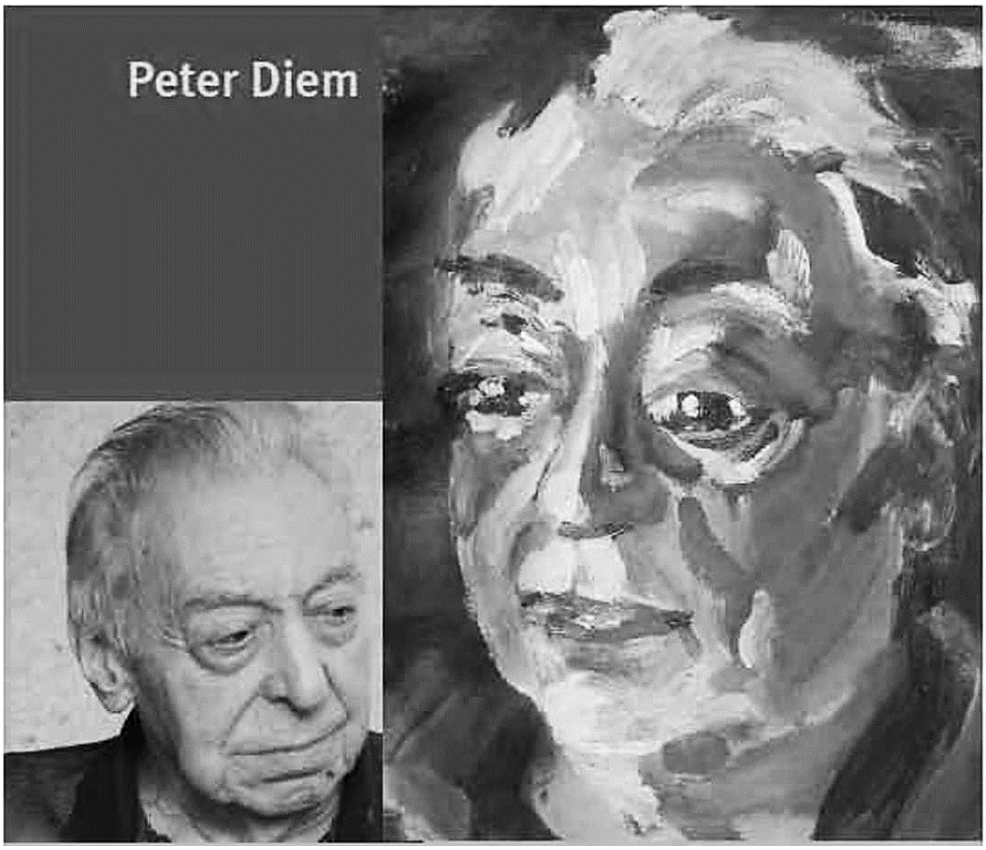
Mitglied des Ehrenschiedsgerichtes

1010 Wien, Parkring 10
Tel.: 512 91 80, Fax: 512 36 25
Ing. L. Kollmann: 0664/45 42 339
Ing. A. Kollmann: 0664/39 65 669
E-Mail: hausverwaltung@a1.net

Wir empfehlen uns zur Gesamt- oder Teilverwaltung von Zins-, Eigentums- und Bürohäusern sowie Kauf und Verkauf von Zinshäusern und Eigentumswohnungen.

Fachmännische persönliche Beratung!

Besonderes Entgegenkommen für Bundes- und Cartellbrüder!



WILFRIED DAIM

Querdenker zwischen Rot und Schwarz

EDITION **STEINBAUER**

Dieses Buch ist im Verlag „Edition Steinbauer“ erschienen und kann im Buchhandel unter der

ISBN: 978-3-902494-50-4

für € 22,50 erworben werden.

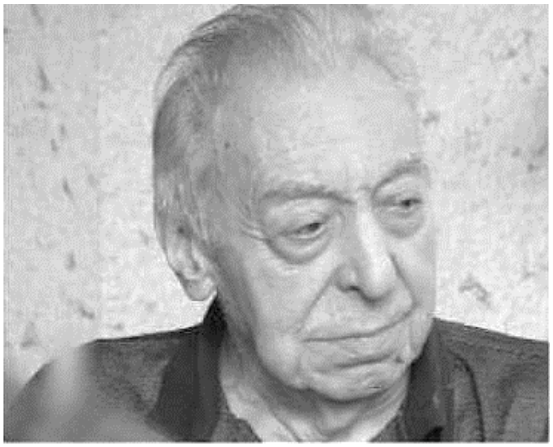
Für Informationen oder Anfragen wenden Sie sich bitte an den Verlag.

Edition Steinbauer GmbH
Halbgasse 27/30
A-1070 Wien
Tel./Fax: +43 (1) 523 0224
e-mail: presse@edition-steinbauer.com

www.edition-steinbauer.com

Peter Diem

Wilfried Daim



Querdenker zwischen Rot und Schwarz

EDITION STEINBAUER
Wien 2011

Dieses Buch entstand mit Unterstützung durch:
Die Kulturabteilung der Stadt Wien, Wissenschafts- und Forschungsförderung

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Edition Steinbauer
Alle Rechte Vorbehalten
© Edition Steinbauer GmbH
Wien 2011
Coverbild: Portrait von Julia Logothetis Fotos: Peter Diem
Redaktion: Reingard Grübl-Steinbauer Druck: Druckerei Theiss GmbH
Printed in Austria
ISBN 978-3-90249-50-4
www.edition-steinbauer.com

Inhalt

7 Vorwort von Norbert Leser
11 Einleitung
13 Vom Arbeitersohn zum internationalen Schriftsteller
54 Graphologie, Parapsychologie, Psychoanalyse, Astrologie
66 Neuinterpretation der Tiefenpsychologie
77 „Der Mann, der Hitler die Ideen gab."
91 Ist der Menschheitsselbstmord unausweichlich?
100 „Die kastenlose Gesellschaft" - das Prinzip der universellen Brüderlichkeit
125 „Zur Strategie des Friedens" - ein Machwerk?
131 Die Entfeudalisierung der katholischen Kirche: „Kirche und Zukunft"
149 „Linkskatholizismus", „progressiver Katholizismus" oder„revolutionäres Christentum"?
160 Der gute Christ - ein Revolutionär?
166 Die vatikanische Ostpolitik
167 Das Bundesheer - eine Illusion?
177 China und Europa
179 Der Psychologe als Kunstsammler
193 Wilfried Daim - Werk und Wirkung
200 Anhang
200 Bücher von Wilfried Daim
201 Ausgewählte Artikel, Buchbeiträge und Vortragstexte von Wilfried Daim
204 Literatur und audiovisuelle Quellen
206 Bildnachweis

Vorwort

Mit der vorliegenden Biographie über Wilfried Daim legt Peter Diem erstmals eine sachlich längst fällige Würdigung eines großen und vielseitigen Zeitgenossen vor, der trotz dieser seiner Vielseitigkeit oder gerade wegen dieser und der schwierigen Einordenbarkeit seines Gesamtwerkes bisher nicht die ihm gebührende Beachtung gefunden hat.

Daim ist ein schwieriger und daher auch nicht leicht in den Griff zu bekommender Mensch mit einem weiten geistigen Spektrum, das aber von Peter Diem sachkundig und kongenial behandelt wird. In Wilfried Daim vereinigen sich nicht nur verschiedene wissenschaftliche Disziplinen, sondern darüber hinaus auch durch seine Persönlichkeit repräsentierte Geistesmächte, wie Kunst und Religion. Sein biographisch ursprünglichster Zugang zur geistigen Welt erfolgte durch das Studium und die von ihm auch geübte Praxis der Psychologie, ein Gebiet, auf dem er Bahnbrechendes geleistet hat. Seine Hinwendung zur Tiefenpsychologie war seine eigenständige Leistung und ein Entschluss, der durch das an der Universität Wien unter dem Einfluss des langjährigen Ordinarius des Faches, Hubert Rohracher, nicht gefördert, sondern behindert wurde. Rohracher lehnte jede Art von Tiefenpsychologie als unwissenschaftlich ab. Es bleibt mir unvergesslich, dass Rohracher als zuständiger Ordinarius der Enthüllung einer Büste in der Säulenhalle, Sigmund Freud darstellend, demonstrativ fernblieb, während der medizinische Dekan, Hans Hoff, die Zeremonie vornahm und die der Bedeutung des weltbekannten Sigmund Freud angemessene Laudatio hielt. Daim ließ sich durch die Einseitigkeit und Engstirnigkeit des damaligen akademischen Lehrbetriebes nicht von seinem Weg abbringen, es war aber auch ein Vorteil für ihn, sich die empirischen Methoden, in denen sich die damalige Psychologie erschöpfte, anzueignen und über ein gehirnphysiologisches Thema, wie das Merken von Telefonnummern, zu dissertieren.

Doch auch im Rahmen der Ausbildung zum Psychotherapeuten folgte er nicht ausgetretenen Pfaden, er bewegte sich im Rahmen des Wiener Arbeitskreises für Tiefenpsychologie unter der Leitung Igor Carusos, bei dem er auch eine Lehranalyse machte, wenn auch nicht vollendete. Was diese Gruppe von der klassischen und offiziellen Psychoanalyse Freudscher Prägung unterschied, war die größere Aufgeschlossenheit gegenüber religiösen und geisteswissenschaftlichen Ansätzen. Obwohl sich Daim immer wieder als „Psychoanalytiker“ bezeichnete, war er doch zwar methodisch Freudianer, aber keineswegs weltanschaulich mit dem Materialisten und Atheisten Freud konform. Ja er bemühte sich erfolgreich, die klassische Psychoanalyse einer „Umwertung“ zu unterziehen und mit

dem Begriff, aber auch dem Mysterium der „Erlösung“ in Beziehung zu setzen. Daher war er auch weit davon entfernt, die Tiefenpsychologie bloß als Instrument zur Anpassung an ein sozialkonformes Verhalten zu verstehen, sondern betrachtete es als deren und als seine persönliche Aufgabe, den Weg zu höheren geistigen Mächten und Werten zu eröffnen. In dieser Beziehung stand er dem Grundgedanken Viktor E. Frankls, dass der Mensch nicht aus dem Körper allein, aber auch nicht bloß aus Körper und Seele, sondern auch aus dem Geist bestehe, der sich nicht auf körperliche Vorgänge reduzieren lässt, nahe.

Daim verstand es aber auch, die Tiefenpsychologie für die Deutung und Beeinflussung politischer Vorgänge fruchtbar zu machen, wie schon aus dem Titel seines „Instituts für politische Psychologie“, das im Grunde ein Einmann-Betrieb war, hervorgeht. Daim war trotz seiner Mitgliedschaft bei der CV-Verbindung „Rudolfina“ kein Parteigänger des konservativen politischen Lagers, schloss sich aber auch sonst keiner politischen Gruppierung an. Daim war und blieb ein Einzelgänger und Einzelkämpfer, was ihn nicht hinderte, gelegentlich auch bei kollektiven Aktionen, wie bei dem von ihm vorgeschlagenen Bundesheervolksbegehren mitzumachen.

Daim wäre auch ein würdiger Vertreter des Faches Soziologie an einer österreichischen Universität gewesen. Vor allem sein Hauptwerk „Die kastenlose Gesellschaft“ hätte nicht nur ihm, sondern auch jener Fakultät zur Ehre gereicht. Aber die Tatsache, dass es trotz mancher Anläufe und Avancen nie zu einer akademischen Etablierung kam, hängt wieder mit der Persönlichkeitsstruktur und dem Auftreten Daims in der Öffentlichkeit zusammen. Das Bild, das er vermittelte, war das eines lustigen und lärmenden Menschen, der zu Heiterkeitsausbrüchen neigte und anregte. Er schlug sich mit beiden Händen, die eigenen Ausführungen beklatschend, auf die Schenkel, trug nie einen richtigen Anzug mit Krawatte, sondern lief meist im Pullover herum. So hatte er Schwierigkeiten, die Schwelle des akademischen Lebens, das nun einmal auch mit Formalismen zusammenhängt, zu überschreiten und jenseits dieser Schwelle akzeptiert zu werden.

Daim hatte aber auch Schwierigkeiten, in der katholischen Kirche, an deren Leben er von Jugend an aktiv teilnahm, jenen Platz einzunehmen, der seiner Bedeutung entsprochen hätte. Er akzeptierte die dogmatische Kompetenz und Autorität des Papstes und der Bischöfe, nicht aber deren Ingerenz auf das politische Leben. So wurde er, der im Grunde ein eher konservativer Mensch war, durch sein Programm der Entfeudalisierung der Kirche als Revolutionär empfunden. Zusammen mit Friedrich Heer und August M. Knoll, durch den ich Daim erst kennenlernte, arbeitete er ein

Programm in der programmatischen Schrift „Kirche und Zukunft“ aus. In diesem Sinne war er ebenso wie Heer und Knoll Linkskatholik. Knoll sprach auch Daims Grundüberzeugung aus, wenn er in seinen Vorlesungen wiederholt sagte: „Mindszenty ist ein Opfer des Antichrist geworden, aber auch der feudalen Kirche Ungarns“. Knolls und Daims Aussagen bezogen sich aber nicht nur auf das benachbarte Ungarn, sondern auch auf den politischen Katholizismus Österreichs, dessen Symbol in der Zwischenkriegszeit Prälat Ignaz Seipel war, dessen Wirken der ebenfalls linkskatholische Ernst Karl Winter schon zu dessen Lebzeiten einer fundamentalen Kritik unterzog.

Nicht nur kritisch, sondern prinzipiell ablehnend standen Daim und seine Kampfgenossen dem Nationalsozialismus und dem deutschen Militarismus gegenüber. Daims Friedensinitiativen und seine Überlegungen zum Überleben der Menschheit hingen ursächlich mit der physischen Kriegsverletzung, an deren Folgen er zeitlebens litt, aber auch mit der Traumatisierung durch den Krieg zusammen.

Es ist wohl auch kein Zufall, dass das Werk, das Daim international am meisten bekannt machte, die Auswertung eines Gesprächs mit dem entsprungenen Mönch Lanz von Liebenfels betraf, den er zusammen mit Knoll besuchte und dessen fragwürdigem Schaffen er sich später widmete. „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ betrifft nicht etwa eine vernachlässigenswerte Kuriosität, sondern eine Persönlichkeit mit dämonischen und apostatischen Zügen, die den Weg Hitlers kreuzte und Einfluss auf seine Gedankenwelt nahm. Die „Theozoologie“ war selbst Hitler zu verrückt, so dass Lanz von Liebenfels während des Dritten Reiches Schreibverbot hatte, wohl auch um Hitler nicht auch den Ruhm, der einzige Schöpfer der abstrusen rassistischen Ideenwelt zu sein, streitig zu machen. Jedenfalls hatte August M. Knoll Lanz von Liebenfels im Auge, wenn er wiederholt den Ausspruch tat: „Der Nationalsozialismus war jene Bewegung, die der österreichischen Narretei das preußische Schwert geliehen hat“. Ohne dieses Schwert wäre auch der österreichische Antisemitismus eine obskure und für die Juden letztlich unschädliche Randerscheinung geblieben, was man auch zur Entlastung Karl Luegers, der gerne, aber fälschlich als Vorläufer Adolf Hitlers apostrophiert wird, anführen muss. Daim hat einen guten Teil seines Schaffens und seiner ins Internationale ausgreifenden Überlegungen dem Erlebnis des Krieges und seiner verheerenden Folgen entnommen, das ihn auch zu seinen Gedanken über die drohende Selbstvernichtung der Menschheit inspirierte.

Daims Werk und Wirken hat aber nicht nur weitere Auswirkungen auf die Wissenschaft und die Politik gehabt, sondern hat auch auf den Bereich der

Kunst übergegriffen. Der Spürsinn und die Neugier des Psychologen, der Wurzeln aufspürt und bloßlegt, haben sich nicht im Sammeln und Sichten zeitgenössischer Kunst, die er in seinem Buch „Meine Kunstabenteuer“ darlegt, erschöpft. Sein Instinkt hat ihn auch befähigt, halb oder ganz vergessene Maler wie den im Roten Wien populär gewesenen Otto Rudolf Schatz und den Maler Franz Probst, dem er zu später, wenn auch nur kurz währender Blüte verhalf, aufzuspüren und für die Öffentlichkeit aufzubereiten. Die Tätigkeit Daims als Sammler und Kunsthistoriker ist ein beachtliches Lebenswerk für sich, das ihn schon allein zu einer zeitgeschichtlichen Figur erheben würde. Natürlich hängt dieser Trieb zum Sammeln und an die Öffentlichkeit-Bringen mit dem Forschertrieb des Psychologen, mit dem Weit- und Tiefblick eines Mannes, der in die Abgründe des Menschlichen und Unmenschlichen blickt, zusammen. Er verdient aber auch als eigene und in ihrer Art einzigartige Leistung gewürdigt zu werden. Die Tatsache, dass sein Sohn Falko ein führender Museumsdirektor geworden ist, verdient ebenfalls als Indiz dafür hervorgehoben zu werden, dass sich Begabungen und Neigungen oft vererben. Diese Aktivität Daims illustriert aber auch, dass Daim kein weltfremder Phantast und Schwärmer ist, sondern sich auch am Kunstmarkt erfolgreich zu bewegen vermag, was wiederum auf eine kommerzielle Ader, die vielen Privatgelehrten abgeht, schließen lässt. Wenn man sich das Lebenswerk von Wilfried Daim vergegenwärtigt, der nun auch noch zu seinen Lebzeiten, wenn auch schon hochbetagt, seinen Biographen gefunden hat, muss man lange suchen und wohl nur wenige, wenn überhaupt jemanden finden, der ihm gleichwertig oder gar überlegen ist. Das Problem der Vergleichbarkeit und Rangbestimmung von Persönlichkeiten hat mich immer wieder beschäftigt. Da es Zufälle weder im Bereich der mechanischen Kausalität der Natur noch in der Welt des Geistes gibt, die von verschlungenen Bezogenheiten, Koinzidenzen und Parallelen voll ist und sich in bedeutungsvollen Umwegen vollzieht, betrachte ich es als keinen Zufall, dass die Einladung von Peter Diem, ein Vorwort zu seinem Buch über Wilfried Daim zu schreiben, gerade dann an mich ergangen ist, als ich eben ein Buch vollen- det hatte, das im kommenden Frühjahr unter dem Titel „Skurrile Begegnungen - Mosaike zur österreichischen Geistesgeschichte“ parallel zur Biographie Daims erscheinen wird. Die Anregung zu diesem Buch, in dem ich 28 Persönlichkeiten biographisch behandle und damit gleichzeitig eine Art Autobiographie schreibe, was zusammen eine Art Zeitgeschichte aus persönlicher Sicht ergibt, kam von William M. Johnston, dem Autor des bekannten Werkes über die österreichische Geistesgeschichte „The Austrian Mind“, mit dem ich mich vor Jahren auf einer Reise durch die alten österreichischen Kronländer Bukowina und Galizien angefreundet habe. Johnston bezeichnet in seinem Vorwort zu meinem Buch dieses als

„Österreichische Ahnengalerie des 21. Jahrhunderts“. Weilte Wilfried Daim nicht noch unter den Lebenden, hätte ich ihn in dieses mein Werk aufgenommen. Ich hatte mich aber entschlossen, nur schon Verewigte in meinen Sammelband aufzunehmen, da die Beziehung zu noch Lebenden unabgeschlossen bleibt. Die Biographie Peter Diems gibt mir Gelegenheit, dem noch lebenden Wilfried Daim gleichsam außer Programm meine Huldigung darzubringen. Was uns nämlich auf jeden Fall verbindet, ist die Vielseitigkeit der Interessen und der geistigen Produktionen, sowie die Neigung zum Grenzgängertum, das sich bei Daim auch in der Beschäftigung mit Grenzgebieten und umstrittenen Disziplinen, wie Graphologie und Parapsychologie, manifestiert, bei mir hingegen die Form einer Brückenfunktion zwischen geistigen Strömungen, wie Katholizismus und Sozialdemokratie, angenommen hat. Den Stellenwert solcher Bemühungen, wie sie Daim und ich an den Tag gelegt haben, bestimmt ohnehin erst die Nachwelt, der wir aber durch einen Vorgriff Material liefern können. Doch auch die Nachwelt ist nicht die letzte Instanz, die bleibende Wirkung kann, darin sind sich Wilfried Daim und ich als gläubige Menschen einig, nur sub specie aeternitatis, also im Lichte der Ewigkeit, gewonnen werden.

Norbert Leser, im Jänner 2011

Einleitung

In diesem Buch soll das Lebenswerk Wilfried Daims nachgezeichnet werden. Es geht dabei nicht um einen genauen Lebensablauf, sondern um Inhalt und Wirkung seiner Publikationen. Deshalb ist der einleitende biographische Teil auch relativ kurz gehalten. Im Mittelpunkt des Buches stehen jene zwei Dutzend Bücher, die Daim zwischen 1948 und 2005 verfasst hat.

Das Leben von Wilfried Daim (Jahrgang 1923) ist in drei klar voneinander abgegrenzte Schaffensperioden gegliedert. Nach Mitwirkung im österreichischen Widerstand als junger Katholik und Militärdienst mit dreimaliger Verwundung studiert Wilfried Daim in Wien Psychologie und promoviert 1948.

Der erste Lebensabschnitt kann als die individualpsychologische Berufsphase bezeichnet werden. Er umfasst eine Lehranalyse, psychologische Beratungstätigkeit, graphologische Gutachten und zahlreiche Vorträge im In- und Ausland. Während Daim seine therapeutische Praxis aufbaut, publiziert er über die damals in Österreich wieder entdeckte Psychoanalyse. Seine beiden grundlegenden Werke „Umwertung der Psychoanalyse“ (1951) und „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1952) tragen den Stempel des katholischen Analytikers. Mit dieser seiner offen bekannten Einstellung sollte er in der Folge ziemlich allein bleiben. Es folgt die sozialpsychologische Periode. Sie beginnt mit dem Buch „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ (1958). Mit der Darstellung von Leben und Wirken des Wiener „Arier- Ideologen“ Lanz von Liebenfels wird Wilfried Daim schlagartig über Österreich hinaus bekannt. Dieses in drei Auflagen erschienene Buch ist bis heute die meist zitierte wissenschaftliche Quelle, wenn es um die Aufdeckung der geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus geht. Danach erarbeitet Daim auf der Basis von 200 Tiefeninterviews sein Hauptwerk, die „Kastenlose Gesellschaft“ (1960). Wenn auch nicht so bekannt wie das Buch über Lanz von Liebenfels, ist diese 500seitige Abhandlung deshalb so wichtig, weil sie Grundlage aller späteren Werke Daims wird. Zwischen 1962 und 1968 erscheinen sieben Bücher zum Themenkreis Kirchenreform und progressiver Katholizismus. Die meisten Diskussionen löste das mit Friedrich Heer und August M. Knoll gemeinsam publizierte Buch „Kirche und Zukunft“ aus, in dem Daim 29 Thesen zur „Entfeudalisierung“ der Katholischen Kirche aufstellte. Friedrich Heer (1916-1983) und August M. Knoll (1900- 1963) waren Daims wichtigste Weggefährten und Freunde, von denen er entscheidende Impulse empfing. In vieler Hinsicht kann man

den Lebensweg des Psychologen Daim mit jenem des ebenfalls als „Linkskatholik“ bezeichneten Historikers Heer vergleichen. Das gilt insbesondere für die schwierige Aufgabe, sein Wirken nachzuzeichnen. Wilfried Daim, der - ähnlich wie Ernst Karl Winter und Friedrich Heer ohne Chance auf eine voll anerkannte akademische Laufbahn - neben zwei Dutzend Büchern über 200 Fachbeiträge und Artikel veröffentlichte, bezog besonders am Anfang seiner beruflichen Tätigkeit sein Einkommen zu einem wesentlichen Teil aus Vorträgen und Medienauftritten.

Der nächste Anlass, der Wilfried Daim bekannt machte und ihn endgültig zum „Querdenker“ stempelte, war sein Eintreten für den Ersatz der militärischen Lan- desverteidigung durch ein System des gewaltlosen Widerstandes. Daim schlug im „Neuen Forum“ ein Volksbegehren zur Abschaffung des Bundesheeres vor und begründete seine pazifistischen Thesen in dem Buch „analyse einer illusion“ (1969). Zwar wurde das Volksbegehren nie eingeleitet, doch hatte die damit ausgelöste Diskussion wesentlichen Einfluss auf die Verkürzung der Wehrdienstzeit auf sechs Monate und die Einführung des Alternativdienstes (1971). Mit dem teilweise eher journalistisch geschriebenen Buch über „Die Chinesen in Europa“ (1973) endet Daims sozialpsychologische Schaffensperiode.

Daim widmet sich nun neben seiner therapeutischen Tätigkeit fast ausschließlich dem Sammeln von Graphik und Malerei. Er entdeckt die Zwischenkriegsmaler Otto Rudolf Schatz und Franz Probst und macht sie im Lauf der Jahre bekannt. In dieser kunstpsychologischen Lebensphase verfasst Daim kleinere und größere Abhandlungen über die beiden genannten Maler. 1997 stellt er seine Erfahrungen mit Kunstsammeln und Kunstkritik in dem großformatigen Band „Meine Kunstabenteuer“ zusammen. Das bisher letzte Buch des heute 87-Jährigen ist Franz Probst gewidmet: „Eine Kunst, die ans Ende will“ (2005) und zeichnet das Leben dieses Künstlers im Detail nach. Daims Kunstinterpretation ist stets handfest und konkret; „Hochschwefel“ (August M. Knoll) ist seine Sache nicht.

Ich bin mit Wilfried Daim verbunden, seit ich 1957 der CV-Verbindung K.Ö.St.V. Rudolfina beitrat, deren Mitglied er seit 1946 ist, und habe mich seitdem mit seinen Schriften immer wieder auseinandergesetzt. Daim galt immer als Nonkonformist und Querdenker und provozierte viele seiner Bundesbrüder nicht nur durch seine progressiven Thesen, sondern auch durch seine direkte und oft raubeinige Ausdrucksform. Viele seiner Bücher und Artikel habe ich schon in den sechziger Jahren in der „Academia“ und im „Neuen Forum“ kommentiert. Einiges davon kehrt in diesem Buch wieder.

Um Wilfried Daim - aber auch seinen Kritikern - halbwegs gerecht zu werden, war es notwendig, oft und ausführlich zu zitieren, denn nur der Originaltext zeigt in Inhalt und Form an, was diesen bedeutenden katholischen Denker und Publizisten und die Auseinandersetzung mit ihm ausmacht.

> Texte in kleinerer Schrift ohne Quellenangabe beruhen auf Gesprächen mit dem Verfasser im Herbst/Winter 2010 sowie auf persönlichen Aufzeichnungen von Wilfried Daim. Bücher von Daim werden nur mit Titel zitiert.

Vom Arbeitersohn zum internationalen Schriftsteller

> Ich bin ein Kind der Stadt. Die Leute meinen und spotten leichthin über unsereinen, Dass solch in Stadtkind keine Heimat hat. In meine Spiele rauschten freilich keine Wälder. Da schütterten die Pflastersteine. Und bist mir doch ein Lied, du liebe Stadt! Anton Wildgans (1881-1932)

Wilfried Daim, geboren am 21.7. 1923, hatte seine Maturaarbeit zum Thema dieses Gedichts zu verfassen. Statt das gesunde Landleben nach dem Motto „Blut und Boden“ zu loben und das Stadtleben als dekadent zu verurteilen, wie das 1942 von ihm erwartet wurde, schrieb der schon immer zum Widerspruch neigende Maturant genau im gegenteiligen Sinn. In der Besprechung der Arbeit meinte sein Lehrer: „Darin steckt schon etwas - aber Sie wissen, dass ich Ihnen kein ‚sehr gut’ geben kann - Ihretwegen lasse ich mich nicht einsperren.“ Und er verabschiedete seinen Schüler mit den Worten „Von Ihnen hören wir noch“. Man sollte von Wilfried Daim in den folgenden sechs Jahrzehnten in der Tat manches hören und manches lesen, das mit der jeweils herrschenden Lehre so überhaupt nicht übereinstimmte.

Vater Rudolf Daim, der „kleine Arbeiterführer“

Wilfried Daims Vater, Rudolf Daim (geboren am 1. 4. 1883), wuchs bei Verwandten auf. Seine Mutter, Wilfrieds Großmutter, hatte nicht den Kindesvater, son- dern einen anderen Mann, den früh verstorbenen „bürgerlichen Herrn Mörzinger“, geheiratet. Aus dieser Ehe stammten unter anderem Daims „Onkel Hans“ und seine „Tante Mutz“ (Maria).



Vater Rudolf Daim

Rudolf Daim war im Haushalt seiner kinderlosen Tante aufgewachsen und erwies sich als vielfältig begabter junger Mann. Schon als Kind hatte er sich in den Werkstätten verschiedener Handwerker umgesehen und sich dabei viele praktische Kenntnisse angeeignet. Schließlich lernte er die Fleischhauerei.

Doch vorerst wurde er zur k. u. k. Kavallerie eingezogen, was zu seiner großen Liebe zu Pferden führte, die

er auch an seinen Sohn weitergab. Aus dem Ersten Weltkrieg kehrte er als Artillerist zurück und arbeitete in der Wildbrethandlung seiner Verwandten in der Jörgerstraße, die jedoch aufgrund der miserablen wirtschaftlichen Lage und durch eine Erkrankung des Onkels immer schlechter ging. Rudolf Daim suchte sich daher eine neue Stelle, die er zunächst als Hilfsarbeiter und schließlich als professioneller Färber in einer nahegelegenen Fabrik fand.

Rudolf Daim fand bald in Hermine Pillinger eine Partnerin. Der geschickte Handwerker bastelte gern im gemeinsamen Heim und stellte sogar seine Hochzeitsschuhe zum Spaß selbst her, ebenso Matratzen und schließlich das Taufkleid für den kleinen Wilfried. Dieser erinnert sich, dass sein Vater auch das elektrische Licht in der Wohnung selbst eingeleitet hatte, Räume ausmalte, Uhren reparierte und sich nach Einführung des Radios in Österreich (1924) selbst einen Detektorempfänger baute, mit dem er gerne Musik hörte. Auch über einen Aufsteller für Spielkarten und ein Tretauto aus seiner Hand wird berichtet. Vater Rudolf Daim bedauerte ein Leben lang, keine höhere Schule besucht zu haben und belegte daher Kurse an der Volkshochschule Ottakring. Auch versuchte er stets, mit seinen Kindern mitzulernen und büffelte sogar Latein mit seinem Sohn Wilfried. Rudolf Daim legte großen Wert auf das „Schönschreiben“, was auch zu einer gelegentlichen Ohrfeige führte. Dieser Leistungsdruck störte schon damals seinen Sohn Wilfried.

Vater Daim war so etwas wie ein „kleiner christlicher Arbeiterführer“ (Wilfried Daim), der weder Aggressionen gegen die Sozialdemokratie und schon gar keine Berührungsängste mit den „Roten“ hatte. Er litt vielmehr unter dem autoritären Ständestaat und konnte den anderen Arbeitern, die meist Sozialisten waren und Vertrauen zu ihm hatten, jedoch wenig helfen. Gleichzeitig lehnte er den Nationalsozialismus strikt ab, stand also zwischen den Fronten.

Rudolf Daim wurde gegen Ende seiner Berufslaufbahn aus Krankheitsgründen in die Direktion versetzt. Doch konnte das seinen Tod nicht mehr abwenden. Er starb Anfang 1937 an einer Rippenfellentzündung. Im Hinblick auf die politische Entwicklung im Jahr darauf hatte ihm sein früher Tod sicher viel Leid erspart. Wilfried war zu diesem Zeitpunkt 14 Jahre alt und es ist anzunehmen, dass er die politisch tolerante Haltung seines Vaters sehr wohl mitbekam und auch schätzte. Er berichtet, dass sein Vater nie antisemitische Vorurteile äußerte.

Trotz einiger pedantischer Züge war Rudolf Daim kein wirklicher „Patriarch“. Er arbeitete wie die anderen Familienmitglieder auch im

Haushalt mit, scheuerte Wäsche mit der Waschrumpel und kochte zuweilen das Mittagessen - angeblich auch Schneckengulyas. Es scheint offensichtlich, dass Wilfried Daim zu seinem früh verstorbenen Vater ein sehr gutes Verhältnis hatte und dass ihn dessen Multitalent, seine Bildungsbeflissenheit und sein politisches Engagement tief beeindruckt haben. Wilfried lebte nach dem Tod des Vaters mit Mutter und Schwester in einer Zimmer-Küche-Wohnung in der Taubergasse 52 in Hernals, dem 17. Wiener Gemeindebezirk:

Die Wohnung war sogar vergleichsweise komfortabel, denn wir hatten keine Gangküche. Toilette und Wasserleitung teilten sich nur zwei Parteien, und die drei Fenster gingen in einen Garten hinaus, dem sich eine ganze Reihe von Gärten anschloss, wir wohnten nämlich im Hintertrakt.

> Die Wohnung wurde in den letzten Kriegstagen durch einen Bombentreffer schwer beschädigt. Die Küche war noch ganz, und selbst die Tür zum Zimmer existierte noch. Nur aufmachen durfte man sie nicht, denn dann konnte man bis in den Keller fallen.

Daims Elternhaus ist nur wenige Minuten von der Hernalser Pfarrkirche entfernt, die in seiner Kindheit und Jugend eine große Rolle spielen sollte.

Die strenge Frau Mama

Der Vater von Wilfrieds Mutter Hermine hieß Johann Pillinger (geboren am 14. 2. 1852) und war von Beruf Fleischermeister. Er stammte aus Stoezing (Ungarn) und hatte als österreichischer Soldat bei der Okkupation Bosnien-Herzegowinas gekämpft. Als ehemaliger Korporal legte er auch im Privatleben seinen autoritären Feldwebelstil nicht ab. So mussten die Schuhe, insbesondere am Sonntag, peinlich genau geputzt werden- auch zwischen Sohle und Absatz, weil man „das ja sehen kann, wenn jemand an der Kommunionbank kniet“. Seine Frau Franziska Medek (geboren am 5.12. 1860), mit der er vier Kinder hatte, starb am 18.2.1918 an Grippe. Kurz darauf, am 18. 4. 1918, starb auch er. Am Ende des Ersten Weltkrieges lebten von Johann Pillingers



Mutter Hermine Daim

Kindern nur noch drei Töchter: Anna, Gisela und Hermine. Anna, die älteste und gleichzeitig hübscheste, hatte Rudolf Daim geheiratet. Sie starb während der Grippeepidemie 1921 und hinterließ eine Tochter, Stephanie, genannt „Stea“ und einen Sohn, Rudolf, genannt „Rudi“ oder „Rudl“. Rudolf Daim senior heirate jedoch ein zweites Mal, und zwar Hermine, die jüngste Schwester seiner ersten Frau.

So hatten die „Dreiviertelgeschwister“ Stephanie, Rudi und Wilfried gemeinsame Großeltern. Die dritte Schwester, Gisela, hatte einen Friseur geheiratet, der später als Straßenkehrer in den Gemeindedienst aufgenommen wurde.

Wilfried Daim schildert seine Mutter als tief gläubig. Sie führte ihn allsonntäglich zur Messe, wobei der lebhafte Sohn vor allem unter der Länge der lateinischen Hochämter litt. Seiner Mutter verdankt Wilfried die tiefe Katholizität, die sich in seinen zahlreichen Schriften immer wieder nachweisen lässt. Sein Glaube bot ihm auch in schwierigen Lebenslagen, vor allem bei seinem Einsatz an der russischen Front, den notwendigen Halt. Gleichzeitig ist anzunehmen, dass durch die religiöse Erziehung schon damals die Grund- lagen für Daims späteren Nonkonformismus - vor allem in Sachen Amtskirche und militärische Verteidigung - gelegt wurden. Zeit seines Lebens sollte Wilfried Daim Probleme mit Autoritäten haben.



Bruder Rudi, Vater Daim, Tante Gisela, Schwester Stephanie, Tante Anna, Mutter Hermine



Wilfried an der Hand seiner Mutter

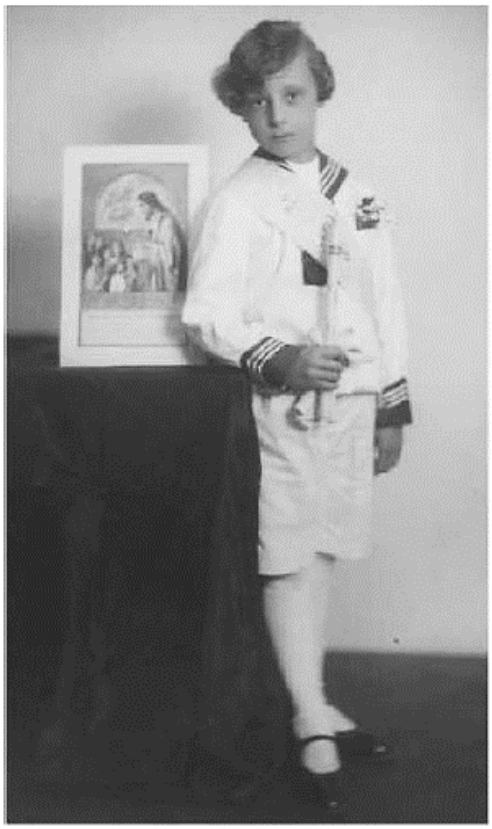
Die Erziehung des Sohnes durch die autoritäre Mutter muss zu vielen Konflikten geführt haben, so im Falle eines Fahrrades, das Wilfried von Tante Mutz geschenkt bekam, das aber auf Geheiß der Mutter zurückgeschickt werden musste. Heiße Tränen waren die Folge. Obwohl es aus heutiger Sicht nicht wirklich gefährlich gewesen wäre, den täglichen Schulweg mit dem Rad zurückzulegen, musste der Sohn zu Fuß gehen. Da es zwischen Taubergasse und Schopenhauerstraße keine direkte Straßenbahnverbindung gab, bedeutete dies einen Schulweg von rund einer halben Stunde. Mutter Hermine Daim war nicht nur in technischen Fragen sehr konservativ, sondern auch in Bezug auf die religiöse Erziehung des Sohnes. So war es kein Wunder, dass sie den großen Einfluss, den der deutsche Jungscharkaplan Josef Weinand auf Wilfried ausübte, sehr kritisch sah. Einmal soll sie mit erhobener Faust ausgerufen haben: „Dieser Weinand verdirbt uns die ganzen Jungen, eine Bagage ist das.“ Daims Mutter hätte übrigens lieber ein Mädchen bekommen, was dazu führte, dass sie Wilfried gelegentlich in ein Kleidchen steckte.

So wuchs Wilfried Daim gut behütet auf, musste aber auch die Anforderungen seiner Eltern erfüllen. Vielleicht hat dies dazu beigetragen, dass er später gerne gegen Autoritäten auftrat und auch selbst seiner Familie viel abverlangte, wie etwa in der jahrelangen starken Inanspruchnahme seiner Gattin als Maschinschreibkraft deutlich wird. Die Erinnerung an die Mutter ist jedenfalls durchaus kritisch, wenn Daim heute sagt:

> Es kann für mich keinen Zweifel daran geben, dass meine Mutter an mir „Overprotection“ betrieb. Ich wehrte mich dagegen, so gut ich konnte. Doch war dies nur begrenzt möglich. Hinzu kam, dass meine Mutter, wenn sie mit ihren disziplinären Maß- nahmen nicht zurechtkam, unsern Vater zu Hilfe rief, der es auch für seine Pflicht hielt, in ihrem Sinne einzugreifen.

Wie der Vater sah auch Daims Mutter sehr darauf, dass ihr Sohn seine Aufgaben pflichtbewusst erledigte:

> Ich erinnere mich, dass meine Mutter mir immer drohte, wenn ich nicht genügend lernte: ‚Wenn du nichts lernst, wirst du ein Straßenkehrer'. Hierzu ist zu bemerken, dass sich der Straßenkehrer von damals ganz entschieden von einem heutigen unterschied, denn damals gab es noch sehr viele Pferdefuhrwerke, und dies bedeutete, dass die Straßenkehrer mit ihren Reiserbesen auch die Rossknödel zu beseitigen harten. Für den Fall, dass sie ein- getrocknet waren, war am Ende der Besenstange ein Metallstück zum Aufkratzen angebracht.



Im Matrosenanzug zur Erstkommunion: Wilfried Daim im Alter von sieben Jahren

Jedenfalls sollte die Religiosität von Mutter und Pfarrjugend, die Wilfried Daim prägte, auch in seinem späteren Leben von Einfluss bleiben. Zu erkennen ist dies etwa in seiner strikten Ablehnung materialistischen Gedankenguts, des wissenschaftlichen Positivismus und rein biologischer Sichtweisen. Nicht umsonst nennt er sein erstes Buch, den Bericht über seine parapsychologischen Versuche, „Experimente mit der Seele" (1948), um damit rein gehirnphysiologischen Erklärungen entgegenzutreten. In psychologischen Fachbeiträgen zitiert Daim gerne auch Stellen aus dem Hochgebet der katholischen Messe zum Beweis seiner Thesen (Aufsatz „Tiefenpsychologie und Gnade", 1953). Auch das wichtige Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung" (1953) wäre ohne Daims christlich-katholische Grundorientierung nicht möglich gewesen. So meinte er zehn Jahre später: „Die Kirche kann verlangen, dass ein christlicher Psychologe keine Psychologie ohne Seele vertritt, kann ihm jedoch keine Vorschriften machen, den Ödipuskomplex für wichtig oder für unwichtig zu halten" (Linkskatholizismus, S. 71)

Schließlich gründen sich Daims weitere religionspsychologische und -soziologische Werke (z. B. „Totaler Untergang“, 1959 und „Christentum und Revolution“, 1967), vor allem aber sein Hauptwerk, „Die Kastenlose Gesellschaft“ (1960) auf eine zum Teil überraschend unkritische Auslegung des Alten und Neuen Testaments. Daim bleibt als späterer „Progressiver“ und „Linkskatholik“ dem Glauben seiner Kindheit und Jugend also immer treu - was seiner oft beinharten Kritik an Vatikan und Amtskirche keinerlei Abbruch tut. Allerdings argumentiert Daim, wie auch an anderer Stelle angeführt, mit der These, dass es vom psychologischen Standpunkt unerheblich sei, ob ein Mythos auf Tatsachen beruht oder nicht. Selbst das Wissen um die mangelnde Geschichtlichkeit einer mythologischen Darstellung hebe deren psychologische Wirksamkeit nicht auf.

Die tüchtige Schwester

Daims „Dreiviertel-Schwester“ Stephanie (geboren am 30. 11. 1908) studierte an der Höheren Bundeslehr- und Versuchsanstalt für chemische Industrie in der Rosensteingasse (HTL), wo sie auch maturierte. „Stea“ war unglaublich tüchtig und verdiente ihr Schulgeld mit Stickarbeiten und der Herstellung von Tischtüchern. Nach ihrer Matura fand sie eine Stelle an der Staatlichen Untersuchungsanstalt für Lebensmittel an der Ecke Hernalser Gürtel/Kinderspitalgasse. Nachdem sie zwei Jahre lang ohne Entlohnung gearbeitet hatte, erhielt sie schließlich eine feste Anstellung als Chemikerin und führte jahrelang die Abteilung für Milchuntersuchungen. Als Hobby betrieb sie ein Fotolabor. Die Prüfung von Milchproben war deshalb so wichtig, weil damals nicht nur gewässerte Milch auf den Markt gebracht wurde, sondern beispielsweise auch versucht wurde, in entrahmte Milch mit Hilfe feiner Düsen Kokosfett an Stelle des Milchfetts einzubringen:

> Da die Beamten, welche die Milchproben im verkaufenden Geschäft ‚abnahmen‘, sicherheitshalber immer etwas mehr als unbedingt nötig mitnahmen, verblieben Reste der Produkte in der staatlichen Prüfstelle und hier bei den Untersuchern. Wenn Steffi also Milch, Schlagobers oder Käse nach Hause brachte, war dies natürlich sehr erfreulich, besonders während des Krieges.

Während der schwierigen Kriegsjahre versorgte „Stea“ mit ihrem Gehalt sowohl die Mutter, die damals noch keinerlei Rente bezog, als auch ihren Bruder Wilfried. In ihrer Gesinnung war Stephanie, wie Daim betont, strikt antinazistisch eingestellt.

Der „abtrünnige“ Bruder Rudi

Rudolf Daim junior (geboren am 16. 12. 1910) - der Sohn von Wilfrieds Vater aus erster Ehe - hatte kein gutes Verhältnis zu seinen Eltern; insbesondere mit seiner Stiefmutter verstand er sich überhaupt nicht. Das gab Schwierigkeiten schon in der Volksschule. „Rudl“ Daim ging wie seine Schwester in die Höhere Bundeslehr- und Versuchsanstalt für chemische Industrie in der Rosensteingasse, die er aber nicht abschloss. In der Folge setzte sich der 23-Jährige nach Deutschland ab, im Gegensatz zu Wilfried offenbar von der Nazibewegung fasziniert. Rudolf verbrachte einige Monate bei der seit 1933 in Bayern bestehenden „Österreichischen Legion“. Ab 1934 arbeitete er als Mess- und Regeltechniker in einem Kohlekraftwerk in Marl bei Recklinghausen im Ruhrgebiet, später in den Chemischen Werken Hüls, wo u. a. synthetischer Kautschuk (Buna) für Autoreifen hergestellt wurde. Er besaß großes handwerkliches Geschick, das er wohl von seinem Vater geerbt hatte. Rudolf Daim jr. hatte mit seiner Frau Elisabeth, einer Verkäuferin im Lebensmittelhandel, deren Eltern aus Oberschlesien stammten, drei Kinder. Die Spannungen mit der Familie legten sich erst, als Rudolf gerade noch rechtzeitig ans Sterbebett seines Vaters kam und auch am Begräbnis teilnahm. Danach stand er mit seiner Familie in Wien wieder in gutem Kontakt.

Bei Onkel und Tante

Von großem Einfluss auf den kleinen Wilfried waren die schon erwähnten Verwandten Onkel Hans und Tante Mutz. Sie lebten mit ihrer betagten Mutter, also Wilfrieds Großmutter, sowie Hund und Katze in einer Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnung, deren Fenster auf den Hernalser Gürtel hinausgingen - eine willkommene Gelegenheit, um den damals noch nicht dichten Verkehr zu beobachten. In diesem Haus gab es ein Trichtergrammophon zum Abspielen der zerbrechlichen und daher kostbaren „Schellacks“. Wilfried Daim erzählt heute noch mit leuchtenden Augen, wie er und seine Verwandten dadurch in den Genuss von Verdi- und Wagner-Opern gelangten. Besonders angetan hatte es dem damals Drei- bis Vierjährigen die Gralserzählung aus Wagners „Lohengrin“. Offenbar sehr musikalisch und aufgeweckt, habe es der kleine Wilfried geschafft, auf einem Stockerl stehend die gesamte Arie des Lohengrin vorzutragen: „In fernem Land, unnahbar euren Schritten, / liegt eine Burg, die Montsalvat genannt; / ein lichter Tempel stehet dort inmitten, / so kostbar, als auf Erden nichts bekannt; / drin ein Gefäß von wunder- tät’gem Segen / wird dort als höchstes Heiligtum bewacht.“

Wilfried Daim kann den Text auch heute noch zur Gänze auswendig hersagen und die Melodie trällern. In unseren Gesprächen haben wir uns öfter gefragt, was der eigentliche Einfluss dieser Rittersage auf den Heranwachsenden gewesen sein könnte. Vermutlich hat sie - wie später wohl die Karl May-Bücher - vor allem die Phantasie des intelligenten Buben angeregt. Eine andere frühe Quelle für Daims geistige Entwicklung sollte eine Prachtausgabe des Buches „Deutsche Heldensagen“ über die kriegerischen Germanen und die edlen christlichen Ritter sein.

Dass ein direkter Zusammenhang zwischen der „Feudalsymbolik“ der Wagner Oper und den „Heldensagen“ mit Daims späterem „Feldzug“ gegen den „Sekundärfeudalismus“ besteht, ist zu bezweifeln. Dennoch mag das Augenmerk, welches der spätere politische Psychologe auf die (Weiter) Existenz des Feudalismus zur Mitte des vorigen Jahrhunderts legte, schon damals angeregt worden sein.

Wilfried Daim hat jedenfalls schon im Kindesalter vielfältige kulturelle Impulse erhalten, die insbesondere dadurch wirksam waren, dass sie in einem sehr einfachen Milieu empfangen wurden.

Eine „Mischehe“ in der Familie



Sinnbild für Daims Interesse an der jüdischen Religion

Der junge Wilfried Daim wurde durch seine Umgebung, vor allem aber auch durch eine besondere - damals freilich nicht seltene - Familiensituation schon früh mit politischen Gegensätzen konfrontiert. Sein Onkel Hans heiratete nämlich eine religiöse Jüdin aus gutem Haus, während seine Tante Maria („Mutz“) mit Friedrich, einem Nationalsozialisten, liiert war. Adi, die jüdische Frau von Hans Mörzinger, war erstaunt, im Besitz der Familie Daim eine Menora zu sehen. Diese Nachbildung eines goldenen Originals hatte Daim bei einem Besuch bei der Ponte Sisto in Rom erworben. Sie ziert heute noch sein Wohnzimmer.

Schulbrüder, Privatschule und Handelsschule

Die Volkschulzeit bei den Schulbrüdern in der Schopenhauerstraße, wohin Wilfried Daim - wie erwähnt - zu Fuß gehen musste, da die Straßenbahn zu teuer kam, hat er in angenehmer Erinnerung. So durfte er am Schluss des ersten Schuljahres ein von seinem Vater geschriebenes Gedicht vortragen, wofür er viel Beifall erhielt. Nachdem er sich vom gut gemeinten, aber etwas verkrampften Einfluss seines Vaters gelöst hatte, bekam er auch recht gute Noten.

Trotz der erheblichen finanziellen Opfer, die dies verlangte, bestand die Mutter darauf, dass Wilfried auch nach der Volksschule eine katholische Privatschule besuchte. So kam er 1933 in das Internat in Strebersdorf, wo die Schulbrüder ein Realgymnasium betrieben. Der Lehrplan war konventionell - u. a. mit Latein und Englisch - und die Disziplin streng. Daim zum Thema des kirchlichen „Kasernenhof-Gehorsams“: „Schließlich war Ignatius von Loyola ja Offizier gewesen, bevor er den Jesuitenorden gründete.“ Er selbst beschreibt sich als einen aufgeweckten Schüler, der im Unterricht oft kritische Fragen stellte, was insofern ein Problem war, als damals noch an die fünfzig Schüler in einer Klasse unterrichtet wurden. Zum Missvergnügen von Wilfried wurde auch in Strebersdorf auf Rechtschreiben großer Wert gelegt. Es stellte sich bald heraus, dass die sprachlichen Fächer für Daim zum Stolperstein werden sollten. Dennoch gewann der meist mit „genügend“ eingestufte Schüler bei einem vom Bundesverlag ausgeschriebenen Aufsatzwettbewerb als einziger von 600 Strebersdorfer Schülern einen Buchpreis. Die Verlagslektoren hatten den Inhalt über die Form gestellt und dabei angedeutet, dass der Bub wohl noch viel schreiben werde. Trotz diesem Erfolg schloss Wilfried die vierte Klasse Unterstufe nicht ab. „Das deprimierte mich zwar, doch hatte ich sehr viele Interessen, die mich geistig keineswegs verkümmern ließen“. Durchaus möglich ist auch, dass Wilfried ausscheiden musste, weil man sich das Schuldgeld nicht mehr leisten konnte.

Wilfried Daim, der, wie wir wissen, sehr musikalisch war, gehörte dem Schülerchor an. Bei den Sonntagsmessen im Internat, bei denen der Schülerchor auftrat, hatte er manchmal die seltene Gelegenheit, einer der eindrucksvollen Predigten des legendären Otto Mauer zuzuhören, der dort in der Oberstufe Religion unterrichtete. Daim sollte mit dem eher rechts gerichteten Domprediger und Förderer der modernen Malerei später öfter die Klingen kreuzen, wenn es um Fragen von Weltanschauung, Religion oder Kunst ging. Er verdankt Otto Mauer aber auch die Vertiefung seiner religiösen Ansichten.

Obwohl an Dingen des Wirtschaftslebens nicht wirklich interessiert, beschloss Wilfried Daim, seine schulische Laufbahn mit einer zweijährigen Handelsschule fortzusetzen. Freilich wurde das kein großer Erfolg. Daim bekennt heute freimütig, dass ihm der Unterricht lästig war und er aus Langeweile Stunden schwänzte und bald den Schulbesuch ganz aufgab. Vielleicht spielte auch seine immer wieder geäußerte Kritik am NS-Regime eine Rolle. So verlor er zwar formal ein Jahr, nutzte die Zeit aber, um viel zu lesen.

Wie der 14-Jährige den „Anschluss“ erlebt

Wilfried Daim war - wie wohl die meisten Internatsschüler - der „Ostmarkjugend“, der Jugendorganisation der patriotischen „Ostmärkischen Sturmscharen“ unter dem „Reichsführer“ Kurt Schuschnigg, eingegliedert worden. Die Okkupation Österreichs durch das Deutsche Reich und den weit verbreiteten Antisemitismus jener Zeit schildert er aus seiner eigenen kleinen Welt als Sohn einer Arbeiterfamilie mit christlich-sozialen Wurzeln im Hernalser Wohnhaus:

> Im März 1938 erlebte ich den Einmarsch der deutschen Truppen zu Hause. Wir drei saßen weinend und tief deprimiert herum. Den vielgeschmähten Jubel eines Teils der österreichischen Bevölkerung kannte ich nur vom Hörensagen. Die Auslöschung Österreichs erschien uns als schreckliche Katastrophe. Meine Mutter war aus Tradition, aber auch engagiert, christlich-sozial. In Hernals, wo wir wohnten und wo ich auch geboren wurde, gab es einen nicht zu unterschätzenden Teil an Kleinbürgertum, eine Luegertradition, der auch ein nicht unerheblicher Antisemitismus keineswegs fehlte. Von meinem Vater kann ich mich an kein einziges antijüdisches Wort erinnern. Anders meine Mutter. Sie war keine Rassenantisemitin, doch anti-jüdisch im Sinne Luegers - dabei religiös-antisemitisch motiviert. Andererseits differenzierte sie bei den Juden, die sie kannte, ganz ähnlich wie bei allen anderen Leuten, sehr genau zwischen solchen, die sie mochte und positiv bewertete, und solchen, die sie ablehnte. Sie hatte wohl auch hier oft nicht recht, aber sie behandelte in ihrem Bewertungssystem die ihr bekannten Juden nicht anders als alle anderen Menschen.
>
> So wohnte bzw. arbeitete in unserem Haus eine jüdische Familie, besser vielleicht gesagt, eine jüdische Sippe. Wir wohnten im Hintertrakt, wie schon gesagt, in einer Zimmer-Küche- Wohnung [...]
>
> Die Wohnung gegenüber der unseren wurde nicht als solche benützt, sondern als Werkstatt. Sie gehörte, so ich recht orientiert bin, einer Frau Goldfarb. Dort wurden Hemden erzeugt, wobei die Chefin die Hemden

zuschnitt und eine Reihe von Näherinnen an Nähmaschinen werkte. Es war offenkundig, dass nicht nur die Näherinnen, sondern auch deren Chefin intensiv arbeiteten, was auch meine Mutter des Öfteren anerkennend hervorhob. Denn dies stand im Gegensatz zum weitverbreiteten Judenimage, nach welchem die „Juden nichts arbeiteten". [.]

Die beiden Enkel der Frau Goldfarb waren beide in der Pubertät. Nun grüßten sich alle im Haus, und ich war auch intensiv angehalten worden, alle älteren Bewohner zu grüßen, was ich auch problemlos tat: die beiden Buben mit „Servus", die Erwachsenen, so wie man das Gefühl hatte, dass sie es haben wollten, normalerweise mit „Grüß Gott", was auch die meisten sozialistisch eingestellten Bewohner akzeptierten. Man muss natürlich auch bedenken, dass der Sozialkontakt in kleinbürgerlich-proletarischen Häusern sehr groß war. Es kam fast täglich vor, dass irgendjemand einfach an die Tür klopfte und etwa meine Mutter bat, mit etwas Salz, Zucker oder Mehl, was gerade ausgegangen war, auszuhelfen - das beruhte auf Gegenseitigkeit, oder man kam einfach auf einen Plausch, was man nur schwer ablehnen konnte. Die beiden jüdischen Familien waren etwas „Besseres" und nahmen an dieser intensiven Kommunikation nicht teil. Mit einer Ausnahme: Der ältere der beiden Buben hieß Raoul, und er war in seiner pubertären Phase gerade von demonstrativer Gleichgültigkeit und Blasiertheit, er quälte sich einen Gruß ab und war sehr wenig kommunikationsfreudig. Man nannte dies auf hernalserisch „mufflat". Dies ist ein für eine bestimmte Pubertätsphase recht häufig anzutreffendes Verhalten, stand jedoch in erheblichem Kontrast zum Verhalten seines jüngeren Bruders, dem „Heinzi". Der zog von zehn Metern Entfernung den Hut oder was er gerade aufhatte, war immer lustig und freundlich offen, geradezu herzlich. Er klopfte, wie das „Niedervolk", einfach an die Tür und kam auf einen Plausch herein. Nicht nur meine Mutter hatte ihn ins Herz geschlossen.

Nun darf man nicht übersehen, dass der menschliche Nahkontakt in solchen Häusern auch seine Probleme mit sich brachte; mit diesem Kontakt ging auch eine sehr intensive soziale Kontrolle einher. Denn wie soll man etwas vor anderen verbergen, wenn jeden Augenblick jemand an die Türe klopfen kann, dem man auf Grund des unausgesprochenen, jedoch eindeutigen Gesetzes des sozialen Druckes Zutritt gewähren muss, wollte man nicht Schimpf und Schande auf sich laden oder als arrogant gelten oder sonst wie unmöglich. Der Hereinkommende setzte sich in der Küche auf einen Stuhl oder eine Bank und unterhielt sich. Dazu kam, dass mein Vater von tatsächlich außerordentlich vielen Dingen etwas verstand. Er konnte elektrische Dinge, Uhren und Schuhe reparieren, Dinge löten etc., wodurch er manchmal etwas zu seinem Lohn dazu verdiente, normalerweise aber hiefür nichts verlangte.

Das intensivierte bzw. vervielfältigte noch unsere Hauskontakte.

Nur wenn jemand extra eingeladen worden war, wurde er ins besonders aufgeräumte Zimmer geführt, dessen Türe, so jemand „unverhofft“ kam, normalerweise geschlossen wurde, weil ja oft genug „nicht aufgeräumt“ war. Das wurde oftmals vergessen, so dass die plötzlichen Besucher meist unangenehmerweise einen oder mehrere Blicke ins Zimmer werfen konnten. Da musste man sich häufig „genieren“.

Nach dem Zusammenbruch und der Besetzung Österreichs wurde in unserem Haus alsbald alles erheblich anders. Zunächst wurde die Hemdenerzeugung gegenüber geschlossen. Da die alte Frau Goldfarb, soweit ich mich erinnere, nicht im Haus wohnte, sahen wir sie kaum mehr. Sie war mir des Öfteren im Arbeitsmantel, ein Maßband um den Hals, begegnet. Die Nähmaschinen liefen nicht mehr.

Wie die Entlassung der Arbeitskräfte vor sich ging, wie die Maschinen und die übrige Einrichtung verschwanden, weiß ich nicht. Das geschah wohl, während ich in der Schule war. Und meine Mutter erwähnte nichts davon, weil sie wohl das Ganze als Schande ansah. Ich merkte erst, dass die Einrichtung verschwunden war, als die Wohnung neu bezogen wurde.

> Plötzlich waren Mieter da, Mann, Frau und Tochter, letztere etwas älter als ich. Der neue Nachbar war ausgerechnet der „Blockwart“. Er trat etwas herrisch auf, jedoch nicht unfreundlich, doch konnte ihm sicher nicht die innere Reserve entgehen, mit der wir ihm begegneten. Wie er rechtlich zu dieser Wohnung gekommen war, weiß ich nicht. Weder der christliche „Hausherr“, der das Haus vor etlichen Jahren gekauft hatte, noch andere Hausbewohner haben sich meines Wissens um sie bemüht. Wegen ihrer Größe - ein Kabinett mehr - war die Wohnung ja bemerkenswert wertvoller als unsere.
>
> Der Blockwart dürfte auch früher in einem kleinbürgerlich-proletarischen Haus gewohnt haben, jedenfalls schlechter, sonst wäre er ja nicht an einem Wechsel interessiert gewesen. Er kannte auch die Usancen. Das heißt, er klopfte an, kam aber auch manchmal, ohne zu klopfen, einfach zur Küche herein, grüßte jovial, verkniff sich aber bei uns den Hitlergruß. Damit wurde die soziale Kontrolle zur staatlichen Überwachung. Wie ich später aus einzelnen Bemerkungen mit Sicherheit schließen konnte, hatte er über uns, sicherlich aber auch über andere Leute im Haus an höhere Parteistellen berichtet, doch weiß ich nicht was, meine aber, er hat eher abgeschwächt als zugelegt. Es konnte ihm trotz der Vorsicht, die wir sofort walten ließen, nicht entgehen, dass wir dem Regime aus grundsätzlichen Erwägungen ablehnend gegenüberstanden.

Köckeis, so hieß er, dürfte uns gegenüber eine ähnliche Einstellung entwickelt haben wie viele Nazis zu jenen Juden, die sie persönlich kannten. Sie waren nämlich meist gar nicht so, wie man sie sich als ideologisch geschulter Nationalsozialist vorzustellen hatte. Es ist nämlich gar nicht so einfach, einen bekannten Menschen für einen Teufel zu halten. All das sollte eine Bedeutung erhalten, die ich bis heute nicht völlig zu übersehen vermag. Wenn Verwandte oder Freunde auf Besuch kamen, und das war ganz einfach, denn wie sollte man sich anmelden, wo doch nur sehr wenige ein Telephon hatten, waren sie einfach da. Daher war es unvermeidlich, dass auch der Blockwart sie zumindest zu Gesicht bekommen konnte, doch jene, die mich oft besuchten, lernte er nolens volens kennen. Das war langfristig gesehen keineswegs ungefährlich. (Erinnerungen an die Widerstandsbewegung, DÖW-Jahrbuch 1995, S. 107ff.)

In der Pfarrjugend Hernals

Die Kirche in der „Ostmark“ hatte nach den Bestimmungen des zwischen Hitler und Pius XII. abgeschlossenen Konkordats das Recht, ab September 1938 an den Pfarren Jugendgruppen einzurichten. Man durfte sich dort treffen und religiöse „Heimabende“ abhalten. Darüber hinaus jedoch war jede andere organisierte Tätigkeit verboten, da die HJ, wie man die „Hitlerjugend“ nannte, die einzig zugelassene Jugendorganisation war. Sämtliche traditionellen österreichischen Jugendorganisationen waren von den Nazis verboten worden.

Nicht einmal gemeinsame Ausflüge waren gestattet, was jedoch schwer zu kontrollieren war. Man musste immer damit rechnen, dass Nazi-Spitzel eingeschleust wurden und entsprechend berichteten, handelte es sich doch bei den katholischen Jugendgruppen sozusagen um die einzige „legale“ Jugendopposition.

Wilfried Daim kam schon vor 1938 zur Pfarrjugend der Kirche St. Bartholomä(us), der alten Hernalser Pfarrkirche. Da diese Kirche einen Kalvarienberg mit überdecktem Kreuzweg und eine Grab-Christi-Kapelle besitzt, hatte die örtliche Jung-Vaterland-Gruppe des Heimatschutzes die Bezeichnung „Calvarienberg“ erhalten. Zur gemeinsamen Vorbereitung der wöchentlichen Jugendmessen stand die Pfarrkanzlei zur Verfügung, die Glaubensstunden und Gespräche sollten auf den Zimmern der Kapläne abgehalten werden. Die Begeisterung für die Ziele der katholischen Jungschar und des Jungvolkes war in dieser Zeit sehr groß - diese hielt im Übrigen bis in die Nachkriegsjahre an. Ähnlich wie die HJ gab sich auch die

katholische Jugend Symbole, die sie auf ihre Fahnen heftete und verlangte ein Treuegelöbnis.

Der Widerstandskämpfer Karl Strobl berichtet darüber im Zusammenhang mit Trauergottesdiensten, die für die ersten Gefallenen der Pfarre im Herbst 1939 abgehalten wurden:

> Auch viele Gläubige nahmen an diesen Gottesdiensten teil, und diese gestalteten sich jedesmal zu einem wohl stummen, aber umso deutlicheren Protest. In dieser Zeit entstand das schwarze Banner der Pfarrjugend. Die eine Seite zeigte auf schwarzem Grund weißgelb das Christuszeichen, und auf der anderen schwarzen Seite waren Kreuz und Krone. Pfarrer Bauer weihte in Anwesenheit von 32 Burschen die Fahne und begeisterte zur Christustreue. (Karl Strobl, DÖW-Jahrbuch 1995, S. 129)

„Politischer" Höhepunkt des Kirchenjahres war für den österreichischen „Verbands- katholizismus" jener Tage das 1925 eingeführte und jährlich am letzten Sonntag im Oktober gefeierte „Christkönigsfest". Die im Rahmen der katholischen Jugend gelobte „Treue zu Christus" war zwar grundsätzlich die Bekräftigung einer religiösen Haltung, in der damaligen Situation hatte aber das Absingen von Liedern wie „Auf zum Schwure, Volk und Land, heb' zum Himmel Herz und Hand .." eine starke regimekritische und österreichisch- patriotische Nebenbedeutung. Auch Texte wie „O Du mein Heiland hoch und hehr, dem sich der Himmel beuget, von dessen Liebe, dessen Macht die ganze Schöpfung zeuget: Christus mein König, Dir allein schenk ich die Liebe stark und rein, bis in den Tod die Treue." oder „Volk aus der Tiefe, Volk in der Nacht, vergiss nicht das Feuer, bleib auf der Wacht." erweckten patriotische Assoziationen. Symbolträchtige Jugenderlebnisse wie diese hinterließen nicht nur bei Wilfried Daim einen auf Jahre hinaus prägenden Eindruck.

Wie tief der Christkönigsgedanke in den jungen Katholiken, die später auch aktiven Widerstand leisteten, verwurzelt war, geht aus den Worten des mit 28 Jahren am 9. Jänner 1945 im Wiener Landesgericht wegen „Selbständigmachung Österreichs zum Schaden des Deutschen Reiches" verurteilten und enthaupteten Studenten Walter Caldonazzi hervor. Mit dem Ruf „Es lebe Christus der König" und der Bitte „O Gott, rechne ihnen das nicht zur Sünde an!" ging er zum Schafott.



Kaplan Josef Weinand führte die Pfarrgruppe Hernals durch die schwierige NS-Zeit.

In der Pfarre Hernals war offiziell mit 1. September 1939 ein neuer Kooperator namens Josef Weinand eingezogen, der die männliche Jugendgruppe übernahm.

Der sport- und kunstbegeisterte Kaplan (Spitznamen Käpt'n und Jupp) wurde zur wichtigsten Bezugsperson des jungen Wilfried Daim, was seiner Mutter allerdings gar nicht passte. Sie fand die vielen „außerreligiösen" Aktivitäten in der Jungschargruppe übertrieben und stieß sich an seinen liberalen Auffassungen in Glaubenssachen. Josef Weinand stammte aus einer Metzgerfamilie in Koblenz. Seine Mutter hatte den am 5. Juli 1910 Geborenen gemäß einem Gelübde zum Priester bestimmt. Weinand studierte daher in Trier Theologie. Er knüpfte den Empfang der Priesterweihe jedoch an die Zusage, der Erzdiözese Wien abgegeben zu werden. Nach anderer Lesart musste er sich wegen antinazistischer Aktivitäten nach Wien absetzen. Jedenfalls wurde er am 19. Juli 1936 in der Stephanskirche zum Priester geweiht. Er fungierte in der Folge als Kooperator in einigen Pfarren des Weinviertels, zuletzt in Wolkersdorf und ab 1.9. 1939 in der Kalvarienbergkirche von Hernals. Während eines Freisemesters in Bonn war Weinand der K.D.St.V. Ripuaria beigetreten. In Wien wurde er Bandinhaber der CV-Verbindung K.a.V. Norica Wien - für Wilfried Daim ein früher Bezugspunkt zum Cartellverband. Kaplan Weinand verstand es, mit zeitnahen Botschaften Interesse zu wecken und geschickt zu predigen. So wurde die 11-Uhr-Messe an Sonn- und Feiertagen zum Treffpunkt vieler österreichischer Patrioten. Da die Nazis dem Seelsorger nichts anhaben konnten - als Deutscher hatte er ohnedies einen „Image-Bonus" - setzten sie die HJ zu Störaktionen ein, was öfter Schlägereien zur Folge hatte. Meist gelang es dem stimmgewaltigen Kaplan, der in seiner Jugend aktives Mitglied in einem Boxverein gewesen war, schnell selbst Ordnung herzustellen.

Weiland vertrat in konfessioneller Hinsicht sehr fortschrittliche Ansichten, indem er etwa in seinen Predigten von „unserer evangelischen Schwesterkirche" sprach. Einmal lud er sogar einen Pastor ein, in der Kalvarienbergkirche zu predigen - das im Jahr 1940! Manchmal predigte er auch in der Karlskirche, wobei er offen gegen den Nationalsozialismus

auftrat, was ihm eine Verhaftung durch die Gestapo einbrachte, von der er allerdings wieder frei kam. Am 12. November 1939 stattete Kaplan Weinand mit Angehörigen der Ortsgruppe Kalvarienberg des Österreichischen Jungvolks (ÖJV), der Vaterländischen Front (VF), dem Kardinal und Wiener Erzbischof Theodor Innitzer einen Besuch ab, um ihm gegenüber die regi- mekritische Haltung der Jugendlichen zu bekräftigen.

Der Kaplan galt seiner Jugendgruppe als leuchtendes Beispiel für einen unbeugsamen Verfechter religiöser Überzeugungen. Dazu kam, dass es ihm gelang, seine Begeisterung für Kunst auf den um 13 Jahre jüngeren Wilfried Daim zu übertragen:

> Der Kaplan [...] hatte eine Zeitlang Kunstgeschichte studiert und machte uns mit Kunst vertraut. Er sammelte Kunst und stierte häufig erfolgreich bei Trödlern herum, um irgendein interessantes Objekt nach Hause zu bringen. Er besaß eine ständig wachsende Sammlung von Schallplatten, ganze Sinfonien, jeweils mehrere Platten, und regte uns an, in Oper und Theater zu gehen - auf Stehplatz, denn mehr war ökonomisch nicht zu verkraften.
>
> Er verdiente es, einmal grundsätzlich in einer Publikation behandelt zu werden. Es soll hier immerhin vermerkt werden, dass er wiederholt von der Gestapo vorgeladen wurde, doch gelang es ihm, sich immer wieder, trotz recht frecher Predigten, herauszuwinden. Das unerhört Anregende und Dynamische, das von ihm ausging, führte dazu, dass die Pfarrjugend auch mengenmäßig anwuchs und hervorragende junge Leute hinzukamen. Der Krieg sollte jedoch auch unter ihnen seine Opfer fordern. Für meine kulturelle Entwicklung war Weinand sehr bedeutsam. (DÖW-Jahrbuch 1995, S. 111f.)

Die Jungschar-Heimabende fanden damals bis zu viermal die Woche statt. Daim erinnert sich gerne an die Schallplattenabende, bei denen Opern und Symphonien zu Gehör gebracht wurden. Weinand spielte selbst auch Orgel und manchmal sogar einen Walzer in der Kirche. Das war wohl noch eindrucksvoller als die Schubertlieder, die der Bub bei seiner Großmutter zu hören bekommen hatte.

Der Schauspieler Ernst Stankovski (Jahrgang 1928), selbst ein gebürtiger Hernalser, erinnert sich noch heute an die Erlebnisse in der Hernalser Pfarrjugend: „Wir trugen alle Stiefeln und den Tiroler Adler als eine Art Widerstandssymbol. ‚Wilf Daim, der damals schon ein baumlanger Kerl war, wurde von Kaplan Weinand immer als das große Vorbild hingestellt, da er aus ärmsten Verhältnissen kam und ungeheuer fleißig war. Einmal sah ich eine silberne Pistole bei Karl Strobl. Der ‚Käpt'n' war immer sehr

umschwärmt. Für mich war er eine Art ‚Landsknecht Gottes'. Er hielt nicht nur Schallplattenabende ab, sondern lehrte uns auch gutes Benehmen. (Persönliche Mitteilung am 20. 12. 2010)

Einmal kam der beliebte Burgschauspieler Raoul Aslan (1886-1958) zur Pfarrjugend, die im Pfarrhaus Szenen aus „Kabale und Liebe“ aufführte. Daim war dabei, als Weinand, der gute Beziehungen zum Burgtheater hatte, die Einladung überbrachte. Auf die verwunderte Frage, warum er sich zu dem Besuch herabließ, erwiderte Aslan „das muss ich doch als Katholik machen“. (Nebenbei bekam Aslan, dessen Vorliebe für Barock-Engel bekannt war, vom kunstliebenden Kaplan Weinand einen Engel aus dessen Sammlung geschenkt).

Wilfried Daim hatte am 7. Oktober 1938 auch am Rosenkranzfest der Katholischen Jugend Wiens teilgenommen, dem tags darauf ein Überfall der HJ auf das Erzbischöfliche Palais folgte. Die randalierenden Hitlerjungen waren in der Folge zum sogenannten „Curhaus“ (Stephansplatz 3) weitergezogen und warfen Johannes Krawarik, den Domkuraten von St. Stephan, aus dem ersten Stock in den Innenhof, wobei sich der junge Geistliche beide Beine brach. Die Johannes Krawarik-Gasse im 16. Bezirk erinnert heute noch an diesen „Ersten Wiener Fenstersturz“.

Die Katholische Kirche war nach dem März 1938 die einzige legal existierende nichtnationalsozialistische Institution, und ihre weltanschaulich-geistige Tätigkeit wirkte dem nationalsozialistischen Totalitätsstreben entgegen. Zahlreiche Priester, Ordensangehörige und katholische Laien leisteten Widerstand und viele kamen dabei ums Leben.

Daim weist darauf hin. dass Adolf Hitler auf die Kirche deshalb Rücksicht genommen habe, weil er die Katholiken als Soldaten brauchte. Die Abrechnung des Nationalsozialismus mit Kirche und Papsttum sollte erst nach dem „Endsieg“ stattfinden („Wir werden das weiße Schwein in Rom schlachten“). Deshalb erlitt Hitler laut Daim auch einen Wutanfall, als er von den Ereignissen des 7. Oktober erfuhr. Er nahm diese kirchenfeindliche Aktion dem damaligen „Reichskommissar für die Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“, Josef Bürckel (als Gauleiter trug er später den Spottnamen „Bierleiter Gauckel“), ziemlich übel, da der Vorfall auch international stark beachtet wurde.

Die Hernalser Pfarrjugend war einerseits eine quasi „politische“, jedenfalls eine manifest patriotische Organisation, andererseits trug sie viel zur geistigen und kulturellen Entwicklung ihrer Mitglieder bei. Kaplan Weinand machte mit Wilfried Daim auch manchmal Besuche bei Trödlern, wo er

einen ersten Zugang zu allerlei Kunsthandwerk bekam. Einmal zogen Weinand und Daim ein völlig verschmutztes Renaissancekästchen an Land, das nach der Restaurierung vorzüglich aussah. Ein anderes Mal erwarben sie einen noch heute vorhandenen Barock-Luster.

Ein weiteres Beispiel für die große Rolle, die Kaplan Weinand bei der Entwicklung des jungen Wilfried Daim und seiner Liebe zur Kunst spielte, ist dessen immer wieder geäußerter Hinweis auf die „Madonna im Rosenhag“ von Stephan Lochner (http://de.wikipedia.org/wiki/Madonna_im_Rosenhag), die er im Zimmer des Geistlichen zu Gesicht bekam und die ihn stark beeindruckte. Unbewusst spielt da wohl auch Mutter- und Marienverehrung eine Rolle. Die Marienverehrung in der Pfarre Hernals hat eine lange Tradition. Im Mittelpunkt der mariologischen Ikonographie steht die sogenannte

„Türkenmadonna“: Nach der Befreiung von den Türken 1683 wurde dieses Bild angeblich von einem Hernalser Bürger im Sultanszelt gefunden. Er vermachte es der Pfarrkirche Hernals. Die „Türkenmadonna“ weist in der Tat bis heute Einschüsse aus der Zeit der Türkenbelagerung auf - diese wurden bei jeder Restaurierung konserviert. Wien liebt es ja, auf seine Vergangenheit als „Bollwerk des Abendlandes“ hinzuweisen, wenn auch die zweite Türkenbelagerung 1683 nur mit Hilfe deutscher und polnischer Truppen abgewehrt werden konnte.

Kaplan Weinand versuchte mit großem Erfolg, auch die Eltern der Mitglieder seiner Gruppe in seinem Sinne zu beeinflussen und legte ihnen bestimmte Geschenke nahe, die sie zu Weihnachten ihren Söhnen machen sollten. So bekam Wilfried einen Kunstdruck des Mittelteils des „Isenheimer Altars“ von Matthias Grünewald - ein weiterer Anreiz, sich mit Malerei und Kunstgeschichte zu beschäftigen. Daim sollte das Original erst bei einem Besuch 2004 in Colmar zu Gesicht bekommen, den sein Sohn Falko als Geburtstagsgeschenk für seinen Vater organisiert hatte.

Josef Weinand, der charismatische Geistliche, überlebte den Krieg als Seelsorger, diente von 1951 bis 1960 noch in der Pfarre Rennweg und als Religionsprofessor an der Höheren Technischen Lehranstalt Schellinggasse. Er sammelte weiterhin junge Leute um sich. Am 20.12.1974 verstarb er. Seine Kunstsammlung vermachte er seiner Köchin. Zur Beisetzung in der Priesterbegräbnisstätte hinter der Luegerkirche am Zentralfriedhof zehn Tage später war unter anderem der Film- und Operettenstar Johannes „Jopi“ Heesters (Jahrgang 1903) erschienen, ein Zeichen für die außerordentliche Strahlkraft dieses Seelsorgers, ohne den Wilfried Daims Lebensweg mit Sicherheit anders verlaufen wäre.

Daim freundete sich in der Jugendgruppe rund um Kaplan Weinand auch mit dem zwei Jahre älteren Obermittelschüler Karl Strobl (geboren am 31. Mai 1921) an, der nach einer Schulung bei den Jesuiten in Lainz zum Pfarrjugendführer bestellt worden war. Als Strobl in der Pfarre Hernals auftauchte, war er schon Mitglied der Widerstandsbewegung. Er gehörte zu einer Gruppe mit dem Decknamen „Eisen“, deren Anführer Alfred Ellinger war (Fred E. = Fe), die im 9. Bezirk operierte.

In Wilfrieds Familie gab es nach der Zeit des von Vater Daim selbst gebauten „Detektorapparats“ mit Empfang der „RAVAG“ nur einen einfachen „Volksempfänger“, mit dem man nur den „Reichssender Wien“ hören konnte. Strobls Eltern hingegen verfügten bereits über einen Radioapparat mit mehreren Röhren, mit welchem man auch

„Feindsender“, vor allem aus Großbritannien, empfangen konnte. Dort konnte Wilfried Daim zum ersten Mal unzensurierte Nachrichten hören. Es war klar, dass dieser Radioempfang gefährlich war und man auf der Hut sein musste, sich nicht zu verraten. Aber der Zusammenhalt unter den katholischen Nazigegnern war außerordentlich groß.

> Am Schluss haben die Briten immer gesagt: „Bitte vergessen Sie nicht, Ihren Empfänger auf eine deutsche Station einzustellen.“ Dies deshalb, damit die Gestapo, falls sie kommt, den Empfänger auf eine deutsche Station eingestellt vorfindet und nicht auf eine englische. Das gehörte ja zum Bereich der „Wehrkraftzersetzung“.

Die Gruppe „Eisen“ konnte nicht lange unentdeckt bleiben und flog schon im Sommer 1938 auf. Karl Strobl (Deckname „Ojuf“) wurde von der Gestapo verhaftet und in Untersuchungshaft genommen. Er saß von 8. Juli bis 10. August 1938 auf der Elisabethpromenade („Liesl“) in Einzelhaft. Im Jahr darauf, am 31. Mai 1939, seinem 18. Geburtstag, wurde Strobl aus der Mittelschule ausgeschlossen. Nachdem Mitte Oktober 1940 die in der Fahrschule City in der Porzellangasse wirkende Gruppe „Haan“ aufgeflogen war, wurde Strobl am 21.10.1940 erneut verhaftet und blieb in Untersuchungshaft bis zu seiner Verurteilung am 19. November 1941. Am 1. Jänner 1942 wurde Strobl zur Deutschen Kriegsmarine eingezogen. Er überlebte den Krieg im Fronteinsatz bei schwimmenden Einheiten der Bordflak, während sein Bruder Fritz im März 1945 durch eine Fliegerbombe umkam.

Jugendliche Widerstandsaktionen und ihre Folgen

Von der Gruppe bei den Jesuiten in der Canisiusgasse kamen auch die hektographierten Predigten von Bischof Galen gegen die Euthanasie an psychiatrischen Patienten, die eine massive Provokation des nationalsozialistischen Regimes waren. Die jugendlichen Regimegegner vervielfältigten sie mit Hilfe von Wachsmatrizen und gaben sie u. a. an antinazistische, jedoch nicht katholische Schulfreunde weiter. Weitaus riskanter waren jedoch Vorbereitung und Durchführung einer geheimen Flugzettelaktion.

Mit Hilfe eines in der nahegelegenen, noch heute bestehenden Druckerei C. Angerer & Göschl in der Gschwandnergasse beschäftigten kommunistischen Lehrlings gelang es, Klischees für ein Flugblatt herzustellen, das die österreichischen Farben mit dem Kurztext

„Heil Österreich“ als überparteiliches Bekenntnis zu einem unabhängigen Österreich enthielt. Daim erinnert sich, dem Lehrling dafür 5 Reichsmark gegeben zu haben. Die Flugzettel sollten in einem aufgeschlitzten Sack an ein Polizeiauto angehängt und damit verteilt werden. Aus der Aktion wurde jedoch nichts.

Bedauerlicherweise hatte nämlich der Druckerlehrling Probedrucke angefertigt und an seinem Arbeitsplatz liegen gelassen. Sein in derselben Firma beschäftigter Onkel fand diese und verständigte die Gestapo. Daim hatte die Klischees sofort nach Erhalt an Karl Strobl weitergegeben. Dieser bzw. seine Eltern versteckten sie zwischen dem Ober- und Unterteil einer Zimmerkredenz. Sie sollen nach dem Krieg dem Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands übergeben worden sein, sind dort aber leider nicht mehr auffindbar. Jedenfalls hatte der Verrat zum Verbleib der Klischees noch ein Nachspiel für den jungen Wilfried Daim:

> All dies vorausgesetzt, kam ich eines Tages nach Hause. In der Küche saß ein Mann mit herrenmenschlichem Blick. Meine Mutter bügelte. Der Mann hatte eine Mappe in der Hand, und ich konnte, noch stehend, einen Blick hineinwerfen und zwei Fotokopien sehen. Unsere beiden Klischees, allerdings schwarz-weiß. Dies erschreckte mich sehr, denn mein erster Gedanke war, dass die Gestapo auf irgendeine Weise schon an die Klischees bei Strobls herangekommen wäre. Von den Probedrucken hatte ich ja keine Ahnung. Aber die Kopien waren natürlich von den Probedrucken gemacht worden, und dies erfuhr ich alsbald aus den Fragen des Verhörs, was von Seiten des Gestapo-Mannes zweifellos eine Dummheit war. Er hätte seine Quelle nicht verraten dürfen.

Ich versuchte verzweifelt, eine glaubhafte Geschichte zu erfinden, die erklären sollte, warum ich die Klischees nicht mehr hatte. Hätte ich sie noch gehabt, hätte ich sie natürlich hergegeben, denn verwendbar waren sie nun ohnehin nicht mehr. Ich war fest entschlossen, Strobl nicht zu verraten. Aber nur wenn ich eine glaubhafte Geschichte erfand, würde die Gestapo nicht versuchen, aus mir Namen zu erpressen: vor allem jenen, dem ich die Klischees weitergegeben hatte, denn dass das geschehen war, konnte sich die Gestapo denken.

Wie mir meine Mutter später erzählte, war der Mann plötzlich, ohne anzuklopfen, her- eingekommen, hatte sich als Gestapo-Mann ausgewiesen und sofort mit einer, allerdings sehr oberflächlichen Hausdurchsuchung begonnen. Dass sie sehr oberflächlich war, konnte ich daraus erkennen, dass er ein neben meinem Bett offenliegendes Buch nicht angeschaut hatte. Dabei handelte es sich um Kurt von Schuschniggs Buch „Dreimal Österreich“, das ich damals las, weil es verboten war. Erst später wurde mir klar, dass es sich um ein sehr schwaches Produkt österreichischen Schrifttums handelte. Aber einen Gestapo-Agenten hätte es natürlich provoziert.

Er begann mich auszufragen, wobei ich seinen Fragen entnahm, dass er von der ganzen Sache noch nicht viel wusste. Trotzdem fiel mir keine glaubhafte Geschichte ein, als er mich nach dem Verbleib der Klischees fragte. So erzählte ich ihm eben eine höchst unglaubwürdige, hinter der ich mich zu verschanzen gedachte. Ich konnte mir aber beim besten Willen nicht vorstellen, dass er mir die Geschichte abnehmen würde. Ich erzählte, dass ich mich im Park mit einem älteren Herrn unterhalten hätte, der sehr von Österreich schwärmte. Ich hoffte, er würde mir bei einem Wiedersehen die Klischees abkaufen. Den Entwurf hätte ich selbst angefertigt. Sobald ich jedoch die Klischees bekommen hatte, hätte ich sie, von Reue überwältigt, in einen Kanal in der Nähe des Türkenschanzparks geworfen. Er sagte zunächst nur: „Da kriechst Du aber runter und holst sie rauf.“ Ich sagte: „Das war aber ein Hauptkanal!“ Er sah mich äußerst skeptisch an, wozu er nun wirklich allen Grund hatte.

Aber da ich die Klischees nicht mehr hatte und ich auf keinen Fall verraten wollte, wem ich sie gegeben hatte, musste ich einerseits in der gegebenen Situation alles auf mich nehmen, andererseits irgendetwas erfinden. Ein Unsinn war dabei sicher besser als Auskunftsverweigerung, zumindest dachte ich das.

Er sagte schließlich: „Wir sehen uns noch.“ Und dann ging er. So musste ich auf eine Vorladung warten. Er hatte mir auch noch verboten, mich „mit

meinen Komplizen“ zu treffen.

[...] Ich bekam alsbald eine Vorladung zu einer Einvernahme ins Jugendreferat 2C1 im Gestapo-Hauptquartier am Morzinplatz. Ich hatte sehr große Angst, denn ich musste damit rechnen, dass man mir nicht glaubte und versuchen würde, die Wahrheit aus mir mit Gewalt herauszuholen. Aber ich hatte Glück im Unglück. Das Glück war der Termin.

Zunächst ging ich dorthin, wo man mich erwartete. In einem nicht sehr großen, schmalen Zimmer saß jener Mann, der bei uns zu Hause gewesen war, an einem Schreibtisch. An der Breitseite des Zimmers war eine Tür offen, die in ein ähnliches Zimmer führte, und dahinter war, wie ich beim Vorbeigehen sah, eine weitere solche Tür, ebenfalls offen. In den beiden anderen Zimmern waren auch zwei Beamte, die ich jedoch nicht sehen konnte. Da die Türen offenstanden, konnten sie jedoch das Verhör mitverfolgen, ohne selbst gesehen zu werden. Und nach etlicher Zeit kam der eine, dann der andere hinzu, und es kam zu einem „Kreuzverhör“. Während jener, der bei uns gewesen war, eher einen brutalen Eindruck machte, war ein anderer eher schmächtig und blass. Ihm traute ich einen raffinierteren Sadismus zu, wie etwa einem Himmler oder Beria. Der dritte war so farblos, dass ich mich nicht an ihn erinnere.

> Mein erster Verhörpartner hatte auf seinem Schreibtisch einen Volksempfänger, den er zwar kleingedreht hatte, bei jeder „Sondermeldung“ jedoch sofort lauter stellte. Und man konnte sehen, dass die drei ungleich mehr an den Sondermeldungen interessiert waren als an dem Unsinn, an dem ich eisern festhielt und den ich immer gegen ihre Zweifel verteidigte und so in den verschiedensten Varianten wiederholte.
>
> Nun hatte die deutsche Wehrmacht am 9. April 1940 einerseits Dänemark besetzt, andererseits waren Truppen in Norwegen gelandet. Es wurden jedoch im Radio keinerlei Details bekanntgegeben, weil man befürchtete, dem „Feind“ Dinge bekanntzugeben, die er vielleicht noch gar nicht wusste. Außerdem waren die Siege geeignet, die Bevölkerung in eine im Sinne des Regimes günstige Stimmung zu versetzen, wenn man sie entsprechend propagandistisch verarbeitete. Und hierin waren nun die Nationalsozialisten tatsächlich Meister. Dies geschah ein oder zwei Tage nach der Landung in Norwegen gerade zur Zeit meines Verhörs. Daher waren die drei in einer Hochstimmung, und so ein lächerlicher Wurm wie ich, der so dumm war, sich gegen eine solche „Urkraft“ zu stellen, erschien ihnen wie ein Witz. Ich sah bei jeder Sondermeldung bewundernd auf das Radio. Sie glaubten mir die Bewunderung kaum - oder doch vielleicht bis zu einem gewissen Grad.

Das Verhör dauerte etwa drei Stunden, allerdings immer durch ehrfürchtiges Staunen über die Sondermeldungen unterbrochen. Am Schluss waren wir dort, wo wir am Anfang waren, und dann musste ich noch, wie sie das nannten, in den Keller „Klavierspielen“ gehen, das heißt, Fingerabdrücke machen lassen. Auch entsprechende Fotos wurden von mir gemacht. Um die Abnahme der Fingerabdrücke zu stören, hatte ich mir die Fingerkuppen schon zu Hause etwas abgefeilt, teils kleinere Löcher hineingebissen. Sie fanden meine Fingerabdrücke merkwürdig. Einer meinte: „Vielleicht hat er kriminelle Anlagen.“ Dann konnte ich gehen. Ich war sehr erleichtert, denn das Hinuntergehen in den Keller hatte mir zunächst einigen Schrecken eingejagt. Es war mir gelungen, niemanden zu verraten und doch auch wieder von dort wegzukommen. (DÖW-Jahrbuch, 1995, S. 117ff.) Um etwas Distanz zur Gestapo aufzubauen, meldete sich Wilfried Daim in der Folge für ein paar Monate zum Dienst in der Landwirtschaft. Er absolvierte diese Tätigkeit auf einem Bauernhof bei Seebenstein im niederösterreichischen Bezirk Neunkirchen.

Im Gegensatz zur lediglich geplanten Verbreitung patriotischer Flugzettel gelang Daim und seinen Freunden in Wien dann eine andere gegen die Nazis gerichtete Aktion tatsächlich. Ein loses Mitglied der Gruppe, Karl Sigurd Hahn, übermalte in scheinbar betrunkenem Zustand Hitlerbilder, schlug „versehentlich“ einen am Wiener Elterleinplatz prominent angebrachten Schaukasten der NSDAP ein und übergoss ihn mit klebrigem Lack. Beträchtliches Aufsehen an der verkehrsreichen Stelle war die Folge. Karl Hahn soll später wegen Wehrkraftzersetzung verhaftet und im KZ Mauthausen umgekommen sein.

Wilfried Daim war auch dabei, als die kleine Gruppe um die Strobl-Brüder am Heldendenkmal im Äußeren Burgtor vier Schleifen der dort von der NS-Kriegskameradschaft niedergelegten Kränze abschnitt und mitnahm.

Dass man die Balken der an die Wand gemalten Hakenkreuze verlängerte und so ständestaatliche Kruckenkreuze produzierte, gehörte ebenfalls zum Repertoire der jungen Patrioten. Schließlich übte man sich auch noch im Erfinden von Flüsterwitzen, deren Weitergabe alles andere als ungefährlich war:

Zwei Männer blicken von der Reichsbrücke in die Donau. Nacheinander kommen die Leichen von Hitler, Göring und Goebbels, alle drei ein Messer in der Brust, den Strom herunter geschwommen. Nach längerer Pause meint der eine: „Und wie geht es jetzt weiter?“ Darauf der andere: „Was willst Du, hat doch ganz gut angefangen.“

> Zwei Männer haben mit ihrem Auto einen Hund überfahren. Der eine meint, man müsse in das Haus gehen, aus dem der Hund herausgelaufen war, um sich zu entschuldigen. Als er wieder herauskommt, trägt er einen Kranz von Würsten um den Hals. Auf die erstaunte Frage seines Begleiters, wie er dazu komme, berichtet dieser, er habe das Haus betreten mit den Worten „Heil Hitler, der Hund ist tot."

„Lieber Führer, sei so nett, zeige dich am Fensterbrett" - Sprüche dieser Art sollten ebenfalls ausdrücken, welche Meinung österreichische Patrioten von den Nazis hatten.

Wie man die Teilnahme an der HJ sabotiert

Mit Hilfe seiner Mutter gelang es Wilfried Daim, sich der Teilnahme an den HJ-Veranstaltungen weitgehend zu entziehen. Die mutige Frau hatte einem Hitlerjugendführer gegenüber mit der positiven Einstellung Hitlers zur Religion argumentiert und daraus abgeleitet, dass ihr Sohn sonntags zur Messe und nicht zu den Aufmärschen zu gehen habe:

> Ich ging jedoch trotz nachdrücklicher Erinnerung nicht zu den Heimabenden und anderen Veranstaltungen dieser Organisation. Die HJ in Wien stand ohnehin auf fragwürdigem, wenn nicht sogar hoffnungslosem Posten. Der Wiener Widerstand zeigte sich hier so, dass ein geordneter Betrieb gar nicht recht möglich war. Man war so dabei, dass man eigentlich nicht dabei war. Einmal entschuldigte man sich mit Zahnweh, dringendem Lernen, dann blieb man unentschuldigt weg, und dies ging über Monate hinweg. Ein Freund, Otto K., Sohn eines nazistischen Polizeimajors, lieferte ein riskantes Glanzstück, indem er sich als sein eigener Onkel verkleidete und sich so entschuldigte. [...]
>
> Die Mitarbeit beim Roten Kreuz genügte auch, um vom Dienst bei der HJ befreit zu sein. Dort lernten wir Verbände anlegen, Knochen schienen, Erste Hilfe etc. und mussten nach Kriegsbeginn auch Verwundete aus Zügen oder Lazarettschiffen (Donauschiffen) ausladen helfen. Diese Tätigkeit, die mit keinerlei ideologischem Quatsch verbrämt wurde, vertrug sich sowohl mit Christentum als auch mit Sozialismus und vollzog sich in einer eindeutig antinazistischen Atmosphäre, dass es eine Freude war.
>
> Anlässlich einer Übung im Verbandanlegen legten wir nun Otto einen Stützverband für den rechten Arm an - mit einem Drahtgestell -, und er ging mit diesem Arm zur HJ und entschuldigte sich wegen seiner Verletzung, die er sich irgendwo „zugezogen" hätte - wieder

einmal und diesmal gleich auf sechs Wochen. Dann war er beim Roten Kreuz. (DÖW-Jahrbuch 1995, S. 121)

Ausweg Maturaschule

Nach dem kurzen Intermezzo in der Handelsschule entschied sich Wilfried dafür, die Matura nachzuholen. Auf Anraten von Kaplan Weinand und nach dem Vorbild seines zwei Jahre älteren Freundes Karl Strobl besuchte er von Herbst 1940 bis April 1942 die Maturaschule Vrtl in der Habsburgergasse 5. Auch Karl Strobl war dort gelandet, da man ihn ja wegen seiner antinazistischen Gesinnung aus der Mittelschule ausgeschlossen hatte.

In dieser Zeit erwachte Daims Interesse an Literatur. Zu seinen Lieblingswerken zählten die Bücher von Fjodor Dostojewski. Besonders beeindruckt war der Teenager von den

„Brüdern Karamasow“ und dort vor allem von den Gedanken im „Großinquisitor“. Durchaus möglich, dass Daim schon damals auf Wladimir Solowjows „Antichrist“ stieß - ein Autor, der für ihn später im Zusammenhang mit dem Buch „Totaler Untergang“ wichtig sein wird. Die Lektüre der russischen Klassiker erweckten jedenfalls in der Folge auch Daims Liebe zu Russland und seinen Menschen. Dies kam ihm während seines späteren Fronteinsatzes zugute, indem er - im Gegensatz zu vielen anderen Landsern - freundlichen Kontakt zur Zivilbevölkerung suchte.

Daim berichtet, dass er die Matura in kürzester Zeit und mit großem Erfolg ablegte und auch später an der Universität nur mehr ausgezeichnete Leistungen erbrachte. Dabei hatten es manche Lehrer wie etwa Prof. Rothleutner, ein eingefleischter Nazi, nicht leicht mit dem regimekritischen Schüler. Am Beispiel von Daims Schulkarriere wird übrigens klar, dass eine möglichst lange gemeinsame Schule bis zum 15. oder gar 16. Lebensjahr sinnvoll ist, um so eine allzu frühe Entscheidung über die spätere Berufslaufbahn zu verhindern. Aber nicht nur ihn, sondern auch Karl Strobl hatten die schulischen Umstände im Krieg einen Strich durch die Rechnung gemacht, was er schließlich nur mit dem guten Willen der Lehrer einlenken konnte.

Als sich Daim und Strobl nach dem Krieg trafen, wollte Strobl, wie er es immer schon vorgehabt hatte, Theologie studieren, hatte jedoch kein abgeschlossenes Mittelschulstudium. So wollte er noch einmal eine

Maturaschule besuchen. Daim war der Meinung, dass dies nicht nötig sei, da Strobl schließlich durch illegale Akte des Staates an seiner Matura gehindert worden war, und schickte ihn zu Prof. Richard Meister, dem Prorektor und Vorstand des Pädagogischen Instituts. Meister gestattete Strobl, ohne Matura zu inskribieren, wenn auch „nur“ Theologie. Karl Strobl holte die Matura 1947 nach und wurde wie Wilfried Daim Mitglied der Studentenverbindung K.Ö.St.V. Rudolfina. Er empfing 1952 die Priesterweihe, wurde 1959 Pfarrer in Schleinbach-Kronberg im Weinviertel und ging 1989 in Pension. Als „Konsistorialrat“ lebt er heute in Tratten bei Kirchberg am Wechsel.

Beim „Barras“

Wilfried Daim wurde nach dem Aufschub für seine Externistenmatura schließlich an seinem 18. Geburtstag, dem 21. 7.1942, nach Freistadt zur 1. Kompanie der Panzerjägerabteilung 17 einberufen. Es war inzwischen klar geworden, dass ein junger Mann dem „Barras“ wie man die Wehrmacht damals nannte, nicht entgehen konnte. Zwar dachte er ursprünglich daran, Offizier zu werden, („um effizienter Widerstand leisten zu können“) bzw. hatte versucht, zu den Jagdfliegern oder zu den



Die Schwurfinger erhoben, den Eid nicht mitgesprochen. (1. Reihe, Zweiter von links)

Fallschirmjägern zu kommen („weil ich da die größte Chance sah, mich zum sogenannten Feind abzusetzen“), doch wurde ihm dies infolge seiner politischen Unzuverlässigkeit verwehrt. Wilfried, der nicht sehr sportlich, ja damals sogar etwas kränklich war, sollte als Schütze 4 an der PAK fungieren. Die leichte 3,7cm-PAK konnte von zwei Soldaten gezogen werden, was Anlass zu vielen Schikanen war, die sich aus dem Exerzieren mit dieser Waffe und dem dauernden Herumschleppen derselben ergaben. Nach Daims Angaben war dies für ihn insofern ein Glück, als er nicht auf Russen schießen musste.

Wilfried Daim, mit seinen 1,82 Metern der Zweitgrößte der Kompanie, erhob zwar die Hand zum Eid auf Hitler, sprach aber - wie er heute meint - die Eidesformel nicht mit. Er hatte vorher mit dem Gedanken kokettiert, den „Eid auf den Führer“ zu verweigern, nahm aber davon Abstand, weil er sich der Folgen bewusst war und sich überdies sagte, dass ein von einem verbrecherischen Regime erzwungener Eid ohnedies ungültig sei. Der militärische Drill war für den widerspenstigen Österreicher eine schreckliche Erfahrung. Er protestierte gegen nächtlich verabreichte Prügelstrafen, was dazu führte, dass sich viele seiner Kameraden mit ihm solidarisierten, was seinen Widerstandswillen erneut stärkte. Während des langen Wachestehens rezitierte er die Gedichte, die er - auf Anregung seines Mentors Weinand - auswendig gelernt hatte und suchte nach Gelegenheiten, sich weiterhin in seine Literatur zu vertiefen:

> Später, nachdem der größte Teil von uns beim Militär war, wurde jeder, der auf Urlaub war, bevor er zurückfuhr, von den Familien seiner Freunde vergleichsweise reich beschenkt. So fuhr ich einmal zur „Einheit“ mit Mohnkuchen, Biskuit und Marmeladegläsern etc. im Gepäck zurück, kam wegen einer Stunde Verspätung auf fünf Tage in den „Bau“, das heißt, ins Militärgefängnis, bestach den für den „Bau“ zuständigen deutschen Feldwebel mit einem Glas Marmelade und hatte fünf Tage Zeit, um in Ruhe zu lesen und die mitgebrachten Kostbarkeiten zu verzehren. (DÖW-Jahrbuch 1995, S. 113)

Nach der infanteristischen Grundausbildung im Raum Freistadt wurde Wilfried Daim mit seiner Kompanie am 28. Oktober 1942 nach Ostpreußen, mitten in die Masurische Seenplatte, verlegt:

> Wir erwarteten, direkt an die Front geschickt zu werden. Es war schon Herbst, und der Winter nahte, und wir hatten alle Angst. Doch vorerst kam es anders. Anstatt an die Front, wurden wir nach Arys (heute Orzysz) in Ostpreußen geschickt, an einen Ort, der nur dreitausend Einwohner hatte, wo es jedoch an die zwanzigtausend Soldaten gab. Dies war - abgesehen von einem Dorf im Allgäu - der kälteste Platz des Großdeutschen Reiches. Hier sollten wir eine Skiausbildung erhalten, weil die Gegend genauso

> flach war, wie in jenem Teil Russlands, der für einen Einsatz in Frage kam. Die Ausbildung war von den im Winterkrieg bestens bewanderten Finnen übernommen worden. Wir lernten so Langlauf, Iglu bauen und ähnliches, und man führte uns das neueste Modell einer Panzerabwehrkanone vor. (Meine Kunstabenteuer, S. 16)

Auf dem traditionsreichen Truppenübungsplatz Arys wurde also „Flachlandskifahren“ für den Russlandfeldzug eingeübt. Vorbild für den Winterkrieg auf Skiern waren die Finnen. Im weißen Tarnanzug wurde das Maschinengewehr auf einem sogenannten Akjak nachgezogen. Die Soldaten, viele davon Österreicher, wurden von Olympiasiegern trainiert. Von den vielen Soldatenliedern, die Daim laut brüllend mitsingen musste, ist ihm nur eines in positiver Erinnerung, das Landsknechtlied „Wilde Gesellen vom Sturmwind durchweht“, weil es einen etwas anspruchsvolleren Text hatte, der „seinem damaligen Lebensgefühl entsprach, das zwischen Resignation und wilder Entschlossenheit schwankte“: Wilde Gesellen vom Sturmwind durchweht, / Fürsten in Lumpen und Loden, / Zieh‘n wir dahin bis das Herze uns steht, / Ehrlos bis unter den Boden. / Fidel Gewand in farbiger Pracht Trefft keinen Zeisig ihr bunter, / Ob uns auch Speier und Spötter verlacht, / Uns geht die Sonne nicht unter.“

Gefreiter wie einst der „Gröfaz“

Am 1. 8. 1943 wird Wilfried Daim zum Gefreiten befördert. Damit bekleidete er denselben Rang wie der „Größte Führer aller Zeiten“. Daim schildert seinen Aufenthalt als deutscher Besatzungssoldat - inzwischen ist die Truppe in Russland - als einen Versuch, als höflicher Österreicher mit der örtlichen Bevölkerung möglichst gut auszukommen. So sandte er einmal einen tschechisch sprechenden Kameraden in ein Haus, das zur Einquartierung bestimmt war, mit dem Befehl, den Hausbesitzer vor die Tür zu bitten. Als dieser verängstigt heraustrat, reichte ihm Daim die Hand und ließ ihm sagen, dass die Einquartierung möglichst schonend vor sich gehen würde. Dem Mann traten Tränen in die Augen. Das so hergestellte Vertrauen machte sich bezahlt, denn die Russen ließen es sich nicht nehmen, ihre Vorräte bereit zu stellen und brachten den Besatzern alsbald Hühner, Eier und andere Lebensmittel. Der Gefreite Wilfried Daim erhielt einmal den Auftrag, einen Chor für das Weihnachtsfest zusammenzustellen. Dafür bekam er fünf Tage Urlaub. Die Fahrt nach Wien aber war schwierig, weil die Züge nicht planmäßig verkehrten. So musste Daim in Thorn in Ostpreußen (dem polnischen Torun) einen Zwischenaufenthalt einlegen. In dem schmucken Städtchen an der

Weichsel fiel Daim ein schönes gotisches Haus auf. Er trat ein und erfuhr, dass darin Nikolaus Kopernikus, der 1473 in Thorn geboren worden war, gewohnt hatte. Daim bewunderte die im Haus vorhandenen Kunstschätze und deutete auf eine besonders schöne Figur. „Diese ist unverkäuflich“, antwortete die Dame des Hauses, „aber Sie haben einen guten Geschmack - das ist ein Veit Stoß“. Daim trug sich mit einem echten Federkiel ins Gästebuch ein und durfte in der Dachstube übernachten, angeblich im selben Bett, auf dem der berühmte Astronom geschlafen hatte.

Als Daim einmal einer alten Russin, die das Zimmer mit einem Korb voll Wäsche verlassen wollte, die Tür aufmachte, war das einem anwesenden ehemaligen HJ-Führer Anlass genug, den „Ostmärker“ anzubrüllen: „Daim, Sie haben kein Rassen- bewusstsein!“ Darauf dieser: „Nein, aber Anstand“. Die Folge war ein Rapport bei einem höheren Offizier, einem Westfalen. Dieser: „Daim, ich höre, Sie kollaborieren mit dem Feind“. Als Daim den Vorfall aus seiner Sicht schilderte, meinte der Offizier - offenbar leicht resignierend: „Wenn das, was Sie da machen, richtig ist, ist alles, was wir machen, falsch.“ Daim konnte sich jedoch darauf berufen, dass es keine Vorschrift gab, die sein höfliches Verhalten untersagt hätte.

Mit der Bibel im Tornister

Ich war Gefreiter in einer Schijägerdivision, und wir waren vorne an der russischen Front. Unser Zug wurde für zwei Tage herausgenommen. Wir sollten entlaust werden. Die Läuse haben uns fast aufgefressen. Es war effektiv eine Legion, die da bekämpft werden musste. Da kamen wir in ein Wäldchen. In diesem waren sogenannte „Bunker“. Im Ersten Weltkrieg hieß das „Unterstände“. Die waren leer, die Artillerie, die sie gebaut hatte, war weg, und wir konnten uns einen Meter und mehr unter der Erde hinlegen und schlafen.

> Wir waren so müde, dass wir gar nicht bemerkten, dass ein starkes Gewitter kam. Das Gewitter hat große, eiförmige Hagelkörner mit sich gebracht, ohne dass wir etwas bemerkt hatten. Nachher schien die Sonne wieder, das Eis zerrann, und plötzlich kamen in die Bunker Riesenmengen von Eiswasser. Wir waren weitgehend ausgezogen gewesen, hüpften geschockt und nass heraus. Nicht nur wir wurden nass, sondern natürlich auch unsere Rucksäcke. In meinem Rucksack war der „Rösch“. Das Neue Testament, übersetzt von Rösch. Nun war das auch nass. Wir haben alles in der Sonne ausgebreitet, um es trocknen zu lassen. Einer von dem Zug war ein engagierter und sehr übler Nazi. Der sah dort das Buch liegen.

> Bücher, die irgendwo liegen, reizen immer wieder die Aufmerksamkeit, auch wenn die Leute wenig lesen. Er merkte, dass es sich um ein Neues Testament handelte. Und er versuchte, es lächerlich zu machen. Ich dachte nur, die Bibel soll sich selber verteidigen. Einen Unsinn kann er ja nicht finden. Er schlägt auf und blättert herum. Rösch übertitelte jeden Absatz mit einem Schlagwort. Da entdeckt unser Nazi das Wort „Habgier". Und jetzt schlägt er einen salbungsvollen Ton an. Und dann liest er: „Woher kommen denn Kriege und Kämpfe unter euch?" Darauf wollte er aufhören und das Buch hinlegen. Die andern aber sagten: „Lies weiter!" Jetzt war es auf einmal interessant. Er las normal weiter: „Woher anders als von euren Lüsten, die in euren Gliedern den Streit entfachen. Ihr begehrt etwas und habt es doch nicht. Ihr mordet und hasst, und könnt es doch nicht erlangen." Wenn ich das gesagt hätte, dann hätte man mich vielleicht zur Strafkompanie geschickt. Er musste es aber lesen. Das war unglaublich. „Ihr kämpft und streitet um etwas und erreicht es nicht, weil ihr nicht betet. Ihr betet um etwas und erhaltet es nicht, weil ihr schlecht betet. Ihr wollt es für eure Lüste verwenden."
>
> Das Zitat stammt aus dem Jakobusbrief, den Luther aus dem Evangelium eliminieren wollte. So sprach gegen seinen Willen ein deutscher Nazi ein biblisches Verdikt gegen den Krieg, gegen die Russen vor ein paar verlausten deutschen Landsern. So krumme Wege geht der Heilige Geist. (Als Katholik im Dritten Reich in: KÖHV Amelungia im ÖCV: Christlich motivierter Widerstand, S. 51)

Auf die ausdrückliche Frage, ob er an die Front nicht von vornherein eine große Sympathie für das russische Volk mitgebracht habe, antwortet Daim ohne zu zögern: „Ja, ich liebe die Russen". Er begründet dies durch seine Lektüre russischer Romane und die Liebe zu russischer Musik, mit der er nicht zuletzt durch die Kulturabende bei Kaplan Weinand schon in jungen Jahren in Berührung gekommen war. Daim meint aber auch, dass es bei vielen deutschen Soldaten und Offizieren keinen Hass auf die Russen gegeben hat. Viele Wehrmachtsangehörige waren aus ihrer katholischen Tradition heraus gegen Hitler und das NS-Regime eingestellt, so auch Daim. Dass dieser Krieg verheerende Folgen haben sollte, war bereits allen klar:

> Als ich dann im Jänner 1943 tatsächlich nach Russland kam, haben sich am Bahnhof von Wizebsk (weißrussisch Viciebsk, ganz im Nordosten des Landes) 13- bis 14-jährige Mädchen für ein Drittel Kommissbrot angeboten. Das war ein echter Schock. Was dort die Zivilbevölkerung mitgemacht hat, und zwar auf Grund des deutschen Angriffs, ist kaum vorstellbar. Es wurde für mich unübersehbar, dass wir einen ungerechten Krieg führten. (Als Katholik im Dritten Reich in: KÖHV Amelungia im ÖCV: Christlich motivierter Widerstand, S. 49)

Während Daim bei einer Reserveabteilung in Pilsen/Plzen stationiert war, beantragte er trotz kaum messbarer Kurzsichtigkeit Schießbrillen, die es aber nur in Prag gab. So durfte er nach Prag fahren, wo er zwei Tage Zeit für sich hatte. Bis er dann endlich die Brillen erhielt, war er bereits mehrmals versetzt worden und schlussendlich aus Mangel an Geschützen infanteristisch eingesetzt, wobei er stets absichtlich sein Ziel beim Schießen verfehlte.

Wilfried Daim wurde im Verlauf der Kämpfe drei Mal verwundet. Die erste Verwundung verlief eher harmlos - ein kleiner Granatsplitter hatte ihn unter dem Kinn am Goldkettchen mit dem Kreuz getroffen. Die zweite war weitaus schwerer, ging aber wie durch ein Wunder relativ glimpflich aus. Bei der „Bereinigung“ eines russischen Brückenkopfes im Raum Sandomir/Sandomierz an der Weichsel/Wisla wurde Daim, der am Boden Deckung gesucht hatte, zwei Mal in die linke Brusthälfte getroffen. Die Geschoße traten am Rücken wieder aus. Als Daim zurück rannte, trafen ihn zwei weitere Schüsse. Diese wurden aber von den Aluminiumketten im Reinigungsgerät seines Gewehres aufgefangen. Er warf sich darauf in Deckung und wurde von zwei Sanitätern abgeholt. Nachdem diese auf Daims Weisung luftdichte Verbände angelegt hatten, wurde er zum Hauptverbandplatz gebracht. Von dort erfolgte der Transport in ein Lazarett. Daim, dem auch zwei Rippen zerschossen worden waren, konnte einige Wochen bei seiner Familie verbringen, bevor es Anfang 1945 wieder an die Front ging. Die Moral der Truppe war bereits an einem Tiefpunkt angelangt, ein Rückzug folgte dem anderen.

Bei einem solchen „erfolgreichen Rückzug“ ging es darum, eine Kirche zu sprengen. Während einer Gefechtspause stellte Daim dem Pionieroffizier die Frage, ob die Sprengung denn unbedingt nötig sei, immerhin handle es sich um ein Gotteshaus. Darauf wurde ihm erklärt, dass zumindest der Turm gesprengt werden müsse, damit dieser den nachrückenden Russen nicht mehr zur Aufklärung dienen könne. Daim wollte sich die Kirche ansehen, fand darin ein Buch sowie einige lose Blätter in kirchenslawischer Schrift und nahm sie mit. Es gelang ihm, dieses Kleinod zu retten. Später ließ er die Blätter rahmen. Noch heute hängen sie in Daims Schlafzimmer. Auch die Kirche selbst wurde nie zerstört, seine Einheit hatte den Ort noch vor der Sprengung der Kirche verlassen.

Im Dezember 1944/45 musste sich Daim noch einmal von seinen Eltern, deren Wohnung bereits durch Bombentreffer beschädigt war, trennen. Auch andere Kameraden waren zum Abschied gekommen. Zu dritt wünschte man einander: „Bleib übrig“. Einer überlebte unversehrt, Daim kam schwer verwundet zurück, doch der Dritte ist seither an der Ostfront vermisst.

Bei Daims dritter Verwundung am Karsamstag, dem 31.3.1945, in der Nähe von Kattowitz/Katowice durchschlug eine Kugel aus einer Maschinenpistole beide Knochen seines rechten Unterschenkels. Er musste eine ganze Woche in einem Lazarettzug verbringen, bevor er in das Lazarett im nordböhmischen Jitschin/Jian kam, wo man ihm das Bein bis unter das Knie amputierte. Dies war notwendig geworden, weil der Nagel, der in die Ferse getrieben worden war, um das Bein zu strecken, nicht steril gewesen war und eine Blutvergiftung ausgelöst hatte. Das Lazarett, in dem deutsche wie russische Soldaten lagen, musste jedoch bald aufgegeben werden und so wurde Daim schließlich nach Preßburg/Bratislava verlegt. Von dort ging es weiter an den Stadtrand von Wien. Mit Hilfe von zwei mutigen Frauen aus Floridsdorf, gelang es Daim, den Zug zu verlassen und sein Elternhaus zu erreichen:

> Ich sagte, ich sei zwar aus Wien, doch hätte ich keine Krücken, könnte auch gar nicht gehen, wenn ich welche hätte. Da liefen die zwei Frauen fort und kamen mit einem Betteinsatz wieder, den sie als Tragbahre benützten. Ich wog zwar nur 45 Kilogramm, aber die beiden waren ebenfalls geschwächt. Trotzdem schleppten sie mich zu dem Haus und besorgten mir einen Arzt, der mich frisch verband und mir eine schmerzstillende Spritze gab. Es gab kein funktionierendes Telefon, keine Post, und es fuhr keine Straßenbahn. Ein Blinder ging geführt von einem elfjährigen Mädchen für mich nach Hernals und verständigte Mutter und Schwester. In meinem Elternhaus hatte eine Bombe eingeschlagen, meine Mutter lebte in der Küche und meine Schwester bei einer Tante. Mutter und Schwester holten mich mit einem Pferdewagen, mit dem vor allem Tote transportiert wurden, nach Hause. Auch wenn rundherum das Chaos herrschte, war ich überglücklich zu Hause zu sein. Weinand besuchte mich sofort, und ein Arzt sorgte dafür, dass ich ins Krankenhaus „Zum Göttlichen Heiland“, das teilweise zu einem Lazarett umfunktioniert worden war, kam. Der dortige Primar setzte gnadenlos die Opiate ab, sodass ich unerträgliche Schmerzen hatte, doch war auch die Suchtgefahr gebannt. Trotz Schmerzen begann ich sofort wieder zu lesen und bereitete mich auf die Universität vor. Ich erhielt von Freunden Besuche und war schnell wieder fähig, am aufkeimenden geistigen Leben teilzunehmen. (Meine Kunstabenteuer, S. 26)

Diese Rettungsaktion war in der Tat sensationell - man musste sich dafür eine Rotkreuzfahne besorgen, um unbehindert über die Donau zu kommen. Auch war es notwendig, den Gemüsehändler, der seinen Wagen zur Verfügung gestellt hatte, mit Zigaretten etc. zu entlohnen. Wilfried Daim hielt nach dem Krieg immer noch dankbaren Kontakt mit seiner Retterin, Agnes Freidl. Eine Auszeichnung für ihre Tapferkeit konnte er zu seinem Leidwesen nicht erwirken.

Der Krieg war überstanden, Daims Verwundung heilte und mithilfe von Lebertran kam er bald wieder zu Kräften. Er war ja nicht nur dreimal verwundet gewesen, sondern hatte während des Krieges mit Typhus und Ruhr auch zwei schwere Krankheiten zu überstehen gehabt. Schwester Stephanie und Kaplan Weinand stellten sich nach seiner Heimkehr jedenfalls mit Eierlikör ein, ein damals nicht leicht erhältliches „Heilmittel“. Dennoch erforderte das amputierte Bein wiederholte Krankenhausaufenthalte, während derer Daim mehrmals einen Geistlichen zu sich bat und diesen ersuchte, ihm Lesestoff zu besorgen. So kam er etwa an Bücher von Sigmund Freud heran und konnte sich erstmals mit den Lehren der Psychoanalyse beschäftigen.

Nachkriegszeit an der Wiener Uni

Schon seit der Mittelschulzeit stand für Wilfried Daim fest, dass er Psychologie studieren würde, wenngleich es daneben auch eine Neigung zur Archäologie gab:

> Während der Zeit der Maturaschule las ich zum ersten Mal psychologische Literatur. Damals kam ich zu dem Entschluss, Psychologie zu studieren. Da ich wegen der Matura Aufschub vom Militärdienst bis Juli 1942 bekommen, diese jedoch schon im April bestanden hatte, blieben mir drei Monate Zeit, die Universität zu besuchen. Ich hörte mir Vorlesungen in Philosophie, Psychologie, Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte und vieles mehr an. Dabei suchte ich mir sozusagen ein Nebenfach, denn das Hauptfach Psychologie stand außer Frage. Eigentlich hätte mich Kunstgeschichte interessiert, doch konnte ich mich mit der Art der Vorlesungen nicht anfreunden. Ich schob daher die Entscheidung für nach dem Krieg auf und entschied mich dann schließlich dagegen. Inskribieren konnte ich damals ohnehin nicht, denn da hätte man mich sofort einberufen. So hatte ich noch etwas Zeit zu Hause zu verbringen. (Meine Kunstabenteuer, S. 11)

Schließlich hatte Daim sich von seinen Verletzungen erholt und auch bald darauf sein heiteres Naturell zurückgewonnen. Jedenfalls inskribierte der stets fröhliche Kriegsinvalide an der Wiener Universität im Hauptfach Psychologie und im Nebenfach Anthropologie. Damit geriet er in die „Fänge“ von Univ. Prof. Dr. Hubert Rohracher (1903-1972). Dieser hatte nach Durchlaufen katholischer Schulen Süd- und Nordtirols in Innsbruck Doktorate in Rechtswissenschaft und Philosophie erworben, war dann aber Assistent am dortigen Institut für experimentelle Psychologie bei Prof. Theodor Paul Erismann geworden, wo er u. a. an gehirnelektrischen Experimenten mitwirkte. Nach dem Krieg, den er teilweise als

Heerespsychologe in Salzburg, teilweise als a. o. Professor in Wien verbracht hatte, wurde Rohracher an die Universität Wien berufen. Als Ordinarius vertrat er über zwei Jahrzehnte lang eine streng naturwissenschaftlich-experimentelle Psychologie. So erforschte er die Zusammenhänge zwischen elektrochemischen Gehirnvorgängen und psychischen Prozessen, nahm Tierversuche vor und war ein strikter Gegner der Psychoanalyse („Es kommt kein Tiefenpsychologe in meine Nähe"). Als am 4. Februar 1955 im Arkadenhof der Universität Wien die Freud-Büste enthüllt wurde, boykottierte Rohracher als zuständiger Ordinarius sogar diesen von Dekan Hans Hoff (18971969) geleiteten Festakt, wie Norbert Leser im Vorwort berichtet. Die allgemeine Ablehnung der Werke Freuds lag offenbar dabei weniger an dem in Österreich der Nachkriegszeit noch nachwirkenden Antisemitismus, sondern vor allem an der im Katholizismus tief verwurzelten Leibfeindlichkeit, welche der Rezeption einer Lehre im Wege stand, die der Sexualität eine wichtige Rolle zumaß.

Rohracher war trotz (oder wegen?) seiner ablehnenden Haltung gegenüber der Tiefenpsychologie ein sehr erfolgreicher Lehrer, der oft genug das Auditorium Maximum füllte. Für die Studenten war es angenehm, dass sich Rohracher nur mit den Teilgebieten der Psychologie befasste, weil sie nichts anderes lesen mussten als seine damaligen Werke („Persönlichkeit und Schicksal", „Kleine Charakterkunde", „Elektrochemische Vorgänge im Gehirn"). Laut Daim pflegte Rohracher bei Prüfungen eines seiner Bücher zur Hand zunehmen, eine beliebige Seite aufzuschlagen und den Prüfling nach dieser Stelle zu fragen. Wilfried Daim überliefert auch, dass ein Assistent Rohrachers, Walter Toman (1920-2003), heimlich eine Lehranalyse machte und darauf seine Stellung verlor. Toman, ab 1951 Professor für klinische Psychologie in Boston, wurde dennoch für sein grundlegendes Buch „Family Constellation" (1961) berühmt. Die Situation im mühsam aufgebauten Institut muss in der Tat recht eigenartig gewesen sein, wie auch der Bericht einer damaligen Stu- dentin und heutigen Psychotherapeutin zeigt:

> Vielleicht ist es nicht unwichtig, jener gerade in Wien merkwürdigen Lücke zu gedenken, die sich vor mir auftat, ohne dass ich es richtig merken konnte: Es ist das mangelnde Interesse für Tiefenpsychologie, die fast völlige Unkenntnis der Schriften Freuds. Zwar gab es die zweistündige Vorlesung eines Freudianers in irgendeinem abgelegenen Hörsaal der Universität. Dieser junge Mann aber war, ähnlich seinem großen Meister, „nur" Privatdozent und hatte selbstverständlich keinen Zugang zu den geheiligten Räumen des Instituts. [...] Denn für uns Wiener Psychologen galten ein paar Sätze aus dem Rohracher-Lehrbuch: dass es unmöglich sei, das Unbewusste zu beweisen, da es ja seiner Definition nach eben nicht bewusst werden könne; werde es bewusst, dann sei es aber eben

> nicht mehr das Unbewusste. Zwar wäre gegen die Annahme eines Unbewussten an sich nichts einzuwenden; es bestünden aber doch erhebliche Zweifel, ob es sinnvoll sei, zwischen das bewusste psychische Erleben und dessen organischer Grundlage noch ein „Unbewusstes“ einzuschieben. (Eva Jaeggi, Neugier als Beruf, S. 29ff.)

Wilfried Daim, der, wie wir inzwischen wissen, immer schon gerne gegen den Stachel löckte und mehr an Psychoanalyse, Parapsychologie und anderen unkonventionellen Ansätzen als an der sogenannten „Schulpsychologie“ interessiert war, führte mit seinem wichtigsten Lehrer sehr kontroversielle Diskussionen, absolvierte aber seine Rigorosen dennoch mit ausgezeichnetem Erfolg. Der kritische Student ging sogar so weit, die auf physiologische Charaktertests (Farbe, Form etc.) konzentrierte Methode seines um 20 Jahre älteren Lehrers Rohracher zu karikieren, indem er in einer schriftlichen Abhandlung die Frage stellte, wie man mit diesem psychologischen Instrumentarium den Unterschied zwischen Adolf Hitler und Franz von Assisi herausarbeiten könne. Daim: „Ob wohl Rot die Lieblingsfarbe Hitlers gewesen sei?“

Als Lehrer von ganz anderem Schlag hat Daim den katholischen Philosophieprofessor Alois Dempf (1891-1982) in Erinnerung. Als ihn Daim um einen Termin für sein Philosophikum ersuchte, ließ er ihn Platz nehmen und prüfte ihn an Ort und Stelle. Daim bestand wieder einmal mit „ausgezeichnet“. Dempf war übrigens Mitherausgeber der Zeitschrift „Wissenschaft und Weltbild“, in der Wilfried Daim später häufig publizierte.

Eine etwas ungewöhnliche Dissertation

Die Situation rund um Daims Interesse an der Tiefenpsychologie und anderen vom damaligen Mainstream abweichenden Sachgebieten spitzte sich zu, als es um das Dissertationsthema ging. Daims eigene Vorschläge stießen bei seinem Ordinarius auf wenig Gegenliebe. Nach einigem Hin und Her meinte Rohracher schließlich „Nun, dann dissertieren Sie eben darüber, wie man sich Telefonnummern merkt!“ Gesagt, getan. Ohne zu zögern, griff Daim diesen Vorschlag auf und verwirklichte ihn mit Hilfe des vom Ordinarius verordneten „naturwissenschaftlichen“ Instrumentariums.

In seiner Dissertation vom 4. Februar 1948 (33 Maschinschreibseiten, 40 Tabellen) von der im selben Jahr auch ein zehnseitiger Auszug gedruckt erschien, entwickelt Daim den geforderten empirischen Ansatz. Er gründet seine Arbeit auf eine ausführliche Versuchsreihe mit Schülern und Schülerinnen zwischen 8 und 18 Jahren. Die Versuche wurden in zwei

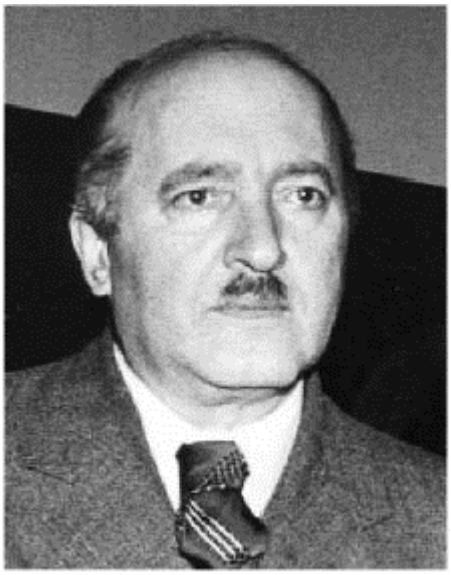
Reihen, einer Vorversuchsreihe und einem Hauptversuch, bei insgesamt 1600 Schülern in 15 Buben- und 23 Mädchenklassen in Schulen in Wien 1., (Ursulinen), in Wien 18., und in Strebersdorf (Anstalt der Schulbrüder, bei welchen Daim noch aus seiner Schulzeit bekannt war) durchgeführt. Es war dies - auch aus heutiger Sicht - eine durchaus ansehnliche Stichprobe. Bei den Versuchen wurden die verschiedensten Buchstaben- und *Ziffernkombinationen* durch Lehrer und Lehrerinnen den Klassen vorgegeben und die Erinnerungsleistung in der Hauptversuchsstufe nach vier Stunden schriftlich festgehalten. Damals wurde in Österreich noch eine Wählscheibe mit zehn Ziffern und zehn Buchstaben verwendet - das berühmte ZYLMURBAFI. Darauf beruhten sechsstellige Telefonnummern wie A 41 C 25 oder siebenstellige wie U 47-3-501 (die letzteren für Vierteltelefone). Daim konnte mit seiner Dissertation nachweisen, dass die von der Österreichischen Post- und Telegraphenverwaltung gewählten Buchstaben-Ziffernkombinationen jene Reihen waren, die man sich am leichtesten merken konnte.

Wilfried Daim hatte während seines Psychologiestudiums auch Vorlesungen aus Anthropologie besucht. Die dabei erworbenen Kenntnisse nützen ihm, als er sich später mit Lanz von Liebenfels und dessen Rassentheorien auseinandersetzte. Da er in Wien keine Chance sah, sich zu habilitieren, versuchte er es in Graz, was aber ebenfalls nicht gelang. Immerhin wurde Daim nach dem Studium ins Schloss Leopoldskron bei Salzburg eingeladen. Die Amerikaner betrieben dort eine außerordentliche Bildungseinrichtung, das sogenannte „Salzburg Seminar“ mit Sitz in Schloss Leopoldskron. Es war 1947 von den Harvard-Studenten Clemens Heller, Richard Campbell und Scott Elledge ins Leben gerufen worden. Als eine Art „intellektueller Marshall-Plan“ sollte es nach dem Krieg angehende Führungskräfte aller Nationen aus den verschiedensten Fachgebieten zu Vorträgen und Diskussionen zusammenbringen und so Völkerverständigung und Toleranz fördern.

Im Lauf der Jahre nahmen in Leopoldskron mehr als 25 000 Fellows aus über 150 Ländern, Vertreter von Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, Justiz und Verwaltung an den Seminaren teil. Im Schloss befanden sich die Bibliothek von Max Reinhardt und eine exzellente Schallplattensammlung. In der Bibliothek schmökerte Wilfried Daim in einem zweibändigen Werk des französischen Symbolisten Odilon Redon (1864-1916), das ihn faszinierte. Dort lernte er auch den Maler Ernst Fuchs (geb. 1930) kennen, der ihm einen schnell gezeichneten Mädchenkopf schenkte. Ein weiterer Bekannter aus dieser Zeit wurde der Maler und Materialkünstler Otto Beckmann (1908-1997). Diese Bekanntschaften befruchteten das schon vorhandene Kunstinteresse Wilfried Daims maßgeblich. Anlässlich eines Aufenthalts in Leopoldskron führte Daim 1948 Experimente zur

Traumtelepathie durch. Sie sind in seinem Buch „Experimente mit der Seele“ (1949) genau dokumentiert. Näheres dazu im folgenden Kapitel „Graphologie, Parapsychologie, Tiefenpsychologie, Astrologie“.

Daims Mitgliedschaft bei der Studentenverbindung K.Ö.St.V. Rudolfina im ÖCV



Daims Mentor August M. Knoll

Bei seinen Aktivitäten in der katholischen Widerstandsbewegung kam Wilfried Daim auch mit Jugendlichen in Kontakt, die Ihren Vätern, die im KZ Dachau gefangen gehalten wurden, Lebensmittelpakete auf die Post brachten. Es handelte sich dabei um Familien von Regimegegnern aus den Reihen des CV, die sich zu dieser gefährlichen Initiative entschlossen hatten. Es gab damals einen illegalen Zirkel der Rudolfina in Hernals. So war es für Wilfried nur natürlich, dass er sich schon bald nach Beginn seines Studiums der K.Ö.St.V. Rudolfina anschloss, bei der er am 13. März 1946 - genau acht Jahre nach dem „Anschluss“ - mit dem Couleurnamen „Plato“ (von seinem Kameraden und Bundesbruder Dr. Hubert Jurasek vorgeschlagen) rezipiert wurde. Die anlässlich des 50. Regierungsjubiläums von Kaiser Franz Joseph 1.1898 gegründete Rudolfina war (und ist) immer eine betont anti-nationalsozialistische und pro-österreichische Verbindung. Als Consenior der Verbindung hatte Daim u. a. die Aufgabe, Veranstaltungen zu organisieren. Das trug dazu bei, dass Wilfried Daim mit dem 23 Jahre älteren Soziologieprofessor August M. Knoll (K.Ö.St.V. Nibelungia Wien) Bekanntschaft machte.

Daim hatte nämlich wieder einmal kritische Kommentare abgegeben, worauf Knoll fragte: „Wer bist denn Du?“ Aus dieser Begegnung entwickelte sich eine enge Freundschaft, die auch zu gemeinsamen Publikationen führte und bis zum Tod Knolls am 24.12.1963 anhielt. So wie der 1900 geborene August M. Knoll übte auch Friedrich Heer (1916-1983) großen Einfluss auf Wilfried Daim aus. Der unkonventionelle Historiker Friedrich Heer - er meinte einmal, man möge auf seinem Grabstein die Inschrift „sus domini“ (Wildschwein Gottes) anbringen - war bis zu seinem aus formalen Gründen erfolgten Ausschluss Mitglied der CV-Verbindung K.a.V. Bajuvaria gewesen und blieb bis zuletzt ein guter Freund Daims. Wie dieser sollte auch Daim immer wieder Schwierigkeiten mit dem katholischen Establishment haben.

Auf der siebenten Cartellversammlung übernahm Rudolfina den Vorsitz des ÖCV (Vorort) für das Studienjahr 1948/49. Diplom-Volkswirt Helmut Gnambs stellte den Vorortspräsidenten, Dr. Wilfried Daim und Kaplan Piermayer wurden zu Vorortsbeisitzern und Rudolf Jelinek und Kurt Stümpfl zu Vorortschriftführern gewählt. Besonders hervorzuheben ist die damalige Einführung von Informationsbriefen des Cartellverbandes. Die Herausgabe eines eigenen Verbands-Liederbuches wurde während dieser Vorsitzzeit in die Wege geleitet. Ein weiteres Verdienst dieser Ära war die Anschaffung einer neuen Fahne für den ÖCV. Diese zeigt einen Bundesadler ohne Sichel, Hammer und gesprengte Ketten und wird bis heute verwendet. In der Folge sollte sich der politische und religiöse Nonkonformismus des Mitgliedes „Plato“ noch des Öfteren in verbindungs- und verbandsinternen Konflikten entladen.

Johanna Daim, geb. Karger - die gute Seele im Leben Wilfried Daims

Während der Bahnfahrt zu einer Veranstaltung im Benediktinerstift Seckau 1947, also in ihrem ersten Studienjahr, lernte Johanna Karger (geboren am 13. 9. 1927), die wohlbehütete Tochter eines Rechtsanwalts aus Pötzleinsdorf, Wilfried Daim kennen und lieben. „Er hat gleich gesagt, ich gehöre ihm“. Wenige Monate danach verlobte sie sich mit Wilfried. Die Umstände des Treffens waren typisch für den unkonventionellen Wilfried Daim. Seine Mutter hatte ihn zum Südbahnhof gebracht, weil er infolge seiner Prothese beim Koffertragen Hilfe brauchte. Vor dem Abteil bat sie Johanna, auf ihren Sohn aufzupassen, weil dieser „immer so laut sei“.

Johannas Vater, Dr. Hans Karger, war schon während des Krieges Philistersenior der CV-Verbindung K.Ö.St.V. Aargau gewesen und blieb dies auch in der unmittelbaren Nachkriegszeit, in der er sich für die Wiederbelebung Aargaus einsetzte. Daims Mitgliedschaft bei der Rudolfina war das beste Entree in die konservative Familie seiner Freundin. Johanna, die ursprünglich Chemie inskribiert hatte, wechselte unter dem Einfluss von Wilfried zur Psychologie, behielt aber Chemie als Nebenfach. Passt dies ja auch zur These Daims, dass zwischen Chemie und Psychologie eine Begabungsverwandtschaft besteht. So habe ja auch der für Daim bedeutsame Lebensphilosoph und bekannte Graphologe Ludwig Klages (1872-1956) von Chemie auf Psychologie umgesattelt. Daim führt dies auf die Verwandtschaft von Alchemie und Psychologie zurück.

Dr. Johanna Daim berichtet heute noch lebhaft von den Schwierigkeiten des Studiums in den „Trümmerjahren“, in denen die Berechtigung zum

Studieren mit der Verpflichtung verbunden war, mitzuhelfen, den Schutt der zerstörten Bauten wegzuräumen. Hanna musste vor allem Bücher aus dem Keller holen. Sie promovierte am 12. 7.1951 mit einer Doktorarbeit über die Psychologie von Sprechpausen. Auf der von ihrem Vater zur Verfügung gestellten Büroschreibmaschine hatte Hanna ja bereits schon die Dissertation ihres Freundes Wilfried getippt. Die Arbeit an der Schreibmaschine, die auch die Tätigkeit als Lektorin umfasste (Wilfrieds Deutsch war immer ein wenig bockig) sollte die feinnervige Gattin und Mutter der gemeinsamen drei Kinder beinahe ein Leben lang begleiten. Später kam eine vom amerikanischen Parapsychologen J. B. Rhine gestiftete Schreibmaschine dazu. Sie tippte nicht nur alle Manuskripte Ihres Gatten bis ins Computerzeitalter ab, sondern schrieb auch die Dissertation ihres Sohnes Falko ins Reine. Wie ihr Gatte zählt auch Johanna Daim zu jenen Menschen, die sich kein Blatt vor den Mund nehmen, auch nicht bei der Beschreibung ihres Mannes:

> Wilfried wusste immer alles besser, er war kein Suchender, hat aber viel gelesen. Er war immer ein Rebell und immer gegen alles. Bis heute abonniert er die kirchenkritische Zeitschrift ‚Kirche In'. Wilfried ist ein sehr begabter, gescheiter, musik- und kunstinteressierter Mensch. Er kommt aus einfachsten Verhältnissen, aus einem Hinterhaus in Hernals, wo er unter einer tyrannischen Mutter aufwuchs, gegen die er immer rebelliert hat.

Wilfried und Johanna heirateten am 19. 4. 1952; Trauzeugen waren der Vater der Braut, Dr. Hans Karger, und der Philosophieprofessor Dr. Leo Gabriel. Ein Jahr später, am 28.2.1953, kam Sohn Falko zur Welt. Er studierte Archäologie und ist heute Direktor des Römisch- Germanischen Zentralmuseums in Mainz. Am 31. 12. 1954 folgte Ulrike. Sie studierte Psychologie und arbeitet heute als Psychotherapeutin in freier Praxis mit der tiefenpsychologisch fundierten Methode der katathymimaginativen Psychotherapie (KIP). Martina, die zweite Tochter, wurde am 2. 3. 1964 - also fast ein Jahrzehnt später - geboren; sie studierte Biologie.

Lehranalyse bei Igor A. Caruso - Vorbild und Konkurrent

Wilfried Daim lernte den Tiefenpsychologen Igor A. Caruso (1914-1981) bei Veranstaltungen der Katholischen Akademie kennen. Die Wiener Katholische Akademie wurde 1945 (als Nachfolgerin der 1939 aufgelösten Leo-Gesellschaft) durch den Erzbischof von Wien, Kardinal Dr. Theodor Innitzer, als wissenschaftliches Institut der Erzdiözese Wien gegründet. Ziel und Aufgabe der Akademie ist die umfassende Diskussion aller weltanschaulich bedeutsamen Fragen, darunter auch der Dialog zwischen Wissenschaft und Glauben. Daim, der sich seit langem für die von Freud entwickelte Psychoanalyse interessierte, entschied sich, die für den Beruf des Therapeuten erforderliche Lehranalyse bei Igor Caruso zu machen. Diese endete jedoch früher als geplant - es dürfte zwischen dem immer zu Widersprüchen aufgelegten Wilfried Daim und dem russischen Aristokraten zu Konkurrenzgefühlen, ja Konkurrenzneid gekommen sein. Vergleicht man die Erscheinungsdaten von Daims „Handschrift und Existenz“ (1948) sowie „Umwertung der Psychoanalyse“ (Vorwort Jänner 1950) und Igor A. Carusos erstem Buch „Psychoanalyse und Synthese der Existenz. Beziehungen zwischen psychologischer Analyse und Daseinswerten“ (1952), so kann man wohl davon ausgehen, dass Caruso von Daim profitiert hat und nicht umgekehrt.

Caruso hatte jedenfalls 1947 den „Wiener Arbeitskreis für Tiefenpsychologie (WATP)“ gegründet und lange Jahre hindurch dominiert. Erstaunlich ist daher der Umstand, dass dort 1960/61 Daims These diskutiert wurde, wonach die Psycho analyse notwendigerweise in eine sozialpsychologische Theorie münde. Freuds Begriffe der psychischen Mechanismen wie Identifikation, Projektion, Introjektion, Verdrängung etc. waren nach Caruso „in Wahrheit historisch und interpsychisch.“ 1962, zwei Jahre nach Daims „Kastenloser Gesellschaft“ erschien Igor Carusos Buch „Soziale Aspekte der Psychoanalyse“. Es ist nicht auszuschließen, dass für das Ausscheiden Wilfried Daims aus dem WATP nicht nur sein Einzelgängertum sowie Konflikte mit einem ehemaligen SS- Arzt, sondern wiederum Konkurrenzprobleme mit Igor Caruso verantwortlich waren. Während Caruso in seinem Buch plötzlich den Begriff der Entfremdung entdeckt und sich dafür ausführlich bei Karl Marx, Max Horkheimer und Herbert Marcuse bedient, hat er für Daim nur eine einzige, eher verächtliche Anmerkung parat:

> Fragwürdiger steht es mit dem Versuch Wilfried Daims eine „kastenlose Gesellschaft“ mit Mitteln der psychologischen Analyse zu fördern. Die Möglichkeit einer klassenlosen Gesellschaft, die nur als Ergebnis wirtschaftlicher und politischer Aktion in der konkreten Geschichtlichkeit zu verwirklichen wäre, wird hier wegdiskutiert, und das Hauptgewicht liegt nun

> auf einer (aus christlicher Moral und Freudscher Psychoanalyse rein idealistisch entstehenden) angeblichen Überwindung des Kastengeistes: ein willkommenes Alibi für die wirklichen Nutznießer einer unterdrückenden Herrschaftsstruktur. (Igor Caruso, Soziale Aspekte der Psychoanalyse, S.25)

Der Vorwurf Carusos, dass Daim eine gesellschaftspolitische Gewichtsverlagerung von der Ökonomie zur Psychologie vorgenommen habe, trifft insofern nicht zu, als Daim nirgendwo die vorhandenen Klassengegensätze wegdiskutiert, sondern nur die These aufstellt, dass diese von Kastenphänomenen überlagert werden.

Ein weiterer Grund für das Ausscheiden Daims aus der organisierten Gruppe der Tiefenpsychologen war nach seiner Angabe der Gegensatz zu einem früheren NS- Arzt, der seinen Kasernenhofton nicht abgelegt hatte.

Der Psychotherapeut und Theologe Dr. Richard Picker (Jahrgang 1933), erinnert sich heute an die Rolle Wilfried Daims im WATP: „Daim war zu meiner Zeit (1967) bereits eine Art Mythos - er kam unrasiert und mit offenem Hemdkragen in die Sitzungen und galt als Einzelgänger, ja praktisch als Sonderling.“ Ein weiterer Studienkollege, Univ.-Prof. Dr. Sepp Schindler (Jahrgang 1923), charakterisiert den eigenwilligen Studenten Daim rückblickend als „dynamisch“ und „zupackend“, als originellen Denker („wie ein Schüler ohne Sitzfleisch“) und sehr öffentlichkeitsorientiert.

Berufliche Anfänge und Erfolge

Schon zu Beginn der 50-er Jahre begann Daim, sich eine psychologisch-psychoanalytische Praxis aufzubauen. Zunächst waren es graphologische Gutachten im Rahmen der Personalberatung für österreichische und ausländische Firmen, aus denen der junge Psychologe sein Einkommen bezog. Die Firmen ließen damals lieber Schriftgutachten erstellen, als die Bewerber persönlich zum Psychologen zu schicken. Daneben hielt Daim Vorträge, verfasste Publikationen verschiedenster Art und schrieb seine zwei grundlegenden psychoanalytischen Bücher, die schon erwähnte „Umwertung der Psychoanalyse“ (1950) sowie „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1954).

Nach der Eheschließung im Jahr 1952 wohnte die Familie Daim zunächst in einer dreieinhalb-Zimmer-Wohnung in einem heute nicht mehr existierenden Haus zwischen den Stadtbahnbögen in der Heiligenstädterstraße 29. Man hoffte darauf, nach dem Abzug der

Besatzungstruppen vielleicht eine der Wohnungen, die die Amerikaner in Döbling hinterlassen hatten, erwerben zu können. Doch Rechtsanwalt und Bankdirektor Dr. Hans Karger, Hannas relativ vermögender Vater, bestand darauf, statt einer Eigentumswohnung ein eigenes Haus zu kaufen. Dieses fand sich in Form einer kleinen Villa in der Scheidlstraße 9 im 18. Bezirk. Zwar wohnte damals noch eine Flüchtlingsfamilie im Souterrain, doch das störte die junge Familie Daim nicht. Später wurde der Keller zur Garage umfunktioniert. Die Wohnung in der Villa war sehr geräumig und der Familienvater konnte den Platz nun für seine bereits gesammelten Bücher und Kunstwerke nutzen.



Johanna Daim mit den Kindern Falko und Ulrike

Überdies gründete Wilfried Daim 1956 das „Institut für politische Psychologie“, als dessen Leiter er zwar immer zitiert wurde, das aber mangels Subventionen immer nur eine Ein-Mann-Einrichtung blieb. Daim hat in einer ausführlichen Arbeit dargestellt, wie man nach dem Vorbild des Instituts für Wirtschaftsforschung ein überparteiliches Institut für politische Psychologie dazu verwenden könnte, den verschiedenen politischen Kräften tiefenpsychologisch fundierte Ratschläge für die Gestaltung des demokratischen Zusammenlebens zu geben. Es wundert daher nicht, dass es nie zur Verwirklichung dieses zugegebenermaßen kühnen Konzepts kam.

Die Villa in der Scheidlstraße war ein überaus gastfreundlicher Ort, wo sich die „Elite“ der österreichischen Linkskatholiken und ihre Gesprächspartner immer wieder trafen, und wo Johanna Daim öfters „aufkochte“. Zu den Gästen zählten etwa: Giovanni Casanova, Josef Dobretsberger, Jan Frankowski, Leo Gabriel, Friedrich Heer, Adolf Holl, August M. Knoll, Albert Massiczek, Viktor Matejka, Jörg Mauthe, Otto Mauer, Günther Nenning, Pius Prutscher und Ernst Karl Winter.

Oft verbrachte die Familie Daim die Sommertage im Haus der Eltern von Hanna, wo sich die Kinder im Garten sehr wohl fühlten. Ein Streich von Daims Sohn Falko zeugt davon: einmal leitete dieser das Wasser aus einer Regentonne mit Hilfe eines Schlauches in den Keller, der alsbald überflutet war. Auf den Vorhalt seiner Mutter antwortete der noch lispelnde spätere Archäologieprofessor: „Aber die Kohlen sind doch so schwarz, also müssen sie gewaschen werden“.

Wilfried Daim reiste in diesen Jahren viel, wurde er doch von der Katholischen Akademie zu Vorträgen in die Bundesländer geschickt. Auch der Informationsdienst der amerikanischen Besatzungsmacht bot Daim die Möglichkeit, Reden zu halten.

Gleichzeitig fanden alljährlich auch Reisen mit der Familie statt. Die Urlaube verbrachte man im Waldviertel, in Kärnten oder Italien. Ein mehrwöchiger Studienaufenthalt führte sie nach England, eine weitere Reise nach Danzig, welche im behindertengerechten Simca zurückgelegt wurde. Polen war für Wilfried Daim damals ein wichtiges Reiseziel, weil es ihm Gelegenheit zu Gesprächen u. a. mit dem katholischen Publizisten und Politiker Jan Frankowski (1912-1976) gab. Von diesem überliefert Daim den Satz: „Zur Durchführung des Kommunismus gehört eine hohe Moral - nur die haben wir nicht“. Einmal ging es mit dem Diplomaten Ernst Florian Winter per Auto ins kommunistische Jugoslawien, um einen hohen kirchlichen Würdenträger zu besuchen. Die Fahrt war recht abenteuerlich, da ein Schafhirte, den Winter fotografieren wollte, plötzlich sein Gewehr auf die beiden anlegte .. Wilfried Daim war ab Herbst 1963 am Wiener Ford-Institut, heute „Institut für Höhere Studien (IHS)“, als Halbzeitassistent und von 1. Oktober 1964 bis Herbst 1966 als Vollzeitassistent in der Abteilung Politikwissenschaft beschäftigt, wobei in den Anfängen des Instituts noch nicht eindeutig zwischen Scholaren und Assistenten unterschieden wurde.

Daim wurde allerdings umgehend für die Abfassung der beiden Bände „Progressiver Katholizismus“ von weiteren Aufgaben am Institut freigestellt. In diese Zeit fällt auch ein mehrtägiger Besuch in Moskau, wo Daim am 10. September 1964 an Stelle des ursprünglich eingeladenen August M. Knoll,

der Ende 1963 verstorben war, einen Vortrag an der Moskauer Lomonossov-Universität hielt, den er ein Jahr später im Buch „Linkskatholizismus“ veröffentlichte.

Daims Aktivitäten und Publikationen im Zusammenhang mit dem von ihm angeregten, aber nie verwirklichten Bundesheer-Volksbegehren fallen in die Jahre 1969/70. Sie sind im

„Neuen Forum“ genau dokumentiert und wurden von Daim im Buch „analyse einer illusion“ (1969) genauer dargelegt.

Neben seiner Publikations- und Vortragstätigkeit führte Daim auch seine psychoanalytische Praxis weiter. Der Kontakt mit zum Teil prominenten Analysanden bot ihm Einsicht in viele Vorgänge aus dem öffentlichen Leben. Erst in den neunziger Jahren gibt er die Psychotherapie auf - nach seinen eigenen Worten deshalb, weil die Therapien für ihn, den ungeduldigen Reformer und nunmehr eifrigen Kunstsammler, zu langwierig waren und ihm letztendlich auch finanziell zu wenig einbrachten.

Öffentliche Anerkennung und Auftritte

Wilfried Daim kann heute nicht mehr sagen, wessen Initiative er den 1981 verliehenen Professorentitel - eine Ehrung, die in Österreich vor allem Publizisten und Künstler, aber auch Privatwissenschaftler erhalten - verdankt. Der Titel dient oft als Ausgleich dafür, wenn das Universitäts-Establishment dem Geehrten die venia legendi aus Neid oder Missgunst verweigert. Die einzige universitäre Tätigkeit Daims waren Gastvorlesungen an der theologischen Fakultät gewesen.

In besonders guter Erinnerung ist Daim der große Erfolg, den er mit seinem Vortrag Anfang 1984 an der Universität Oslo zum Thema: „Germanische Apokalypse“ hatte. Ausgehend von der verlogenen Sondermeldung über den Tod Adolf Hitlers („bis zum letzen Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen“) und anhand einer detaillierten Interpretation des Nibelungenliedes analysierte er vor einem norwegischen Publikum Kriegsführung und Kriegspropaganda des „Dritten Reichs“. Der gesamte Text der Rede wurde im „Forum“ kurz darauf abgedruckt. („Forum“ Nr. 361/363 Jänner/März 1984 S. 25 ff)

Wie schon am 25. Jänner 1977 nimmt Wilfried Daim auch am 18. Jänner 1990 an der Diskussionssendung „Club 2“ im ORF teil. Er tritt beide Male

gegen den Weiterbestand des österreichischen Bundesheeres auf. Dieses sei seiner Meinung nach weder zeitgemäß bewaffnet noch bestünde nach dem Zusammenbruch des Kommunismus ein realistisches Bedrohungsszenario.

Im Jahrbuch 1995 des Dokumentationsarchivs des Österreichischen Widerstands (DÖW) erscheinen Daims „Erinnerungen an die Widerstandsbewegung“ die auch eine wichtige Grundlage für den diesbezüglichen Teil dieser Biographie waren.

Am 12. 10. 2005 nimmt Wilfried Daim an einem Symposium über Viktor Ma- tejka (1901-1993) teil. Matejka war 1945 bis 1949 KPÖ-Stadtrat für Kultur und Volksbildung gewesen und hatte sich in dieser Zeit sehr für junge Künstler und ehemalige Emigranten eingesetzt. 1966 trat der Zeit seines Lebens sozial engagierte Katholik und Kommunist schließlich aus der KPÖ aus. Daim war mit ihm eng befreundet.

Am 2. September 2009 erhält Daim die Ehrenmedaille der Bundeshauptstadt Wien zusammen mit der Malerin Soshana Afroyim. In seiner Laudatio erinnert Norbert Leser daran, dass Wilfried Daim, der mit seiner Studie über den völkischen Esoteriker Jörg Lanz von Liebenfels „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ bekannt geworden war, die Nazi-Zeit als Soldat und Gegner des braunen Totalitarismus überlebt hatte. In den weiteren Jahren habe sich der „Linkskatholik“ mit Kirche, Militär und Zeitgeschehen publizistisch auseinandergesetzt. Und der zeitlebens jedem Ordensschmuck abholde Einzelkämpfer trug zumindest aus Anlass der Verleihung das 1946 für Widerstandskämpfer beschlossene, aber erst 1976 tatsächlich eingeführte „Befreiungs-Ehrenzeichen“.

Der Zwischenpositionelle

Seine (noch) nicht veröffentlichten Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg beginnt Wilfried Daim mit dem Hinweis, dass der Bezirk Hernals zwischen dem proletarischen Ottakring und dem bürgerlichen Währing liegt. Wilfried Daim hat sich stets zu seinen Wurzeln bekannt. Seine Sprache ist Hochdeutsch, doch schimmert der Hernalser Dialekt immer wieder durch. Daim verkörpert in seinem unbändigen Kultur- und Aufstiegswillen nicht nur den bildungsbeflissenen Kleinbürger, sondern vor allem den arbeitsfrohen Österreicher der Generation des Wiederaufbaus nach dem Krieg. Eine akademische Laufbahn blieb ihm zwar verwehrt, doch verfasste er als Privatgelehrter mehr Bücher und Artikel als der Großteil der österreichischen Universitätsprofessoren. Daim konnte seine Visitkarte

nicht mit dem „Univ.-Prof.“, sondern nur mit dem sogenannten „kleinen“ Professor schmücken. Einen Orden hat er nie erhalten, wohl aber eine Medaille seiner Vaterstadt.

Wilfried Daim war ein Grenzgänger, ein Wanderer zwischen den Welten. Politisch stand er der ÖVP nahe, doch ließ er sich von ihr nie vereinnahmen, selbst nicht einmal, als ihn Jörg Mauthe in die Politik holen wollte. Viele Freunde Daims, der heute im 88. Lebensjahr steht, waren Linkskatholiken, Sozialisten und Kommunisten. Die Mehrzahl seiner über 200 Artikel erschien in „linken“ Publikationen. Wilfried Daims Religion ist ein liberaler, progressiver Katholizismus, der mit dem Urchristentum sympathisiert und dem Protestantismus recht nahekommt. Am deutlichsten zeigt sich Daims Position zwischen den Welten in seinen Thesen zur internationalen Politik. Für seine Kritiker stand er längst im Lager des Ostblocks, während ihn seine Freunde als Brückenbauer zwischen Ost und West akzeptierten.

So waren seine Thesen zur Neutralitätspolitik Österreichs oft sehr radikal. Als österreichischer Patriot war er im Widerstand gegen das NS-Regime aktiv gewesen, doch zum Märtyrer für sein Land wollte er es nicht bringen. Zeit seines Lebens ein Freund russischer Literatur und Musik, verkörpert er jenen Schlag des Donauösterreichers, dem das Slawische im Blut liegt und der mit dem Deutschtum wenig am Hut hat. Seit sich Wilfried Daim in der dritten Phase seines Lebens praktisch zur Gänze der Kunst verschrieben hat, nimmt er erneut eine Zwischenposition ein, indem er zwischen formal-ästhetisierender Werkbetrachtung und handfester Interpretation der Bildinhalte hin- und herschwankt.

Während Daim diese Zwischenposition in seiner „Kastenlosen Gesellschaft“ (1960) eher unter dem Aspekt der damit verbundenen psychologischen Probleme sieht, zeigt er in seiner Studie über die Volksgruppen in Kärnten (1975) ihre positiven Seiten auf: „Da der Zwischenpositionelle Werte beider Seiten kennt und liebt, bietet er sich als Brücke an, versucht konstruktive Ideen für das Zusammenleben beider Gruppen zu entwickeln und so dem Frieden zu dienen.“ Voraussetzung einer produktiven Doppelidentifikation ist, dass allfällige Konflikte nicht billig verkürzt, sondern in vollem Umfang bewusst erlebt werden, um der Versöhnung von Gegensätzen dienen zu können. In diesem Sinne hat Wilfried Daim zur Synthese gefunden. Damit war und ist der Querdenker und Wanderer zwischen den Welten auch Brückenbauer in gut österreichischer Tradition.

Graphologie, Parapsychologie, Psychoanalyse, Astrologie

> Schrittweise hat die Wissenschaft die Fragen nach der leiblichen Struktur des Menschen, seiner Entwicklung, seiner Vererbung, seiner Umwelt in Angriff genommen und ebenso die Physik und Chemie seines Baues erforscht. Auf dem Gebiet der P s y c h o l o g i e dagegen ist trotz der glänzenden Geister, welche sich in hundertjähriger Arbeit mit ihr beschäftigt haben, eine der Fragen nach unserem Wesen völlig unbeantwortet geblieben, und zwar handelt es sich hier um das größte aller Rätsel, welches uns die Natur des Menschen darbietet: Was ist die menschliche Seele? Wohin gehört sie in der Gesamtheit unseres Wissens? (J. B. Rhine, Neuland der Seele, S. 13)

Zurück in das Jahr 1948: Mit der bravourösen Ablegung der beiden Rigorosen im Jänner und dem Doktordiplom vom 4. Februar 1948 war aus dem kriegsversehrten Heimkehrer und stets kritischen Studenten Wilfried Daim ein „fertiger“ Psychologe geworden. Es galt, an eine Berufsausübung zu denken - nicht zuletzt, da es ja auch schon eine Verlobte gab, deren konservativ denkender Vater die Tochter versorgt wissen wollte. Die Nachkriegszeit war trotz der massiven Zerstörung, die das Geschehen verursacht hatte, durch einen unbändigen Aufbauwillen der jungen Generation geprägt. Auch Daim hegte vielerlei Pläne und nahm die Gelegenheit wahr, seinen zahlreichen Interessen nachzugehen und sie zu vertiefen. So ließen erste Publikationen nicht lange auf sich warten.

Das Buch „Handschrift und Existenz“ von November 1948 und das Büchlein „Experimente mit der Seele“ vom darauffolgenden Monat lassen vermuten, dass Wilfried Daim das erste Jahr nach dem Studium vor allem mit Lesen und Schreiben verbrachte. Daim berichtet dazu, dass er schon während der längeren Aufenthalte im Lazarett und der Front- Urlaube sehr viel Zeit hatte und diese zur Lektüre wissenschaftlicher Werke nützte. Zu den vorherrschenden Strömungen dieser Jahre zählten der Existenzialismus und die Existenzphilosophie. J. P. Sartre (1905-1980) hatte 1945 postuliert, dass der Mensch und seine Bestimmung (Essenz) nur zu erfassen sei, wenn von seiner je-eigenen Lebenssituation (Existenz) ausgegangen werde. „Geworfenheit“, „Freiheit“ und „Selbstbestimmung“ waren die Schlagworte der Existenzialisten. Albert Camus (1913-1960) hatte seinen Roman „Die Pest“ 1947 veröffentlicht. 1948 erschien er erstmals auf Deutsch. Wichtige Werke von Karl Jaspers (1883-1969) stammten zwar schon aus der Zeit vor dem Krieg, doch nahm Jaspers 1946 seine umfangreiche Vortragstätigkeit wieder auf. Martin Heidegger (1889-1976) war mit „Sein und Zeit“ bereits 1927 bekannt geworden und

Gabriel Marcel (1889-1973) hatte sein Hauptwerk „Sein und Haben“ ebenfalls schon 1935 veröffentlicht. Doch durch den Nationalsozialismus war Vieles verschüttet worden.

Wilfried Daim, der in seinem Selbstverständnis als Tiefenpsychologe gerne „an die Wurzeln“ ging, hat sich stattdessen lieber - vor allem auch infolge seiner religiösen Grundhaltung - stark an S0ren Kierkegaard (1813-1855) orientiert. Der dänische Religionsphilosoph gilt ja als eigentlicher Vater der Existenzphilosophie. In seinem Denken wird die Notwendigkeit eines vom Verstand korrigierten Glaubens betont. Nach Kierkegaard wird Glaube dadurch möglich, dass sich Gott in Christus zu erkennen gegeben hat. Wenn man weiter berücksichtigt, dass sich Kierkegaard als ein Verfechter des Christentums gegen die Christenheit sah, kann man hier eine der philosophischen Grundlagen für den Nonkonformismus von Daim vermuten, wie es in seinen späteren amtskirchenkritischen Werken („Kirche und Zukunft“ 1963, „Progressiver Katholizismus“ 1966/67 usw.) zum Ausdruck kommt.

Der Einfluss der Existenzphilosophie, insbesondere jener Kierkegaards, auf Wilfried Daim geht nicht nur aus dem Titel seines graphologischen Werks „Handschrift und Existenz“ hervor, sondern wird auch in der Einleitung zu diesem Buch konkret angesprochen:

> Was wir nun wollen, ist, endlich das Gehäuse des Klagesschen Systems zu sprengen, um neue Luft und Aussicht zu gewinnen. Wer grundsätzlich Neues will, muss neuen Boden suchen. Dabei muss das neue System alles bisher Gewonnene umgreifen, für jede alte Erkenntnis muss Platz im neuen System sein, auf der anderen Seite muss Raum für neue Erkenntnis gewonnen werden. Wir wollen in der Theorie jenen Sprung vom ästhetischen in das ethische Stadium (im Sinne Kierkegaards) machen. Damit muss ein mehrfacher Umschwung vollzogen werden: Der erste betrifft die Betrachtung der menschlichen Individualität. Der Mensch wird als freie, der Selbstbestimmung, -Verwirklichung und -Vollendung fähige und dafür verantwortliche Person und nicht mehr als ein Gefüge von Triebfedern, Trieben, Interessen betrachtet. Was in diesem Sinne Charakter heißt, soll später erörtert werden.
>
> Der zweite Umschwung, mit dem ersten strukturell verbunden, ist der, welcher sich damit im Beurteiler zu vollziehen hat. Er tritt aus der Rolle des unverbindlichen Beschauers einer fremden Eigenart und Sonderheit in die Situation des mitverantwortlichen Kommunikators. Damit ist der dritte zu vollziehende Umbruch bereits angedeutet: die Beziehung zwischen Beurteiler und Beurteiltem (soweit einer zum anderen spricht). Aus der mehr oder weniger amüsanten Schilderung von Eigenarten und Eigenheiten wird ein Appell an Freiheit und Vernunft eines

gegenüberstehenden Du, einer wenigstens potentiell souveränen Person, aus der vielleicht wohlwollenden Mitteilung wird ein Kampf um das Selbstsein des anderen.

Ethos haben heißt, sich am Sollen orientieren, am Gewissen, an Vernunft. Es ist ein Freilegen des eigentlichen Menschen, was unser Ziel sein muss, und ein Verhelfen zum Finden seiner selbst.

Wir versuchen, statt einer lebens- eine existenzphilosophische Grundlegung zu schaffen. So wird der Leser, der die Literatur kennt, sehr vieles Alte finden, doch, wie wir hoffen, in neuem Lichte sehen. Es soll eine prinzipielle Umwertung geleistet werden. (Handschrift und Existenz, S. 14)

Die graphologische Praxis

Nun aber zurück zur Graphologie, die für Daim anfänglich ja nicht nur Objekt wissenschaftlicher Beschreibung, sondern auch praktisches Handwerkszeug zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes war. Während heute beträchtliche Zweifel an der Aussagekraft graphologischer Gutachten bestehen und die Graphologie kaum mehr eine Rolle bei der Personalauswahl von Firmen spielt, konnte der junge Psychologe eine geraume Zeit mit Gutachten für diverse Firmen seinen Lebensunterhalt verdienen. Dies war neben den von amerikanischen Stellen und den von der „Wiener Katholischen Akademie“ finanzierten Vorträgen und der beginnenden eigenen psychotherapeutischen Praxis eine Haupteinnahmequelle Daims. Insofern ist das 1950 erschienene Buch „Handschrift und Existenz“ durchaus auch als „Handbuch“ für angehende Graphologen zu verstehen.

Aufbauend auf den Schriften von Ludwig Klages („Die Grundlagen der Charakterkunde“ von 1938 und „Handschrift und Charakter“ aus dem Jahr 1943) sowie Rudolf Pophal („Grundlegung der bewegungsphysiologischen Graphologie“, 1939) und Max Pulver („Symbolik der Handschrift“, 1948) gibt Wilfried Daim eine umfassende Darstellung einer theoretisch fundierten aber auch praxisorientierten Graphologie. Auf seine für ihn typische systematische Weise beginnt er mit einer Analyse der verschiedenen Schreibwerkzeuge. Als er das Buch verfasste, war gerade der Kugelschreiber auf den Markt gekommen, wohl das erste Werkzeug zur „Vernichtung“ einer aussagekräftigen Handschrift - heute ist dies der Computer. Der Hauptteil des Buches ist den Schriftmerkmalen und ihrer Deutung gewidmet. Grundlage sind die Bedeutungstabellen von Ludwig

Klages. Unter den beigefügten 20 Schriftproben sind jene von eineiigen Zwillingen mit gleicher Schulbildung besonders interessant, weil sie trotz der ähnlichen genetischen Anlagen auf sehr individuelle Charaktermerkmale schließen lassen.

Daim geht in diesem Frühwerk weit über die Interpretation der reinen Schriftzeichen hinaus, indem er sowohl die äußeren Persönlichkeitsmerkmale des Schreibers oder der Schreiberin als auch den mit der Abfassung einer schriftlichen Mitteilung verbundenen Kommunikationsprozess in seine Überlegungen einbezieht. Auch weist er auf die Notwendigkeit hin, die jeweilige Mitteilungssituation des Schreibers aber auch die Rolle des Beurteilers einer Handschrift näher zu analysieren.

Einige Jahre später wird Daim jedoch u. a. etwa im Aufsatz „Planmäßige Schriftumstellung“ die Möglichkeiten der Graphologie selbst relativieren, indem er den bei einer psychotherapeutischen Analyse gewonnenen Gesamteindruck einer Person weit über das durch eine einzige Schriftprobe zu ermittelnde Charakterbild stellt. Dennoch scheint ihm die Schrift eines Menschen aber mehr zu sein als ein bloßes Akzidens: Daim konnte im Verlauf seiner Arbeit als Psychologe dadurch, dass Analysanden entscheidende Merkmale ihrer Handschrift (vor allem die Linksschräglage) auf Anregung des Therapeuten bewusst veränderten, latente Konflikte und seelische Fehlhaltungen bewusst machen. Auch könne aus der Schreibsituation auf Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit geschlossen werden, unter Umständen auch auf Eigenschaften wie Kombinationsgabe und Denksystematik. Dennoch meint Daim heute: „Graphologisch darüber Aussagen zu machen, ob jemand mehr zum Bäcker oder zum Schuster geeignet ist, können nur Scharlatane“.

Mit seiner „ganzheitlichen“ Sicht der Graphologie hoffte Wilfried Daim damals immerhin, das geschlossene und durch eine „biologistische Metaphysik eingeengte“ System von Klages überwunden zu haben. Wenn Daim auch dessen Kritik an der am Experiment orientierten Schulpsychologie teilte, so stand er doch in scharfem Gegensatz zu der Rassenideologie des bekennenden Neuheiden Klages. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass das graphologische Werk von Ludwig Klages offenbar „unsterblich“ ist - kam sein Buch „Handschrift und Charakter“ doch 2008 in einer 30. Auflage zu wohlfeilen 7 Euro auf den Markt.

Inzwischen schmälert Daim die Bedeutung der Graphologie und die Möglichkeiten der Charakterdeutung durch Schriftanalyse noch um ein Stück mehr und weist darauf hin, dass es nicht zuletzt darauf ankomme,

durch welchen Lehrer jemand auf welche Weise schreiben gelernt hat: „Was ihr durch die Graphologie herausfindet, weiß ich schon nach dem ersten ausführlichen Tiefeninterview“ zitiert er Igor A. Caruso.

„Seitensprung“ Astrologie

Zu Daims Interessensgebieten zählte neben der Graphologie eine Zeit lang auch die Astrologie. Führend auf diesem Gebiet war damals Zoe Wassilko-Serecki (18971978), die langjährige Präsidentin der Österreichischen Gesellschaft für Astrologie. Die Gräfin stammte aus Czernowitz und hatte sich ursprünglich auch mit Parapsychologie beschäftigt. Wilfried Daim nahm an die 30 bis 50 Lehrstunden in Astrologie bei ihr, führte allerdings seine astrologischen Forschungen danach nicht mehr systematisch weiter, weil er die Wissenschaftlichkeit von Astrologie zunehmend bezweifelte. Dennoch verließ ihn das Interesse für Astrologie ein Leben lang nicht. So erstellt er auf seinem Computer, den er um das Jahr 2004 zu verwenden begann, gelegentlich „hier-und-jetzt“-Horoskope und erinnert daran, dass die großen Astronomen der Geschichte von Kopernikus angefangen über Brahe bis hin zu Kepler immer auch Astrologie betrieben und rezitiert das Gedicht von Johann Wolfgang von Goethe auswendig: „Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen, / Die Sonne stand zum Gruße der Planeten / Bist alsobald und fort und fort gediehen / Nach dem Gesetz, wonach Du angetreten.“

Auch die Anhänger der Schule C. G. Jungs ließen gern Horoskope ihrer Patienten erstellen. Sein eigenes Geburtshoroskops erläutert Daim: „Der Aszendent im Widder bedeutet Angriffslust und Dynamik. Die enge Konjunktur von Jupiter und Mond verheißt Erfolg in der Öffentlichkeit. Die Konjunktur von Sonne, Merkur und Mars symbolisiert das Vergnügen, Autoritäten anzugreifen und zu stürzen. Man könnte dieses Horoskop durchaus als das Horoskop eines „Querdenkers“ bezeichnen.“

Auf der Suche nach einem Beweis für die Existenz parapsychologischer Vorgänge

In die Zeit, in er sein Graphologie-Buch verfasste, fällt auch Daims Beschäftigung mit Parapsychologie. Gemeinsam ist beiden Sachgebieten die Distanz zum psychologischen „Mainstream“. Daims theoretische Reflexionen und praktische Experimente auf dem Gebiet des „Okkultismus“ waren den Intentionen des Vorstandes des psychologischen Instituts, Hubert Rohracher, diametral entgegengesetzt. Wie bereits erwähnt, war

Rohracher weder an Tiefenpsychologie noch an anderen Randgebieten der Psychologie interessiert. Dennoch griff Wilfried Daim in den letzten Semestern und nach seinem Psychologiestudium das Thema Parapsychologie auf - nicht nur in Form von Literaturstudium und theoretischen Überlegungen, sondern auch durch praktische, empirische Experimente.

Die diesbezüglichen Versuche wurden u. a. in den Monaten März und April 1948 im Schloss Leopoldskron bei Salzburg durchgeführt, wo Daim auch an Vorlesungen und Diskussionen im Rahmen des schon erwähnten „Salzburg Seminars“ teilnahm. Die Ergebnisse seiner eigenen Versuche sind ausführlich in seinem im Dezember 1948 fertig gestellten Bändchen „Experimente mit der Seele“ und in einem Artikel aus der Zeitschrift „Wissenschaft und Weltbild“ dokumentiert. Einen zusammenfassenden Aufsatz über den Stand der Parapsychologie publizierte Daim im November 1949 in „Wort und Wahrheit“.

Die ausländischen Vorbilder

Zunächst ging es Daim darum, die von England und den USA ausgehenden und über die Niederlande nach Deutschland gelangten empirischen Forschungsansätze auf dem Gebiet der außersinnlichen Wahrnehmung kennen zu lernen. Von besonderer Bedeutung waren für ihn die an der Duke University schon 1930 begonnenen parapsychologischen Serien-Experimente. Sie stachen durch Genauigkeit und Anzahl hervor. Initiiert hatte diese Experimente William McDougall. Seine Mitarbeiter Karl Zener, Joseph B. Rhine und Louisa E. Rhine führten innerhalb von sieben Jahren über 100 000 Hellseh- und Telepathieversuche mit Studierenden der Duke University durch. 1937 erschien darüber

J. B. Rhines Buch „New Frontiers of the Mind“ („Neuland der Seele“, 1938). An der 1924 gegründeten renommierten Privatuniversität in der Stadt Durham in North Carolina wurden bis zur Emeritierung von J. B. Rhine im Jahr 1965 quantitative parapsychologische Experimente durchgeführt, genau dokumentiert und in dem Buch „Extra-Sensory Perception After Sixty Years“ (New York, 1940) auch gegen die immer stärker werdende Kritik verteidigt.

In Deutschland hatte Hans Bender schon 1936 über außersinnliche Wahrnehmung publiziert und 1950 das „Institut für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene“ in Freiburg im Breisgau gegründet. Nach einer Periode intensiver Forschung ebbte das Interesse an

parapsychologischen Experimenten in den frühen Achtzigerjahren des 20. Jahrhunderts aber wieder stark ab.

Worin lag nun die Besonderheit der Methode bei den Experimenten von Rhine, die Daims Interesse erregten? An drei einfachen Beispielen soll erklärt werden, wie vorgegangen wurde.

Im Fall 1 saß der Versuchsleiter an einem Tisch mit der für das Experiment ausgesuchten Versuchsperson, war aber durch einen undurchsichtigen Schirm von dieser getrennt. Während der Versuchsleiter ein gut gemischtes Kartenspiel aufschlug oder daraus Karten ablegte, musste die Versuchsperson die auf den sogenannten „Zener- Karten“ dargestellten grafischen Symbole notieren (Telepathie - Hellsehen).

Im Fall 2 warf eine Rüttelmaschine eine Reihe von Würfeln auf den Tisch. Die Versuchsperson hatte die Aufgabe, durch ihre psychische Kraft dafür zu sorgen, dass vor allem eine bestimmte Punktezahl gewürfelt wurde (Psychokinese).

Der Fall 3 betrifft das Phänomen der „außersinnlichen Wahrnehmung in der Zeit“.

Bei diesen Versuchen soll also ein zukünftiges Ereignis vorausgesehen werden.

Im Experiment wurde diese Form übersinnlicher Fähigkeiten dadurch nachgewiesen, dass die Versuchsperson die Reihenfolge der Karten aufschreiben musste, in welcher ein zunächst ungemischtes Kartenspiel nach dem Mischen liegen würde.

Die Ergebnisse dieser parapsychologischen Versuche wurden statistisch genau ausgewertet. In der Mehrzahl der Fälle war es infolge der besonderen Fähigkeiten der Versuchspersonen zu statistisch signifikanten positiven Abweichungen von der durch die Wahrscheinlichkeitsrechnung bestimmten Trefferzahl gekommen.

Im Hinblick auf die Vorhalte der Schulpsychologie, dass alle tiefen- und parapsychologischen Ansätze keinerlei wissenschaftlichen Wert besäßen, weist Daim darauf hin, dass die Experimente just mit jenem empirisch-statistischen Instrumentarium durchgeführt wurden, auf das sein Lehrer Rohracher so großen Wert gelegt hatte.

Eigene parapsychologische Experimente

Wilfried Daim strebte eine Verbindung von Tiefenpsychologie und Parapsychologie an. In seinem Büchlein „Experimente mit der Seele“ und den darauf beruhenden Aufsätzen führt er zunächst verschiedene Fälle von Spontantelepathie (Beispiel: die Mutter eines Frontsoldaten „sieht“ den Tod ihres Sohnes zur selben Zeit als dieser eintritt) und experimenteller Wachtherapie an (Beispiel: ein geistig zurückgebliebenes lettisches Bauernmädchen kann deutsche und lateinische Worte reproduzieren, die von der Mutter in einem anderen Raum vorgelesen werden).

Danach berichtet Daim über seine eigenen Experimente auf dem Gebiet der Traumtelepathie. Wie schon erwähnt, wurden diese im Frühjahr 1948 auf Schloss Leopoldskron durchgeführt. Es ging dabei immer um den gleichen Ansatz: Die „sendende“ Person hatte die Aufgabe, sich auf ein farbiges Symbol - zum Beispiel ein grünes Dreieck, einen blauen oder roten Kreis - zu konzentrieren, während die „empfangende“ Person in einem anderen Teil des Gebäudes noch schlief. Danach musste der Befehl zum Aufwachen übermittelt werden. Nach dem Erwachen hatte der Empfänger seinen Traum genau zu protokollieren, was allerdings nicht jedes Mal gelang. Formen und Farben der gesendeten Symbole wurden bei den Versuchen jeweils nach dem Zufallsprinzip ausgewählt.

Diese Experimente waren zu rund 75 % erfolgreich, wobei die Versuchspersonen zwar nicht die genaue Gestalt der ihnen übermittelten Botschaft reproduzierten, doch waren ihnen die gesendeten Symbole wie Dreieck, Quadrat und Kreis in einer dem Trauminhalt angepassten Form (grüne Tanne, blaue Sonne, roter Luftballon etc.) erschienen. Dies gelang sogar über eine Entfernung von 1,1 km zwischen Sender und Empfänger, so bei einschlägigen Experimenten in Wien. Dass „nur“ drei Viertel aller Experimente als voll gelungen bezeichnet werden konnten, mag damit zusammenhängen, dass Daim alle Versuche als Basis nahm - mitberücksichtigt wurden also auch jene, bei denen jemand seinen Traum verschlief oder versäumte, ihn aufzuzeichnen. Die Protokolle der Versuche vermitteln jedenfalls den Eindruck eines faszinierenden Experiments:

> A.-Protokoll einer sendenden Person: 20. März 1948
> Ich sendete um 6:30 Uhr eine blaue Kreisfläche. Mir fiel gleichzeitige Konzentration auf Farbe und Form sehr schwer. Einmal gelang besser die Form, dann besser die Farbe, doch gelang es mir schließlich, beide zu vereinigen. Zum ersten Mal sprach ich, und zwar leise, aber eindringlich das Wort blau .. wiederholt vor mich hin. Am Schluss diktierte ich knapp und heftig: aufwachen, diesmal auch als Wort, das ich gepresst herausstieß. W. D. P.-Protokoll einer empfangenden Person: 20. März 1948

> Ich habe von dem heutigen Traum nur bruchstückhafte Erinnerungen. Die Aufeinanderfolge ist mir nicht mehr eindeutig im Gedächtnis geblieben: Eine vage Schulszene, mir wird etwas abgefragt und ich erzähle von ultravioletten Strahlen. Dabei stelle ich mir das Ultraviolett als Violettblau vor. Durch die ganzen Traumszenen hindurch habe ich immer wieder die Vorstellung einer Sonne. Dabei wusste ich, dass diese Sonne jene war, die ich am Vortage innerhalb einer Graphik von Odilon Redon gesehen habe. Auf diesem Bilde war aber die Sonne nur halb zu sehen. Im Traum sah ich sie aber ganz. Zunächst sah ich die Sonne primär als Form, in der Farbe etwas graublau. Dann tauchte in mir die Frage auf, wieso sie denn nicht orangerot sei, wie doch eine Sonne normalerweise ist. Dann dachte ich aber, sie müsse wohl blau sein. Dann brach die Szene ab. Dann wachte ich halb auf und wurde dann, da ich wieder einzuschlafen begonnen hatte, wie durch einen Ruck, der von einem akustischen Laut begleitet war, aufgeweckt. Dieses Aufwecken erschreckte mich fast. Der Zeitpunkt war wieder knapp halb 7 Uhr. M. W.

Das Bemerkenswerte an diesem Experiment ist, dass im Traum der „Tagesrest“ (halbkreisförmige Sonne in einer Schlucht, graublau) in eine kreisförmige blaue vollständige Sonne umspringt. Der telepathische Einfluss hatte es also geschafft, eine geometrische Form grundlegend zu verändern und eine in der Realität völlig unbekannte Erscheinung, nämlich die einer blauen Sonne, zu generieren. Auch die Versuche in Wien führten trotz einer räumlich durchaus deutlichen Entfernung zu signifikanten Ergebnissen:

> Protokoll einer sendenden Person: 20. April 1948
> Um 3 Uhr früh einen roten Kreis versucht zu senden, dabei größte Mühe, den Kreis zu fixieren, da er lange hindurch immer wieder die Form einer Ellipse annehmen möchte. W.W. Protokoll einer empfangenden Person: 20. April 1948
> Zeit des Traumes ungewiss. Erwachen aus dem Schlaf zirka 5 Uhr. Aus dem Traum ist mir allein erinnerlich eine rote Sonne es könnte aber auch ein roter elliptischer Luftballon gewesen sein. H. Sch. (Alle Protokolle aus: Experimentelle Traumtelepathie, in: Wissenschaft und Weltbild, 10/ 1948, S. 398)

Sepp Schindler bestätigt heute noch die Seriosität dieser Versuche, gemeinsam waren er und ein weiterer Studienkollege Daims zur Verfügung gestanden, der eine später als Professor für Kirchenrecht, der andere für seine Tätigkeit als Leiter der Bildabteilung in der Nationalbibliothek bekannt geworden.

Das Besondere an den Schlussfolgerungen, die Wilfried Daim aus seinen Experimenten zog, lag im Bereich der Philosophie. Während die konventionelle psychologische Forschung - zumindest zu jener Zeit - alle

„übersinnlichen“ Fähigkeiten - wenn sie nicht überhaupt als betrügerisch oder als Scharlatanerie demaskiert werden konnten - durch die Wirkung von durch Gehirnströme generierten „Wellen“ zu erklären versuchte, argumentierte Daim, dass es sich bei parapsychologischen Phänomenen nicht um „physikalische“, sondern um „seelische“ Vorgänge handeln müsse. Er begründete dies mit der Beobachtung, dass bei den erwähnten Experimenten Raum und Zeit keine Rolle spielten. Telepathische Erfahrungen könnten über Kontinente hinweg gemacht werden. Die für elektromagnetische Wellen typischen Ausbreitungscharakteristika schlössen das Wirksamwerden von Gehirnströmen und darauf beruhender Phänomene aus.

Ob das nach den Gesetzen der Quantenphysik und nach den Ergebnissen der modernen Neuronenforschung wie etwa die Versuche mit der Verwendung der Magnetresonanztomographie z. B. für „Neuromarketing“ so einfach zu behaupten ist, muss aus heutiger Sicht freilich als fraglich bezeichnet werden. Daims für damals - und wohl noch für heute - mutige These besagte jedenfalls, dass es sich bei den angesprochenen

„übersinnlichen“ Wahrnehmungen (Telepathie und Hellsehen) und der berührungslosen Manipulation von Objekten (Psychokinese) um „seelische“, also „außerräumliche“ Phänomene handle. Wichtig dabei war Daims Feststellung, dass nur der Transfer von Vorstellungen (Bilder, Formen, Farben, Töne), nicht aber die Übertragungen von abstrakten Gedanken (z. B. „Gerechtigkeit“) realisiert und in statistisch signifikanter Zahl nachgewiesen werden konnte. Daraus leitete er - für den Psychoanalytiker typisch - die weitere These ab, dass „allem Anschein nach die unteren Seelenschichten - ob sensitiv oder vegetativ, darüber ist im Moment kein Urteil zu fällen - mit den in Frage kommenden Fähigkeiten ausgestattet sind“.

Wie allein schon dem Titel der Publikation „Experimente mit der Seele“ zu entnehmen, liefern erfolgreiche parapsychologische Versuche dem Katholiken Daim den Beweis dafür, dass der Mensch ein „beseeltes“ Wesen ist, d. h. dass er etwas besitzt, das über Raum und Zeit (über Chemie und Physik) hinausgeht. So endet das Büchlein auch mit dem apodiktischen Satz: „Ohne außerraumzeitliche Prinzipien wird eine Gesamttheorie der Parapsychologie sicherlich nicht auskommen“.

Wilfried Daim wurde in jener Zeit Mitglied und Vizepräsident der Österreichischen Gesellschaft für Psychische Forschung (heute Österreichische Gesellschaft für Parapsychologie) und nahm auch am I. Internationalen Kongress für Parapsychologie in Utrecht (1953) teil.

Danach gibt er seine parapsychologische Forschung auf und beschäftigt sich nicht mehr auf wissenschaftlicher Basis mit außersinnlichen Phänomenen. Heute meint er, dass russische Wissenschaftler, die in Amerika und Europa nicht mehr sonderlich geschätzten parapsychologischen Versuche weiter geführt hätten.

Die Praxis als Graphologe und (Tiefen)Psychologe

Eine wichtige Einnahmequelle Daims waren, wie erwähnt, graphologische Gutachten und Persönlichkeitsanalysen. Mit einem Gewerbeschein dafür war er seit den fünfziger Jahren „zur Ausübung des Gewerbes Graphologie, beschränkt auf Schriftenvergleich und Charakterdeutung und psychologische Beratung, beschränkt auf den gesunden Menschen in ernsten Lebenslagen“ berechtigt. Aus diesem Text der Gewerbeberechtigung ist ersichtlich, dass die Ärzteschaft sehr darauf bedacht war, dass Psychologen keine psychisch kranken Personen „therapieren“ durften. Die psychologische Praxis Daims befand sich zu dieser Zeit in Wien 19., Barawitzkagasse 27. Diese Gewerbeberechtigung legte Daim erst 1984 zurück.

Obwohl er ja seine Lehranalyse bei Igor A. Caruso einerseits aus Geldmangel, andererseits aber auch wegen Differenzen mit seinem Analytiker vorzeitig abgebrochen hatte, weil er den Eindruck hatte, Caruso profitiere mehr von der Lehranalyse als er selbst, arbeitete Daim in der Folge dennoch vorwiegend als an den Methoden Freuds orientierter Psychologe, was die vielen in seinen beiden Büchern zitierten Fälle und die dabei entstandenen Zeichnungen in wissenschaftlich aufgearbeiteter Form beweisen.

Am 20. 9. 1961 erschien jedenfalls darüber im Wiener Boulevardblatt „Express“ ein illustrierter Artikel, in dem besonders auf den Einsatz von Patientenzeichnungen im Verlauf einer Analyse hingewiesen wird. Zu dieser Zeit wohnte die Familie Daim (Wilfried und Johanna, Falko und Ulrike) bereits in der Einfamilienvilla in Wien 17., Scheidlstraße 9, wo genügend Platz für Einzelgespräche aber auch für größere Abendgesellschaften war.

Mit Kierkegaard über Freud hinaus

Im Jänner 1950 vollendet Wilfried Daim seine „Umwertung der Psychoanalyse“. Bei der Behandlung des Geburtstraumas bezieht er sich ausdrücklich auf die Existenzphilosophie, indem er das Urerleben der Geburt mit dem von Heidegger als „Geworfenheit“ bezeichneten

„In-der-Welt-Sein“ vergleicht:

> Die Geburt ist jenes Ex-istere97, jenes Herausstellen des Selbst aus dem Ungeschiedenen in die Welt. Sie betrifft den Menschen als Ganzes - daher ist nirgends wie hier das Recht so klar, vom menschlichen Dasein als von einem Ganzen zu sprechen.
>
> Das Erlebnis der Geburt prägt somit das Gesamterlebnis der Welt als solches. Die Weltlichkeit der Welt, das In-der-Welt-Sein, erhält seinen spezifischen Charakter vom Geburtserlebnis. Die Welt ist letztlich immer ein Beängstigendes. Dieses spezifische Geburtserlebnis hat der Existentialismus vorzüglich interpretiert. Wer Heideggers Kategorien, wie etwa das Man, soziologisch fasst, geht am Zentrum vorbei. Das Urgewaltige der Wirkung dieses Denkers liegt hier in dem allgemeinen Geburtserleben, das jeder dunkel in sich anklingen fühlt, der diese Philosophie erlebt. (Umwertung der Psychoanalyse, S. 190. Die Fußnote 97 bezieht sich auf die von Kierkegaard 1936 veröffentlichten „Religiösen Reden“).

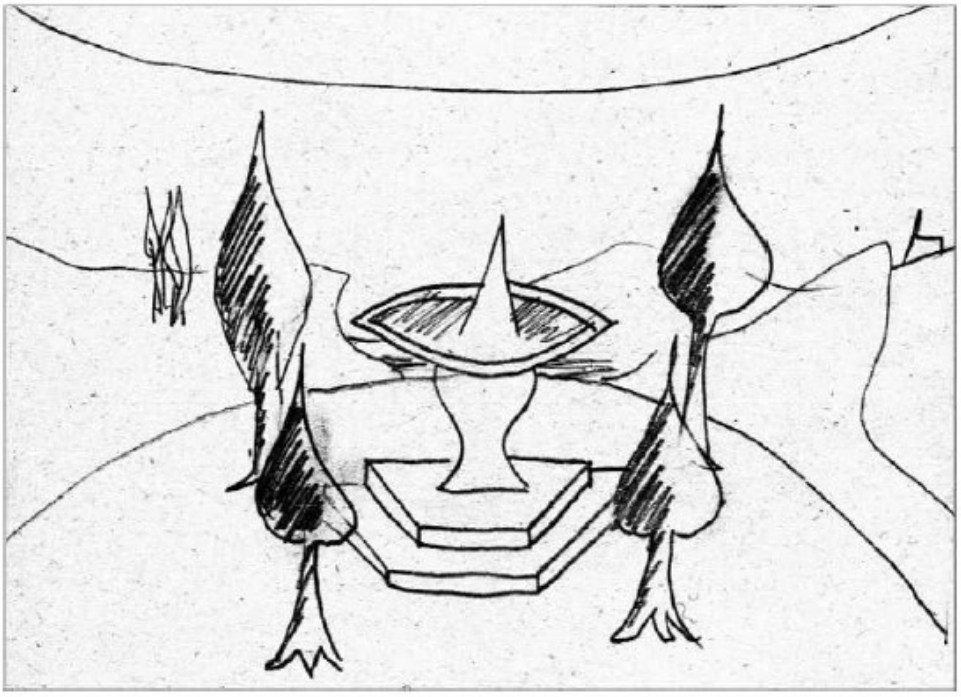
Wie später in seinem Aufsatz „Heideggers Existenzphilosophie und das Geburtstrauma“ (in: Der Psychologe, 11/1956) noch einmal ausgeführt, ist Daim hier bemüht, seine eigene Gedankenwelt mit jener Freuds, Kierkegaards und Heideggers zu vernetzen. Daraus entsteht eine existenzorientierte, christlich fundierte Methode der Tiefenpsychologie. Daim bleibt in seiner individual- und später sozialpsychologischen Denkweise immer ein Freudianer, allerdings mit einer gewichtigen Einschränkung, nämlich der Relativierung der Rolle der Sexualität bei gleichzeitiger Aufrechterhaltung der Theorien des Unbewussten, der Verdrängung (Daim nennt sie „Verdeckung“) und des Ödipuskomplexes. Gerade der letztere sollte in der späteren Anwendung der von Daim (weiter)entwickelten tiefenpsychologischen Methode auf Gesellschaft, Politik, Kirche und Kunst eine große Rolle spielen. So antwortet Daim auf die Frage „Sind wir noch Psychoanalytiker?“:

> Die Tendenz unserer Arbeit ging, wie wir schon in der Einleitung bemerkten, nicht dahin, die Psychoanalyse zu liquidieren, sondern sie im Gegenteil gelten zu lassen und in höhere Zusammenhänge einzuordnen.

> Die Konfrontation mit der Religion und der Einbau des phänomenologisch fassbaren Absoluten führten nicht zu einer Aufhebung der Freudschen Kategorien, sondern zu einer Umorientierung des Wertungsstandpunktes. Christlich formuliert, erfolgte eine Akzentverlagerung von dem sechsten auf das erste Gebot. (Umwertung der Psychoanalyse, S. 326)

Ein unvollendetes Experiment zum Thema Surrealismus

Ein Jahr zuvor hatte Wilfried Daim bereits versucht, Tiefenpsychologie und Kunst in Beziehung zu bringen, indem er einigen Freunden eine Reihe von surrealistischen Wortpaaren vorlegte („Baum und Hand“, „Kochtopf und Schlange“, „Mund und Quarz“ etc.). Die Versuchspersonen waren eingeladen, zu diesen Wortpaaren frei zu assoziieren, zu meditieren oder auch darüber zu träumen. Tags darauf sollten sie den Traum zeichnen und



Ergebnis eines surrealen Experiments: Jörg Mauthes Traumzeichnung

beschreiben. Daim konnte Persönlichkeiten, wie den Maler Kurt Absolon (1925-1958), den Publizisten Jörg Mauthe (1924-1986) und Otto Beckmann, den Bildhauer und Pionier der Computerkunst (1908-1997), für seine Experimente gewinnen. Leider stellte sich heraus, dass die für diese

Versuche notwendige Disziplin rasch verebbte. So sind uns nur einige wenige Aufzeichnungen erhalten, darunter das Bild von Jörg Mauthe:

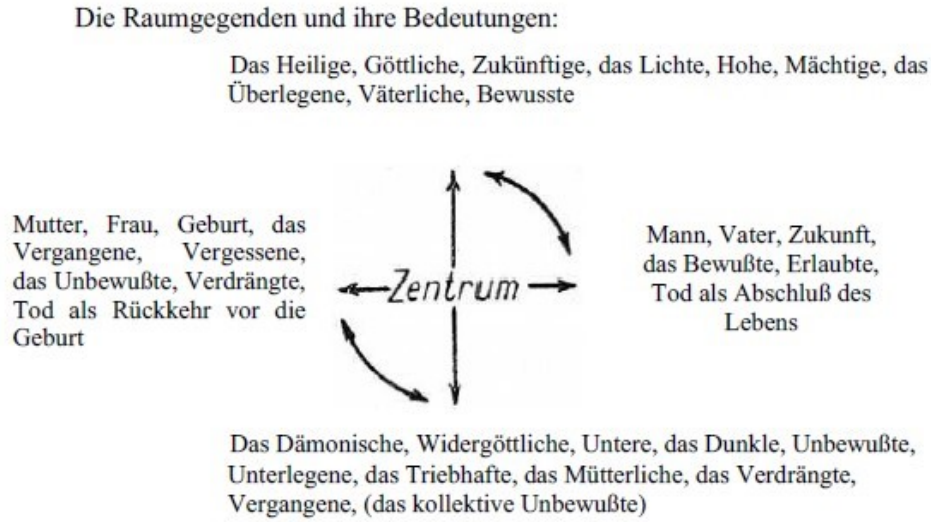
„Zwei hieroglyphische Abkürzungen für Mund und Quarz durchdringen sich gegenseitig und bleiben in dem sehr deutlichen Bild eines Lingam (im indischen Kulturkreis ein Wort für „Phallus“) aus grauem Stein stecken, das in falscher Perspektive zwischen vier Zypressen steht. Ringsherum dreht sich eine kulissenartige Landschaft, auf der Berge, Meer - eine Mittelmeerlandschaft - schnell vorüberzieht, ein sich drehender Rundhorizont.“ (Siehe S. 64)

Daims Ausgangshypothese dürfte gewesen sein, dass sich (surrealistische) Künstler von anderen Menschen in ihren Assoziationen zu unzusammenhängenden Dingen nicht oder nur unwesentlich voneinander unterscheiden. Da diese Experimente aber auf nur wenige Personen beschränkt waren und - wahrscheinlich auch aus finanziellen Gründen - unvollendet blieben, konnte seine Hypothese weder bestätigt noch widerlegt werden. Daher konnte aus ihnen auch keine empirisch fundierte Theorie des Surrealismus abgeleitet werden.

Neuinterpretation der Tiefenpsychologie

> „Das habe ich gethan“ sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht gethan haben - sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich - giebt das Gedächtnis nach“ (Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, S. 87)

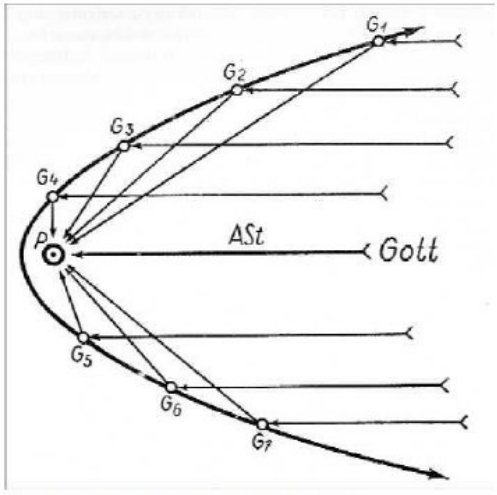
1950 mit der „Umwertung der Psychoanalyse“ und zwei Jahre später mit dem darauf aufbauenden Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (beide im Verlag Herold erschienen) versuchte Daim, die klassische Psychoanalyse in ein neues System auf religiöser, ja christlicher Grundlage zu bringen. Ausgehend von Fällen aus der eigenen analytischen Praxis führt er dabei die krankhaften Symptome der Seele auf die „Vergötzung“ von Gegenständen oder auf Vorgänge in der Umwelt des Patienten zurück. Während der psychisch gesunde Mensch nach Daim die Details seiner Umwelt „adäquat“ wahrnimmt, indem er sie auf sachliche Weise vom „Absoluten“ entgegennimmt, hat sich der psychisch Erkrankte einem Götzen ausgeliefert, der ihm gegenüber eine gottähnliche Stellung einnimmt. Dadurch wird die Wahrnehmung der Wirklichkeit verzerrt und „inadäquat“, der Patient ist gewissermaßen versklavt. Die Befreiung („Erlösung“) aus dieser Sklaverei ist die Aufgabe, die der Therapeut und der Patient gemeinsam zu lösen haben.



Daims Interpretation der Bedeutung der einzelnen Räume in Zeichnungen von Analysanden

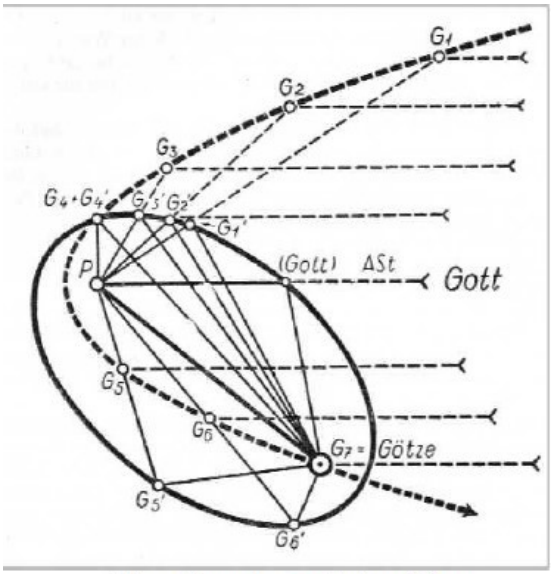
Die Mittel dazu sind vielfältig, sie reichen vom bloßen Gespräch über vom Patienten verfertigte Protokolle und Zeichnungen bis hin zur Interpretation von Wach- und Schlafträumen. In bis zu drei Wochenstunden und meist über Monate verlaufend, sind die Widerstände, die der Patient gegen die Lösung der psychischen Ketten entwickelt, auf gelegentlich trickreiche Weise zu überwinden. Daim legt besonderen Wert auf die Zeichnungen oder Malereien der Patienten - nicht zuletzt deshalb, weil sie im Gegensatz zum Gespräch erhalten bleiben und zu einem späteren Zeitpunkt erneut eingesetzt werden können. Dass dabei auch Symbole eine große Rolle spielen, versteht sich von selbst. Für die Interpretation von Zeichnungen hat Daim ein Schema für Raumgegenden entwickelt, mithilfe dessen er wiederkehrende Phänomene interpretiert. Zu den sich aus der Skizze ergebenden Feldbedeutungen ist zu ergänzen, dass die horizontalen Pfeile in Vergangenheit (links) und Zukunft (rechts) weisen, während die gebogenen Doppelpfeile Affinität zwischen den jeweiligen Feldern signalisieren.

Aus heutiger Sicht ist zu dieser Aufteilung allerdings anzumerken, dass die stark dichotome Positionierung von männlich/Mann/Vater/gegen weiblich/Frau/Mutter weder sozial noch anthropologisch haltbar ist. Jedenfalls würde man heute stärkere Abstufungen oder Zwischentöne erwarten. Die Interpretation von Träumen ist seit Sigmund Freud ein Standardinstrument der Tiefenpsychologie. Auch Daim erläutert wiederholt in seinen Schriften die Verwendung von Wach- und Schlafträumen in der Analyse anhand von anonymisierten Fällen aus seiner Praxis. Im Versuch einer theoretischen Aufarbeitung des Themas illustriert Daim die Situation der psychisch gesunden und der seelisch erkrankten Person mit Hilfe von zwei graphischen Darstellungen aus der Mathematik.



Parabel: der Bezug des seelisch gesunden Menschen zum Absoluten

Die Parabel eignet sich besonders gut zur Darstellung der Beziehungen zwischen einem im Unendlichen gedachten Absoluten (Gott), den vielfältigen „Gegenständen“ der Welt (G1 - Gn) und der im Brennpunkt des Geschehens stehenden Person P.



Ellipse: Bezug des psychisch gestörten Menschen zu Objekten seiner Fixierung

„Die Dinge sind für den normalen Menschen, dessen Welt unver- rückt ist, Symbole Gottes. Alles, was ist, ist auf den absoluten Gott hin strukturiert und steht erst dann, wenn es so gesehen wird, in der richtigen Ordnung.“ heißt es in Daims Buch „Umwertung der Tiefenpsychologie“ (S. 132). Wenn nun aber diese „direkten“ Beziehungen zu Gott dadurch gestört sind, dass ein Gegenstand der Welt fetischisiert oder auf eine sonstige Art zum „Götzen“ wird, verwandelt sich die auf einen Brennpunkt gerichtete Parabel in eine Ellipse mit zwei im Diesseits liegenden Brennpunkten, jenem der Person und jenem des „Götzen“.

Diese Darstellung lässt erkennen, dass die Parabel ein offenes System ist, während die Ellipse ein geschlossenes System darstellt. Ziel der psychotherapeutischen Behandlung ist nach Daim die Realitätsanpassung oder, anders gesagt, die „Freilegung des Gewissens durch die Relativierung der Götzenforderung“. Die verabsolutierten Gegenstände sind wieder „ihrer wahren Natur nach“ und nicht nach den Forderungen des Götzen wahrzunehmen. An anderer Stelle weist Daim darauf hin, dass parabolische und elliptische Strukturen im Menschen zugleich bestehen können, wobei es auf den Grad der Fixierung ankommt:

„Der Mensch ist immer zugleich fixiert und frei.“ (Tiefenpsychologie und Erlösung, S. 335) Daim erzählt heute, dass ihn die Unendlichkeitsmathematik auf die Idee mit der Parabel gebracht habe und sein Modell besonders in Deutschland viel Anklang gefunden habe. Obwohl er sich der Grenzüberschreitungen zwischen Psychologie und Theologie in seine Theorie durchaus bewusst ist, verfolgt Daim beharrlich die These vom Bezug des menschlichen Individuums auf das Absolute:

> Das Absolute ist das, womit der Mensch sich absolut identifiziert. Es ist das, was seinen eigentlichen „Lebensinhalt“ ausmacht, worauf er „alle Hoffnung“ setzt, womit er „steht und fällt“. Ohne sein Absolutes ist er nichts, er selbst erhält von diesem Absoluten her seinen Wert. Dieses Absolute ist seine größte, einzige Kostbarkeit, sein „Schatz“, worauf er

„sein Herz setzte“, wie eine wörtliche Übersetzung von credere, cor-dare lauten würde.

Das Absolute ist für den Menschen unausweichlich. Es muss der Mensch ein Absolutes haben. Ohne ein Absolutes ist der Mensch existenzunfähig, wenn es ihm auch nicht bewusst ist. Doch ist noch unsere Frage nach einer objektiven Existenz eines Absoluten und dem subjektiven Verhältnis des Menschen dazu unbeantwortet.

Wir sind von der Existenz eines wirklichen und wahren Absoluten überzeugt. Und zwar schon aus psychologischen Gründen. Wäre dem nicht so, gäbe es also kein Absolutes, dann müssten wir die zentralste Fähigkeit des Menschen, seine Potenz, mit dem Absoluten zu kommunizieren, ihren objektiven Gegenstand nehmen und den Menschen schließlich zur Verzweiflung verurteilen ..

Wir haben nur die Wahl zwischen Sinnlosigkeit des Seelenlebens und psychologischem Gottesbeweis. Entweder das eine oder das andere. Wir entscheiden uns für das letztere und glauben an die Existenz eines objektiven Absoluten, das unabhängig von der Existenz des Menschen, an sich, ist.

Das objektiv Absolute ist Gott. Des Menschen zentralste Potenz ist die Fähigkeit der Kommunikation mit ihm. Gott ist der Welt gegenüber transzendent, er ist nicht die Welt und nichts in der Welt. Wenn nun das subjektiv Absolute mit dem objektiv Absoluten zu- sammentrifft und sich deckt, dann ist das Absolutheitserleben situations-adäquat und der Mensch im Wesentlichsten seines Seelenlebens, im Erleben des Absoluten und im Verhalten zu ihm, realitäts-angepasst.

Subjektives Erkennen und Handeln erfolgt also dann der Realität gemäß.

Wird aber nicht das Absolute als absolut genommen, sondern als relativ, dafür aber etwas Relatives als Absolutes, dann entsteht ein zentraler Konflikt im Menschen. Jenes Relative, das verabsolutiert wurde, ist nun nicht Gott, sondern ein Götze. Der Götze entsteht also durch eine Vergötterung eines Relativen und geht mit einer Entthronung Gottes einher, der demgegenüber entgottet, also relativiert wurde.

Mit der Relativierung Gottes und der Verabsolutierung eines Götzen entsteht aber ein Zusammenstoß mit der Realität, der verhängnisvolle Folgen haben muss. (Umwertung der Psychoanalyse, S. 128 ff.)

Interessanterweise lassen sich die mathematischen Modelle Parabel und Ellipse sehr weit interpretieren, ohne dass eine „Überdehnung“ dieses

Gedankenmodells entsteht:

> Die Ellipse kann als zweiten Brennpunkt - als Götzen - einen mehr oder weniger naheliegenden Gegenstand bekommen. Je weiter weg der Gegenstand auf der Parabel liegt, umso langgestreckter wird die Ellipse, wenn er als zweiter Brennpunkt dient. Mag sich aber der Punkt noch so weit hinausschieben, es wird doch keine Parabel aus der Ellipse. Erst wenn der Punkt ins Unendliche verlagert wird, entsteht aus der Ellipse eine Parabel, dann ist aber der Gegenstand Gott selber.
>
> In der verschiedenen Größe einer möglichen Ellipse mag man ein Gleichnis für die Verschiedenheiten des Bereiches der Wirklichkeit empfinden, die durch verschieden bedeutende verabsolutierte Gegenstände hervorgerufen wird. Wer die Kunst verabsolutiert, hat wohl einen Gott näherliegenden Gegenstand verabsolutiert (Ästhet) als der, der eine große Zehe als Fetisch verehrt (Fetischist). (Umwertung der Psychoanalyse, S. 137)

Diese unbekümmerte, tabufreie und interdisziplinäre Denkweise Daims kommt auch im Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ so richtig zum Ausdruck. Wenn er den Menschen als ein Wesen beschreibt, dessen „Unvollendetsein und Wachsenkönnen“ durch seine Offenheit zum Absoluten möglich ist, so führt er den Ursprung des Menschen auf den Aufbruch der Ellipse (Tierwelt) zur Parabel (Menschheit) zurück:

> Wie wir schon in der „Umwertung“ andeuteten, lässt sich von diesem Gleichnis aus die Menschwerdung derartig vorstellen, dass das geschlossene Reizreaktionsschema des Tieres durch den Anspruch Gottes geöffnet, so zerrissen wurde und damit aus dem geschlossenen elliptischen ein offenes parabolisches System entstand.
>
> Die Verlagerung des zweiten Brennpunktes in die Unendlichkeit ist gleichbedeutend mit dem Aufbrechen der Ellipse und lässt den Entwicklungssprung eindeutig erkennen, den es vom Tier zum Menschen gibt.“ (Tiefenpsychologie und Erlösung, S. 143/Fußnote 61)

Daim bleibt bei all seinen Überlegungen der Lehre Freuds grundsätzlich treu - mag es sich um die Frage des Geburtstraumas und die Problematik der darauf folgenden frühkindlichen Entwicklungsphasen handeln oder um zentrale Begriffe wie Verdrängung („Verdeckung“) oder Fixierung. Vieles interpretiert er jedoch neu. So ist der Ödipuskomplex für Daim keineswegs nur ein sexuelles Problem, sondern auch ein Macht- und Besitzproblem. Dies wird für die späteren sozialpsychologischen Thesen Daims - wie etwa the These vom Kastenkampf - von großer Bedeutung sein. Den Begriff der „Libido“ versteht Daim unter Hinweis auf die Arbeiten von C. G. Jung (den

er persönlich kannte und 1952 in der Schweiz besuchte) und Martin Heidegger als die „allgemeine Entfaltungstendenz“ des Menschen.

Daims Theorie von der Orientierung des Menschen auf ein durch alle Gegenstände der Welt „hindurch leuchtendes“ Absolutes und die Feststellung, dass im Grunde nur der Heilige der „normale“ Mensch sei, weil ihm, nachdem er durch die Abnormität durchgegangen war, „mit Hilfe der Gnade die endgültige Aufhebung aller falschen Verabsolutierungen gelang“ (Tiefenpsychologie und Erlösung, S. 254) sind so stark religiös orientiert, dass sich Daim an dieser Stelle veranlasst fühlt, ein persönliches Bekenntnis abzulegen. In Fußnote 121 schreibt der damals knapp Dreißigjährige:

> Diese Feststellungen sollen Nichtchristen nicht vor den Kopf stoßen. Doch die Feststellungen, die gemacht werden müssen, können wir uns nicht ersparen. Dass unsere Ausführungen vielen ein Ärgernis sein werden, ist sicher, doch kommen wir nicht daran vorbei. Wir müssen endlich wieder einen Boden unter den Füßen bekommen hinsichtlich der Unterscheidung Normal-Abnormal.
>
> Dies heißt natürlich nicht, dass wir jedem Analysanden unsere Religion aufdrängen wollen. Selbstverständlich nicht. Doch die Tatsache ist nicht aus der Welt zu schaffen, dass die Neurose eben ein Konflikt mit Gott ist [über die Vergötzung eines Objekts].
>
> Anstoß kann auch erregen, dass wir so selbstverständlich das christliche Absolutum, also den christlichen Gott, einfach als den wahren hinstellen. Doch es wird sich schließlich noch einmal zeigen, dass sich sämtliche übrigen Religionen in ihren Abgleitungen und auch die innerchristlichen Häresien tiefenpsychologisch werden erklären beziehungsweise reduzieren lassen, während sich das Christentum allein als schließlich der menschlichen Natur wahrhaft angepasste Religion wird aufzeigen lassen. Doch ist dies noch Zukunftsmusik. (Umwertung der Psychoanalyse, S. 345)

Daim meint heute, dass sich C. G. Jung trotz gewisser Ansätze nicht dazu durchringen konnte, einen transzendenten Gott voll anzuerkennen - was übrigens auch Martin Buber an ihm kritisierte. In einem seiner besten Fachartikel stellte Daim in diesem Zusammenhang das gnostische Denken C. G. Jungs als Fehlinterpretation von „Gut und Böse“ dar. (Der Grundfehler C. G. Jungs, S. 58 ff.)

Auch Viktor E. Frankl hatte ähnliche Schwierigkeiten gehabt. Gleichwohl meint dieser, dass „Gott von uns unbewusst immer schon intendiert ist, dass wir eine, wenn auch unbewusste, so doch intentionale Beziehung zu Gott immer schon haben“ (Viktor E. Frankl, Der unbewusste Gott, S. 55) und bekennt damit seine eigene Religiosität. Gleichzeitig aber warnt er davor, die Psychotherapie zur „Ancilla der Theologie“ zu machen: „Und sofern die Psychotherapie jemals den Nachweis erbringen wird, dass die Seele wirklich das ist, wofür wir sie halten: anima naturaliter religiosa - wird sich dieser Nachweis nur erbringen lassen von einer Psychotherapie als scientia naturaliter irreligiosa: gerade von einer Wissenschaft, die nicht ‚von Natur aus' religiös gebunden ist, von sich aus vielmehr nichts als Wissenschaft ist und bleiben will.

Je weniger die Psychotherapie sich dazu hergibt, der Theologie die Dienste einer Ancilla zu leisten, umso größer werden die Dienste ausfallen, die sie ihr tatsächlich leisten wird. Denn man muss nicht Magd sein, um dienen zu können.“ (Viktor E. Frankl, Der unbewusste Gott, S. 69)

Nun wird klar, warum es im Klappentext des Buches „Tiefenpsychologie und Erlösung“ über die davor erschienene „Umwertung der Psychoanalyse “ heißt: „Daims Arbeit geht nicht dahin, die Psychoanalyse zu liquidieren, sondern sie im Gegenteil gelten zu lassen und in höhere Zusammenhänge einzuordnen. Das Werk verkörpert eine Synthese von Phänomenologie und Tiefenpsychologie, sein Ansatzpunkt liegt in dem vom Verfasser als inadäquater Affekt bezeichneten Gefühl, das der gegebenen Wirklichkeit nicht angepasst ist. Theologisch gesprochen besteht die ‚Umwertung der Psychoanalyse' in einer Transponierung des Hauptakzents der Problematik vom sechsten auf das erste Gebot. - Dieses Werk ist bis heute sowohl als kritische Studie der Psychoanalyse, als auch vom katholischen Gesichtspunkt aus betrachtet, eines der wichtigsten.“

In der Tat muss man die vor 1950 entstandene Arbeit Daims als einen sehr ei- genständigen und kühnen Versuch werten, das Problem des „inadäquaten Affekts“ - also der psychischen Störung - nicht nur mit der Entwicklungslehre Freuds systematisch zu verbinden, sondern auch mit der metaphysischen Annahme eines Absoluten in Beziehung zu setzen.

Die Parallele zum christlichen Erlösungsgedanken

In dem auf die „Umwertung“ aufbauenden und zwei Jahre später publizierten Buch

„Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1954) geht es Daim ebenfalls um die Befreiung des mit seelischen Problemen kämpfenden Menschen aus seiner Fixierung. Daim postuliert hier ein generelles Erlösungsbedürfnis des Menschen und der Welt („Die ganze Schöpfung seufzt“ - Römerbrief 8:19). Vor allem durch die Analogie, die zwischen der Erlösung des Einzelnen von seinen Komplexen und Fixierungen (von seinem „Götzen“) und der Erlösung der Menschheit durch Jesus Christus gezogen wird, stellt dieses Buch in noch viel ausdrücklicher Weise als die vorangegangene „Umwertung“ ein Bekenntnis zu einer christlich fundierten Tiefenpsychologie und Psychoanalyse dar.

Daim beschreibt hier, wie der Analysand vom Analytiker mit jenen „Waffen“ ausgestattet wird, die es ihm ermöglichen, sich aus der Versklavung durch einen „Götzen“ (Fixierung) selbst zu befreien, also individuelle „Erlösung“ zu erlangen. Dies geschieht „durch einen aggressiven Schub gegen das Fixationsobjekt, der einer heldenhaften Revolution gleichkommt. Die archetypischen Symbole, die hier auftreten, sind auch die des Helden.“ Neurosen sind nach Daim nicht auf individuelle Schuld, sondern auf die „Erbschuld der Menschheit“ zurückzuführen. In den Neurosen finden sich „inadäquate Affekte, die die Klarheit des Erkennens trüben, die Festigkeit des Wollens mindern“. Übernatürliche Gnade könne die auf Gott hindrängende Dynamik des Herzens verstärken, während die Psychotherapie beim Abbau der Fixierungen mit der natürlichen Dynamik arbeite, die jedem Herzen innewohnt. Die metaphysische Begründung der Tiefenpsychologie ist für Daim von großer Bedeutung:

> Als Quintessenz unserer Ausführungen können wir daher sagen: In allen sogenannten Neurosen finden wir auf Grund der Erbschuld inadäquate Affekte, die die Klarheit des Erkennens trüben, die Festigkeit des Wollens mindern. Dies geht tiefenpsychologisch auf eine unausweichliche Fixierung des „Herzens“ an einen Götzen zurück, obwohl seine ihm nie völlig verlustig gehende Grundnatur auf Gott hindrängt. Aktuelle Gnade verstärkt die hindrängende Dynamik (die Unruhe [Augustinus], Entflammung) des Herzens und so den Grundkonflikt der menschlichen Natur auf übernatürliche Weise, während die Psychotherapie die Fixierungen abbaut und mit der natürlichen Dynamik arbeitet, die dem Herzen innewohnt. Demzufolge wirkt rechte Psychotherapie derart, dass sie der Gnadenwirkung entgegenkommt. (Tiefenpsychologie und Gnade, S. 231)

Es wird nicht verwundern, dass das Naheverhältnis zwischen psychologischer Befreiung und religiöser Erlösung bei Daim von manchen Fachkollegen als ein zum Teil problematisches Spannungsverhältnis empfunden wurde. So schreibt Kurt Lothar Tank in einer Betrachtung über die Problematik des Verhältnisses von Tiefenpsychologie und Religion am 23. 4. 1955 in der deutschen Zeitung „Die Welt“:

> An dieser Stelle zeigt sich deutlich, dass die naturwissenschaftliche Psychologie die göttliche Offenbarung weder zu ersetzen noch zu widerlegen vermag. Sie erhebt diesen Anspruch nicht einmal bei dem katholischen Psychoanalytiker Wilfried Daim, der in seinem Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (Herold Verlag Wien/ München) den Atheismus Freuds und die Labilität C. G. Jungs dadurch zu überwinden sucht, dass er das in der Psychoanalyse auftauchende Erlösungsbedürfnis als den entscheidenden und zentralen Sachverhalt ansieht. Daim baut darum das Erlösungsbedürfnis des Menschen - gleichsam als ein Urphänomen - ein in die durch Christus bewirkte „Totalerlösung“ [...] Es wird Patienten geben, für die Daim der richtige Seelenarzt ist. Als ein im christlichen Glauben verwurzelter Analytiker kann er Tiefenschichten, die einem atheistischen oder liberalen Psychologen verborgen oder unverständlich bleiben, aufdecken. Dennoch wird man Bedenken gegen Daims Verfahren nicht los. Die Analogieschlüsse vom psychoanalytischen Prozess auf den religiösen Prozess der Erlösung und die wechselseitigen Erhellungsversuche des einen am andern sind trotz der immer wieder betonten Unterschiede in der Praxis nicht ungefährlich [.]
>
> Gerade wenn man die Seelen-Heilkunde als eine Seelenheil-Kunde auffasst, wird man sich hüten müssen, die Mission des Arztes mit der des Pfarrers gleichzusetzen. Es wäre schon viel gewonnen, wenn jeder die ihm gestellte Aufgabe ohne Grenzüberschreitung meistern würde.

In diesem Zitat wird allerdings nicht begründet, worin die Gefahren bestehen sollen, die sich aus Daims „Analogieschlüssen vom psychoanalytischen Prozess auf den religiösen Prozess der Erlösung“ ergeben könnten - es sei denn, man denkt rein formal an die Unterscheidung zwischen Therapeuten- und Priesterberuf. Nach Daim habe Sigmund Freud vergeblich versucht, der praktischen Tätigkeit des Therapeuten einen tieferen Sinn zu geben, wodurch er „letztlich der ‚Krankheit zum Tode’ (Kierkegaard), der resignierenden Verzweiflung, verfiel, was sich in seinen Äußerungen zum Todestrieb zeigte.“ (Tiefenpsychologie und Erlösung, S. 317). Dagegen bezieht Wilfried Daim einen christlichen und damit optimistischen Standpunkt, nach welchem er die individuelle Erlösung als Teil eines Totalerlösungsprozesses des Kosmos sieht.

Interessant ist, dass Daim in seinem Schlusswort darauf hinweist, dass die Person des Erlösers Züge des „Helden“ aufweist. In einer künftigen Arbeit über das „Grundgesetz des Helden“ wollte er den Erlöser ins Zentrum der Betrachtungen rücken. Leider ist diese Idee nie verwirklicht worden. Hingegen verwirklichte Daim ein anderes Projekt. Angeregt durch Karl Jaspers, der in seiner dreibändigen „Philosophie“ (1932) meinte, dass „die Möglichkeit, die Grundlagen aller Kultur zu vernichten, sollte sie einmal gegeben sein, auch sicherlich einmal ergriffen wird“, verfasste Daim 1959 das kühne Werk „Totaler Untergang.“

Wilfried Daim hatte dem oben behandelten Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ ein Wort des bekannten amerikanischen Bischofs Fulton J. Sheen (18951979) als Motto vorangestellt: „No Easter without Good Friday“. Von ihm erhielt er Jahre später internationale Anerkennung: In einer sechsteiligen Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse aus dem Jahr 1957 zitiert der universell gebildete Fernsehprediger den Freudianer Daim zusammen mit einer Reihe anderer Psychotherapeuten (u. a. Igor A. Caruso, Michael Stocker und Ludwig Binswanger), wobei er mit großer sprachlicher Verve hervorhebt, dass Wilfried Daim den Menschen als mit Vernunft, Wertbewusstsein und Verantwortung versehenes Wesen und nicht bloß als einen Spielball seiner Triebe begreift. Diese von vielen Anhängern Freuds abweichende Grundeinstellung hindere Daim jedoch nicht, die psychoanalytische Methode anzuwenden. Für Sheen war dies die zeitgemäße Form der Psychoanalyse. Deshalb riet er seinem Publikum augenzwinkernd: „Wenn Sie schon zu einem Analytiker gehen müssen, dann wenigstens zu einem modernen, wo Sie Qualität für Ihr Geld bekommen!“ (Quelle siehe S. 204)

Auf großes Interesse - auch im deutschen Feuilleton - stieß eine Ausstellung von einigen hundert Patientenzeichnungen, die Wilfried Daim im März 1955 in der Wiener Sezession veranstaltete. Neben dem „Spiegel“ befasste sich auch die „Welt“ mit der Ausstellung (16.3.1955). Unter dem Titel „Wenn der Seele Gefahr droht, kann die Kunst helfen“ setzte sich dort der österreichische Journalist und Schriftsteller Erik Graf Wickenburg (1903-1998) ausführlich mit der Frage auseinander, was unter „Neurose“ zu verstehen ist und wie Wilfried Daim damit umgeht. Dabei gibt er einen kurzen Überblick über die Methode, mit der Daim seine Patienten behandelt:

> Bildhaft gesprochen hat jeder der Hilfesuchenden aus seiner Jugendzeit einen Götzen, den er anbetet oder bekämpft, mit dem er sich intensiv auseinandersetzt, ohne es aber selbst zu wissen. Während die Psychoanalytiker im Allgemeinen diesen Götzen durch Gespräche und Phantasieren, Traumdeutung und Assoziieren zu erforschen suchen, bedient sich Dr. Daim einer anderen Methode: Er entlässt seine Besucher

nach der Anfangsbesprechung mit dem Auftrag, daheim ungegenständliche, ihrer augenblicklichen Phantasie entspringende Bilder zu zeichnen oder zu malen, die sie das nächste Mal mitbringen müssen. Dabei soll jegliche ästhetische Wertung wegfallen.

Bis zu einem gewissen Grade sind die Männchen, die ein Vorstandsmitglied während der Generalversammlung aufs Papier wirft, die besten Mitteilungen des Unterbewusstseins. Um sie fruchtbar zu machen, bedürfte es aber einer gemeinsamen Analyse: Der Psychologe bespricht mit seinen Patienten die Bilder, er fragt, was sie sich bei der Zeichnung vorgestellt haben und was sie damit assoziieren.

Auf diese Weise sucht er in das Gebiet der Seele einzudringen, das den Patienten selbst unbekannt ist und das wir als den „Maquis“, die Widerstandsbewegung unter der Decke, bezeichnet haben.

Über dem Seelenleben des einzelnen thront nämlich jener „Götze“ und übt eine Unterdrückung aus, gegen die sich der Beherrschte, ähnlich wie in totalitären Staaten der Bürger, nicht öffentlich zu wehren traut. Aber das natürliche Freiheitsverlangen der Menschen revoltiert und tut sich in „Sabotageakten“ kund, eben jenen seelischen Schwierigkeiten, die das Gefüge stören und den Neurotiker endlich dazu bringen, einen Arzt aufzusuchen. Wie alle Widerstandskämpfer tarnt sich der seelische Maquis, und es kommt darauf an, ihn zu fassen.

Daim hatte in den bis dahin noch wenigen Jahren seiner Praxis bereits tausende Patientenzeichnungen gesammelt - wohl ein Beweis für seinen Fleiß und seinen Erfolg. Dass die Ausstellung eine Diskussion nicht nur über Daims psychologische Methoden, sondern vor allem auch über die Frage auslöste, was nun ein von einem Neurotiker gemaltes Bild von einem solchen eines modernen Künstlers unterscheide, versteht sich von selbst.Dennoch waren viele der ausgestellten Zeichnungen beeindruckend.



Lange bevor Gugging und seine *art brut* berühmt wurden, präsentierte Daim Bilder seiner Analysanden in einer spektakulären Ausstellung.

Inzwischen war Wilfried Daim mit seiner psychotherapeutischen Praxis und den von ihm angewandten Methoden mit der Zeit recht bekannt geworden, wie ein Artikel im Boulevardblatt „Express“ vom 30. September 1961 zeigt. Unter dem Titel „Der Wiener Tiefenpsychologe Dr. Wilfried Daim braucht keine Couch“ werden Daims Behandlungsmethoden im schnoddrigen Ton kritisiert:

> Er geht anders vor. Er lässt den Patienten zeichnen. Nichts Bestimmtes natürlich. Im Gegenteil das soll er gar nicht. Er soll nur irgendetwas hin kritzeln, was immer ihm einfällt - und wäre es (anscheinend) völlig sinnlos, verzerrt, verbogen, oder gar obszön. Auch beim Zeichnen gilt die „psychoanalytische Grundregel“.
> Dann aber nimmt Dr. Daim die Zeichnung und fragt den Patienten: „Was denken Sie jetzt, wenn Sie das ansehen?“ Der Zeichner muss erklären: Was ihm zu jenem scheußlichen Kopf einfällt, den er da aufs Papier gemalt hat, was zu dieser Kralle da, was zu jenem Baumstamm und was zu jenem krummen Sonnenstrahl. Im Grunde ist Daims Methode dieselbe wie die der Couchpsychologie - es geht darum, Assoziationen zu produzieren. Aber sie bringt eine Reihe von Vorteilen mit sich.
>
> - Sie hinterlässt (nicht nur auf dem Notizblock des Analytikers) sichtbare Spuren, die sich bewahren und zu späterer Besichtigung in die Krankengeschichte einheften lassen - die Zeichnungen und Malereien der Patienten.
>
> - Sie erlaubt es, außerhalb der Ordination (und somit frei von diesbezüglichen Hono- rarforderungen des Analytikers) Material für die Analyse zu produzieren: die Patienten können auch daheim im stillen Kämmerlein zeichnen und malen, der Analytiker muss die Zeichnungen dann nachher nur gemeinsam mit ihnen auswerten.
>
> - Wenn die Patienten farbig zu malen beginnen, liefern sie „Gemälde“, die frappierende Ähnlichkeit mit moderner Malerei zeigen: manche, auch aus ganz ungeschulter Hand, könnten auf so mancher Ausstellung den ersten Preis gewinnen. Um sich beim Anblick dieser Gemälde in den Seelenzustand des Zeichners hineindenken zu können, muss man allerdings tatsächlich ein Psychologe von echtem Schrot und Korn sein.

Artikel wie dieser zeigen, dass Daims Praxis in den sechziger und siebziger Jahren sehr gut lief. Seine unkomplizierte und unkonventionelle Art der Behandlung psychischer Störungen kam insbesondere in den gehobenen Kreisen Wiens gut an.

„Der Mann, der Hitler die Ideen gab“

> Der Nationalsozialismus ist jene Bewegung, die das preußische Schwert der österreichischen Narretei zur Verfügung gestellt hat. (August M. Knoll)

Das Buch, das Wilfried Daim international bekannt machte, und aus dem bis heute immer wieder zitiert wird, ist seine in drei Auflagen (1958,1985,1994) erschienene Arbeit über Jörg Lanz von Liebenfels, jenen „Mann, der Hitler die Ideen gab“. Neben einem relativ kurz gehaltenen Lebenslauf des als Adolf Josef Lanz am 19. Juli 1874 geborenen Wiener Mönches enthält das Buch zunächst eine Darstellung des Ordens des Neuen Tempels (ONT), den Lanz bald nach seinem Austritt aus dem Zisterzienserorden (1899) gründete und den er bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs als dessen Prior mit Sitz auf Burg Werfenstein im Strudengau leitete. Daim kommentiert sodann die zum Teil sehr oberflächlichen Kontakte von Lanz mit Hitler, Strindberg, Lenin und Herzmanovsky-Orlando. Den Hauptteil des Buches bildet schließlich die Analyse der wichtigsten Werke von Lanz: der „Theozoologie“ (1904) und weitere Schriften der sogenannten Ostara-Hefte, die Lanz zwischen 1905 und 1931 herausgab und teilweise auch selbst verfasste. Der 330 Seiten umfassende Band schließt mit Betrachtungen zur Tiefenpsychologie von Lanz und Hitler, wobei auch das spezifisch Österreichische an beiden hervorgehoben wird.

Adolf Josef Lanz alias Lanz von Liebenfels

Geboren als Sohn eines Lehrers in Wien-Penzing steht sein Name im Taufbuch als Adolf Josef Lanz. Bekannt wurde er aber unter dem von ihm selbst „verbesserten“ Namen Jörg Lanz von Liebenfels. Jüdische Wurzeln sind wahrscheinlich, aber von ihm nie bestätigt worden: Ein Großvater mit Vornamen Abraham war Handelsmann in der Slowakei gewesen und nannte sich nach seiner Konvertierung Franz Hoffenreich. Seit frühester Jugend war Lanz darauf versessen, „Tempelritter“ zu werden und eine „Templerburg“ zu besitzen. Zunächst trat er 19-jährig nach bestandener Matura in den Zisterzienserorden von Stift Heiligenkreuz bei Wien ein.

Dort bekam er eine Plastik zu sehen, die den jungen Mönch zutiefst beeindruckte: Eine in Stein gehauene Abbildung einer Männergestalt mit nimbiertem Haupt, die auf einem affenähnlichen Tier steht (für Lanz später eine „Sirene“ bzw. das „Böse Prinzip“), beeinflusste ihn offenbar nachhaltig.

Ein Traumgesicht habe ihm gesagt, dass es sich bei der Gestalt um einen Tempelritter handle. Dies bestätige ihn in seiner Absicht, Templer zu werden. (Der einst begüterte Templerorden verfolgte zwischen 1119 und 1312 das Ziel, die Ungläubigen zu bekämpfen und das Heilige Grab in Jerusalem zu schützen). Für Lanz wird das 1894 in Heiligenkreuz aufgefundene Relief zum Ausgangspunkt seiner eigenen „ariosophischen Forschungen“. Diese befassten sich mit der Überlegenheit der „Arier“ über die übrige Menschheit. Auf der Basis einer sehr eigenwilligen Bibelauslegung und unter Berufung auf diverse vorderasiatische Quellen versuchte Lanz, eine nordisch-germanozentrische, antisemitische Rassenlehre aufzustellen. Dem kam auch entgegen, dass sein Novizenmeister, Nivard Schlögl, ein kämpferischer Antisemit war.

1899 trat Lanz - vermutlich einer Liebesgeschichte wegen und weniger aufgrund von ikonographischen Streitigkeiten - aus dem Kloster aus, behielt aber zeitlebens seinen Ordensnamen - den des Drachentöters Georg (Jörg) - bei, der auch seinen Grabstein ziert. Vielleicht hat Lanz dabei auch an Georg Ritter von Schönerer gedacht und damit seine Verbundenheit mit dem deutschnationalen Politiker und radikalen Antisemiten von Schloss Rosenau zum Ausdruck bringen wollen.

Der Ordensaustritt von Lanz trägt jedenfalls Züge einer „Los-von-Rom-Bewe- gung“: Er plant, seine eigene „christliche“ Kirche zu gründen - „ein ariosophisches Institut für sakrale heroische Rassenzucht“ - als Gegenbild zum „verjudeten“ Christentum. Daher verwendet Lanz auch später für „Jesus“ den aus der gotischen Ulfila- Bibel stammenden, offenbar genügend germanisch klingenden Namen „Frauja“ („Herr“).

Es ist überraschend, dass die Schriften des Lanz von Liebenfels inzwischen wieder neu aufgelegt werden. Sieht man sich etwa die faksimilierte Ausgabe der „Theozoologie“ (nach dem Original von 1905) an, kann man heute nur den Kopf schütteln. Nach Lanz sind die

„Arier“ nämlich Nachkommen der biblischen Engel, während alle anderen Rassen aus einer geschlechtlichen Verbindung zwischen der biblischen Eva und einem domestizierten Primaten stammen:

> Nunmehr wird es klar, was die Erbsünde war, die Sünde, die ins Blut aller Menschen übergegangen ist, es war die Sodomie. Alle Bibelausleger stimmen darin überein, dass der Paradieses-Lintwurm (so ist nach Ulfilas zu übersetzen) der Teufel war. Der nachas, so heißt der „Wurm“ hebräisch, war keine „Schlange“ in unserem Sinne, denn er hatte (nach Gen. III, 14) Füße. Er war ein vernünftiges, redendes, daher menschenähnliches Wesen (Gen. III, 1). Er war sogar ein gottähnliches

> oder gottgleiches über Adam stehendes Wesen. Talmud, Sabbath 146 a sagt ausdrücklich, dass der nachas die Eva begattet habe. Die Gottmenschen hatten die Affenmenschen, die Udumu-Menschen sodomisiert. Dadurch haben sie selbst von ihrer höheren Natur verloren, dagegen die udumi gottähnlicher gemacht und emporgezüchtet (Gen. III, 22). Nach dem gnostischen Baruchbuch war der Paradieseswurm und der „Baum der Erkenntnis“ ein und dasselbe. (Lanz von Liebenfels, Theozoologie I, S. 72f.)

Lanz ließ sich im Vorfeld seiner seltsamen Evolutionstheorie ein weiteres Mal von einem Kunstwerk inspirieren. Diesmal war er von einer Skulptur des Emmanuel Fremiet (1824-1910) fasziniert, auf die ihn August Strindberg (1849-1912), mit dem er mehrfach Kontakt hatte, hingewiesen hatte. Es handelt sich da- bei um einen Gorilla, der ein weißes Mädchen entführt. Das Original steht heute im Musee des Beaux-Arts de Dijon.



Emmanuel Fremiet: Gorille enlevant une femme (1887), Photographie © Musee des Beaux-Arts de Dijon, Photo Frangois Jay

Über die Bedeutung der „herrlichen Skulptur des genialen Bildhauers Fremiet“ schreibt Lanz: „Das Weib unserer Artung und damit unsere Zukunft ist vom Niederrassenmann, vom Gorillamann, geraubt, entführt worden! Auch wenn wir dem Ungeheuer die vergifteten Pfeile unserer höheren technischen Kultur nachsenden, nichts wird es mehr hindern, seinen Trieb an dem edlen Weib zu stillen. Denn wer das Weib besitzt und die Schlacht im Beilager gewonnen hat, ist der eigentliche Sieger im Daseinskampfe der Geschlechter und Arten. Nicht die Artung hat dauernden Bestand, die die bessere Kultur besitzt, sondern die, die in der Liebeskunst stärker, d. i. rassenbewusster ist!“
(Ostara Nr. 60, S. 13f.)

Lanz’ kulturphilosophische Monstrositäten werden im Kapitel über die „kastenlose Gesellschaft“ als Resultat ödipaler Fixierungen noch näher erläutert. Daim fasst in einem Vorabdruck zu seinem Buch die Grundthese des verbohrten „Ariosophen“ Lanz so zusammen:

> Bei Lanz beherrschten im ursprünglich paradiesischen Zustand die blond-blauen Götter die Erde. Eva, die Stammmutter, wurde vom Affendämon

> verführt und als Frucht dieser Verbindung entstanden die Mischrassen. Die Vermischung der beiden war eigentlich So- domie. Daher sind die Mischrassen keine richtigen Menschen, sondern Halbtiere. Dadurch entstand die Erbsünde, durch die sich der eigentliche Mensch, der Arier, immer wieder selbst aus dem Paradies treibt. Doch immer wieder neu schafft der blondblaue Mensch Kultur und immer wieder neu wird diese von Dunkelrassen zerstört. (Politische Studien, Heft 97/Mai 1958, S. 347)

Es lohnt sich nicht, auf die in der „Theozoologie“ enthaltene abstruse Bibelauslegung durch Lanz, die hauptsächlich von Geschlechtsakten mit „Sodomsaffen“, „Äfflingen“ und „Buhlschratten“ handelt, weiter einzugehen, doch eine seiner Thesen sollte direkt in die Gedankenwelt des Nationalsozialismus einfließen: „Die Urheimat des weißen Menschen ist Germanien, von dorther kommen seit der Urzeit die Könige und Helden. Deutschland ist die Heimat des eigentlichen Menschen. Ehedem wohnten außer Deutschland nur Affen- und Tiermenschen.“ (Ostara Nr. 60, S. 145)

Nicht minder einflussreich sollte ein Satz aus dem Programm des von Lanz 1907 gegründeten „Ordens des Neuen Tempels“ sein: „Die Staaten werden im Interesse ihres Bestandes der Kultur zur planmäßigen Zucht der staats- und kulturerhaltenden Menschen arischer Rasse kommen müssen.“ Lanz’ neuer Orden übernahm Elemente sowohl des Templerordens als auch des Zisterzienserordens (weißer Habit mit Kruckenkreuz). Man hielt Gralsfeiern ab, für die tausende Seiten selbstverfasster liturgischer Literatur zur Verfügung standen. Assoziationen mit dem Ku-Klux-Klan drängen sich auf. Zentrum des Ordens war die auf einem Felsen im Strudengau gelegene Burg Werfenstein, die Lanz seit 1896 kaufen wollte, aber erst 1907 vertraglich als sein Eigentum erwarb. Daneben besaß der Neutemplerorden noch mehrere Burgen oder Häuser in Deutschland und Ungarn.

Im Rahmen einer Kulthandlung wurde zu Weihnachten 1907 zum ersten Mal eine Hakenkreuzfahne auf Burg Werfenstein gehisst. Ein Zeuge dieser Feier berichtete: „Die eine Flagge, auf den Trümmern des einstmaligen ‚Palas‘ an einem neu errichteten Maste befestigt, zeigte einen silbernen Adlerflügel auf rotem Grunde, während die andere, die auf dem noch erhaltenen Turm aufgezogen war, auf goldenem Grunde vier blaue Lilien um ein rotes Hakenkreuz darstellte.“ (Franz Herndl, Die Trutzburg, S. 81). Für die Entwicklung des Nationalsozialismus war nicht nur die Rassentheorie des Lanz bedeutsam, sondern auch das Hakenkreuz als zentrales Symbol. Die frühe Verwendung der Hakenkreuzflagge entdeckt und ihre Symbolik analysiert zu haben, ist ein Verdienst Daims.

Auf die Auseinandersetzung mit dem Templerorden sowie der Ostara-Hefte folgt Daims Analyse der Lanz'schen rassenhygienischen Vorschläge, die er in ein positives und ein negatives Maßnahmenpaket zusammenfasst:

Positive Maßnahmen

1. Die Wiedererrichtung der ursprünglichen Rassenkultreligion. Diese verpflichtet die Menschen zur Reinzucht und erklärt die Rassenmischung zur Todsünde (1910!).
2. Es werden Prämien für Blondehen gestiftet.
3. Die Blonden erhalten Sonderrechte.
4. Die Frauen werden in einer Art von Klöstern zu Zuchtmüttern erzogen, damit sie sich nicht mit Tschandalen (Minderrassigen) einlassen.
5. Reinzuchtkolonien schaffen blonde Reservate.
6. Der blonde Mann hat das Recht, mehrere Frauen zu besamen, damit die höhere Rasse in stärkerem Maße fortgepflanzt wird.
7. Anstelle mannesschwacher Männer treten Ehehelfer.
8. Neuordnung der Schule, Erziehung zur Arioheroik.
9. Die Blonden gehören auf das gesunde Land.

Negative Maßnahmen:

1. Verhütungsmittel für die Tschandalen zur Verhinderung von Nachwuchs.
2. Kastration - „Sie wollen den Klassenkampf - sie sollen den Rassenkampf haben, Rassenkampf von unser Seite bis aufs Kastrationsmesser" (1928!).
3. Sterilisation der meist niederrassigen Gewohnheitsverbrecher.
4. Streik der Wohltätigkeit - die Tschandalen verhungern und gehen durch Krankheit zugrunde.
5. Sklaverei und Zwangsarbeit sowie Deportation in die Wüste.
6. Prostitution (Ausrotten der Minderrassigen durch Geschlechtskrankheiten).
7. Verwendung als Kanonenfutter (Hinweis auf Lord Kitchener, der zuerst die farbigen Soldaten vorschickte).
8. Direkte Liquidation, vor allem beim letzten Entscheidungskampf, der Weltrevolution der Arioheroiker.
9. Aufhebung der Pressefreiheit. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, 1994, S. 226ff.) Es versteht sich von selbst, dass Daim bei der Analyse

der Ideologie Adolf Hitlers weitgehende Gemeinsamkeiten zwischen den oben angeführten Vorschlägen von Lanz von Liebenfels und der späteren Rassenpolitik des Nationalsozialismus feststellen konnte. Sie reichen von den Nürnberger Rassengesetzen über die Sonderrechte der SS bis zu Zwangsarbeit, Deportation, Euthanasie und schließlich zur sogenannten „Endlösung der Judenfrage“. All diesen Ungeheuerlichkeiten liegt die von Lanz in unzähligen Publikationen vertretene, oben erwähnte These zugrunde, dass ein ursprünglich rassenreines Paradies durch den Sündenfall der Rassenvermischung („Blutschande“) verloren gegangen sei und durch einen weltlichen Erlöser wiedergewonnen werden müsse. Daim erläutert:

Und dann kommt der Erlöser, Hitler, der hindurchgeht durch das „Rassenbabylon“ Wien, der in der „Stadt der Blutschande“ das Unheil der Rassenmischung studieren konnte, steht auf und gründet das Dritte, 1000-jährige Reich, dessen rassische Elemente gepflegt werden müssen, um für „die letzten und größten Entscheidungen auf diesem Erdball“ reif zu sein.

Wie Christus nach Lanz hinabstieg in die Dunkelrassen, um schließlich in der Auferstehung die Steine (die Dunkelrassen) wegzutun, so war der arme, junge Hitler ans Kreuz geschlagen und hinabgestiegen in das Rassenbabylon Wien, jener Stadt der Blutschande, um Künder zu werden der Rassenreinheit.

Das deutsche Volk aber, das er aufrief, wird einst zum „Herrn der Erde“, und der Weltfriede, „gestützt nicht durch die Palmwedel tränenreicher pazifistischer Klageweiber, sondern begründet durch das siegreiche Schwert eines die Welt in den Dienst einer höheren Kultur nehmenden Herren Volkes“, wird Wirklichkeit. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 233)

Im Schlusskapitel seines Buches stellt Daim die interessante Forderung auf, dass sich die Geistesgeschichte viel mehr um das Triviale kümmern müsse, damit die so- zialpsychologische Wirkung von Alltagsgegenständen und Themen der Trivialliteratur nicht unberücksichtigt bleiben:

> Lanz’ Religion nimmt im Bereich der großen Religionen, wie des Christentums, des Islam oder des Buddhismus, eine ähnliche Stellung ein wie ein Schundroman unter den Romanen bedeutender Dichter. Man könnte sie mit gutem Recht eine Schundreligion nennen.

Und hier beginnt eine schwerwiegende Problematik. Wir sehen natürlich, dass nicht etwa gigantische Geistesheroen hinter einer immerhin recht folgenreichen politischen Bewegung stehen müssen, denn hinter dem Halbgebildeten Adolf Hitler steht ein Schundreligionsstifter als Ideengeber. Dieser Religionsstifter scheint in keiner Religionsgeschichte auf, denn dazu ist er zu unakademisch.

Aber wie man sieht, darf man auch das Unakademische nicht außer Acht lassen. - Ebenso wie etwa die Kunstgeschichte einen willkürlichen Ausschnitt aus der allgemeinen Bildproduktion behandelt, ähnlich die Religionsgeschichte. Und dabei werden die doch häufig reichlich ungebildeten Politiker viel mehr von solchem Zeug wie der „Ostara“ des Lanz bestimmt, als von den Schriften erlauchter Geister. Und auf Politiker wie Hitler fallen dann Universitätsprofessoren hinein, was eben nur zeigt, dass spezialisiertes Wissen einen auf anderen Sektoren blind machen kann.

Das heißt aber, dass die Geistesgeschichte ihren Problemkreis radikal auszuweiten hat: Auf Schundroman und Schundreligion, auf Tischtücher- und Serviettenmuster, auf kitschige Heiligenbildchen und gipserne Goethe- und Beethovenbüsten. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 266)

Zur Entstehung des Buches

Im Frühjahr 1951 hörte Wilfried Daim von seinem Freund, dem deutschen Arzt Dr. Erwin von Waterstradt, erstmals von einem sektiererischen Publizisten namens Lanz, der ihm riet, sich diesen einmal anzusehen, da Sekten ja vom psychologischen Standpunkt interessant sein müssten. Kurz darauf erwähnte ein weiterer enger Freund Daims, der katholische Soziologieprofessor August M. Knoll, bei einem Gespräch im privaten Rahmen erneut jenen gewissen Lanz von Liebenfels, der seiner Meinung nach Hitler entscheidende Ideen gegeben habe. Knoll wusste auch von den „Ostara“-Heften mit seinen „reichlich verrückten“ Ideen. Und Knoll war es auch, der bereits im Juli 1937 in München im Verlauf eines Gespräches mit einem Mitarbeiter des Hauptschulungsamtes der NSDAP auf die Broschüren des Lanz von Liebenfels hinweisend meinte: „Der Nationalsozialismus ist jene Bewegung, die das preußische Schwert der österreichischen Narretei zur Verfügung gestellt hat.“, jener Ausspruch, den Daim später als Motto für sein Buch über Lanz stellte.

Als Daim also in den 50er Jahren über Lanz erfuhr, fing er sofort an, sich mit ihm zu beschäftigen. Wie kam es aber in der Folge zu der denkwürdigen Zusammenkunft zwischen Wilfried Daim und dem damals 77-jährigen Lanz von Liebenfels in dessen Wohnung Daim berichtet:

> Ich erzählte sofort von dem Angebot des mir bekannten Arztes, mich bei der Sekte des Lanz von Liebenfels einzuführen. Aus dem, was ich dabei erfahren hatte, ging eindeutig hervor, dass Lanz noch lebte. Prof. Knoll hielt dies nicht recht für möglich, ließ sich aber schließlich von mir überzeugen. Er meinte nun, man müsse Lanz kennenlernen, denn er hätte Weltgeschichte gemacht, in der Wirkung entfernt vergleichbar mit Karl Marx. Er erzählte, er hätte in seinen Vorlesungen zwischen 1934 und 1938, wo die größte Zahl der Studenten an der Universität Nazis waren, diese oftmals durch den Hinweis auf die „Ost- ara“ als Quelle Hitlers erschüttert, da die Primitivität und Verrücktheit dieser Ideen auf der Hand lägen. Er bat mich, sofort zu versuchen, eine Zusammenkunft mit Lanz von Liebenfels herbeizuführen. Es gelang mir dies innerhalb kurzer Zeit, sodass wir an einem regnerischen Vormittag, am 11. Mai 1951, Lanz von Liebenfels in seiner Wiener Wohnung, Grinzinger Straße 32, aufsuchten. Wir, das waren Professor Knoll, jener oben erwähnte Arzt und ich. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 21)

Die Tagebuchnotiz von Prof. Knoll über diese Zusammenkunft lautet: „Freitag, 11. Mai 1951. Vormittags besuchte ich mit Dr. Wilfried Daim und Herrn Waterstradt Georg Lanz von Liebenfels. L. v. L. ist einer der ideologischen Begründer des Nationalsozialismus, den er in praxi ablehnte. Jedenfalls die verrücktesten Ideen prägte L. L. Er begründete bald nach der Jahrhundertwende einen blaublonden Männerbund und gab eine Reihe von Broschüren und eine Zeitschrift ‚Ostara‘ heraus, die den deutsch-nationalen Rassengedanken pflegte. Der 20jährige Adolf Hitler, zugänglich für alle nationalen Narreteien, besuchte auch, wie L.

L. berichtete, ihn, und erbat sich einige seiner Schriften und erhielt sie gratis mit Fahrspesenvergütung. Hitler wohnte damals in der Felberstraße, also ganz in meiner Nähe [...] vor allem nahm L. L. auf einen Journalisten Einfluss, der dann mit Hitler in Landsberg gefangen saß und dessen ‚Kampf redigierte [.] Ich vermutete, und L. L. gab mir Recht, dass vieles im ‚Kampf auf diese ‚Lanzen‘ zurückgeht, die L. L. als einer der ersten aufrichtete. Ferner berichtete mir der 80jährige Greis von Prof. Nivard Schlögl, der sein Novizenmeister in Heiligenkreuz war [...].“ (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 272)

Daim erinnert sich heute, dass Lanz einen durchaus sympathischen Eindruck machte. Man konnte nett mit ihm reden, er war freundlich, konziliant, wenn auch, wie Professor Knoll zu bemerken glaubte, etwas ängstlich, da er sich seiner Bedeutung hinsichtlich der Ideologie Adolf Hitlers wohl bewusst war. Schließlich befand man sich in der russischen Besatzungszone. Lanz habe bei diesem Gespräch auch erzählt, dass er sich mit seinem Novizenmeister gut verstanden hätte. Auf Professor Knolls diesbezügliche Frage bestätigte Lanz, dass ihn Hitler sogar einmal besucht

hätte. Er erzählte überdies, dass ihm Hitler Schreibverbot erteilt habe - offensichtlich, um vor dem Ausland - aber auch vor seiner Partei - seine Quellen zu verbergen. Dazu meint Daim heute: „Versetzt man sich in die Lage Hitlers, so wäre es von ihm, ehe er seine Macht nicht massiv gefestigt hätte, sehr unklug gewesen, öffentlich zu erklären, dass man Juden liquidieren wolle oder dass man den Katholizismus zu zertrümmern beabsichtige, da dies ja vorzeitig den massiven Widerstand ganzer Volksgruppen hervorgerufen hätte. Nun war Hitler ein zu guter Propagandist, um so unverhüllt seine Anschauungen darzulegen."

Es wäre in der Tat eher peinlich gewesen zuzugeben, dass man sich als „Führer des Deutschen Volkes" von einem kleinen Wiener Sektierer habe inspirieren lassen. Außerdem, so meinte Lanz schließlich, habe er den Nationalsozialismus, so wie er sich schließlich entwickelte, abgelehnt. Da Österreich noch bis 1955 von alliierten Truppen besetzt war, wartete Daim mit der Veröffentlichung der in diesem Gespräch gewonnenen Erkenntnisse zu, um dem alten Mann nicht zu schaden, waren ja doch viele Mitläufer des Nationalsozialismus - von den Russen in Ostösterreich auch noch Jahre nach dem Krieg verhaftet worden. „So sammelte ich weiter Material. Mich interessierte die Sache natürlich weiterhin brennend. Weiteres Studium des verschiedensten Materials ließ mich immer mehr die symptomatische, prototypische Bedeutung von Lanz erkennen. Denn er war eine typische Erscheinung dessen, was Friedrich Heer gerne den europäischen ‚Untergrund' nannte."

Ein Zeitzeugenbericht bestärkte Daim in seiner Vermutung, dass es eine direkte Verbindung von Lanz bzw. dessen Schriften zu Hitler gegeben hat. 1955 hatte Daim nämlich die Gelegenheit, mit Josef Greiner zu sprechen, der Hitler aus dem Männerheim in der Meldemannstraße kannte. Daim notierte dazu:

> Gedächtnisprotokoll über eine Unterredung Dipl.-Ing. Josef Greiner und Dr. Wilfried Daim, die am 31. Dezember 1955 in der Wiener Wohnung des Dr. Daim stattfand, soweit sie sich auf Lanz v. Liebenfels und seine „Ostara", wie auch auf A. Hitler bezog: Auf die Frage, ob Herr Ing. Greiner bei A. Hitler Hefte der „Ostara" bemerkte, wobei ich einige Hefte zeigte, meinte Herr Ing. Greiner sofort: Ja, ganze Stöße, (unter diesen befanden sich auch Karl-May-Hefte'). Dabei deutete er mit den Händen einen Stoß von etwa 25-30 cm an. Er meinte weiter, dass er sich nicht nur an das Aussehen der Hefte, sondern auch an den Namen genau erinnere. Dabei erinnerte er sich weiter auch an den Namen Lanz v. Liebenfels. (Dieser befasste sich mit Wilhelm Kress mit der Fliegerei im Cafe zur „Goldenen Kugel".) Der Name kam bei zum Teil äußerst erbitterten Diskussionen über Rassenfragen des Öfteren vor, die zwischen Hitler und einem gewissen Grill (abgekürzter Name, der wirkliche Name war fast unaussprechlich) im

> Männerheim (und später im Cafe zur „Goldenen Kugel“) ausgefochten wurden [...]. (Der Mann, der Hitler die Ideen gab, S. 277)

Ein Jahr vor dem Staatsvertrag starb Lanz im 80. Lebensjahr. Wie aus der von den Neutemplern versendeten Parte hervorgeht, war Adolf Joseph Lanz alias Dr. Jörg Lanz von Liebenfels („Fra Georg“) am 22. April 1954 verstorben. Er wurde am 28. April 1954 im Familiengrab auf dem Penzinger Friedhof in Gruppe 2, Reihe 18, Grab 17 bestattet. Die Grabinschrift lautet auf A. P. P. Georgius Lanz (vielleicht „Altissimus Pater Prior“). Auf diesem 1859 gegründeten Pfarrfriedhof befindet sich übrigens auch das Ehrengrab des berühmten Sozialreformers Karl Freiherr v. Vogelsang (1818-1890) Nun konnte Wilfried Daim endlich seinen Plan verwirklichen, über Lanz von Liebenfels zu publizieren: „Über die bis dahin geleistete Arbeit hinaus begann jetzt eine systematische Kleinarbeit. Hatte ich zunächst gemeint, im Vertrauen auf Knolls Einsicht, dass Hitler von Lanz zwar beeinflusst, doch dieser Einfluss eben einer unter vielen war, so musste ich nunmehr erkennen, dass hier fast das gesamte nationalsozialistische System vorlag, krass und radikal formuliert wie nirgendwo.“

Die Arbeit an der geplanten Publikation war unter anderem deshalb so schwierig, weil die für das Thema so wichtige Zeitschrift „Ostara“ in der Österreichischen Nationalbibliothek nur unvollständig vorhanden war. Auch in der besser bestückten Universitätsbibliothek in Wien fehlten die letzten Auflagen vollständig. Mittlerweile kann die ganze Sammlung der Ostara-Hefte (Nr. 1-95) im Internet heruntergeladen werden. Nach Wilfried Daim muss Lanz insgesamt mindestens an die 15 000, wahrscheinlich aber wesentlich mehr, Seiten geschrieben haben, die jedoch nirgends - auch nicht im Neutemplerorden - vollständig aufliegen. Sephine Lanz, eine Nichte des Neutemplers, war nicht bereit, mit Daim zu sprechen, der sie gebeten hatte, ihm über eine angeblich vorhandene Autobiographie Auskunft zu erteilen. So bleibt nach wie vor manches immer noch ungeklärt.

Natürlich konnte Daim - aus Gründen der Kapazität - nicht alle Aspekte im pub- lizistischen Wirken von Lanz, darunter auch ganz „normale“, erwähnen. So hat etwa „Dr. Lanz-Liebenfels“ in dem reich ausgestatteten Doppelband „Österreichs Hort“ aus dem Jahr 1908 auf nicht weniger als 50 Seiten die Klöster und heiligen Stätten sowie das Ritterwesen und die Burgen Österreichs beschrieben. In der Regel ging er dabei über die mit diesen Orten seit alters her verbundenen Sagen und Legenden nicht hinaus, nur gelegentlich reizte es ihn, etwas eigenwillige Ausflüge in die Siedlungsgeschichte zu machen. So war für ihn Klosterneuburg und nicht Zwentendorf das römische Asturis. Dieses galt ihm als das

„Heiligtum der Ostara“, also „die Stätte jener anmutigen Frühlingsgöttin, die die Braut des oberösterreichischen Frühlingsgottes Zeizo war und dem Lande Österreich seinen Namen gab.“ Und Vindobona wurde kraft seiner ersten Silbe zur „Kultstätte der germanischen Liebesgöttin Fenes“. Dem Zeitgeist entsprechend waren auch bei Lanz die Germanen die Guten und alle anderen die Schlechten Daim befasste sich gleichfalls nicht mit den Plänen von Lanz, in der Region Barth an der Ostsee eine Rassezuchtsiedlung als „Neues Vineta“ anzulegen. Dieses Vorhaben von Lanz wurde vor kurzem durch den deutschen Esoterik-Forscher Franz Wegener in dem Buch „Neu-Vineta“ ausführlich dargestellt. Wie auch andere gegenwärtige Historiker gefällt sich auch dieser Forscher in der lichtvollen Aussage, dass Hitler nicht von Lanz allein beeinflusst war. Mehr darüber weiter unten.

Die Diskussion der Thesen Daims über die Rolle von Lanz

Die in München erscheinenden „Politischen Studien“ brachten bereits im Oktober 1958 eine mehrseitige Rezension zu Daims Studie über Lanz von Liebenfels, in der „die sich nahezu wie ein Abenteuerroman lesenden Ausführungen und Entdeckungen“ ausführlich gewürdigt werden. Ein illustrierter Bericht im deutschen Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ vom 14. Januar 1959 machte das im Jahr 1958 erstmals erschienene Werk von Daim schlagartig berühmt. Unter dem Titel „Nationalsozialismus - Äfflinge und Heldlinge“ bringt das Blatt eine ausführliche Darstellung des Inhalts:

> Der Leiter des Wiener Instituts für Politische Psychologie, Dr. Wilfried Daim, gab seinem Buch den Untertitel: „Von den religiösen Verirrungen eines Sektierers zum Rassenwahn des Diktators“. Dieser Untertitel schon kennzeichnet, was der Lanz-Biograph nachzuweisen versucht: dass nämlich Adolf Hitler einen gewichtigen Teil seiner Arier-Ideologie von Adolf Lanz bezogen hatte.

In der Folge setzten sich noch etliche weitere Journalisten, Historiker und Pädagogen mit den Thesen Daims auseinander. 1968 veröffentlichte Friedrich Heer sein epochemachendes Werk „Der Glaube des Adolf Hitler“. Nach Friedrich Heer, der mit Wilfried Daim eng befreundet war, hat die katholische Kirche der Neuzeit Elemente des Manichäismus, in dem sich das göttliche Reich des Lichts und das satanische Reich der Finsternis in unerbittlicher Feindschaft gegenüber stehen, angenommen. Heer stellt Lanz und Hitler in einen größeren geistesgeschichtlichen und sozialpsychologischen Zusammenhang, indem er den Einfluss des Lanz von Liebenfels auf Hitler als den eines selbsternannten Propheten, der den Weg frei macht für einen „größeren, der da kommen soll“ (Matthäus 11:2-11) beschreibt:

> Der europäische Katholizismus ist seit den schweren Verdüsterungen im Spätmittelalter, in denen die ganze Welt von hunderttausend und Millionen Teufeln erfüllt ist, die mit Hexern, Häretikern, Zauberern als Handlangern ihre schmutzigen Geschäfte auf Erden treiben, tief manichäisch durchsäuert. In immer neuen Grundwellen steigt dieser Manichäismus hoch. Geschlechtsangst, Geschlechtshass gegen die „unreine“ Frau und die böse Materie, den weiblichen Mutterschoß einer bösen Frau Welt, die vorne schön, hinten aber vom Aussatz zerfressen ist, wuchern bis ins 19. und 20. Jahrhundert.
>
> Auf junge Menschen wirkt ein geschlechtlicher, religiös-politischer Manichäismus besonders stark. Die ganze Unruhe des verwirrten erwachenden Geschlechtslebens bedrängt sie; als unrein, als böse wird

verdammt, was so ungeheuer, drohend, fesselnd und abstoßend aus dem eigenen Untergrund hochsteigt. Das erleben nicht nur Seminaristen und eng konfessionell fixierte junge Menschen, sondern Jugendliche und Verhemmte, Infantile gerade in den Randzonen der Kirchen. Adolf Hitlers „obszöner Judenhass“ (Golo Mann), seine sakrale Gleichung „Marxismus - jüdische Syphilis“ weisen auf die enge Verbindung seiner sexualpathologischen Fixierung mit seinem Manichäismus hin.

Hier kam ihm gerade Lanz-Liebenfels in Wien recht. Lanz erzählt Wilfried Daim und August M. Knoll, dass ihn Hitler 1909 besuchte und ihm berichtete, dass er in einer Tabaktrafik in der Felberstraße fast regelmäßig die „Ostara“ gekauft habe. Hitler erbittet einige ihm fehlende Nummern von Lanz, die dieser ihm schenkt ..

Auf den jungen Hitler, der in seinen Wiener Jahren eine Rationalisierung und einen ideologischen Überbau, eine ideelle Erklärung für das, „was er immer schon wusste“, sucht, musste Jörg Lanz von Liebenfels faszinierend wirken. Hier erschien dem Ex-Realschüler aus Linz eine großartige und großangelegte Weltschau vom ewigen Kampf einer reinen Götterrasse gegen ein schmutziges Gesindel von Untermenschen. Hier waren Kind, Weib, Masse in ihre Grenzen gewiesen. Hier vermischten sich Relikte und Reliquien eines in vielen Millionen Herzen und Hirnen verwesenden kirchlichen Christentums mit Elementen einer neuen Religion, die zugleich die uralte war: der Glaube an den Sieg der Edlen, Reinen, Guten. Der Sieg Parzivals, Lohengrins, der Nibelungen. Lanz vertritt einen Mutterkult - „Der Rassenkult ist im Grunde eine Art Mutterbesitzkult“ (W. Daim). Wir erinnern an Ernst Hladnys Judas-Roman, der sich bei Hitler zum Kult der reinen hohen Frau Germania, der Mutter Deutschland, formt. Lanz, der Templeise, der Ex-Zisterzienser, sieht sich selbst als eine johanneische Erscheinung. Hitlers politischer Johanneismus ist eine Ausdrucksform seines rassischen Manichäismus. Beide sind untrennbar. Johanneisch verkündet Hitler seine Botschaft vom notwendigen Kampf der Kinder des Lichts gegen die Kinder der Finsternis. Er selbst ist sein eigener Johannes und verdrängt seinen Johannes, Jörg Lanz; er lässt ihn nicht mehr in seiner Öffentlichkeit zu Wort kommen. Vergessen hat Hitler Lanz nie. (Friederich Heer, Der Glaube des Adolf Hitler, S. 165f.)

Auch Joachim C. Fest behauptet in seiner weit verbreiteten Hitler-Biographie (1973), dass die pathologischen Wahnideen Hitlers nicht zuletzt auf die Thesen von Lanz zurückgehen. Dass die politischen Entscheidungen Hitlers eher pathologisch als ideologisch bestimmt waren, steht heute fest. Eine ausführliche Darstellung der Werke von Lanz von Liebenfels findet sich ebenso 1982 in Nicholas Goodrick-Clarkes Studie „Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus“. In zwei weiteren Publikationen wird versucht, der These Daims entgegenzutreten, dass Lanz von Liebenfels einen wesentlichen Einfluss auf Hitler ausgeübt habe und so zum Handlanger des Nationalsozialismus geworden sei. Die erste der beiden, verfasst von Rudolf

J. Mund, trägt den Titel „Jörg Lanz von Liebenfels und der Neue Templer Orden - Die Esoterik des Christentums.“ Laut Mund habe Daim die Kontakte zwischen Lanz und Hitler in „ungerechtfertigter Weise hochgespielt“. Lanz habe sich auf- grund seiner christlichen Auffassung zeitgerecht vom Nationalsozialismus distanziert. Als Daim Lanz besuchte, habe man dem alten Herren Aussagen abgenötigt.

Daims These, dass die Schriften des Lanz von Liebenfels einen starken Einfluss auf Adolf Hitler ausgeübt haben müssen, wurde spätestens nach der zweiten Auflage seines Buches im Jahr 1985 zum wissenschaftlich weithin anerkannten Allgemeingut.

1985 erschien auch das Buch „Guru Hitler“ aus der Feder eines Schweizer Autors mit dem Pseudonym E. R. Carmin. Er beschreibt darin die Gründung der für den frühen Nationalsozialismus wichtigen Thule-Gesellschaft und des Thule-Ordens - der eigentliche Motor beim Aufbau der NSDAP und die Urzelle eines verschworenen Geheimbundes um Hitler und Himmler und Keimzelle der NS-Symbolik - durch den antisemitischen Verleger und Okkultisten Rudolf von Sebottendorf (1875-1945). Die Mitgliedschaft von Lanz von Liebenfels im innersten Kreis der Thule-Gesellschaft ist ein weiteres Indiz für dafür, dass Hitler mit den Ideen des Wiener Ariosophen und dessen Rassenideologen wohl vertraut war.

In der Woche vor dem zweiten Wahlgang zur Bundespräsidentenwahl am 8. Juni 1986 (Kurt Waldheim gewann mit 54 Prozent gegen Kurt Steyrer) betitelte Joachim Riedl einen ausführlichen Artikel in der „Zeit“ mit „Hitlers Lehrmeister“, in der er besonders auf die Rolle des Lanz von Liebenfels hinweist:

> Die Wege führen tatsächlich immer wieder zurück nach Wien. Auch wenn sie im Zeitschriftenladen der Leopoldine Bellendorfer in der Felberstraße 18 enden. „Ich kaufte mir damals um wenige Heller die ersten antisemitischen Broschüren meines Lebens“, erzählte Hitler in „Mein Kampf“. Er wohnte zu dieser Zeit in der Felberstraße 22/16. [...] Der Wahnwitz hat durchaus Methode. „Wie immer in solchen Fällen begann ich nun zu versuchen, mir die Zweifel durch Bücher zu beheben“, bekannte Hitler. Der Autor seiner Lektüre hieß Lanz von Liebenfels. Er lehrte: „Die Wurzel aller Krankheit ist die Rassenmischung.“ [.] Zweifellos: „Die Sünde wider Blut und Rasse ist die Erbsünde dieser Welt“ steht auf Seite 284 der Jubiläumsausgabe von „Mein Kampf“. Der Schüler übertrumpfte seinen Lehrer: 1938 erteilte die Gestapo Lanz Schreibverbot. [.] Der Lehrer aber überlebte den Schüler: Er starb 1954 vergessen in der Stadt seines Wirkens. Der merkwürdige Prophet aus Wien wusste jedoch, dass seine Lehre auf fruchtbaren Boden gefallen war: „Weißt Du, dass Hitler einer unserer Schüler ist“, jubelte er 1932 in einem Brief an einen Ordensbruder:

> „Du wirst es noch erleben, dass er u. dadurch auch wir siegen u. eine Bewegung entfachen werden, die die Welt erzittern macht.
> Heil Dir!“

Auch Brigitte Hamann hebt 1996 in ihrem bekannten Werk „Hitlers Wien“ hervor, dass Hitler nicht nur durch Schönerer und Lueger, sondern offenbar durch die Werke einer ganzen Reihe von „Privatgelehrten“ im Wien vor dem Ersten Weltkrieg beeinflusst gewesen sei. Neben Lanz waren dies vor allem die Schriften von Guido von List („Deutsch- mythologische Landschaftbilder“, 1891), Hanns Hörbiger („Welteislehre“, 1912) und Otto Weininger („Geschlecht und Charakter“,1903). Hamann resümiert:

> Fast allen von Hitler bevorzugten Theorien ist gemeinsam, dass sie nicht im Einklang mit der universitären Wissenschaft standen, sondern den Gehirnen eigenbrötlerischer „Privatgelehrter“ entsprangen, die voll Hass auf die „etablierten“ Wissenschaftler waren und ja auch meist zu Recht von diesen nicht anerkannt wurden. Das entsprach dem Zeitgeist, der in bestimmten Kreisen dem Dilettantismus geradezu huldigte. (Brigitte Hamann, Hitlers Wien, S. 333)

1991 veröffentlichte Ekkehard Hieronimus unter Nr. 11 der „Toppenstedter Reihe“ eine sorgfältig kommentierte, reich illustrierte und mit einem Stichwortverzeichnis versehene Bibliographie der Werke von Lanz. Zwar sympathisiert der Autor mit Lanz in gewisser Weise, wenn er etwa versucht, die „fleischliche Liebe“ - einen der offiziellen Gründe für den Austritt des Zisterziensers - in ein allgemeines Weltlich- keitsstreben umzudeuten oder wenn er den Lanz’schen Antisemitismus relativiert. Auch führt er gegen die Thesen Daims ins Treffen, dass zur Zeit, als sich Adolf Hitler Ostara- Hefte besorgte, nicht alle von Lanz verfasst waren. Hieronimus schließt seine Kurzbiographie:

> Der Makel, mit dem Daim Lanz belegt, nämlich der Mann zu sein, der Hitler die Ideen gab, ist in diesem absoluten Anspruch sicher nicht haltbar, - es hieße den Einfluss des O. N. T. auf den Nationalsozialismus weit überschätzen. Dass Lanz in geschickter Weise Gedanken verarbeitet hat, die zu seinerzeit „in der Luft lagen“ kann nicht bestritten werden. Aber dieses „in der Luft liegen“ hat wahrscheinlich auf die Denkstrukturen und die Psyche der Hauptführer des Nationalsozialismus stärker eingewirkt als eine Beeinflussung durch Lanz oder seinen O. N. T. Soweit bisher erkennbar, können weder Rudolf Heß, noch Hermann Göring oder gar Heinrich Himmler oder Alfred Rosenberg auch nur annähernd mit Lanz in Verbindung gebracht werden. Lanz ist - trotz seiner Ordensgründung - eine Einzelfigur ohne wirkliche Breitenwirkung geblieben, ein Sonderfall im Bereich der politisch gewordenen religiösen Ideen. (Ekkehard Hieronimus, Lanz von Liebenfels - Eine Biographie S. 19)

Diese Behauptungen sind schon etwas kühn, stellt man in Rechnung, dass Hitler während seiner äußerst komfortablen „Festungshaft“ (März bis Dezember 1924) seine rassistischen Thesen von den „krummbeinigen widerwärtigen Judenbankerten“ und den „schwarzen Völkerparasiten“, die „unsere unerfahrenen, jungen, blonden Mädchen planmäßig schänden“, abwechselnd mit Rudolf Heß in die Schreibmaschine hämmerte. In jedem Fall ist anzunehmen, dass sich Hitler, Heß und Konsorten anlässlich der gemeinsamen Abfassung von „Mein Kampf' sicher mit genügend aktueller einschlägiger Literatur versorgt haben.

Resümee

Liest man die Stellungnahmen bekannter Hitler-Experten zum Thema Lanz von Liebenfels, so spielen diese zwar den direkten Einfluss der Person Lanz auf die Person Hitler herunter, geben aber an anderer Stelle die indirekte Beeinflussung des „Führers“ und damit der nationalsozialistischen Bewegung durch das Gedankengut des Wiener Ariosophen letztlich doch zu.

Die erste Auflage von Daims „Der Mann, der Hitler die Ideen gab“ war 1958 erschienen. Schon im Vorwort zur zweiten Auflage (1985) nahm Daim zur Kritik Stellung, nach der er den Einfluss des Neutemplers Liebenfels auf Adolf Hitler überschätzt habe: „Ich habe nie geleugnet, ja ausdrücklich ausgeführt, dass es natürlich auch andere Einflüsse auf Hitler gibt als den von Lanz. Aber neben seinem Einfluss auf Hitler hat Lanz noch eine ganz besondere Bedeutung durch die Klarheit seiner ideologischen Position. Er vertritt die Rassenideologie idealtypisch und eignet sich so wie kein anderer zu deren Explikation.“ Die dritte Auflage des Buches von 1994 berücksichtigt Dokumentarfilme von Neutemplern aus den Jahren 1930 und 1931 sowie den Umstand, dass sich im Nachlass des bekannten schwedischen Schriftstellers August Strindberg „Ostara“- Hefte mit persönlichen Anmerkungen Strindbergs fanden. Strindberg hatte sich für die Thesen von Lanz begeistert und ihn als eine „prophetische Stimme“ bezeichnet.
Ein Dokumentarfilm zu Lanz von Liebenfels mit Daims Buch als Vorlage wurde 1996 vom ORF in der szenischen Bearbeitung von G. Weiss u. a. mit Leon Askin aufgenommen und „Adolf Lanz - mein Krampf - der Mann, der Hitler die Ideen gab“ betitelt.
Daim weist heute im Gespräch darauf hin, dass seine Darstellung des Einflusses eines „Sektierers“ auf die frühe Hitlerbewegung von (ehemaligen) deutschen Nationalsozialisten gar nicht gerne gesehen wurde. „Dass man ihnen vorwirft, Verbrecher gewesen zu sein, daran waren sie gewöhnt, aber dass man ihnen vorwarf, von Narren beeinflusst gewesen zu sein, das traf sie sehr“.

Ist der Menschheitsselbstmord unausweichlich?

> Die Wahrscheinlichkeit, dass der Mensch die Möglichkeit zum Menschheitsselbstmord - so sie einmal existiert und mit ihrer Existenz den Planeten nicht mehr verlässt - einmal ergreift, grenzt an hundertprozentige Sicherheit. Kein Tiefenpsychologe von Format kann der Meinung sein, dass dies nicht so wäre ..
>
> Nun hat sich der Todestrieb innerhalb der Kriegsdrohung und Großapokalypse einen sehr raffinierten Schleichweg gesucht, der die Apokalypse sozusagen in kleinen Dosen, Schritt für Schritt, zu realisieren trachtet: die sogenannte „friedliche Nutzung“ der Kernenergie. (Wilfried Daim, Academia, September/Oktober 1978)

Im März 1959 schloss Wilfried Daim eines seiner originellsten Werke ab, das etwas über 100 Seiten umfassende Buch „Totaler Untergang“. In seinem Vorwort beruft er sich auf Karl Jaspers, der in seiner dreibändigen Philosophie (1932) behauptet hatte „der Mensch werde, hätte er einmal dauernd die Möglichkeit, die Grundlagen aller Kultur zu vernichten, diese Möglichkeit zweifellos auch in die Tat umsetzen.“

Eine weitere wichtige Grundlage der Daim’schen These vom unausweichlichen Menschheitsselbstmord war neben der Geheimen Offenbarung des Johannes die „Kurze Erzählung vom Antichrist“, verfasst vom russischen Religionsphilosophen Wladimir Sergejewitsch Solowjow (1853-1900) in dessen letztem Lebensjahr.

Die Schrecken des Zweiten Weltkriegs, der mit der Auslöschung der beiden japanischen Städte Hiroshima und Nagasaki (mit insgesamt etwa einer Viertelmillion Toten) geendet hatte sowie der Kalte Krieg mit dem Rüstungswettlauf zwischen den Supermächten bildeten den Hintergrund für Daims Endzeit-Überlegungen: mit der atomaren Waffentechnik war immerhin die von Jaspers ins Auge gefasste Möglichkeit realisierbar geworden. Der Buchumschlag war gelungen: Über dem bleiernen Grau des Kupferstichs „Das Ende der Welt“ von William Hogarth (1697-1764) hängt in brennend roten Lettern die bange Frage „Totaler Untergang?“

Daim versucht in diesem Buch, seine These vom unausweichlichen Selbstmord der Menschheit möglichst nüchtern und mit wissenschaftlicher Gründlichkeit zu formulieren und geht dabei von vier Elementen aus:

1. Möglichkeiten zur Vernichtung der Menschheit.
2. Personenkreis, der die Vernichtungsmöglichkeiten besitzt.
3. Innere Kräfte, die zum Untergang tendieren.
4. Vorhandene Gegenkräfte.

Gleich bei Behandlung der ersten Frage wird der Grund offenbar, warum sich Daim gerade damals, in den 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts, dazu gedrängt fühlte, den Untergang der Menschheit von der psychologischen Seite her zu betrachten. Der Grund liegt in dem enormen Fortschritt in der Entwicklung von Vernichtungswaffen globaler, wenn nicht kosmischer Wirksamkeit. Hatte die Uranbombe von 1945 sämtliche konventionellen Sprengmittel um das Millionenfache übertroffen, standen bereits 1954 Wasserstoffbomben mit noch größerer Wirkung zur Verfügung. Eine Vernichtung des nordamerikanischen Kontinents wurde von den Atomphysikern bereits für durchführbar erklärt. Die Entwicklung hatte somit jenen Punkt erreicht, der die Möglichkeit, das gesamte Leben auf der Erde auszulöschen, in greifbare Nähe rücken ließ: etwa durch eine Reihenreaktion innerhalb der gesamten Erdrinde.

Der Personenkreis, der Zugang zu den Vernichtungswaffen besaß, wurde immer größer. Mit dem im Februar 1960 unternommenen Atombombenversuch war Frankreich die vierte Atommacht geworden. Wenn auch nur die Wissenschaftler die unmittelbare Gewalt über Vernichtungswaffen besaßen, so bildeten sie zusammen mit den Militärs und Politikern, die über den allfälligen Einsatz entscheiden konnten, doch eine ansehnliche Personengruppe.

Naturgemäß stellen Betrachtungen über die dritte der oben genannten Fragen den Kern des Buches dar, liegt ihr doch das von Wilfried Daim sehr ernst genommene tiefenpsychologische Phänomen des Todestriebs zugrunde. Vom Problem des Opfers ausgehend, betrachtet Daim die Fixierung an ein Triebobjekt, das, „absolut gesetzt, zwangsläufig Aggressionen erzeugt: Aggressionen gegen Gott, gegen das falsche Absolute (den Götzen) und endlich gegen den Menschen selbst.“ Alle drei Formen seien potentiell im Menschen vorhanden; ihr Kern sei narzisstisch. Ihre letzte Konsequenz ist nach Daim die totale Aggression, die sich gegen die gesamte Realität richtet. Sie fand im Zeitalter unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg erstmalig reale Verwirklichungsmöglichkeiten vor. Wissenschaftler und Militärs sind nach Wilfried Daim Menschen mit übermäßigem Todestrieb. Die Politiker, die Daim in der ihm eigenen, oft burschikosen Ausdrucksweise als „Menschen zwar beruhigender Mittelmäßigkeit, fallweise aber besorgniserregender moralischer Fragwürdigkeit und fast immer erfüllt von Geltungsdrang“ bezeichnet,

steigern nur die Wahrscheinlichkeit des berühmten „Drucks auf den Knopf‘.

Überraschend an diesen Thesen ist freilich, dass Wilfried Daim in früheren Schriften dem von Freud eingeführten Begriff des Todestriebes nur wenig abgewinnen konnte. Daim behauptet nun, dass nicht einmal eine demokratische Staatsform mit ihren Kontrollmöglichkeiten die Gefahr der Auslösung einer Totalvernichtungswaffe ganz bannen kann, und sieht darin eine weitere Voraussetzung für die Möglichkeit des technisch in Szene gesetzten Menschheitsselbstmordes. Sobald die Gewissheit des baldigen Menschheitstodes mit Hilfe der modernen Massenkommunikationsmittel den Menschen zu Bewusstsein gelangen würde, befände sich die Menschheit in einer Lage, wie sie auf einem Schiff herrscht, auf dem man eine tickende Höllenmaschine entdeckt. Wie würde sich dieses Wissen politisch auswirken?

Es ist eines der Hauptverdienste Daims, das Wesen der politischen Anziehungskraft der totalitären ideologischen Systeme der jüngeren Geschichte in ihren pseudoreligiösen Grundlagen erkannt zu haben. Sowohl Nationalsozialismus als auch Marxismus waren ihrer tiefenpsychologischen Struktur nach Zerrbilder der christlichen Erlösungsreligion, wobei die Phasen Paradies - Sündenfall - Erlöser - Weltgericht - Himmel (auf Erden) deutlich erkennbar waren. Auf diese Diesseitsreligionen würde nun, so führt Daim aus, das Wissen vom Menschheitssuizid eine unmittelbare Wirkung haben: da sich niemand mehr ein irdisches Paradies zu erhoffen vermag, müsste alles zwangsläufig in sich zusammenbrechen.

Die endzeitliche Aufgabe

Weiter meint Daim, während der Menschheitstod von Menschen gewisser psychologischer Konstitution akzeptiert, ja sogar gefördert werden würde, müsste seine Erkenntnis der übrigen Menschheit eine endzeitliche Aufgabe stellen: die Integration der Weltkulturen. Hierbei obliege es dem Christentum, die Initiative zu ergreifen und kraft des für Daim feststehenden Wahrheitsgehalts seiner Lehre die Positiva der anderen Religionen in gewandelter eigener Geisteshaltung emporzuheben. Daim hat also die Möglichkeit des totalen Untergangs der Menschheit mit der Utopie einer auf christliche Werte gründenden universellen Gesellschaftsordnung verbunden. Trotz, oder besser, zufolge der Überzeugung vom baldigen totalen Untergang ergehe der Auftrag zu konstruktiver (weil letztlich transzendentaler) Tätigkeit.

Theologische Spekulationen: Die Apokalypse

Zu den wichtigsten Quellen des christlichen Abendlandes betreffend die „Letzten Dinge“ zählen die eschatologische Rede Christi (Matthäus 24, Markus 13, Lukas 21), die Johannesapokalypse sowie viele Stellen der Paulusbriefe und der sogenannten katholischen Briefe. Die Bedeutung, die die katholische Kirche der Eschatologie (der Lehre von den

„Letzten Dingen“) beimisst, geht schon daraus hervor, dass an zwei aufeinanderfolgenden Sonntagen, nämlich am letzten Sonntag im Kirchenjahr und am ersten Adventsonntag, das Evangelium vom Ende Jerusalems und der Welt gelesen wird. Der Inhalt sowohl der eschatologischen Rede als auch jener der gesamten Apokalypse ist deswegen schwerer zu verstehen als andere Schriftstellen, weil sich beide der sogenannten prophetischen Redeweise bedienen. Dies bedeutet, dass zeitlich weit auseinander liegende Geschehnisse von den Verfassern dieser Schriften gleichzeitig behandelt werden, während das dazwischen liegende Geschehen vernachlässigt wird. Dadurch ergibt sich eine eigentümliche Wirkung, die man am besten mit der eines mit starkem Teleobjektiv gemachten Lichtbildes vergleichen kann.

Die Heilige Schrift geht davon aus, dass die Geschichte dieser Welt ein Ende haben wird, so wie sie einst einen Anfang genommen hat. Wenn man dieser Überlegung folgt, tauchen zwei grundlegende Fragen auf: wann wird dies geschehen und auf welche Weise? Zum genauen Zeitpunkt des Weltunterganges heißt es ausdrücklich, dass er nur dem Vater bekannt ist (Matthäus 24:36). Jesus hatte also keinen Auftrag, direkt zu offenbaren, wann das Weltende eintreten werde. Wohl aber gibt der Nazarener indirekt darüber Auskunft, indem er bestimmte Vorzeichen anführt, die dem Jüngsten Tag vorausgehen werden. Man vermutet an Hand der Paulusbriefe, dass der Völkerapostel anfänglich selbst hoffte, die Wiederkunft Christi zu erleben. Paulus hat dies jedoch nie in die Form einer Lehre gegossen. Wenn uns somit auch das genaue Datum des Weltunterganges unbekannt ist, so ruft uns Jesus Christus mehrfach zur steten Wachsamkeit auf. Denken wir nur an das Gleichnis vom sorglosen Oberknecht (Matthäus 24:48) oder an das von den törichten Jungfrauen (Matthäus 25:5) - auch Paulus sagt uns: „Der Tag des Herrn kommt wie ein Dieb in der Nacht.“ (1 Thessalonicherbrief 5:1) Aktuell gesprochen, bedeutet dies zweierlei:

Erstens: Wachsam zu sein, mit Rücksicht auf unser eigenes Schicksal. Denn für jeden von uns kann der Jüngste Tag bereits heute hereinbrechen; wird doch der Zustand unserer Seele im Augenblick unseres Todes dem

Endurteil beim Jüngsten Gericht zugrunde liegen. Ist aber damit nicht das Weltende in seiner höchstpersönlichen Wirkung in unmittelbare Nähe gerückt?

Zweitens: Dürfen wir uns Gedanken über das Schicksal des Menschengeschlechts machen? Die Antwort ist: ja. Wozu sonst hätte Christus die Behandlung des Weltendes mit dem Gleichnis vom Feigenbaum geschlossen? Freilich sollte man nicht den Eintritt jener Vorzeichen leichtfertig für unsere Zeit in Anspruch nehmen; untersuchen wir diese Vorzeichen aber einmal nüchtern im Hinblick auf die Möglichkeit ihres Eintritts zum gegenwärtigen Zeitpunkt. Man könnte die Ereignisse, die dem Weltuntergang vorausgehen werden, in drei Gruppen einteilen:

1. Ereignisse, die Kirche Christi betreffend (Verkündigung des Evangeliums, Verfolgung der Kirche, falsche Propheten und Messias, Bekehrung der Juden).
2. Ereignisse unter den Menschen (Kriege, Hungersnöte, Seuchen, Gesetzlosigkeit, Auflösung der Familienbande, Angst).
3. Ereignisse in der Natur (Erdbeben, Brausen des Meeres; Ereignisse bezüglich Sonne, Mond, Sterne, Himmelskräfte).

Betrachten wir diese drei Gruppen nun im Einzelnen.

1. Ist das Evangelium bereits allen Völkern verkündet? (vgl. Matthäus 24:14)

Die Beantwortung dieser Frage ist nicht leicht. Da das Nachrichten- und Verkehrsnetz heute bereits sehr dicht sind, ist die Begegnung mit westlichem Kulturgut und damit auf irgendeine Weise mit dem Wort Christi heute fast unvermeidlich. Der oben erwähnte russische Religionsphilosoph Wladimir Sergejewitsch Solowjow (1853-1900) hat diesen Punkt schon an der Wende zum 20. Jahrhundert für er reicht angesehen. Die Verfolgung der Kirche - vor allem im kommunistischen Machtbereich - konnte Daim für die Zeit der Abfassung des Buches noch annehmen - heute würde das eher schwerfallen.

Falsche Propheten sah Daim in den mächtigsten politischen Systemen, in denen er einen pseudoreligiösen Kern mit ausgeprägtem Diesseits-Messianismus nachzuweisen suchte. Wenn wir bei Markus (13:21) von den

falschen Propheten lesen, könnte man an die Argumente von der Überlegenheit seines Systems denken, die etwa ein Chruschtschow in anmaßender Weise an den Abschuss des Sputniks, des „neuen Sterns von Bethlehem“, oder an die Mondrakete knüpfte.

Die Bekehrung des auserwählten Volkes liegt nach Matthäus (23:37 ff.) vor der Parusie, das heißt der Wiederkunft Christi. Der größte Teil der Juden wird sich erst bekehren, bis die Vollzahl der Heiden eingegangen ist (Römerbrief 11:25), wodurch das Wort „So werden die Letzten die Ersten und die Ersten (= Erstberufenen) die Letzten sein“, erfüllt wird. Die politische Festigung des Staates Israel scheint einen Weg zu weisen, der über eine territoriale zu einer religiösen Rückführung führen könnte. Auch zeigt sich eine gewisse Tendenz jüdischer Theologen, im Verhältnis zum Christentum das „Gegeneinander“ durch ein „Miteinander“ zu ersetzen. Der moderne christlich-jüdische Dialog kommt dennoch über erste Schritte nicht hinaus - daran hat auch die im Kern zu zaghafte Konzilserklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen vom 28. Oktober 1965 („Nostra aetate“) nichts geändert.

2. Menschliches Zutun

Die zweite Gruppe betrifft Ereignisse unter den Menschen. Zwei Kriege, unerreicht an Ausmaß und Leiden, haben das Antlitz der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägt. Ist im 21. Jahrhundert ein Anlass denkbar, der einen neuen, vielleicht den letzten Krieg entfachen kann? Hungersnöte hat es viele in der Geschichte gegeben. Heute wird eine Milliarde Menschen - ein Siebtel der Weltbevölkerung - vom Hunger geplagt. Die Heilige Schrift spricht von „Seuchen in diesen Tagen“. Es ist zwar den Menschen gelungen, der klassischen Seuchen, wie Pest und Cholera, Herr zu werden. Wie aber steht es um Krebs, Herzkrankheiten und Aids? Sind das nicht echte Zivilisationsseuchen? Von der millionenfachen Infektion mit HIV konnte Daim 1960 noch nicht wissen. Ist ein wirksames und zumutbares Mittel gegen Strahlenerkrankungen bei großflächiger radioaktiver Verseuchung überhaupt denkbar? Wie sind die Signale bezüglich Erderwärmung, CO2- Ausstoß und Ozonloch zu werten? Was ist mit den Umweltkatastrophen durch Plastikrückstände im Meer, mit den Erdölaustritten und aufbrechenden Sondermüll- Deponien? Sind unsere Atommüll-Lager Endlager oder „Endzeitlager“?

Die Angst, von der die Bibel spricht (Lukas 21:26), lauert in jeder Phase unseres täglichen Lebens, bereit, hervorzubrechen als apokalyptisches Entsetzen. Auch die Gesetzlosigkeit kann bis heute nicht beseitigt werden,

denken wir an die Stammes- kriege im südlichen Afrika oder an den Krieg in Afghanistan.

3. Naturgewalten

Den sozial- und religionsgeschichtlichen Endzeit-Zeichen stehen die Ereignisse in der Natur gegenüber. Diese sind als rein terrestrische oder als kosmische Katastrophen denkbar. Die Heilige Schrift weist auf beide Arten hin. So spricht sie von großen Erdbeben und einem gewaltigen Brausen des Meeres. Abgesehen davon, dass Erdbeben, Vulkanausbrüche, Tsunamis, Hurrikane und Starkregen Jahr für Jahr zehntausende Opfer fordern, wäre es heute durchaus denkbar, Katastrophen dieser Art durch menschliches Zutun herbeizuführen. Theoretisch mögliche unterirdische oder unterseeische Atomexplosionen an kritischen Stellen der Erdrinde könnten ungeahnte Wirkungen haben, ja die Existenz des Planeten Erde als Ganzes gefährden, indem etwa eine Beeinträchtigung der Stellung der Erdachse den Globus zum Taumeln bringt. Ein Ausweichen auf andere Himmelskörper, nach dem gegenwärtigen Stand der Raumfahrt längst keine Utopie mehr, würde, wie Daim treffend bemerkt, nichts als eine Verschiebung des Problems bedeuten.

Überdies wird uns bei einer Betrachtung der von der Bibel zitierten kosmischen Vorzeichen in dieser Hinsicht jede Illusion genommen: „Gleich nach der Trübsal jener Tage wird sich die Sonne verfinstern, der Mond wird sein Licht nicht mehr spenden, die Sterne werden vom Himmel fallen und die Kräfte des Himmels werden erschüttert werden.“ (Matthäus 24:29) Das Geschichtsende wird hier als kosmische Katastrophe geschildert, die zumindest das Ende des Sonnensystems zu bringen scheint.

Wenn es uns auch heute unfassbar vorkommt, dass der menschliche Geist je dazu fähig sein könnte, ein Mittel zur Zerstörung eines ganzen Planeten zu ersinnen, könnte dies nicht schon morgen anders sein? Könnte nicht die Überführung relativ konzentrierter Materie, wie sie uns in den Himmelskörpern entgegentritt, in diffuse Materie oder Strahlung, wie dies bei spontaner nuklearer Reaktion der Fall ist, die Gravitationsverhältnisse eines Systems verlagern und so ein unvorstellbares Chaos erzeugen?

Von den vielen Stellen aus der Geheimen Offenbarung, die sich zu einer Interpretation aus heutiger Sicht eignen, soll nur eine herausgegriffen werden, nämlich Offenbarung 8,8- 11, wo es heißt: „... und es fiel aus dem Himmel ein großer Stern, brennend wie eine Fackel, und er fiel auf den dritten Teil der Ströme und Wasserquellen. Und der Name des Sterns heißt

Wermut. Und der dritte Teil der Wasser wurde zu Wermut, und viele der Menschen starben an den Wassern, weil sie bitter geworden.“ Ist das nicht das perfekte Beispiel großflächiger radioaktiver Verseuchung durch eine Superkernwaffe?

Am 26. April 1986 ereignete sich in der heute verlassenen Stadt Prypjat (120 km Luftlinie nördlich von Kiew/Kyjiw) nach einem misslungenen Experiment eine ka- tastrophale Kernschmelze und Explosion im Kernreaktor Block 4 des Atomkraftwerks Tschernobyl. Etwa 400 000 Personen mussten aus der 30-km-Zone umgesiedelt werden. Rund 4000 Personen starben an den Folgen der radioaktiven Verstrahlung. Ist es nicht sonderbar, dass das Wort „Tschernobyl“ übersetzt so viel wie „Wermutkraut“ heißt? Wenn es sich dabei auch um eine „lokale“ Katastrophe gehandelt hat, so kann sie doch als Beispiel dafür dienen, dass der Mensch immer wieder Gefahr läuft, die „Geister, die er rief“ wie Goethes Zauberlehrling nicht mehr loszuwerden.

Besprechung im „Spiegel“

Daims Buch „Totaler Untergang“ fand nicht nur in Österreich, sondern etwa auch im deutschen Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ (33/1960) Beachtung. Übertitelt mit „Kassandra aus Texas“ setzt sich der Artikel zunächst mit der angenommenen Unausweichlichkeit eines Dritten Weltkriegs zwischen den Supermächten auseinander. In seinem Buch „The Causes of World War Three“ („Die Konsequenz“) behauptet C. Wright Mills, Professor für Soziologie an der New Yorker Columbia-Universität, sowohl in den USA als auch in der Sowjet-Union seien die „herrschenden Kreise von der militärischen Metaphysik besessen“. Dies gipfle in der Überzeugung, nur durch die Anhäufung immer neuer und immer größerer Kriegsmaterialien könne ein Zustand des Friedens geschaffen werden. Tatsächlich aber wachse die Wahrscheinlichkeit, dass der Tag X heranrücke, mit der Vernichtungskraft der modernen Waffen und mit der Geschwindigkeit und Treffsicherheit ihrer Träger. Auch in der Religion sieht Mills keine Chance, den heraufziehenden neuen Weltkrieg zu verhindern; das Christentum tut er kurzerhand als „williges Seelenwerkzeug und psychiatrischen Adjutanten des Nationalstaates“ ab. Über Daims These vom „Totalen Untergang“ heißt es im Artikel:

> Die Grundfrage bei Wilfried Daim lautet: „Wird der Mensch - irgendein Mensch - einmal die Menschheit als Ganzes vernichten?“ Für ihre wissenschaftliche Beantwortung hat sich Daim ein allgemeines Fragen-Schema ausgedacht, nach dem er statistisch sicher voraussagen will, ob

„eine beliebige Person einer großen Gruppe irgendeinmal eine bestimmte Handlung ausführen wird“, wobei er unter der „bestimmten Handlung“ die Auslösung des totalen Untergangs versteht.

Passende Mittel hierzu müssten so beschaffen sein, dass „der Entschluss eines einzigen Menschen oder einer kleinen Gruppe, sie anzuwenden, ausreichen würde, dem Leben der Menschheit in ganz kurzer Zeit ein Ende zu bereiten“. Daim führt eine weitläufige technische Entwicklungstheorie vor, um plausibel zu machen, dass diese Mittel unter den Kernwaffen zu suchen sind.

Nachdem er die Frage nach den Möglichkeiten totaler Zerstörung sinngemäß mit: noch nicht, aber zuverlässig bald, beantwortet hat, zieht der den 1919 von Freud definierten Todestrieb zur weiteren Erklärung heran. Der Todestrieb manifestiere sich in vernichtungswütigen Aggressionen des Menschen gegen sich selbst und seine Umwelt. Während aber Freud den Todestrieb als etwas Ursprüngliches ansah, erklärt ihn Daim als „inadäquaten Affekt“, das heißt als einen Affekt, den bestimmte Kräfte aus seiner ursprünglichen Stoßrichtung abgelenkt haben.

Da die Fixierung, als „Ausgangspunkt für die totale Aggression“, überall vorhanden sei, habe jeder Mensch - bis auf den „Heiligen im letzten Stadium seiner Vollendung“ - eine zumindest latente Tendenz zum „Umrangieren der Werte, dem Liquidieren von Werten und schließlich der totalen Zerstörung“.

Die Analyse der Typen Wissenschaftler, Militär, Politiker - die Personen, die mit der Atomenergie hantieren - lässt Daim zudem vermuten, dass bei ihnen diese Tendenzen stärker ausgeprägt sein könnten als bei anderen. Das mache die Lage besonders prekär. Daim: „Man kann sich den Seelenzustand eines Professors vorzustellen versuchen, dem die gigantische Macht zuwüchse, die Welt zu töten!“

Freilich ist Wilfried Daim, der sich dazu bekennt, in seinem Buch die „Gedanken eines christlichen Psychologen“ zu äußern, nicht der Mann, der sich damit begnügt, die Un- ausweichlichkeit einer nahenden Weltzerstörung zu konstatieren. Vielmehr fordert er, die Menschheit solle sich angesichts ihres Endes zu einer „gigantischen Aufgabe“ aufgerufen fühlen, der „Integration der Weltkulturen zu einer globalen Einheit. Sie wäre der großartige und adäquate Abschluss der menschlichen Geschichte und würde in Wahrheit eine Erfüllung der Zeiten’ bedeuten“.

Da die Weltkulturen nach Daim auf ihren Religionen beruhen, solle zunächst das Christentum, wegen seines „zentralen Wahrheitscharakters“, die übrigen Religionen zu einer Weltreligion integrieren, ehe es unter abendländischer Führung zu einer Integration auch der Kulturen kommt.

Daim krönt sein Werk theologisch. Woher kommen - so fragt er sich - die neurotischen Fixierungen und mit ihnen die Perversion zum Todestrieb letztlich? Daims Antwort: „Der individuelle Todestrieb ist eine der Konsequenzen der Erbschuld, der totale [...] dagegen ihre letzte Konsequenz."

Damit ist - für Daim jedenfalls - wieder ein Stück Freud'schen Dschungels urbanisiert: Der Todestrieb, für Freud etwas völlig Selbständiges, hat einen Platz in der christlichen Weltordnung gefunden.

Ist das Thema „Weltuntergang von Menschenhand" heute noch aktuell?

Jedes Gedankengebäude, jeder Roman, jedes Sachbuch ist nur aus der Zeit verständlich, in der es errichtet bzw. geschrieben wurde. So muss man auch die zweifellos originelle Arbeit Wilfried Daims über den Menschheitsselbstmord sehen. Der aus dem Krieg nach drei Verwundungen als strikter Pazifist heimgekehrte Tiefenpsychologe machte sich angesichts der Wasserstoffbombe mitten im Kalten Krieg eben seine Gedanken. Für den damaligen Beobachter des Weltgeschehens war nur weitere Aufrüstung, nicht Abrüstung sichtbar. Von künftigen Abkommen zur Rüstungskontrolle konnte er nichts wissen. (z. B. START I und II - Strategic Arms Reduction Treaties 1991 und 1993. Zwei Tage vor Weihnachten 2010 ratifizierte der US-Kongress ein sieben Jahre laufendes START-Nachfolgeabkommen, das auch ein Überwachungssystem vorsieht).

Dass sich neben der weiter bestehenden Atomrüstung und der friedlichen Nutzung der Kernenergie, ganz andere Gefahren entwickeln würden - nämlich die ökologische Selbstbedrohung der Menschheit durch Raubbau und Abfall - macht das Gedankenexperiment Daims aus dem Frühjahr 1959 auch heute noch interessant - nicht zuletzt als Anregung für eine Beschäftigung mit der Endzeittheologie.

Auf den gesamten Fragenkomplex angesprochen, beharrt der heute 87-jährige Wilfried Daim auf der Möglichkeit, dass die Menschheit direkt oder indirekt Hand an sich legen könnte. In Anlehnung an Solowjows Bild von der letztendlichen Einigkeit von Christen und Juden kommt nach Daim dem Judentum eine endzeitliche Führungsrolle zu: dem mit der Christenheit vereinten auserwählten Volk gebühre der Stuhl Petri - so wie der erste Papst, Simon Petrus, Jude war, so soll es auch der letzte sein.

In diesem Zusammenhang erinnert sich Daim eines Ereignisses aus seiner Studentenzeit. Der katholische Schriftsteller Willy Lorenz (1914-1995) stellte im Juli 1947 in der Abtei Seckau seinen Gedanken vor, Petrus sei deshalb zum ersten Papst bestimmt worden, weil er zwar nicht der brillanteste, aber der volkstümlichste Apostel war und weil er auch seine Fehler hatte (vgl. Willy Lorenz, Petrus, der ewige Papst). Der Abt des Stiftes kanzelte Lorenz wegen dieser „frevelhaften“ Aussagen ab. Daim ging zu ihm und protestierte gegen die ungerechtfertigte Kritik. Der Abt: „Hab ich nicht ein bisschen recht?“ Darauf Daim:
„Nicht ein bisschen!“

„Die kastenlose Gesellschaft“ - das Prinzip der universellen Brüderlichkeit

> Freundlichkeit nach oben ist keine Kunst, ist oft Feigheit, Schwäche - Freundlichkeit nach unten ist Christentum! (August M. Knoll in seinem Tagebuch am 19. Mai 1963)

Heute tendieren wir dazu, die Themen Gesellschaft und Politik einer Sphäre rationaler Gesetzlichkeit zuzuweisen oder wenigstens eine weitgehend rationale Beherrschbarkeit derselben anzunehmen. Eine in Bezug auf das Individuum gehegte derartige Auffassung hat durch die epochemachenden Erkenntnisse Sigmund Freuds so manche Änderung erfahren. Die Psychoanalyse hat die Wirksamkeit des Unbewussten im Menschen aufgezeigt und in den Dienst der individuellen Psychotherapie gestellt. Einen weiteren Schritt bildete die Beschäftigung mit dem kollektiven Unbewussten, ein Gebiet, auf dem C. G. Jung Beachtliches geleistet hat. Das Hauptarbeitsgebiet Wilfried Daims liegt auf eben diesem Feld: die Untersuchung von Motivationsprozessen in der Gesellschaft, die im sozialen Unbewussten (dem „Untergrund“ - ein Ausdruck von Friedrich Heer) ihren Ausgang nehmen.

In dem nach jahrelanger Forschungsarbeit 1960 publizierten Buch „Die kastenlose Gesellschaft“ findet Daim Anwendung für die Methoden der kollektiven Tiefenpsychologie auf ein Problem, das sich in der Entwicklung menschlicher Gemeinwesen von ihren ersten Anfängen bis in die heutige hochkomplexe Gesellschaft verfolgen lässt: das Auftreten und die Wirksamkeit teils offenkundiger, vorwiegend aber unbewusster Trennungslinien zwischen einzelnen Gruppen der Gesellschaft, für die er den Begriff Kasten einsetzt.

Das Anliegen Daims, nicht nur Probleme aufzuzeigen, sie durchzudenken und eine sozialpsychologische Diagnose zu stellen, sondern immer auch konkrete Lösungsvorschläge zu machen, hat in der „Kastenlosen Gesellschaft“ ihre besondere Ausprägung gefunden. So gipfelt die auf dem System des psychologischen Interviews aufgebaute, darüber hinaus jedoch in eine abstrakte Gesellschaftsanalyse einmündende Untersuchung in einem praktisch-programmatischen Entwurf einer anzustrebenden kastenlosen Gesellschaftsordnung. Neben der Untermauerung dieser Gesellschaftsordnung mit selbst für den Laien frappierend einleuchtendem tiefenpsychologischen Material ist es vor allem der indirekte und direkte

Hinweis auf die gewaltige Schuld der Christen von gestern und heute an der Mangelhaftigkeit unseres gesamten sozialen Systems, der aufhorchen lässt.

So kann der Aufruf zu einer besseren Befolgung des Wortes Christi „Ihr alle aber seid Brüder“ als Leitgedanke dieses Buches gelten.

Begriffsbestimmungen

Zu den Kernideen Daims über das Wesen der Kaste und ihre Äußerungsformen: Der traditionelle Kastenbegriff stammt aus Indien und bezeichnet eine eng abgeschlossene Gruppe in der Gesellschaft, deren gemeinsame Lebensform, Kulteigenheiten, Heiratsgewohnheiten usw. diese Gruppe sichtbar von anderen gesellschaftlichen Gruppen abheben. Von dieser, als „offiziell“ und „institutionell“ erfassbaren Kaste unterscheidet Daim die in unserer gegenwärtigen Gesellschaft vorhandene, jedoch weit weniger zutage tretende Erscheinung der Kaste, deren Kennzeichen eine „inoffizielle“ Selbst-Abkapselung einer Bevölkerungsschicht ist. „Mitglieder einer Kaste essen nur miteinander, heiraten nur untereinander, erziehen ihre Kinder gemeinsam, und geben sich im Extremfall auch nur untereinander die Hand. Sie bleiben unter sich.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 16).

Die Feststellung dieser Distanzierungen stößt deshalb auf Schwierigkeiten, weil der unsere abendländische Wertordnung bestimmende, bei jedem Individuum nachweisbare jüdisch-christliche Kern an Verpflichtungen dem Nächsten gegenüber - wie auch die grundsätzlich bejahte Gleichheit aller Menschen - ein offenes Zugeben, noch mehr natürlich ein Propagieren der eigenen Abkapselung verhindert. Anders gesagt: Wo es Kastengeist und Kastenverhalten gibt, gibt es auch diesbezüglich ein schlechtes Gewissen. Für die tiefenpsychologische Feststellungsmethode ist dieser Umstand aber keineswegs ein unüberbrückbares Hindernis. Im Gegenteil sind es gerade die Konfliktstellen in den Aussagen der von Daims Mitarbeiterstab interviewten 200 Versuchspersonen, die Schlüsse auf vorhandene Kastencharakteristika zulassen.

Charakteristika der Kaste im Sinne Wilfried Daims

Hauptmerkmale der Kaste (im Folgenden ist mit diesem Begriff immer das nicht- institutionelle, „inoffizielle“ Phänomen der Kaste im Sinne Daims

gemeint) sind Abkapselung, angenommene eigene Reinheit und Endogamie.

Die Ekelschranke bildet die am weitesten ins Unbewusste reichende Trennungslinie zwischen den Kasten. Sie scheidet „Reine“ von „Unreinen“ oder „Schmutzigen“. Die in der postindustriellen Gegenwart noch verbleibende manuelle Arbeit wird fast automatisch mit Schmutzarbeit identifiziert. Ausdrücke, wie „white collar workers“ (im amerikanischen Sprachgebrauch zur Bezeichnung der Angestellten im Gegensatz zu den Arbeitern, den „blue collar workers“), „dreckiger Prolet“, „Dirty Communist“ oder umgekehrt „Rassenreinheit“ lassen die Bedeutung des Schmutzes als latentes Unterscheidungsmerkmal soziologischer Gruppen deutlich erkennen.

Ein weiteres typisches Merkmal der Kaste ist die „Versammlung“ um einen Zentralwert, der laut Daim sakralisiert und dadurch zu einem absoluten Unterscheidungsmerkmal gegenüber anderen Bevölkerungsgruppen wird. Die jeweils anderen, „kastendistanten“ Menschen sinken dadurch zu „uneigentlichen“ Menschen herab. Das klassische Beispiel dafür ist der Begriff der „arischen Rasse“ im Nationalsozialismus, der zwischen den (arischen) Edelrassigen und den (jüdischen oder slawischen) Untermenschen differenzierte.

Auch die Sakraldistanz ist ein kastenbildendes Element. So zeigen Priesterschichten oft die Tendenz, sich von den sogenannten „Laien“ (seit „Lumen gentium“, der Dogmatischen Konstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils über die Kirche vom 21. November 1964 sollte man besser „Weltchristen“ sagen) zu distanzieren, indem sie ihre Sakralfunktion verabsolutieren. Diese wohl die gesamte Kulturgeschichte durchlaufende Erscheinung beschränkt sich nicht nur auf die katholische Kirche, deren hierarchische Struktur hierzu allerdings gesteigerte Möglichkeiten bietet.

Erst vor kurzem wurde in einer österreichischen Pfarrerbefragung festgestellt, dass Pastoralassistenten, die des Priestermangels wegen Obliegenheiten von Pfarrern übernehmen, dazu tendieren, auch deren Privilegien und Habitüden anzunehmen, zu „presbyterialisieren“: Indem sie am Sozialprestige des Klerus partizipieren, grenzen sie sich von anderen Weltchristen ab (Paul M. Zulehner, Wie geht’s, Herr Pfarrer?' S. 39).

Die Herrendistanz ergibt sich aus einem Vorgesetztenverhältnis, das - kastenhaft verzerrt - zu einem Herr-Sklave-Verhältnis wird. Von einem primären Herrentum unterscheidet Wilfried Daim ein Sekundär-Herrentum: „Neue, aufstrebende Schichten sehen es als besonders herrentümlich an,

wenn sie sich ein Reitpferd halten können und Pferderennen besuchen“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 65). Hier liegt eine Nachahmung von Feudalgewohnheiten vor.

Ähnliche kastenbildende Kraft kommt den sozialen Faktoren Vermögen und Bildung zu. Beides lässt sich leicht belegen; der Autor zitiert hierzu Stellen aus den

„Lausbubengeschichten“ von Ludwig Thoma und geht auch auf die in Österreich existierenden, oft übertriebenen Abgrenzungen zwischen Nichtmaturanten, Maturanten und Akademikern - etwa im Staatsdienst - ein. Freilich ist gerade dazu zu sagen, dass sich in den fünf Jahrzehnten seit dem Erscheinen der kastenlosen Gesellschaft viel verändert hat und der „Herr Doktor“ heute kaum noch jene Distanz schafft, die noch Mitte des letzten Jahrhunderts spürbar war. Nicht zuletzt wirkt die heute vorhandene Akademikerarbeitslosigkeit nivellierend.

Die Herkunftsdistanz, institutionalisiert im Adel, bildet eine besonders wirkungsvolle Möglichkeit zur Kastenbildung. Ist doch gerade hier die Zugehörigkeit kraft Geburt - eines der wesentlichsten kastenformenden Elemente: „Schon das Kind in der Wiege hat die entscheidenden Werte, ohne noch irgendeine Leistung vollbracht zu haben. Das Kind ist einfach schon wertvoller, weil es das Kind von ...‘ ist.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 97).

Unter den mehr als 200 Versuchspersonen der Jahre 1958 bis1960 befanden sich auch fünf Aristokraten, deren Auffassung auch für den heutigen österreichischen Adel (gleichwohl ob das Führen von Adelstiteln hierzulande offiziell nun verboten ist oder nicht) repräsentativ sein dürfte: Herkunft allein rechtfertigt nicht soziale Abgrenzung. Wie weit dies etwa in Großbritannien eingestanden würde, wäre zu untersuchen.

Ganz unabhängig von der Kastentheorie Daims entnehmen wir aus dem Artikel „Die Brahmanen von Boston“ in Wikipedia einen Hinweis auf kastenähnliche Strukturen innerhalb der an sich eher egalitären Gesellschaft der USA:

> Als Brahmanen von Boston (engl. Boston Brahmins) werden die vornehmsten Familien Bostons bezeichnet. Sie führen ihre Abstammung auf die puritanischen Gründer der Kolonie Massachusetts zurück und bilden eine Art Adel Neuenglands. Einige wenige Familien wie die Emersons schafften es auch durch finanziellen Erfolg und strategische Heiraten, zu den First Families of Boston aufzusteigen.

> Der Begriff Brahmane bezeichnet im indischen Kastensystem die höchste Kaste. Oliver Wendell Holmes, Sr. übertrug ihn 1860 in einem Artikel der Zeitschrift Atlantic Monthly auf die neuenglischen „oberen Zehntausend“.
>
> Die Brahmanen von Boston zeichnen sich bis heute durch einen ausgesprochen vornehmen Dialekt aus, der mehr an das britische als an das amerikanische Englisch erinnert. Ihre Eloquenz rührt auch von ihrer Erziehung her; sie besuchen traditionell die Harvard- Universität. Selbst die mindestens ebenso elitäre Yale-Universität galt ihnen lange als zweitklassig. Sie heirateten in den vergangenen Jahrhunderten bevorzugt untereinander, so dass viele vornehme Bostoner sich als Angehörige gleich mehrerer Clans bezeichnen können.
> (http://de.wikipedia.org/wiki/Brahmanen_von_Boston 9. 3. 2011)

Dynamische Prozesse

Unter Kastendynamik versteht Wilfried Daim die Veränderung des Kastenbildes einer gegebenen Sozietät. Im Allgemeinen besteht eine starke Tendenz zur Fixierung einer erreichten Kastenstruktur. Als Mittel zur Bewahrung der Kaste dient die Isolation, eine Art gewohnheitsmäßigen Verkehrsverbotes mit „Außerkastigen“.

Dies kann ein für die Kastenmitglieder unerträgliches Ausmaß annehmen, wie ein Ausspruch Kaiser Joseph II. zeigt: „Wenn ich nur mit meinesgleichen verkehren wollte, dürfte ich mich nur in der Kapuzinergruft aufhalten.“ Andererseits glaubt Daim nicht, dass Isolation in jedem Fall funktionslos ist:

> Auch die Notwendigkeit, einmal das Wollen einer Gruppe zu klären und auf die Ausweitung vorzubereiten, benötigt Isolation. Wenn etwa die Großgesellschaft einen falschen Weg einschlägt, kann es für jene, die normale Tendenzen vertreten, sinnvoll sein, in die „innere Emigration“ zu gehen, sich zu isolieren und in Reserve zu halten, für die Zeit des Zusammenbruchs der falschen Ideale der Großgesellschaft (Die kastenlose Gesellschaft, S. 131 f. Anm. 2).

Tradieren von Kastenmerkmalen

In Hinblick auf die Tradierung von Kastenstrukturen behandelt Daim das pädagogische Verhalten der Eltern und das Verhältnis von Schule und Kaste. Ähnlich wie bei der Adelsfrage wäre hier ein Hinweis auf das englische System, auf die extrem kastenbewussten Privatschulen (paradoxerweise „Public Schools“ genannt) angebracht. Weitere Fälle von Kastendynamik sind Eindringen und Ausbrechen einzelner in die beziehungsweise aus der Kaste. Musterbeispiel für letzteres Verhalten war Erzherzog Johann (1782-1852), dessen Heirat mit der Postmeistertochter Daim als Hauptgrund für seine „fast ans Mythologisch- Legendäre grenzende Popularität“ sieht.

Den vielen Auf- und Abstiegsmöglichkeiten im Kastenbereich lässt Daim eine Darlegung des Begriffspaares Aggression und Identifikation folgen. Zunächst ergibt die Untersuchung, dass aggressive Affektballungen sich am stärksten gegen die unmittelbar angrenzenden Schichten richten. (Beispiel: Arbeiter gegen wenig gebildete Angestellte, einheimische Unterschicht gegen Zuwanderer, Handwerker gegenüber Bürokraten). So sagt ein interviewter Malermeister über die Beamten: „Sie sitzen alle dorten und glauben, sie sind der Kaiser. Wenn man ins Amt kommt, bleiben s’ ruhig sitzen, plaudern miteinander, lassen an ruhig stehen, wie wenn man niemand wär.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 171.) Identifikation nach oben - das sich Messen mit Mitgliedern höherer Kasten - ist einer der stärksten und interessantesten gesellschaftsformenden Faktoren: „Häufig fühlt sich der Hausmeister als Hausherr, der Lakai als Aristokrat und viele Monarchisten als Miniaturmonarchen.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 172.)

Identifikation nach unten tritt bei vielen Revolutionären auf - Daim weist in mehrfachen Analysen des Judentums auf Moses als Mitglied der ägyptischen Pharaonenfamilie hin. Von einer Pharaonentochter als Sohn angenommen und in dieser Umgebung aufgewachsen (Exodus 2:10-11), identifiziert sich Moses mit den heute in etwa die soziale Stellung der Roma einnehmenden Juden. Er befreit sie aus der Knechtschaft und führt sie in das Gelobte Land. Auf derselben Linie liegt die Identifikation des aus einer wohlhabenden jüdischen Rechtsanwaltsfamilie stammenden Dr. phil. Karl Marx mit dem Proletariat, dem er eine diesseitig-religiöse Führungsaufgabe geben will. Mao Zedong, Autodidakt und später Universitätsbibliothekar, identifizierte sich schon in seiner Jugend mit den „dreckigen Bauern“ Chinas.

Näher liegen uns vielleicht die beiden Parteiführer Viktor Adler und Otto Bauer aus der Frühzeit der österreichischen Sozialdemokratie. Viktor Adler stammte aus einer jüdischen Kaufmannsfamilie mit Wohnsitz in einer Döblinger Villa, absolvierte das Schottengymnasium und wurde Arzt, bis er sich dem Journalismus zuwandte und mit seiner Zeitschrift „Gleichheit“ auf das Los der Wienerberger Ziegelarbeiter hinwies. Er war es, der 1885 die SDAP gründete. Auch Dr. iur. Otto Bauer, wichtigster Vertreter des Austromarxismus, stammte aus einer wohlhaben den jüdischen Familie. Er wandte sich dem Journalismus zu und wurde Redakteur der

„Arbeiter-Zeitung“. Fast täglich schrieb er in den späten Abendstunden einen Leitartikel. Insgesamt soll er an die 4000 Zeitungsartikel über Politik und Marxismus, Nationalökonomie und Philosophie sowie eine Reihe weiterer Themen verfasst haben.

Kastenkampf

Allzu oft kann nun das Verhältnis der Kasten zueinander zu Konkurrenzkämpfen, ethnischen oder religiösen Auseinandersetzungen, ja zum physischen Kampf um die gesellschaftliche Hegemonie führen. Daim verwendet daher auch den Ausdruck „Kastenkampf“. Für ihn, den Freudianer, ist eines der wichtigsten, wenn auch latenten bzw. unbewussten Objekte dieses Kampfes die Frau. Dies mag auf den ersten Blick aus der Luft gegriffen erscheinen, lässt sich jedoch tiefenpsychologisch untermauern. Daim argumentiert auf der Basis der dualistischen Trieblehre der orthodoxen Tiefenpsychologie, deren Elemente Libido und Todestrieb er in etwas modifizierter Form in sein theistisch- christliches Weltbild einbaut.

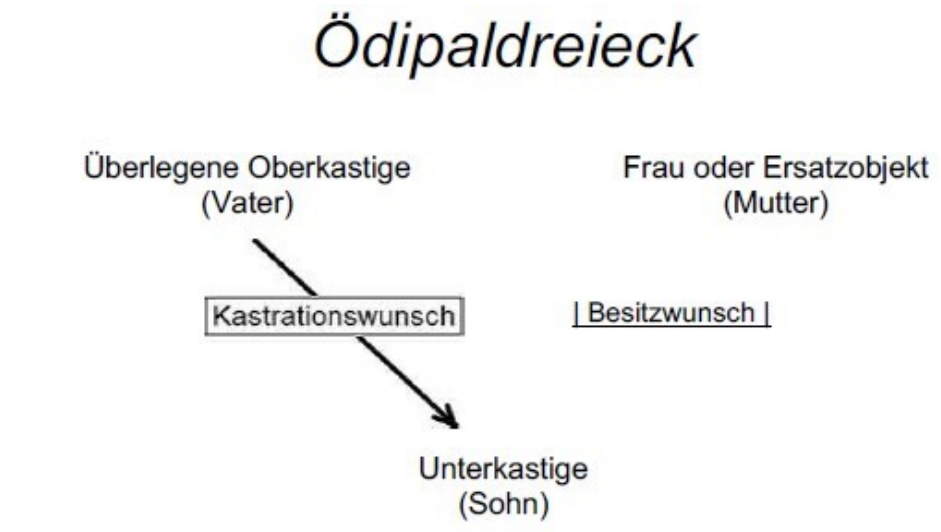
> [...] die Verachtung für den Schmutz und das schmutzige Kind wird auf den Schmutzarbeiter übertragen. Zugleich gelangt der Verachtende in die elterliche Position. So wird die Verachtung des Schmutzarbeiters verständlich, jedoch weder vor der Vernunft noch vor der Menschlichkeit gerechtfertigt. Auch dieser selbst fühlt sich der übrigen Gesellschaft gegenüber wie ein schmutziges Kind und hat entsprechende Minderwertigkeitskomplexe, die er nun auf spezifische Weise zu verarbeiten trachtet. (Die kastenlose Gesellschaft, S. 227)

Was hier in Bezug auf die uns schon bekannte Ekelschranke gesagt wird, gilt mutatis mutandis für andere trennende Kriterien wie Bildung, Vermögen, physische Stärke.

Der angewandte Ödipus-Komplex

Die zentrale Bedeutung, die dem Kampf um die Mutter in der Entwicklung des männlichen Individuums von der Tiefenpsychologie zugemessen wird, überträgt Daim auf die Sozietät, wo dem Ödipaldreieck Vater - Mutter - Sohn die soziale Konstellation Oberkastiger – Frau Unterkastiger entspricht.

Wie einst Ödipus seinen Vater Laios tötete, ohne um dessen Identität zu wissen, und seine Mutter zur Frau nahm, nachdem er gerade dieses Grundes wegen ausgesetzt worden war, stehen sich hier einander über- beziehungsweise untergeordnete Gruppen in gegenseitiger Aggression (latenter Kastrationswunsch!) gegenüber. Der Oberkastige empfindet das Heraufkommen bislang untergeordneter Schichten als Bedrohung seiner Position. Dies bedeutet aber nichts anderes als eine missverstandene Vater- oder Autoritätsrolle, die die natürliche Erziehungsaufgabe des Übergeordneten nicht wahrhaben will. Aus dem Blickwinkel des Unterkastigen gesehen, ergibt die geschilderte Situation den Drang zu Aggression und Revolution.



Ödipal-Dreieck - Der Kampf um die Mutter

Von der Ödipalphase die Kindheitsstadien zurückverfolgend, gelangen wir über die anale und orale Phase zur Uterinität, jenem Zustand vor der Geburt, in dem es keinerlei Gegensätze gibt, sondern nur ein grenzenloses Eins-Sein des Fötus mit seiner Mutter. In ihrer in die Sozietät investierten Bedeutung spielen diese Phasen der Reihe nach für die Rein-Schmutzig-

Dialektik, den Kastenabbau durch Tischgemeinschaft und das Fehlen von Kastengrenzen im Allgemeinen eine Rolle.

Daim schließt sein Buch mit einer tiefenpsychologischen Definition der Kaste als einem sozialneurotischen Kompromissprodukt aus Eigenliebe und Sozialgefühl: Kasten sind Produkte des Gruppennarzissmus.

Ausprägungen des Kastensyndroms

Es ist selbstverständlich, dass sich bei dieser Thematik eine große Vielfalt von Prob- lemfeldern für eine soziologische Debatte aufdrängen. Daim versucht, die wichtigsten Beispiele für die Demographie der Kaste darzustellen. So lesen wir von Kaste und Beruf, Kaste und Stand (Adel, Klerus, Bauerntum, Bürgertum, Proletariat), Kaste und Klasse. Fragen wie „warum ist der westeuropäische Bauer konservativ?“ finden eine Beantwortung in völlig neuer Sicht. In Bezug auf die Relation Kaste – Klasse zeigt sich, dass den Kern des sogenannten Klassenkampfes nicht nur ökonomische Fragen bilden, sondern dass auch ein Kastenkampf der „Parias“ (im Indischen die „Unberührbaren“, die Angehörigen der niedrigsten Kaste oder „Kastenlose“, denen als „unrein“ angesehene Arbeiten wie Waschen und Schlachten obliegen) gegen die Oberkastigen vorliegt, wobei die letzteren im Zuge eines Racheaktes ausgebootet werden sollen.

Wenn Karl Marx meinte, er habe die hegelsche Dialektik umgedreht („Bei Hegel stand die Dialektik auf dem Kopf; ich habe sie wieder auf die Füße gestellt“), indem er postulierte, dass sich die objektive Wirklichkeit der Welt aus ihrer materiellen Existenz und deren Entwicklung erklären lässt und nicht als Verwirklichung einer absoluten Idee oder des menschlichen Denkens, wie im Idealismus angenommen, so hat Wilfried Daim diesem Gedanken das fehlende zweite Bein hinzugefügt: gesellschaftliche Dynamik - wie auch gesellschaftliche Statik - haben nicht nur (national)ökonomische, sondern, ganz wesentlich, auch (tiefen)psychologische Ursachen.

Judentum und Christentum

Die zentrale Bedeutung der Befreiungstat Moses für das Judentum wurde bereits angedeutet. Der sich mit den Frondienst verrichtenden Juden nach unten identifizierende Pharaonenzögling Moses erhält seinen Revolutionsauftrag aus dem brennenden Dornbusch - nach Daim „ein Symbol lodernden Widerstandes“. Weiters erläutert Daim das Abgehen der Juden vom theokratisch-prophetischen Ideal, ihren Übergang zum Feudalismus und ihre eindeutig kastenhafte Abschirmung nach außen gegenüber den „Gojim“ (Reinheitsgesetze, koscheres Essen) ausführlich.

Kaste und Ideologie

Der Wichtigkeit des Themas für die christlich-abendländische Kultur entsprechend, hat Wilfried Daim die Untersuchung des Verhaltens des biblischen Jesus in Bezug auf unterkastige Bevölkerungsschichten besonders sorgfältig durchgeführt. Anhand mehrerer Bibelzitate werden die ausgeprägte Kastenfremdheit des Nazareners und sein Gebot der Überwindung von Kastengrenzen demonstriert. Etwa mit der Erzählung aus dem Johannes- Evangelium (4:7-9) von Jesus und der Samariterin als Beispiel für die ethnische Ausgrenzung: „Ermüdet von der langen Wanderung hatte sich Jesus an den Brunnen gesetzt. Das war gegen zwölf Uhr mittags. Kurz darauf kam eine samaritanische Frau, um Wasser zu holen. Jesus bat sie: ‚Gib mir etwas zu trinken!’ Seine Jünger waren nämlich in den Ort gegangen, um etwas zu essen zu kaufen. Überrascht fragte die Frau:, Wie kannst du mich um etwas zu trinken bitten? Du bist doch ein Jude und ich eine Samariterin. ’ - Die Juden vermeiden nämlich jeden Umgang mit Samaritern.“

Oder mit der Geschichte von der Fußwaschung als Symbol der grundsätzlichen Gleichheit aller Menschen ebenfalls aus dem Johannes-Evangelium (13:14 -17): „Wenn nun ich, der Herr und der Rabbi, euch die Füße gewaschen haben, dann seid auch ihr verpflichtet, euch gegenseitig die Füße zu waschen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr genauso handelt. Ja, ich versichere euch: Ein Sklave ist nicht größer als sein Herr und ein Gesandter nicht größer als sein Auftraggeber. Das wisst ihr jetzt. Nun handelt auch danach, denn das ist der Weg zum wahren Glück.“

Das letzte Abendmahl dient Daim schließlich als Inbegriff für die ultimative spirituelle Verbrüderung hin zu einer kastenlosen Gemeinde.

Fehlentwicklungen des Christentums

In einer Betrachtung der Geschichte des Christentums betont Daim die Einwirkung von Feudalkräften auf die ursprünglich kastenfeindliche christliche Religion. Die wichtigste Rolle spielte dabei die Feudalisierung der Bischöfe durch Kaiser Konstantin. Die Stärkung der Macht der Bischöfe in der Folge der Mailänder Vereinbarung aus dem Jahr 313 n. Chr. führte dazu, dass auch nach dem Zusammenbruch des weströmischen Reiches Ende des 5. Jahrhunderts eine weitgehend intakte Rechts- und Verwaltungsstruktur in Gestalt der römischen Kirche erhalten blieb. Daim nennt den starken Einfluss des germanischen Feudalismus, wie er im Heliand-Epos zum Ausdruck kommt. In diesem altsächsischen Großepos aus dem 9. Jahrhundert wird das Leben Jesu Christi in fast 6000 stabreimenden Langzeilen nacherzählt. Christus wird dort als „Himmelskönig", „Heerführer" und „erhabener Fürst" bezeichnet. Seine Jünger werden als kriegerische Gefolgsleute dargestellt, sie sind von edler Geburt und mit ihrem Herrn durch ein Treueverhältnis nach germanischem Recht verbunden. (Vergleiche dazu das im 20. Jahrhundert betonte Christkönigsmotiv, das auch in der Biographie Daims eine Rolle spielt.)

Der bis ins 19. Jahrhundert hineinreichende, ja selbst im Pontifikat Pius' XII. noch deutlich spürbare Zusammenhang zwischen Episkopat und Adel war für Daim ein entscheidender Faktor in der verspäteten Mobilisierung sozial-reformatorischer Kräfte in der katholischen Kirche. Direkt durch die Bettelorden, indirekt durch die Französische Revolution (und ihre grundlegend christlichen Ideale) wurde der Entfeudalisierungsprozess in der katholischen Kirche vorbereitet, der im Zweiten Vatika- nischen Konzil (1962-1965) seinen bisherigen Höhepunkt fand. In Salzburg hatte Erzbischof Andreas Rohracher bereits 1951 auf die Bezeichnung „Fürsterzbischof" verzichtet. Papst Paul VI. legte im November 1964 die Tiara, das traditionelle Symbol päpstlicher Feudalmacht, zugunsten sozialer Projekte nieder. Seine beiden Nachfolger, Johannes Paul I. und Johannes Paul II., ließen sich zwar nicht mehr mit der Tiara krönen, führten diese aber weiterhin im Wappen. Erst Benedikt XVI. ersetzte auch im persönlichen Papstwappen die Tiara durch eine einfache Mitra. Beim Thema „Kirche und Zukunft" soll noch näher auf den im Denken Daims so wichtigen Entfeudalisie- rungsprozess der katholischen Kirche eingegangen werden. Heute weist Wilfried Daim darauf hin, dass Papst Benedikt XVI. nicht nur „gleichgestellte" Würdenträger - wie den Erzbischof von Canterbury oder orthodoxe Patriarchen - umarmt, sondern auch Kardinäle, die ihm eigentlich ja hierarchisch unterstellt sind.

Rassismus, Antisemitismus, Marxismus

Daim ist davon überzeugt, dass die Kastendynamik, die während der Französischen Revolution den Kampf des französischen Bürgertums gegen die Privilegien von Adel und Kirche begleitete, und die blutigen Höhepunkte bei der Beseitigung des Ancien Regimes in der Zeit von 1789 bis 1793 nicht durch ökonomisch bedingte Klassengegensätze allein erklärbar sind.

Unter Rassismus versteht Daim die Vorstellung, eine bestimmte Rasse als „sum- mum bonum“ darzustellen. Von ihr stamme alle Kultur, sie allein sei das schöpferische und generell positive Element einer Gesellschaft. Daher ist ihre Reinzucht und kastenhafte Abtrennung von der übrigen Gesellschaft und die Beherrschung der Gesellschaft das zentrale Gebot, wenn man das Wohl dieser Mitglieder der Gesellschaft will. Die Andersrassigen seien demgegenüber konstitutionell und für alle Zeiten kulturell impotent und daher zu unterkastiger Tätigkeit bestimmt - ihre Ethik bestehe im „willigen Dienen“. Für Daim ist Rassismus nichts anderes als eine neurotische Verformung der Gesellschaft. Dabei besteht ein Zusammenhang zwischen Rassenideologie und Feudalismus. Denn auch für den Feudalismus ist der Primärwert des Menschen durch seine Abstammung gegeben. Die primäre Herkunftswertung haben Feudalismus und Rassismus gemeinsam. Die konstitutionelle Infantilität der Unterkasten, die prinzipiell regierungsunfähig sind, ist eine Feudalbehauptung, die im Rassismus wiederkehrt.

Es liegt daher nahe, den Rassismus als einen konsequenten Sekundärfeudalismus anzusehen, als eine Möglichkeit für einzelne Mitglieder der Gesellschaft, sich als Feudale zu fühlen, ohne „eine Familie“ zu haben und einen adeligen Stammbaum zu besitzen. (Vergleiche etwa das Adelsprädikat „von Liebenfels“, das sich der bürgerliche Adolf Josef Lanz aus Wien Rudolfsheim zugelegt hat).

Es ist nicht schwierig, Rassismus an Hand des oben erwähnten Ödipaldreiecks im Hinblick auf die Gegensätze zwischen weißen und schwarzen Amerikanern durchzudeklinieren, wenn man sich die Einzelheiten der fast zweihundertjährigen Geschichte der Bürgerrechtsbewegung in den USA vor Augen hält.

Der Antisemitismus hat nach Daim drei Aspekte: einen religiösen, einen nationalistischen und einen rassistischen. Hauptsächlich verantwortlich für jüdisch nichtjüdische Konfliktsituationen sei die Vater-Sohn-Beziehung zwischen Judentum und Christentum. Daneben ist der Jude den

Nationalisten „volksfremdes Element“, ebenso wie seine „rassische Minderwertigkeit“ postuliert wird.

Die idealtypische Form des Kasteneffekts stellte der Nationalsozialismus dar. Die „deutsche Volksgemeinschaft“ wurde auf einen sakralisierten Zentralwert, nämlich jenen der „nordischen Rasse“, die allen anderen Rassen überlegen sei, ausgerichtet. Neben anderen „Untermenschen“ - wie den „Negern“, „Zigeunern“ und Slawen - waren es die Juden, auf die die meisten Aggressionen gerichtet wurden. Der Jude wurde zum minderwertigen „Sünden-Bock“ stilisiert, der sich erfrechte, nach den arischen Mädchen zu greifen (Ödipaldreieck!). Die Weimarer Republik - ein nach der Demütigung durch den Ersten Weltkrieg bei vielen Teilen der Bevölkerung verhasster Staat, der sich zudem mit „Judenbengeln“ eingelassen hatte -, sollte abgeschafft werden, um die Wiedervereinigung mit der „Mutter Germania“, der rassenreinen Volksseele, zu erlangen. Denn „wie viel hat der Jude unserer Mutter Deutschland angetan!“ (Joseph Goebbels).

Daim sieht im Nationalsozialismus drei ideologische Hauptkomponenten: eine sekundär- feudale (Vorliebe für - längst funktionslose - Stiefel, Uniformierung und Militarisierung der gesamten Gesellschaft), eine sekundär-jüdische (sein rassistischer Hass beruht auf einer uneingestandenen Bewunderung des „auserwählten Volkes“) und eine sekundär- germanische. Das letztere reichte bis zu einer besonders radikalen Identifizierung von Personen mit österreichisch-slawischer und sogar jüdischer Abstammung mit dem „reinen“ Germanentum (klassisches Beispiel: der in Kärnten aufgewachsene SS-Führer Odilo Globocnik). Nur die mit modernsten Propagandamitteln bewerkstelligte Indienstnahme des bereits vor dem Nationalsozialismus existenten Antisemitismus - zusammen mit der These von der Überlegenheit der „arischen Rasse“ - konnte jene Dynamik auslösen, die Deutsche (und Österreicher) dazu antrieb, ihrem „Führer“ in einen perfiden Angriffskrieg zu folgen und dabei mitzuwirken, seinen mörderischen Befehl zur „Endlösung der Judenfrage“ auszuführen.

Im Marxismus sieht Daim die Identifikation nach unten als das bestimmende Merkmal. Während der Nationalsozialismus den zentralen Kastenwert im Handeln der „Herrenrasse“ suchte, kommt die aktive Rolle im Verständnis des Marxismus dem Proletariat zu, dem geradezu mythische Erlösereigenschaften zugeschrieben werden.

Zur Wiedergewinnung des Menschen“ stilisiert Karl Marx das Proletariat zum Träger der Weltrevolution hoch. Daim merkt an, dass dabei - wohl

vorwiegend unbewusst - die Beseitigung der Ekelschranke eine große Rolle spielte.

Sowohl Marx als auch Mao Zedong versuchten, das Bild vom „dreckigen Proleten“ umzukehren, indem sie die Kapitalisten als „schmutzig“ und das aufständische Proletariat als „rein“ bezeichnen. Und noch Nikita Chruschtschow verglich die Koexistenz von Kapitalismus und Kommunismus mit der Arche Noah, in welcher nach seinen Worten „sieben reine“ und „sieben unreine“ Tiere zusammen befördert worden seien, wobei er die Stelle aus dem Alten Testament allerdings nicht korrekt zitiert, denn in Genesis 7:1-2 steht zu lesen: „Nimm dir von allen reinen Tieren je sieben Männchen und Weibchen mit, von den unreinen aber nur je ein Pärchen.“

In der praktischen Umsetzung ist - so Wilfried Daim - dem Kommunismus die Aggression gegen die Oberkastigen jedenfalls wichtiger, während der demokratische Sozialismus die Besserstellung der Unterkastigen in den Vordergrund stellt.

Erheiternd in ihrer Infantilität sind die Beispiele, die Daim für die sekundärka- pitalistischen Ambitionen der sowjetischen Kommunisten zitiert. Diese versuchten in der Nachkriegsperiode, es den Amerikanern vor allem in Stilfragen (chromgeputzte Straßenkreuzer, Wolkenkratzer im unverbauten Gelände) gleichzutun. Dazu kam noch ihre Unfähigkeit, die Vermögensschranke, wie dies die totale Verstaatlichung bezweckte, in der Praxis niederzureißen. Vielmehr waren bloß die Verfügungsrechte vom privaten Eigentümer auf den staatlichen Verwalter übergegangen, was in einer „Neuen Klasse“ (Milovan Dilas) von Besitzenden resultierte. Daim bezeichnet diese als „bewusste Nichtbesitzer und unbewusste Besitzer“.

Der demokratische Sozialismus

Besonders spannend ist die Auseinandersetzung Wilfried Daims mit der Sozialdemokratie, deren „in den letzten Jahrzehnten vollzogene Adaptationsleistung nur in verkrampft konservativer Haltung Fixierte leugnen können“. Es besteht für Daim Grund zu der Annahme, dass die Reste des „Trotzkampfes“ gegen die Oberkastigen mehr und mehr abgeworfen und der Weg zu Kastenfremdheit und Zusammenarbeit, wenn auch widerstrebend, eingeschlagen wird: „Die oft zahlreichen Einschaltungen in der Presse, die vom Ableben eines prominenten Sozialisten in Vorstand oder Aufsichtsrat staatlicher oder halbstaatlicher Gesellschaften berichten, zeigen sie nicht deutlich die Problematik des von den Wellen der eigenen Bewegung auf die sekundärkapitalistische

Sandbank geschwemmten Arbeiterführers?“ Inzwischen hat man dafür Ausdrücke wie „Nadelstreifsozialismus“ oder „Toskana-Fraktion“ geprägt.

Ein weiteres Moment in der psychologischen Strukturverschiebung des Sozialismus ist der steigende Prozentsatz von „White collar workers“ in der Gesellschaft, der zu Wortgrotesken wie „arbeitende Menschen“ und „Werktätige“ geführt hat, die den unbewussten Ekelgehalt des Begriffs „Arbeiter“ aus der Welt schaffen sollten.

Kaste und weltpolitische Lage

Daims Kapitel „Kaste und Staatsform“ leidet unter terminologischer und inhaltlicher Ungenauigkeit, was man Daim, der ja Psychologe und nicht Staatsrechtler ist, nicht weiter ankreiden sollte. So bezeichnet der Begriff „Republik“ jede nicht-monarchische Staatsform und ist keineswegs von der Wahl der Staatsorgane durch das Volk abhängig. Umgekehrt ist die Demokratie eine Regierungsform, die sich allen Staatsformen anpassen lässt und daher begrifflich auf einer anderen Ebene liegt. Der Einfluss des demokratischen Gedankens auf die Bereitschaft zur und Ablehnung der Kastenbildung kommt in der Behandlung jedenfalls zu kurz.

Betrachtet man mit dem Auge des Autors die Völkergemeinschaft Mitte des 20. Jahrhunderts, ergibt sich eine große psychologische Differenzierung: Den alten, ihres Kolonialbesitzes weitgehend ledigen „Vaternationen“ Westeuropas standen blutjunge Nationen in deutlicher Infantil-Situation gegenüber. Daneben erlebten alte Kulturvölker, wie die ostasiatischen, einen zweiten Frühling ihres Daseins. Vom großen Selfmademan USA („Uncle Sam“) unterschied sich der Parvenü UdSSR durch seine unterkastige Herkunft und sein geringeres Alter.

Damalige Schlussfolgerung von Wilfried Daim: „Es liegt an Europa, seinen autoritären Führungsanspruch gegen eine kastenfremde Beraterrolle zu vertauschen.“

Heute, ein halbes Jahrhundert nach dieser Einschätzung, muss man feststellen, dass sich vieles, freilich nicht alles geändert hat. Man denke an die Effekte der Globalisierung, das Schicksal mancher Entwicklungsländer und das Entstehen der sogenannten „Schwellenländer“.

Eine Analyse der Sowjetunion in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ergab für Daim zwei psychologische Komponenten, die er mit zahlreichen

Beispielen belegt: eine sekundärkapitalistische und eine sekundärzaristische. Während für die erstere eine geheime Bewunderung der „bösen Kapitalisten“ motivierend ist, hat die letztere ihren Ursprung in einer Identifizierung der kommunistischen Führungsschicht mit der vorrevolutionären Feudalschicht (so sind die Zwangsarbeitslager der Fünfjahrespläne und die Modebäder auf der Krim typische Erscheinungen einer sekundären Feudalstruktur). Erst der Entstalinisierungsprozess (1953-1964) brachte Ansätze kastenreduzierender Verhaltensweisen, für die der umgängliche Nikita Chruschtschow ein gutes Beispiel darstellte.

Der Raketenwettlauf

Zwar waren für Wilfried Daim in dem hektischen Bemühen der beiden Weltmächte in den 50er und 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts, einander in der Raketentechnik zu übertrumpfen, zweifellos auch rationale Elemente vorhanden wie etwa das allgemeine Streben des Menschen, in Neuland jeder Art vorzustoßen, die Erschließung neuer Rohstoffquellen, die Propagandawirkung eines Weltraumerfolges usw. Die Rationalität dieser möglichen Erfolge konnte jedoch als Motiv für den ungeheuren Aufwand nicht ausreichen. Eine wesentliche - wenn auch unbewusste - irrationale Motivationskraft war auch hier in einem ödipalen Konkurrenzkampf um die Frau zu suchen, als deren deutlichstes Symbol der Mond (la Luna) auftritt.

Ganz im Sinne von Daims Modell der Konkurrenz zwischen Unter- und Oberkastigen, legten die Sowjets in ihrem Raketenprogramm besonderen Wert auf einen robusten Antrieb, während sich die Amerikaner mehr um einen raffinierten Steuerungsmechanismus kümmerten. Daim führte dazu aus:

> Die Sowjets erwiesen sich als Meister, was Größe und Gewicht betrifft, und zeigten damit ihre urwüchsig gewaltige Potenz, aber auch eine bemerkenswerte Parallele zu den Fest- stellungen des Kinsey-Reportes. Dort wird das Sexualverhalten unterkastiger Männer durch starke Kraft und Urwüchsigkeit, bei geringer Differenzierung des Reizspiels, das Sexualverhalten oberkastiger Männer jedoch durch verfeinertes Reizspiel und subtilere Raffinesse der Werbung charakterisiert. (Die kastenlose Gesellschaft, S. 426)

Am 4. Oktober 1957 brachte R-7, die weltweit erste Interkontinentalrakete, das Raumschiff Sputnik 1 in seine Umlaufbahn. Der damit ausgelöste „Sputnikschock“ führte zur Gründung der NASA und eröffnete das Rennen um die Eroberung des Mondes. Auch hier hatten die Sowjets die Nase

vorn. Die unbemannte Sonde Lunik 2 landete am 13. September 1959 auf der Mondoberfläche. In der tiefenpsychologischen Interpretation Daims war damit die Defloration der Mondgöttin Luna gelungen.

In Karikaturen aus dem „Neuen Kurier“ werden der amerikanische „Uncle Sam“ und der russische „Ivan“ als Nachtwandler mit dem Drang zum Mond dargestellt. Bekanntlich misst die Tiefenpsychologie seit Freud dem Witz eine große Bedeutung für die Erforschung des Unbewussten zu. Nach der tiefenpsychologischen Theorie ist das unbewusste Motiv des Nachtwandelns der Wunsch, zur Mutter zu gelangen.



Die Mondsüchtigen, Karikatur von Rudolf Angerer



Freudige Begrüßung der Raumfahrer durch die Frau im Mond

Der Mond zeigt hier das dralle Gesicht einer sowjetischen Panjinka, mit stilechtem proletarischem Kopftuch. Sie lächelt der auf sie zufliegenden sowjetischen Rakete freundlich entgegen und bietet ihr Salz und Brot als Willkommengruß an. Die Frau Mond empfängt also mit unverkennbarer Erwartung die sowjetische Rakete.

Wir sehen, dass die Raketenkonkurrenz bis in Details hinein dem oben skizzierten ödipalen Kampf zwischen dem Kind (proletarische Sowjets) und dem Vater (kapitalistische US- Amerikaner) um die Mutter (Mond) entspricht, wobei die Welt durch diesen „friedlichen Wettstreit“ insofern entlastet wird, als man den Kampf um die „Mutter Erde“

nicht mehr mit der gleichen Heftigkeit zu führen braucht, da man den Mond als Ersatzobjekt benützen kann. Als nächstes Kampfobjekt steht ja bekanntlich die Venus auf dem Programm. Die Milliardenprojekte der USA und der UdSSR zur Eroberung des Weltraums erweisen ihre Unterlagerung durch infantil fundierte Triebreaktionen mit entsprechenden Rationalisierungen, und die Erkenntnis dieser Tatsache sollte für Ost und West gleich heilsam sein. (Die kastenlose Gesellschaft, S. 426 ff.)

Seit der ersten Landung des Menschen auf dem Mond durch die Apollo-Mission am 21. Juli 1969 geht das „Space Race“ bis in unsere Tage weiter. Erst der neue US- Präsident Barack Obama wagte es, den milliardenschweren Raketen- und Rüstungswettlauf einzudämmen. Nach Auslaufen des Space Shuttle-Programms müssen die USA ab 2011 die Transporte zur Internationale Raumstation ISS bei den Russen bestellen - eine für viele Amerikaner schwer zu verkraftende psychologische Niederlage. Nicht zufällig konnte es erst Obama wagen, den irrationalen Prestigekampf der beiden Weltmächte zu stoppen - ist er doch der erste, ursprünglich „unterkastige“ Präsident, der durch Bildung und Leistung alle Kastenschranken durchbrochen hat. Es wundert nicht, dass die vielfach „oberkastigen“ Republikaner so erbost sind, wenn dieser „afrikanische Emporkömmling“ (Obamas Vater stammte aus Kenia) jetzt auch noch die Sozialversicherung für die schwarzen Unterschichten einführen will ..

Aber nicht nur die Interkontinentalraketen der Großmächte mit ihren pseudomännlichen Namen wie „Atlas“, „Titan“ oder „Poseidon“ und die anderen großen phallischen Flugkörper spielen eine Rolle im Kampf um nationales Prestige. Wenn Nordkorea entgegen dem Verbot des Sicherheitsrats immer wieder ballistische Raketen abschießt, so ist das genauso eine typisch „unterkastige“ Machtdemonstration wie der Einsatz der 1,80 m langen Qassam-Raketen, die die palästinensische Hamas bisher rund 4000 mal als „Nadelstiche“ auf Israel abgefeuert hat.

Rot-China

Zurück zu Daims 1960 erschienener „Kastenlose Gesellschaft“, die auch eine Analyse der Entstehung der chinesischen Revolution enthält. Anhand der Lebensgeschichte Mao Zedongs - er war von einem starken Vaterhass geprägt – beschreibt Daim die sozialen Mechanismen, die vor allem von einem, wieder ödipal begründeten, Kampf an der Seite der „schmutzigen Bauern“ geprägt sind. Daim beschäftigte sich danach noch öfter mit der chinesischen Revolutionsdynamik. Ähnlich wie im Fall der Sowjetunion konnte er allerdings die künftige Entwicklung Rotchinas (Kulturrevolution 1966-1976, langsame Liberalisierung der Wirtschaft) nicht voraussehen.

Der Entfeudalisierungsprozess in der Kirche

Mit Johannes XXIII. (Pontifikat 1958-1963) hat in der katholischen Kirche eine Tendenz zur Abkehr von feudalem Gedankengut eingesetzt. Die Wiedereinführung der Fußwaschung, das Weintrinken des Heiligen Vaters mit Arbeitern und seine Ge- fängnisbesuche, die Bestrebungen, zu einer Verständigung mit den anderen christlichen Bekenntnissen zu kommen, die Ernennung von farbigen Kardinälen, das ökumenische Konzil - alles das sind eindeutige Bestrebungen in Richtung echt christlicher - urchristlicher, jesuanischer - Kastenfremdheit. Daim berichtet, dass „Papa Giovanni“ einmal einen im Vatikan arbeitenden Handwerker gefragt habe, welche Partei er wähle. Auf die Antwort, er sei Kommunist, habe der Papst erwidert „Nun, da hast Du wenigstens eine Weltanschauung“.

Wilfried Daim hebt drei Punkte hervor, in denen die Kirche ihre von Christus vorgelebte Kastenfremdheit besonders betonen könnte: 1. Ein umfassendes Schuldbekenntnis von Seiten Roms für historische methodische Fehler (Protestantenverfolgungen, wohl auch Inquisition). 2. Besuch der Exponenten der anderen christlichen Bekenntnisse durch den Papst (auch zum Beispiel des Patriarchen von Moskau) und 3. Stärkere Berücksichtigung der Verfolger der Kirche im Gebet.

Dies wären Beispiele von praktiziertem, „in seiner zentralen Substanz verstandenen“ Christentum auf weltweiter Basis. Daim weist heute im Gespräch darauf hin, dass sich Papst Benedikt XVI. zwar bei Polen, nicht aber bei Russland für den deutschen Angriffskrieg entschuldigt habe. Bei der Analyse des 1963 erschienenen Buches „Kirche und Zukunft“ soll noch näher auf die Thesen Wilfried Daims zur Entfeudalisierung der katholischen Kirche eingegangen werden.

Jenseits der Kaste

Schlaf, Rausch und Tod sind aus tiefenpsychologischer Sicht Zustände, in denen das Unbewusste über das Bewusste dominiert. Hier existieren keine Kastenschranken - das Gefühl des Versinkens in der Welt vor dem Einschlafen, die Umgänglichkeit Betrunkener und die Verbrüderungswirkung unmittelbarer Lebensgefahr beweisen dies hinlänglich.

Das gemeinsame Mahl gilt seit Urbeginn der Menschheit als verbindender Faktor, nicht minder das gemeinsame Werk. Interesse für die Probleme des Mitmenschen (Akzeptation) und ein kastentranszendentes Autoritätsbild (Bejahung und Unterstützung des Aufstiegswillens der Untergebenen) sind weitere wichtige Punkte. Schließlich beinhaltet das Wissen um den gemeinsamen Gott, also die aus dem christlichen Glauben abgeleitete Anerkennung der Gotteskindschaft aller Menschen, die logische Forderung nach brüderlicher Einigkeit.

Wilfried Daims Utopie einer brüderlichen Gesellschaft

Die weitgespannte Untersuchung Daims über das Phänomen der Kasten hat in ihrem sozialdiagnostischen Teil ein Abweichen der Gesellschaft von einem aus innerweltlichen und metaphysischen Gründen erstrebenswerten Idealbild im Verlauf der Jahrtausende gezeigt. Die Aufgabe, die sich Wilfried Daim im letzten Teil des Buches gestellt hatte, war es, den Weg zu einer „asymptotischen Annäherung“ an ein Gesellschaftsideal zu zeigen, „das der tieferen Wirklichkeit der menschlichen Natur und der menschlichen Gesellschaft entspricht.“ (Die kastenlose Gesellschaft, S. 458)

Kritisch muss zu diesem Versuch gesagt werden, dass Systematik und gedanklicher Umfang mehr Aufmerksamkeit vertragen hätten. Das mag einerseits an der sprudelnden Produktionsweise Daims, anderseits an dem Entwurfscharakter der letzten Teile dieser Arbeit liegen.

Das von Wilfried Daim angestrebte Fernziel ist jedenfalls eine Menschheitsintegration auf christlich-geschwisterlicher Basis. Richtig verstandene Autorität solle zu einer Emporhebung aller Unterlegenen verwendet werden, die Hebung des Bildungsniveaus der gesamten Menschheit müsse damit Hand in Hand gehen.

Die Entwicklung der Technik - insbesondere des Nachrichten- und Verkehrswesens - habe die Globalisierung der Gesellschaft praktisch durchführbar gemacht und bereits eingeleitet. Die Wirkungen von Mechanisierung und Automation hätten die Notwendigkeit von (mit Beschmutzung verbundener) Handarbeit weitgehend beseitigt. Man könne bereits von einer beginnenden „Verwissenschaftlichung unseres Daseins“ sprechen. Der Wert der Herkunft werde im Vergleich zu dem der Erziehung immer geringer. Damit würden sich aber auch die Rassengegensätze aufheben.

Auf den Einwurf, dass die modernen Massenmedien, insbesondere das kommerzielle Fernsehen und die Boulevardmedien, allzu wenig zur Bildung der Massen beitragen, erwidert Daim heute, dass man inzwischen von einer indirekten Alphabetisierungsfunktion von Radio und Fernsehen sprechen kann: heute lerne jedes Kind Hochdeutsch und jedermann kenne sich auf der Welt und in den verschiedensten Wissensgebieten gut aus. Rechnet man noch die erst rund zehn Jahre währende Verbreitung des Internets hinzu, könne man durchaus von einer globalen Hebung des Wissens ausgehen. In globaler Sicht ist dem sicher zuzustimmen.

Weder Planwirtschaft noch schrankenloser Markt

Auf wirtschaftlicher Ebene sei für ein Erreichen der brüderlichen Gesellschaft das Konkurrenzprinzip durch das Prinzip der Zusammenarbeit zu ersetzen. „Ein integrales Konzept von Plan- und Initiativwirtschaft, das Zusammenarbeit und schöpferischen Einsatz zugleich fördert, scheint der kastenlosen Gesellschaft am meisten dienlich zu sein." (Die kastenlose Gesellschaft, S. 479) Funktionelle Autorität und Verschönerung der Arbeitsbedingungen - beides scheint in der westlichen Welt schon zu einem hohen Grad verwirklicht - würden zu einem Abbau sozialer Trennungslinien beitragen und das Arbeitsethos durch Freude an der Arbeit heben. Breite Streuung des Eigentums, etwa durch Kleinaktien und Eigenheime, wird von Daim als ein weiterer wichtiger Punkt genannt.

Die „kastenlose Gesellschaft" sei unter gebührender Berücksichtigung der verschiedenen gesellschaftlichen Strukturen in den verschiedenen Ländern auf globaler Basis anzustreben. Ihre Erfolgschancen würden trotz aller Schwierigkeiten dann am besten sein, wenn der Hauptakzent politischer Planung von der wirtschaftlichen auf die geistig-ethische Seite verlegt wird. Dies würde freilich wieder zum Ausgangspunkt aller Gesellschaftsreform, zum Problem Erziehung und Bildung zurückführen.

Der europäische Provinzialismus, so Daim, sei abzuwerfen. Bereits auf dem Grundschulniveau soll die Kenntnis anderer Kulturen vermittelt werden - auch im Umweg über Musik und darstellende Kunst, auf deren informative und völkerverbindende Wirkung zugunsten derjenigen von Schlachten und anderen historischen „Leistungen" immer wieder vergessen wird. Die wachsende Freizeit sei zu geistiger Entfaltung zu nutzen - ein wichtiger Ansatzpunkt für eine weitere Intellektualisierung der Gesellschaft.

In rein politischer Hinsicht sei auf Prestigebestrebungen zu verzichten und

in Außen- und Innenpolitik der brüderliche Kontakt zu suchen. Wilfried Daim im Jahr 1960: „Die amerikanische Opposition gegen die Aufnahme Rotchinas in die Vereinten Nationen ist im Lichte des Gesagten wie auch rein praktisch in Bezug auf eine allgemeine Abrüstung auf die Dauer unhaltbar“. Im Oktober 1971 wurde die UN-Mitgliedschaft von der Republik China in Taiwan auf die Volksrepublik China übertragen.

Sind die Thesen der „kastenlosen Gesellschaft“ ein halbes Jahrhundert nach ihrer Publikation noch aktuell?

Welche Bedeutung hat Daims sozialpsychologische Studie „Die kastenlose Gesellschaft“ aus dem Jahr 1960 im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts?

Wie steht es mit der Stichhaltigkeit der dort vorgebrachten Argumente? Können die von Wilfried Daim geäußerten Thesen an anderen als den von ihm gewählten Beispielen verifiziert oder müssen sie widerlegt werden?

Im Gegensatz zu vielen anderen Gesellschaftsanalysen von Plato über Karl Marx bis zu Niklas Luhmann beruhen die Thesen des linkskatholischen Sozialpsychologen Wilfried Daim auf empirischen Ermittlungen: das Rohmaterial stammt aus 200 professionell durchgeführten Tiefeninterviews mit Personen aller sozialen Schichten Österreichs - vom aristokratischen Gutsbesitzer bis zum Straßenkehrer und von der katholischen Chemikerin bis zum konfessionslosen Versicherungsangestellten. Auch wurden zahlreiche Arbeiter und Landwirte befragt, um für die (damalige) Bevölkerung Österreichs repräsentative Aussagen machen zu können. Die aufwändige empirische Erhebung wurde übrigens von der Vereinigung Österreichischer Industrieller (Generalsekretär war damals Dr. Herbert Thausing) initiiert und finanziert - ein bemerkenswert liberales Vorgehen, wenn auch die Auftraggeber vom oben geschilderten Ergebnis letztlich nicht wirklich begeistert waren. (Was sich übrigens negativ auf die weitere Subventionierung von Arbeiten Wilfried Daims auswirkte).

Es scheint jedoch klar, dass Daim mit der „Kastenlosen Gesellschaft“ weit mehr gelungen ist, als nur eine phänomenologische Beschreibung von schichtspezifischen Verhaltensnormen und traditionellen Vorurteilsstrukturen. Mit Hilfe des von ihm eingesetzten tiefenpsychologischen Instrumentariums wies Wilfried Daim nach, dass hinter den ökonomischen Ursachen gesellschaftlicher Konflikte in der Regel unbewusste, irrationale Motive wirksam sind: „Die Problematik der sogenannten Klasse, der Klassenkampf, ist im Grunde nichts anderes als

die Rationalisierung der viel tiefer liegenden Problematik der Kasten und ihrer Spannungen untereinander.“

Weiters zeigt Daim, dass den meisten wirtschaftlichen, sozialen, politischen und religiösen Spannungszuständen Kastengegensätze zu Grunde liegen. Das Phänomen der Kaste liegt immer dann vor, wenn sich die Angehörigen einer sozialen Gruppe einem zentralen Wert verpflichten und sich gegenüber ihrer Mitwelt, der sie sich überlegen fühlen, abkapseln. Dabei handelt es sich um vom gesellschaftlichen Bewusstsein nicht oder nicht genügend erfasste Tendenzen, die bewusste Motivationsvorgänge unterlagern und beeinflussen. Die praktische Bedeutung dieser Erkenntnis liegt darin, dass eine Bewusstmachung solcher Tendenzen die Möglichkeit zur rationalen Beeinflussung von Motivationsvorgängen eröffnen kann und daher auch heute noch von großem politischem Wert sein kann.

Es ist jedoch zu wenig, die „Kastenlose Gesellschaft“ bloß als einen „originellen“ Beitrag zu einer Theorie der Gesellschaft zu bezeichnen. Wenn es aber mehr als eine zum Teil ins Utopische reichende Abhandlung über soziale und politische Prozesse ist, warum ist das Werk dann nicht bekannter geworden? Gilt hier „nullus propheta in patria“? War es die mangelnde akademische Verankerung Wilfried Daims, der ja nur den „kleinen“ Professorentitel trägt? Oder ist der Umstand, dass die Argumente, die freudianisch- tiefenpsychologisch oder christlich-biblisch begründet werden, einfach nicht geeignet sind, in einer naturwissenschaftlich-säkularisierten Gesellschaft ernst genommen zu werden? The proof of the pudding is in the eating: Wenn es gelänge, mit dem Daim’schen Instrumentarium reale gesellschaftliche Konflikte von heute zu analysieren und realistische Empfehlungen zu ihrer Überwindung abzugeben, könnte man doch eigentlich auf die Gültigkeit der Thesen Daims hinweisen und mit der Analyse von aktuellen Krisenherden die Wirksamkeit von Kastenschranken in sozialen Konflikten verdeutlichen.

Probleme im eigenen Land: Die Slowenenfrage

Die seit den Bestimmungen des Artikels 7 des Staatsvertrages vom 15. Mai 1955 ungelöste Frage der praktischen Wahrung der Rechte der Kärntner Slowenen durch volle Anerkennung der Zweisprachigkeit veranlasste den Deutsch-Slowenischen Koordinationsausschuss der Diözese Gurk im Jahr 1975, Wilfried Daim mit einer Studie über die psychologischen Wurzeln der Spannungen zwischen den Volksgruppen zu betrauen. Diese Studie wurde in beiden Sprachen als Nummer 4 der Dokumentation „Das gemeinsame Kärnten - Skupna Koroska“ Anfang 1976 veröffentlicht. Daims Ergebnisse führten die Volksgruppenproblematik auf tief verwurzelte Kastengegensätze zwischen der deutschsprachigen Mehrheitsbevölkerung und der slowenischen Minderheit zurück. Dabei geht Daim auch auf die besonderen Schwierigkeiten ein, die die sogenannten „Windischen“ als „Zwischenpositionelle“ im Volkstumsstreit hatten - und haben. Oft aus Mischehen stammend, litten (leiden) sie unter dem sozialen Druck, sich für eine Seite zu entscheiden. Gleichzeitig sieht Daim noch heute die Chance, dass gerade dieses Segment der Kärntner Bevölkerung eine Brückenfunktion einnehmen könnte, wenn man ihm den Entscheidungsdruck abnähme, nur einer Volksgruppe gegenüber loyal sein zu müssen. Wie heute auch in der Migrationsfrage öfter betont wird, können doppelte Loyalitäten durchaus möglich und sinnvoll sein. Nach Meinung Daims wäre es die Aufgabe einer „Christlichen Aktion für Kärnten“ gewesen, unter diesen Voraussetzungen auf die Versöhnung der Volksgruppen hinzuwirken. Es kann davon ausgegangen werden, dass sich innerhalb der letzten Jahrzehnte - vor allem durch den Zerfall Jugoslawiens 1991 und den Beitritt Sloweniens zur EU im Jahr 2004 - die sogenannte „Kärntner Urangst“ abgebaut hat und sich dadurch die psychologischen Gegensätze zwischen den Volksgruppen vermindert haben. Die Generationsablöse trägt dazu bei, dass die Erinnerung an die Zeit verblasst, in der man „mit Blut die Grenze schrieb und frei in Not und Tod verblieb“ (Kärntner Landeshymne). Der in den nächsten Monaten zu erwartende Ortstafelkompromiss kann als ein Zeichen dafür angesehen werden. Wenn Mythen verblassen, verblassen auch ihre psychologischen Folgen. Und damit die durch sie ausgelösten Kastengegensätze im Sinne Daims.

Internationale Krisen: Islamischer Fundamentalismus und Terroranschläge

Die Radikalisierung einzelner Gruppen auf der Basis eines erstarkten islamischen Fundamentalismus und der damit verbundene weltweit auftretende Terror stellt zweifellos ein höchst gravierendes Problem unserer Epoche dar. Die Selbstmordattentate des 11. September 2001 zielten auf wichtige zivile und militärische Gebäude in den Vereinigten Staaten von Amerika. Drei Linienflugzeuge wurden auf Inlandsflügen entführt. Die Terroristen lenkten zwei davon in die Türme des World Trade Centers (WTC) in New York City und eines in das Pentagon bei Washington, D. C. Das vierte Flugzeug, möglicherweise mit dem Ziel, das Kapitol, den Sitz des US-Kongresses, zu treffen, brachten die Entführer nach Kämpfen mit Passagieren selbst zum Absturz. Bei den Anschlägen wurden rund 3000 Menschen getötet. In einer Zeichnung hatte 1978 der amerikanische Graffiti-Künstler Keith Haring (1958-1990) die beiden Türme des ehemaligen World-Trade-Centers als „Manhattan Penis“ charakterisiert.

Als Motive für diese Anschläge gelten im Allgemeinen die angeblich verfehlte Nahostpolitik des Westens, vor allem jene der USA und Israels. Nach Ansicht der Al Qaida deckt der „große Satan“ (die USA) den „kleinen Satan“ (den Staat Israel), um die islamisch- arabische Nation zu unterdrücken. Weiters kommt dazu das Problem der kulturellen Modernisierung/Überfremdung im arabischen Raum, das zu verstärkter Besinnung auf die eigenen Wurzeln führt. Überdies führt die Verarmung in Teilen des Nahen Ostens und der islamischen Welt durch die globalisierte Wirtschaft und die Situation der Palästinenser zur Radikalisierung. Letztlich gibt es auch anti-semitische und anti-christliche Motive: Hass auf „Juden und Kreuzfahrer“.

Wenn man nun die kapitalistische Weltmacht USA (Vaterfigur) im Mark treffen wollte, wie müsste man vorgehen? Am unteren Ende der Insel Manhattan, im Zentrum der wirtschaftlichen Macht, stehen zwei über 400 m hohe Türme - der Nordturm noch von einem 110 m hohen Mast überragt. Ein Doppelphallus. Ihn abzuschneiden, wäre das nicht die für die stolze Nation psychologisch schmerzvollste Operation? Leider ist dieser Plan am 11.9. 2001 furchtbare Wirklichkeit geworden.

Damals ging es eindeutig nicht um materielle Motive, vielmehr um einen ideologischen, einen „heiligen“ Krieg, in dem es sich zu sterben lohnte. Um jemandem (der Mutter? der Braut? der Familie?) zu imponieren? Als „Mutprobe“? Oder eben aus unbändigem Hass auf den als Übervater

empfundenen „Großen Satan“? Wir können davon ausgehen, dass dem Denken und Handeln der Al Qaida eine hochneurotische Konstellation zugrunde liegt, deren Wurzeln nicht einfach freizulegen sind.

Das Instrumentarium Wilfried Daims zur tiefenpsychologischen Interpretation der psychologischen Ursachen sozialer Konflikte legt es nahe, ein Ödipaldreieck anzunehmen, in welchem die USA als Zentrum des westlichen, säkularisierten Kapitalismus den Vater/Usurpator darstellen, der es auf die - als weiblich empfundene - heimatliche Tradition/Religion/Kultur/Wirtschaft abgesehen hat.

Es ergibt sich also auch hier das Motiv der aggressiven Verteidigung der eigenen Frau(en), wie dies ja auch im Nationalsozialismus der Fall war. Ein einfaches Lösungsmodell kann es wegen der hohen Komplexität der religiösen und kulturellen Gegensätze zwischen den radikalen islamischen Fundamentalisten und der westlichen Welt nicht geben. Im Sinne der Thesen Daims würde freilich ein intensiver Dialog mit dem Islam dessen Modernisierung fördern. Vergessen wir nicht, dass auch die geistige Auseinandersetzung zwischen Christen und Marxisten dazu beigetragen hat, den Sowjetkommunismus zu humanisieren und seinen Zusammenbruch vorzubereiten.

Zuwanderer im Kastenkonflikt

Betrachten wir zuletzt noch zwei vollkommen gegensätzliche Beispiele für die Existenz von Kastenschranken in der Gegenwart: die Praxis der Endogamie des europäischen Adels und die Hilflosigkeit europäischer Staaten im Umgang mit den mittlerweile als Roma bezeichneten „Zigeunern“.

Ohne auf Details eingehen zu wollen, steht doch fest, dass Eheschließungen im (Hoch)adel nur ausnahmsweise zwischen aristokratischen und bürgerlichen Partnern erfolgen, was auf ein weiterhin bestehendes ausgeprägtes Kastenbewusstsein schließen lässt. Und obwohl die überwiegende Mehrheit der Roma seit vielen Generationen, in Südosteuropa seit Jahrhunderten und in Mitteleuropa spätestens seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts ortsfest lebt, werden die in der NS-Zeit blutig verfolgten „Zigeuner“ insgesamt immer noch als eine nomadisierende Ethnie empfunden, die sich so stark als „Kaste“ abkapselt - oder abgekapselt wird, dass ihre Integration in die Mehrheitsvölker praktisch nicht möglich erscheint.

Beschäftigt man sich näher mit den ethnisch und/oder religiös determinierten Konflikten aus der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart - vom Nordirlandkonflikt über den Konflikt zwischen Israelis und Palästinensern bis zu den Problemen, die zwischen Zuwanderern nach Europa und Österreich und der einheimischen Bevölkerung entstehen - so kommt man sehr bald auf die mit den ökonomischen Gegensätzen einhergehenden Kastengegensätze.

All dies zeigt deutlich, dass Kastenschranken nicht etwa nur mit der Geschichte Indiens zu tun haben, sondern oft bittere Realität auch in unserer angeblich so aufgeklärten Gesellschaft sind. Es erhebt sich somit die berühmte Frage Lenins: „Was tun?“ Wilfried Daim hat in seiner Studie sowohl das Christentum als auch die Kirche einer genauen Analyse unterzogen. Daim unterschied schon 1960 deutlich zwischen dem biblischen Christentum und der historisch gewordenen Kirche. Um mit Kardinal Schönborn zu sprechen, fand Daim in seiner Analyse der Katholischen Kirche um die Mitte des 20. Jahrhunderts „Zu viel Kirche und zu wenig Christus“ vor. Dagegen hielt ihm das Wiener Diözesanblatt 1963 vor, das „Urchristentum zu idealisieren“. Für Daim ist das jesuanisch verstandene Christentum eine Befreiungsreligion in der Tradition des Judentums, das auf der grundsätzlichen Gleichheit der Menschen aufbaut. Das Grundanliegen der universellen Geschwisterlich- keit ist in die „Allgemeine Erklärung der Menschenrechte“ (1948) eingegangen, deren Artikel 1 lautet: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren. Sie sind mit Vernunft und Gewissen begabt und sollen einander im Geiste der Brüderlichkeit begegnen.“

Die Lösung der Kastenproblematik auf der Basis des Prinzips der „universellen Geschwisterlichkeit“ klingt einfach, ist aber komplex und schwierig. Es handelt sich dabei um eine „Realutopie“ - also einen prinzipiell möglichen, aber in der Praxis auf Jahrzehnte, wenn nicht auf Jahrhunderte hinaus unwahrscheinlichen Quantensprung in der Menschheitsentwicklung. Zunächst müssten Krieg und Gewalt total geächtet worden sein - also die „Schwerter zu Pflugscharen“ umgeschmiedet worden sein, wie es schon der Prophet Micha (4:1-4) verheißen hat. Dann müsste ein fast genetisch begründeter, globaler Sinneswandel eingetreten sein, durch den die Nächstenliebe zum gesellschaftsgestaltenden Prinzip erklärt würde, wie dies im ersten Petrusbrief (1:22) angedeutet ist.

Warum argumentiert Wilfried Daim so häufig mit Bibelzitaten? Er, der im Tornister die Bibel an die Russlandfront mitgetragen hatte, war und ist auch heute noch gläubiger Christ, der die Heilige Schrift gern in seine

Argumentation mit einbezieht. Auf die Frage, ob er nicht doch die Bibel zu wörtlich nehme, fragt er schlau zurück: „Steht nicht hinter jedem Mythos eine Realität?“ Ebenso schmettert er geschickt alle Zweifel über den Sinn, gesellschaftlichen Utopien nachzulaufen, ab: „Selbst die Verwirklichung eines kleinen Teiles einer Utopie ist ein Erfolg.“

Eines steht für Daim jedenfalls fest: „Will man den gesellschaftlichen Konflikten zu Leibe rücken, ist es angezeigt, als Erstes die tieferen psychologischen Wurzeln freizulegen. Die jeweiligen Konfliktparteien müssen sich die irrationalen Elemente ihrer Auseinandersetzung bewusst machen. Danach ist es Aufgabe der Oberkastigen, die Unterkastigen nicht weiter unten zu halten, sondern heraufzuziehen“. Der Motor dafür ist die Idee der universellen Geschwisterlichkeit, der wichtigste Treibstoff die Bildung. Gerade in der postindustriellen Gesellschaft ist Qualifikation das einzige Mittel zur Erlangung von Wohlstand. Der durch Bildung und Ausbildung erzielbare Wohlstand aber ist die Grundlage einer friedlichen Weiterentwicklung der Gesellschaft.



Zuwanderer vor einem Plakat im Präsidentschaftswahlkampf 2004

So meinte denn auch der national-konservative ungarische Parlamentarier Tibor Navracsics zur Roma-Frage „Wir haben es hier nicht mit einem ethnischen, sondern mit einem bildungs- und beschäftigungspolitischen Problem zu tun. Ziel muss es sein, die Roma-Kinder auszubilden und den erwachsenen Roma Arbeit zu geben.“ („Die Presse“ 8. 4. 2010)

Einwände gegen den Daim’schen Kastenbegriff mit seinen Bezeichnungen „unterkastig“ und „oberkastig“ werden zwar immer wieder vorgebracht, aber die sozialpsychologische Analyse mit dem von Wilfried Daim entwickelten Instrumentarium beabsichtigt nicht, Menschengruppen äußerlich zu punzieren, sondern verfolgt

einzig und allein den Zweck, unbewusste gesellschaftliche Mechanismen und Konfliktpotentiale aufzuspüren. Werden solche festgestellt, müssen sie auf den Begriff - und ins Bewusstsein - gebracht werden. Manifeste Kastenmechanismen nicht als solche, sondern etwa als „Motivationen unter- oder überprivilegierter Gruppen“ zu bezeichnen, ist demnach reine Augenauswischerei. Den- noch soll hier nicht behauptet werden, dass die Bewusstmachung und Lösung von Kastenkonflikten das einzige Rezept zur Gestaltung einer menschenwürdigen Gesellschaft darstellt. Aber ohne entsprechende Berücksichtigung der beschriebenen psychologischen Konfliktfaktoren wird es wohl nicht gehen. So ist etwa im Hinblick auf den Umgang mit den für die Zukunft Österreichs demographisch wichtigen Zuwanderern ein Umdenken im oben angeführten Sinn dringend erforderlich.

Der gesamte, in seinem Wesen irrationale Vorurteilskomplex gegenüber bestimmten Gruppen von Zuwanderern und Neubürgern wird allerdings in vielen Ländern Europas so auch in Österreich durch manipulative und verantwortungslose Darstellungen in den Boulevardmedien (Verallgemeinerung von Asylantenkriminalität, Gleichsetzung von Islam und Islamismus, irrelevante Burkabilder etc.) seit Jahr und Tag geschürt. Das Ergebnis ist ein empirisch feststellbares negatives Meinungsbild, insbesondere die Muslime betreffend. Die auf Mehrheiten schielende Politik zieht Populismus vertrauensbildenden Maßnahmen vor. Aus den zuletzt genannten Gründen sind die christlich-demokratischen Politiker wohl noch mehr gefordert als die sozialdemokratischen. Beiden Parteien ist dringend zu raten, ihren „Sekundärpopulismus“ an den Nagel zu hängen und endlich eine positive In- tegrationspolitik zu entwerfen.

Warum ist das Buch „Die Kastenlose Gesellschaft“ nicht viel bekannter geworden? Daim meint im Nachhinein sarkastisch, das Buch sei „eben zu dick“. Es könnte aber auch sein, dass die im Buch enthaltenen Analysen und vorgebrachten Lösungsvorschläge beim Leser starke emotionale Widerstände erwecken, was sich aus den in unseren Breiten traditionellen Vorurteilsstrukturen erklären lässt, die nicht leicht zu überwinden sind. Da mag es ein kleiner Trost sein, wenn Papst Johannes Paul II. in seiner Botschaft zum Weltfriedenstag am 1. Jänner 1986 mehrmals die Forderung nach Dialog und universeller Brüderlichkeit erhob und somit die Gedankengänge Wilfried Daims bestätigt.

„Zur Strategie des Friedens“ - ein Machwerk?

> Selig, die Frieden stiften, denn sie werden Söhne Gottes genannt werden (Matthäus 5:9)

Höhepunkte des seit 1945 in verschiedener Intensität andauernden „Kalten Krieges“ waren der versuchte Angriff von 1500 Exilkubanern Mitte April 1961 und der im August 1961 beginnende Mauerbau in Berlin. Am 17. April 1961 waren etwa 1500 in Guatemala militärisch ausgebildete kubanische Exilanten mit logistischer Unterstützung der US- Marine in der sogenannten Schweinebucht auf Kuba gelandet. Die Operation zum Sturz Fidel Castros misslang wegen schlechter Vorbereitung und in Folge des massiven Widerstandes der im Guerillakampf geübten Kubaner.

Am 13. August 1961 wurden die Straßen- und Schienenübergänge von Ost- nach Westberlin von DDR-Soldaten abgeriegelt. In der Folge entstand eine 167 km lange Sperrmauer rund um Westberlin. Zwei Monate später, am 27. Oktober 1961, kam es am Checkpoint Charlie auf der Friedrichstraße zu einer direkten Konfrontation zwischen Truppen von Ost und West, als - wegen diverser Unstimmigkeiten - je zehn Kampfpanzer der amerikanischen und sowjetischen Armee am Grenzstrich auffuhren, am nächsten Tag jedoch wieder abgezogen wurden. Weder die Amerikaner noch die Russen wollten einen Dritten Weltkrieg riskieren.

Mitte 1962 begann die UdSSR heimlich mit einer umfangreichen Stationierung von Militär auf Kuba. Auf 86 Schiffen wurden über 42 000 Soldaten und 230 000 Tonnen Ausrüstung nach Kuba verlegt. Dutzende Mittelstreckenraketen wurden in Stellung gebracht. Als die US-Aufklärung die Raketenstationierung festgestellt hatte, kam es genau ein Jahr nach der Konfrontation in Berlin zur sogenannten „Kuba-Krise“. Obwohl diese nur zwei Wochen dauerte und Ende Oktober 1962 durch das zurückhaltende Agieren von John

F. Kennedy und das Einlenken von Nikita S. Chruschtschow bewältigt wurde, gab es ein monatelanges Nachspiel. Mit der Kubakrise erreichte der Kalte Krieg eine neue Qualität, da die Sowjetunion atomar bestückbare Waffensysteme auf einem Gebiet außerhalb des Warschauer Paktes stationieren wollte. Zu keinem anderen Zeitpunkt war ein Atomkrieg wahrscheinlicher als im Rahmen der Kubakrise.

Man muss sich diese weltpolitischen Geschehnisse vor Augen halten, um zu verstehen, was Wilfried Daim dazu motivierte, seinem Ende 1962 fertig

gestellten Buch den Titel „Zur Strategie des Friedens - Ein neutralistisches Konzept“ zu geben. Wenn sich auch aus heutiger Sicht ein Großteil der weltpolitischen Thesen Daims letztlich nicht bewahrheiten sollte, so enthält der Band doch auch einige dauerhafte Erkenntnisse. Daim weist im Vorwort selbst darauf hin, dass er seine Friedensstrategie auf das in der „kastenlosen Gesellschaft“ erarbeitete Konzept der „universellen Brüderlichkeit“ stützt, aus dem er die Notwendigkeit ableitet, von einer „erzwungenen Koexistenz zu konstruktiver Zusammenarbeit“ zwischen den Weltmächten zu kommen. Dies schien Daim deshalb so wichtig, weil man sich damals einen Zusammenbruch des Kommunismus nicht vorstellen konnte, da den USA nach Ansicht Daims das rechte Verständnis für die Probleme des Kommunismus und Europas fehlte.

Daim geht vom west-östlichen Grundantagonismus aus, dem Gegensatz zwischen dem oberkastigen Kapitalismus und dem unterkastigen Kommunismus, wie er u. a. im Raketenwettlauf und im Wettstreit um die Eroberung des Mondes ab 1959 zum Ausdruck kam. So war der Sowjetunion mit dem Raumschiff Wostok 1 und dem Kosmonauten Juri Gagarin am 12. April 1961 der erste bemannte Weltraumflug geglückt. Erst acht Jahre später, am 21. Juli 1969, betrat mit dem US-Amerikaner Neil Armstrong der erste Mensch den Mond. Wilfried Daim, der seine auf die Gesellschaft angewandte Tiefenpsychologie als

„Entlarvungswissenschaft“ versteht, nimmt sich kein Blatt vor den Mund, wenn er das seiner Ansicht nach vollkommen infantile „Space Race“ zwischen der UdSSR und den USA als einen SohnVater-Konflikt analysiert:

> Der „Osten“ fühlt sich als dreckiges, ausgebeutetes, illegitimes, tyrannisiertes Kind, das der körperlich saubere, moralisch jedoch zutiefst schmutzige „westliche“ Kapitalist ausgepresst und klein halten will. Aber das Kind wächst und zeigt seine Potenz durch die weggeschleuderten Raketen. Und der „Westen“ sieht im „Osten“ ein renitentes, schmutziges Kind, voller Kastrations- und Todeswünsche, mutterräuberisch frech und unverschämt werden. Er will es unten halten.
>
> Voll von infantilen Affekten, bieten so die beiden mächtigsten Staaten der Erde folgendes Bild: Ein Halbwüchsiger, der den Vater im Weitspucken unbedingt übertreffen möchte, der sich dann, wenn es ihm gelingt, für überlegen hält, und ein Vater, der dumm genug ist, dies dem Halbwüchsigen auch zu glauben und nun alles daransetzt, dem Kerl zu zeigen, dass er auch noch mitkann. Dabei wäre der pubertäre Knabe überglücklich, wenn ihn der Vater als Erwachsenen ernst nähme.

> Unser Modell erklärt sehr viel:
>
> Die konservativ verteidigende Position des „Westens“ und die revolutionär angreifende des
>
> „Ostens“. Wie müsste das Modell eines normal gelagerten Vater-Sohn-Verhältnisses aussehen? Selbst wenn man eine Realisierung dieses Modells für unmöglich hielte, sollte man es sich doch ins Bewusstsein rufen, vielleicht wäre zumindest eine positive Annäherung hierzu möglich. Das normale Vater-Sohn-Verhältnis sieht folgendermaßen aus: der Vater wünscht und bejaht den Aufstieg des Kindes, will es zu sich hinaufziehen. Dort, wo ursprünglich eine solche Autorität gegeben ist, dort entsteht auch kein revolutionärer Impuls. Denn dieser ist reaktiv. Der Vaterkomplex des Sohnes folgt dem Sohnkomplex des Vaters. Dabei sind jedoch die oben dargestellten Übertragungsmechanismen zu beachten. Der revolutionäre sowjetische Affekt richtet sich zunächst gegen Feudalherren und Frühkapitalisten des eigenen Landes und des Auslandes. Dieser Affekt wird gegenwärtig auf die USA als Maximalrepräsentanten des Kapitalismus übertragen, dies mit einem sehr mäßigen Recht. Ein relatives Recht dazu ist in der weltweiten Rolle der US-Konzerne zu erblicken die unter anderem die Affektivität Fidel Castros verursacht haben.
>
> Einmal herausgefordert, haben die USA nun die Verteidigung des Kapitalismus übernommen, obwohl den Amerikanern daraus nicht viel Dank erwachsen wird. (Zur Strategie des Friedens, S. 35)

Schon bei der Besprechung der „Kastenlosen Gesellschaft“ wurde auf den irrationalen Raketenwettlauf zwischen den USA und der Sowjetunion hingewiesen, der erst 2010 durch Präsident Barack Obama eine entscheidende Einschränkung erfahren sollte. (Vgl. das Kapitel über die „kastenlose Gesellschaft“)

Nicht zuletzt durch seine Kriegserlebnisse, seine Russophilie und seine (damalige) große Skepsis den Deutschen gegenüber beeinflusst, vermutete Daim zu der Zeit, als er das Buch „Zur Strategie des Friedens“ schrieb, dass die westlichen Staaten von Europa strikt gegen eine Wiedervereinigung Deutschlands sein würden. Insgesamt schätzte er die künftige Entwicklung Europas somit falsch ein. Was er richtig sah, war die Möglichkeit der Liberalisierung des Sowjetkommunismus, die ja schon unter Chruschtschow begonnen hatte. Daim trat vor allem dafür ein, die Russen ernst zu nehmen und alle Bestrebungen zu stärken, die einen nicht-atheistischen, künstlerisch und philosophisch freien Kommunismus ermöglichen würden. Daim konnte damals nicht ahnen, dass einerseits die Entwicklung zu einer globalen Informationsgesellschaft dies mehr oder weniger von selbst zuwege bringen würde, während andererseits das von

ihm als beständig angesehene sowjetische Wirtschaftsystem in sich selbst zusammenfallen würde.

Interessant aus heutiger Sicht ist Daims Vorschlag, die USA sollten auf den Sitz der UNO verzichten. Im Hinblick auf die damals als unverrückbar empfundene WestOst-Grenze entlang des Eisernen Vorhangs schlug er vor, den UNO-Sitz nach Wien zu verlegen, um dadurch eine Entspannung in Ostmitteleuropa einzuleiten. Wenn er auch selbst skeptisch war, dass die UNO-Bürokratie auf einen derartigen Vorschlag eingehen würde, so argumentierte er dennoch dafür in diesem Sinn - nicht zuletzt in der Überzeugung, dass ein UNO-Sitz in Wien ein besserer Schutz für die Integrität des Landes wäre als ihn das beste Bundesheer bieten könnte. Zwanzig Jahre später wurde dieser Gedanke zumindest in kleinem Umfang Wirklichkeit: Nach sechsjähriger Bauzeit wurde am 23. August 1979 das Vienna International Center seiner Bestimmung übergeben. Die Wiener UNO-City ist mit dem United Nations Office at Vienna (UNOV) neben New York (UNHQ), Genf (UNOG) und Nairobi (UNON) seit 1.1. 1980 einer der vier offiziellen Amtssitze der Vereinten Nationen.

Viel Raum widmet Daim in seinem Buch dem auch heute noch interessanten „Dialog“ zwischen Papst Johannes XXIII. und Nikita Chruschtschow - nach Daims Analyse zwei ähnliche, aus bäuerlicher Umgebung stammende Charaktere. Auf einen ausführlichen Friedensappell des Papstes vom November 1961 (Zur Strategie des Friedens, S. 168 f.) antwortete der Sowjetführer mit einem gleichartigen Statement in der „Prawda“, um einige Tage später dem Pontifex zu dessen 80. Geburtstag am 25. November 1961 zu gratulieren, wobei der Botschafter der UdSSR, Semen Kosirew, dem Msgr. Carlo Grano, Apostolischer Nuntius in Italien, die Geburtstagswünsche ausrichten ließ und gleichzeitig „für gute Zusammenarbeit und für Erfolge bei seinen edlen Bestrebungen, zur Stärkung und Durchsetzung des Friedens auf Erden beizutragen sowie zur Lösung internationaler Fragen auf dem Wege freimütiger Verhandlungen“ dankt. Der Apostolische Nuntius in Italien wurde am folgenden Tag beauftragt, nachstehende Antwort zu übermitteln: „Seine Heiligkeit, Papst Johannes XXIII., dankt für die Glückwünsche und bringt seinerseits dem ganzen russischen Volk seine herzlichen Wünsche zum Ausdruck für die Stärkung und Durchsetzung des Weltfriedens auf dem Wege einer glücklichen Verständigung im Sinne menschlicher Brüderlichkeit. Dafür betet der Papst inständig.“ (Zur Strategie des Friedens, S. 172) Die Glückwunschbotschaft war in russischer Sprache geschrieben, eine nichtamtliche italienische Übersetzung war beigelegt worden. Die Antwort wurde in italienischer Sprache erteilt, der eine nichtamtliche russische Übersetzung beigelegt war.

Wie eingangs erwähnt, gründete sich die von Daim 1962 vertretene „Strategie des Friedens“, die den neutralen Staaten eine besondere Vermittlerrolle zuwies, auf das in seiner

„Kastenlosen Gesellschaft“ 1960 im Detail ausgearbeitete Konzept der „universellen Brüderlichkeit“, einer Sozialutopie auf christlicher Grundlage. Aus heutiger Sicht ist erstaunlich, dass ohne die Verwirklichung einer solchen Utopie nicht nur das totalitäre Gesellschaftssystem des Kommunismus zusammengebrochen ist, sondern dass sich - entgegen der Annahmen Daims - auch das kommunistische Wirtschaftssystem mit wenigen Ausnahmen langsam, aber sicher in Richtung Kapitalismus entwickelt. Von Russland und den Reformstaaten Osteuropas angefangen über Kuba bis hin zu China wird inzwischen an der Umsetzung neuer Wirtschaftssysteme gearbeitet, die häufig jedoch mit dem Makel des sogenannten „Kader-Kapitalismus“ behaftet sind: Wirtschaftlich erfolgreich sind meist Unternehmer mit guten Beziehungen zu den Mächtigen, aus deren Reihen sie auch oft hervorgehen.

Wenn wir bedenken, welche Lehren wir trotz der den Annahmen Daims im vergangenen halben Jahrhundert entgegenlaufenden Entwicklung aus seiner „Strategie des Friedens“ ziehen können, so liegen sie wohl darin, seine damalige These als eine Methode zu betrachten, die auch auf die heutigen Konfliktsituationen angewendet werden kann. Wie löst man den weiter bestehenden Nord-Süd-Konflikt?

Wie geht man mit den fundamentalistischen Strömungen in der islamischen Welt(religion) um, deren Aggressivität deutlich über der im Kalten Krieg tatsächlich oder vermeintlich vorhandenen Bedrohung durch den Weltkommunismus liegt? Wie kommt man zu einem dauerhaften Frieden im Nahen Osten, wie geht man mit dem Iran um, wie mit dem immer noch geteilten Korea? Liegen den neu aufbrechenden Konflikten im arabischen Raum typische Revolutionsmuster zugrunde? Und wie verhält man sich richtig in sozialen Konfliktsituationen, die sich aus ethnischen, kulturellen oder nationalen Unterschieden (Beispiele Roma-Frage, Zuwanderer, Kosovo-Konflikt) ergeben?

Eine kontroversielle Debatte

Die „Strategie des Friedens“ wurde in den Medien äußerst zwiespältig aufgenommen. Daims damalige - aus heutiger Sicht in der Tat als beinahe pathologisch zu bezeichnende - Abneigung gegen praktisch alle Formen deutscher Politik wurde von der bundesdeutschen Presse in der Luft zerrissen. So fasste die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ eine ausführliche Rezension mit folgendem Satz zusammen: „Wer sich so haltlos von einem Strom trüber, dank mangelhafter Kenntnisse wohlgeborgener Emotionen treiben lässt, kann kein ernstzunehmendes Konzept vorlegen.“ (FAZ, 4. 12. 1962).

Ähnlich formulierte es der führende Redakteur der „Salzburger Nachrichten“, Karl Heinz Ritschel: „Wahrlich eine verworrene Strategie, die den Westen einengt, dem Osten neue Sprungbretter verschafft, ohne jedoch dem Westen gleichwertige Güter zu bieten.“ Die Salzburger Nachrichten fühlten sich ja besonders auf den Schlips getreten, da sich einige Passagen des Buches auf ihre damalige Schreibweise bezogen: nach Daim hätten die Salzburger Nachrichten oft Exponenten einer aggressiven deutschen Ostpolitik zu Wort kommen lassen. So war am 28.10.1961 ein obskurer Artikel veröffentlicht worden, in dem von einem atomaren „Vernichtungskampf gegen die Aktivrassen“ die Rede war. Wilfried Daims Kritik an den Salzburger Nachrichten veranlassten diese, das Buch im November 1962 beschlagnahmen zu lassen. Die Neuauflage erschien unter Weglassung der inkriminierten Stellen.

Aber auch im Österreichischen Cartellverband rumorte es. Bei Daims Verbindung Rudolfina wurde Ende 1962 gegen ihn ein Ehrengerichtsverfahren eingeleitet, das aber auf Betreiben des langjährigen Verbindungsseelsorgers Alfred Kostelecky (1920-1994), der Daim aus dem Widerstand gegen das NS-Regime verbunden war, am 27. Jänner 1964 eingestellt wurde. Schwerer wog die Kritik, die einer der führenden Intellektuellen des ÖCV, Manfred Leeb (1938-2000), Mitglied der „Austria Wien“, in der „Academia“ vorbrachte. Unter Bezugnahme auf historische Fachliteratur suchte er Daims Thesen über das verbrecherische Handeln Friedrichs II. und Fürst Bismarcks zu entkräften. Auch bezweifelte er die Möglichkeit, Marxismus und Atheismus zu trennen. Schließlich stellte Leeb in Abrede, dass sich Erkenntnisse der Tiefenpsychologie auf die Völkerpsychologie anwenden ließen. Das wieder rief Daim auf den Plan und so entwickelte sich ein hochinteressanter Diskurs, der über drei Hefte der Academia (Februar, März und April 1963) ging. Daran könnten heutige Debatten Einiges lernen.

Die Entfeudalisierung der katholischen Kirche: „Kirche und Zukunft“

> Darauf wandte sich Jesus an das Volk und an seine Jünger und sagte: Die Schriftgelehrten und die Pharisäer haben sich auf den Stuhl des Mose gesetzt. Tut und befolgt also alles, was sie euch sagen, aber richtet euch nicht nach dem, was sie tun; denn sie reden nur, tun selbst aber nicht, was sie sagen. Sie schnüren schwere Lasten zusammen und legen sie den Menschen auf die Schultern, wollen selber aber keinen Finger rühren, um die Lasten zu tragen. Alles, was sie tun, tun sie nur, damit die Menschen es sehen: Sie machen ihre Gebetsriemen breit und die Quasten an ihren Gewändern lang, bei jedem Festmahl möchten sie den Ehrenplatz und in der Synagoge die vordersten Sitze haben, und auf den Straßen und Plätzen lassen sie sich gern grüßen und von den Leuten Rabbi (Meister) nennen. Ihr aber sollt euch nicht Rabbi nennen lassen; denn nur einer ist euer Meister, ihr alle aber seid Brüder. Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen; denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel. Auch sollt ihr euch nicht Lehrer nennen lassen; denn nur einer ist euer Lehrer, Christus. Der Größte von euch soll euer Diener sein. (Matthäus 23:1-11)

Das Zweite Vatikanische Konzil wurde von Papst Johannes XXIII. am 25. Jänner 1959 angekündigt. Die römische Kurie war von diesem Plan alles andere als begeistert. So wird berichtet, dass dem Papst von einer Reihe von Würdenträgern vorgehalten wurde, man könne doch in wenigen Monaten nichts reformieren, ändern oder verbessern. Als er dies hörte, stand der Papst nach ein paar Minuten sehr gefasst auf, schritt seelenruhig zum Fenster, öffnete es ganz weit und sagte: „Ecco, des- wegen.“ (Kurt Klinger, Ein Papst lacht, S. 103 f.)

Zwei Jahre später, am 20. Juli 1961 ließ der Papst wissen, dass ihm auch die Mitwirkung der Laien ein Anliegen sei. Diese Aufforderung nahm die im Herder-Verlag erscheinende Zeitschrift „Wort und Wahrheit“ zum Anlass, zu einer Umfrage einzuladen. An die 100 prominente Katholiken aus dem deutschsprachigen Raum nahmen teil und formulierten ihre Anliegen an das Konzil. Auch Wilfried Daim war einer der Teilnehmer. In seinem Beitrag stellt er zum ersten Mal seine - aus der im Jahr davor erschienenen „Kastenlosen Gesellschaft“ abgeleiteten - Thesen zur „Entfeudalisierung der Kirche“ und seine Forderung nach einem „umfassenden Schuldbekenntnis“ des Papstes vor. Die letztere lautete:

> Umfassendes Schuldbekenntnis des Papstes im Namen seiner christlichen Brüder für die Untaten der Kirche an den Juden, den Islamiten, den Heiden, den eigenen Mitgliedern, die zu Unrecht verfolgt, gemartert, indiziert usw. wurden, an den Sklaven, den Farbigen, an den Kastrierten

> um des schönen Gesanges willen, an den Bürgern, am Proletariat für alle Handlungen und für alle Unterlassungen; Bitte um Vergebung. (Kirche und Zukunft, S. 585f)

Knapp vor Eröffnung der zweiten Konzilsperiode, Ende September 1963, entbrannte in Österreichs katholischer Kirche eine heftige Diskussion. Es ging um das kurz vorher im gewerkschaftsnahen Europa-Verlag erschienene Buch von Wilfried Daim „Kirche und Zukunft". Neben einer Abhandlung über das Zusammenleben von Christen und Atheisten von Friedrich Heer und einer Betrachtung über die verschiedenen Funktionen von „Katholischer Aktion" und „Aktion der Katholiken", verfasst von August M. Knoll, enthielt das in den Kirchenfarben Gelb-Weiß gehaltene Paperback 29 Thesen zur „Entfeudalisierung der Kirche". Daim geriet alsbald als „Linksreformer" in das Schussfeld zahlreicher sachlicher wie unsachlicher Angriffe. Das ging freilich nicht nur ihm so - auch Knoll war in einer ähnlichen Lage.

Den Anfang in der Reihe der Kritiker von Daim machte der Münchner Jesuitenpater Hans Wulf in der Septembernummer 1963 der „Stimmen der Zeit". Die Forderungen der „Reformer" seien „maßlos", ihr Buch enthalte „zentrale theologische Irrtümer", argumentiere „aus einer aufklärerisch-ungeschichtlichen Position" und könne deshalb dem katholischen Christen „keine konkret mögliche Therapie anbieten". Wobei sich die theologischen Einwände nur auf die Position von Knoll bezogen, der eine strikte Aufgabentrennung zwischen dem von Wulf so bezeichneten „Weltstand" und dem „Rätestand" (den Personen, die ein Leben den evangelischen Räten gemäß führen) verlangt hatte. Der eigentliche Vorwurf an Daim, dessen zentrale These von der universellen Brüderlichkeit Wulf aber durchaus unterstützte, war die Behauptung, dass Daims Forderungen allesamt „nicht praktikable Maximalforderungen" seien. Eine inhaltliche Auseinandersetzung mit Daims Thesen hielt der gelehrte Pater nicht für nötig, obwohl der äußerst umfangreiche Artikel auch noch dafür genügend Platz geboten hätte.

Sogar sein Jugendfreund Karl Strobl, der von Daims Thesen im Radio gehört hatte, rief jedenfalls aus: „Ist er verrückt geworden?", nur um später feststellen zu müssen, dass mit Johannes XIII. vieles von dem, was Daim in seinen 29 Thesen gefordert hatte, erfüllt wurde. Gleich nach Erscheinen von Daims Buch hielt sich nicht einmal der damalige Wiener Oberhirte, Kardinal Franz König - von der Nachwelt gerne zu den „progressiven" Bischöfen gerechnet -, mit Kritik zurück. Beim Rosenkranz-Sühnekreuzzug in der Wiener Stadthalle am 13. 9.1963 verstieg er sich sogar zu den Worten, „Das sind falsche Propheten, die die Herde in Verwirrung bringen. Sie schlagen die Kirche ans Kreuz".

Wie es sich für die Hofberichterstattung am Stephansplatz geziemt, feuerte auch das kirchenamtliche Wiener Diözesanblatt am 1. Oktober 1963 eine Breitseite unter dem beziehungsvollen Titel „Stellungnahme zu einem Buch“ ab. Die Autoren von „Kirche und Zukunft“ hätten „den breiten Rahmen der Diskussionsfreiheit bereits überschritten und den Boden der Kirche wenigstens zum Teil verlassen“. Man verspüre „nach der Lektüre ein ausgesprochenes Unbehagen“, fordere doch das progressistische Machwerk nicht eine „Entfeudalisierung“, sondern eine „Entgesellschaftung der Kirche“. Weitere Vorwürfe an Daim betrafen die „Entgeschichtlichung“ der Kirche durch die „Idealisierung des Urchristentums“ und ihre „Entmythologisierung“ durch die vorgeschlagene ersatzlose Abschaffung diverser Symbole. Während der Rezensent die „Rückkehr zur Brüderlichkeit“ grundsätzlich positiv bewertete, verurteilte er die „Psychologisierungstendenz“ Daims, besonders im Hinblick auf den Zölibat. Ein „psychologischer Naturalismus“ verschließe Daim „den Zugang und das Verständnis für das innere Wesen der Kirche“. In einem Vortrag nahm Daim zu diesem 11-spaltigen Artikel Stellung:

Der Artikel war nicht gezeichnet. Anonym. Aber wie dies eben schon so ist, wusste man schon spätestens am dritten Tag danach, dass er von Pater Riener S. J., dem langjährigen Leiter der katholischen Sozialakademie, stammte. Eigentümlich an dem Artikel - die Anonymität sollte wohl das Autoritative des Artikels unterstreichen - war, dass er sich nur mit Knolls und meinem Beitrag beschäftigte, nicht jedoch mit dem von Heer, der mit keinem Wort auch nur erwähnt wurde. Als Heer gefragt wurde, ob er wisse, warum er gar nicht erwähnt wurde, meinte er, er hätte keine Ahnung, es sei ihm aber auch egal.

> Ich vermute, dass Heer schon einen internationalen Ruf hatte und man deshalb vorsichtiger war. Man hatte dabei den Eindruck, dass dem Autor die ganze Sache außerordentlich peinlich war. Denn es gibt darin eine Reihe sehr wohlwollender Passagen, doch hatte er ja schließlich offenkundig den Befehl zu einem feststehenden Ergebnis. Ich fand darunter kein Argument gegen unsere Thesen, das in irgendeiner Weise Gewicht gehabt hätte. Das Wesentliche war schließlich die Feststellung - die eben von vornherein feststand und auf die hin die Argumentation hinzubiegen war - wir hätten uns mit unseren Forderungen „außerhalb der Kirche gestellt“, obwohl der Diskussionsrahmen, in welchem man sich bewegen dürfe, ohnehin sehr groß wäre. Wir hätten ihn also überschritten. Es wurden jedoch die Worte „Häretiker“, „Ketzer“ oder „Irrlehrer“ nicht verwendet, die waren schon obsolet. Denn nunmehr waren diese Leute ja „getrennte Brüder“, sollte man sagen, dass etliche unserer Aussagen, solche „getrennter Brüder“ wären?

Die große Bedeutung, die dem damals auch im Vatikan gelesenen Buch „Kirche und Zukunft“ für die innerkatholische Meinungsbildung über die „ecclesia semper reformanda“ auch heute noch zukommt, rechtfertigt eine genaue Auseinandersetzung mit den darin aufgestellten 29 Thesen - aus damaliger wie heutiger Sicht. Daim hatte ja bereits in einer Reihe von Aufsätzen angekündigt, mit welchen Vorschlägen er zu einer Reformierung der Kirche beitragen wolle, dazu zählt ein Beitrag zum Sonderheft von „Wort und Wahrheit“ vom Oktober 1961. Unter dem Titel „Kirche auf der Höhe der Zeit“ erschienen gemeinsam mit Beiträgen von Leo Gabriel, Friedrich Heer, August M. Knoll und Hans Kriegl ebenso einige seiner Gedanken in der „Academia“ 1961/62.

Daims Thesen zur „Entfeudalisierung der Kirche“:

Der Bruderbegriff

Christus ist ein Bruder-, keinesfalls ein Vatertypus. Das Wort Vater reserviert er ausschließlich für Gott und sagt demnach zu den künftigen Erzbischöfen einschließlich des künftigen Papstes: „Auch Vater nennt keinen von euch auf Erden, denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel ist.“ (Matthäus 23:9-10), selbst ein klares Beispiel gebend. Natürlich geht es hier nicht um die Funktionsbezeichnung in der Familie, sondern um den Vatertitel in der Gesellschaft. An der gleichen Stelle heißt es: „Ihr aber seid alle Brüder.“(Matthäus 23:8). Was hat es nun mit dem Gebrauch des Wortes „Vater“ beziehungsweise „Bruder“ auf sich? Der Vater in der Familie ist dem Kleinkind in allen Wertkategorien überlegen, nur nicht im Hinblick auf die Entwicklungspotenz. Zwischen Vater und Kind besteht ein essentieller Unterschied. Dort eine Wert-Akkumulierung, hier eine Wertarmut. Der Vaterbegriff als Titel verwendet impliziert eine vielfaltige Überlegenheit, die der absoluten Überlegenheit Gottes im kindlichen Erleben nahekommt.

Der Bruderbegriff hingegen differenziert nicht dermaßen einschneidend zwischen den Menschen [...] Indem Konstantin die Bischöfe (die spätere Bezeichnung für Apostel) zu Eminenzen machte, feudalisierte er sie und erstickte damit den sozialrevolutionären Impuls des Christentums. Die Schuld liegt jedoch keineswegs allein bei Konstantin, denn die Hierarchen waren ja nicht gezwungen, die Feudalisierung anzunehmen. Wie bei den frühen Sozialisten Orden und Ehrenzeichen verpönt waren, so auch bei den frühen Christen. Aber wie später Sozialisten und Kommunisten der Versuchung nicht widerstanden, so auch die Christen.

Wenn wir also zur ursprünglichen Reinheit der Christenheit zurückkehren wollen – Johannes XXIII. (f 3. Juni 1963) stellte diese Aufgabe dem Konzil

- heißt es den ursprünglichen, brüderlichen Geist beschwören und zugleich den zutiefst unchristlichen Feudalismus, der das Antlitz der Kirche seit mehr als anderthalb Jahrtausenden bestimmt, wiederum auszuscheiden [...]

Ich möchte hierzu bemerken, dass diese Thesen vor Beginn des Konzils - bewusst pointiert - aufgestellt wurden. Es ist sicher, dass das Konzil im Großen und Ganzen die Richtung der meisten Thesen verfolgt, wenn auch der notwendigerweise schwerfällige Apparat nur schrittweise in der angegebenen Richtung vorwärtskommt. Dort, wo das Konzil oder wesentliche Träger desselben sich in die angezielte Richtung vorwärtsbewegen, fügte ich nun nach der ersten Session dem ursprünglichen Text noch entsprechende Hinweise bei.

Entfeudalisierung

Unter Entfeudalisierung verstehe ich die umfassende Ausscheidung einer dem Ursprung des Christentums völlig fremden Lebens- und Herrschaftsform, die unter Einfluss des Byzantinismus und des germanischen Feudalismus sich innerhalb der Kirche ausbreitete und dem Zeremoniell, das umfassende Brüderlichkeit [heute: Geschwisterlichkeit] ausdrückt, zutiefst zuwiderläuft. Die nach Ausdruck ringende Verbrüderungstendenz müsste daher befreit und ihrem schöpferischen Wirken Raum gegeben werden. Nach einer Meldung des Wiener Kirchenblattes sagte Kardinal Montini [= Paul VI. 1963-1978], dass die Kirche den „purpurnen Königsmantel ablegen und der Welt in Gestalt einer Magd entgegentreten müsse“. Dies bedeutet grundsätzlich dasselbe, was ich unter Entfeudalisierung verstehe, nur ist es im gehobenen Predigerstil formuliert.

Im Besonderen wären folgende Maßnahmen Ausdruck der Entfeudalisierung:

1. Reduktion des Vatertitels

Verringerte Verwendung des Vatertitels, wenn nicht überhaupt seine Ersetzung durch den Bruderbegriff, der für alle Christen in gleichem Maße signifikant sein müsste, wie für die französischen Revolutionäre das Wort „Bürger“ oder für die sozialistischen Parteien das Wort

„Genosse“. Die universelle Brüderlichkeit ist der eigentliche, revolutionäre Sprengstoff des Christentums. Dass sie (mit schlechtem Gewissen) aufgegeben wurde, ist eine schwere Schuld. Die revolutionären Werte Freiheit - der Hauptwert liberaler „Bürger“ - sowie Gleichheit - der Hauptwert proletarischer „Genossen“ - sind rechte und linke Flankenwerte der Brüderlichkeit. Insofern sind sie auch über die Brüderlichkeit

heimholbar. Das Wort „Bruder“ ist daher mit Recht den Worten „Bürger“ und „Genosse“ vergleichbar.

2. *Schuldbekenntnis*

Ein umfassendes Schuldbekenntnis des Papstes im Namen seiner christlichen Brüder für die Untaten der Kirche an den Juden, den Islamiten, den Heiden, den eigenen Mitgliedern, die zu Unrecht verfolgt, gemartert, indiziert etc. wurden, an den Sklaven, den Farbigen, an den Kastrierten um des schönen Gesanges willen, an den Kaisern, die man zu Funktionären des Papstes machen wollte, an den Bürgern, am Proletariat etc. für alle Handlungen und für alle Unterlassungen. Der Papst soll sie alle um Vergebung bitten.

Im Anschluss an die erste Session des Konzils hat Kardinal Augustin Bea in einer vielbeachteten Rede unter anderem erklärt:

„Eine andere Verirrung falsch verstandener Liebe zur Wahrheit waren die schmerzlichen Religionskriege, da man im Namen der Wahrheit versuchte, gewisse Überzeugungen anderen Menschen mit Gewalt aufzuzwingen, dabei aber eine Tatsache vergaß, die nicht weniger grundlegend ist als die Liebe zur Wahrheit: nämlich die menschliche Freiheit.“ Das sind goldene Worte, die eine Absage an die Ritterordensmethoden darstellen und ein partielles, jedoch außerordentlich wichtiges Schuldbekenntnis implizieren. Es ist dies nicht nur ein gutes Beispiel für andere Konfessionen, sondern auch etwa für die Kommunisten. Natürlich geht die hier vertretene Forderung viel weiter als die Äußerung Kardinal Beas, doch handelt es sich hier sicherlich um einen äußerst wertvollen Anfang, der entsprechende Folgen haben wird.

Am 16. März 1998 beklagte der Vatikan im Dokument „Nachdenken über die Shoa“ die Mitschuld von Christen am Holocaust. Das päpstliche mea culpa am 12. März 2000 wurde als historischer Akt bezeichnet. Johannes Paul II. hatte in sieben „Vergebungsbitten“ kirchliche Verfehlungen im Zusammenhang von Glaubenskriegen, Judenverfolgungen und Inquisition eingestanden, freilich in eher allgemein gehaltenen Worten. Auf seiner Pilgerreise nach Israel, Jordanien und in die Palästinensergebiete im Jahr 2000 betete der Papst an der Klagemauer, dem bedeutendsten jüdischen Heiligtum, und besuchte die Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem. Paul VI. setzte in der ihm eigenen Art auf symbolische Gesten: So wurden geraubte Reliquien an die Ostkirchen zurückgegeben. Auch die Versteigerung der Papstkrone, der Tiara, zu Gunsten der Armen in der Welt beinhaltete eine derartige „Reinigung des Gewissens“ der Kirche. Schließlich kniete Paul VI. 1975 am zehnten Jahrestag der wechselseitigen Aufhebung der Exkommunikation mit den Orthodoxen im Petersdom vor dem Gesandten

des Patriarchen von Konstantinopel, Metropolit Meliton, nieder, um ihm die Füße zu küssen. All dies hatte Wilfried Daim in seinem Buch „Kirche und Zukunft“ im Jahr 1963 schon gefordert.

3. *Der Papst lege die Tiara ab*

   Bei dieser Gelegenheit könnte der Papst zum letzten Mal die Krone tragen. Danach wäre sie als interessantes Relikt der kirchlichen Feudalzeit den vatikanischen Museen als Ausstellungsobjekt zu übergeben. Die Krone, von weltlichen Despoten und Fürsten übernommen, ist das massivste Feudalsymbol im Rahmen des gesamten höfischen Zeremoniells. Sie hat in einer entfeudalisierten Kirche keinen Platz. Weder Petrus I. noch Christus trugen je Kronen, mit Ausnahme der Dornenkrone, die Christus mit Sadismus und Hohn aufgesetzt wurde.

Nach der ersten Sitzungsperiode des 1962 einberufenen Zweiten Vatikanischen Konzils starb Johannes XXIII. am 3. Juni 1963. Kardinal Montini wurde am 21. Juni 1963 im 5. Wahlgang zum neuen Bischof von Rom gewählt. Er nahm den Namen Paul VI., in direkter Bezugnahme auf den Völkerapostel an. Am 30. Juni 1963 setzte ihm Kardinal Alfredo Ottaviani auf der Piazza von St. Peter eine modern gestaltete Tiara auf. Im Jahr darauf legte Papst Paul VI. die Tiara, ein Geschenk der Mailänder Diözese, auf dem Altar der Peterskirche nieder. Sie wurde zu Gunsten der Armen vom Heiligtum der Immaculata, Washington D. C. (USA) erworben, wo sie noch heute ausgestellt ist. Paul VI. (f 1978) war der letzte Pontifex, der sich krönen ließ, da sein Nachfolger dieses Ritual abschaffte.

Für erzkonservative Katholiken war diese Geste des Papstes ein Ärgernis. So schrieb der sudetendeutsche Publizist - im November 1964 kurzfristig Herausgeber der „Furche“ - Dr. Emil Franzel (1901-1976) erbost: „Dass der Papst sich tatsächlich zu der theatralischen Geste der Versteigerung der Tiara herbeiließ und damit das Vertrauen rechtfertigte, das Herr Daim und das übrige Heer der Linkskatholiken in ihn gesetzt hatte, spricht in den Augen des Konservativen doch nicht für die Linkskatholiken, sondern lediglich gegen den Papst.“ (Österreichische akademische Blätter, 1/968)

4. *Abschaffung der Wir-Formel der Päpste, der Titel „Seine Heiligkeit“ und „Heiliger Vater“* Dieser Feudalstil wirkt auf außerkirchliche Personen immer hemmend, das jeweils Gesagte ernst zu nehmen. Wenn Petrus I. „ich“ sagte, so ist dies auch dem Papst zumutbar.

„Seine Heiligkeit“ ist noch schlimmer. Der Vatertitel schließlich, der völlig zurückgedrängt werden müsste, ebenso wie „Hochwürden“ und ähnliches, kann in Bezug auf den Papst verschwinden.

Auch das Wort Papst von Papa, Vater, kommend, ist späteren Datums. Es besteht durchaus kein Anlass, den Bischof von Rom anders zu nennen als eben Bischof, wenn man diese Vokabel schon beibehalten will. Das Jurisdiktionsprimat des Bischofs von Rom würde viel leichter etwa von der Ostkirche anerkannt, wenn es mit brüderlichen Formen einherginge [...]

Funktionell ist der Papst Bischof (Apostel) von Rom mit dem Jurisdiktionsprimat innerhalb der übrigen Bischöfe (Apostel). Dass Papst Johannes XIII. immer wieder aus der Wir-Form in die Ich-Form fällt, zeigt wiederum, wie wenig er in das feudale Joch passt, das ihm aufgelastet ist.

Viele Vorschläge Daims, auch solche, deren Verwirklichung man nicht für möglich gehalten hätte, wurden in die Tat umgesetzt. Seine Würdentitel als Papst abzulegen, würde freilich eines sehr starken Charakters bedürfen, sozusagen eines „Super-Johannes XIII.“ Immerhin gab es im Pontifikat von Paul VI. bereits Augenblicke, wo er bei Ansprachen in die dritte Person Einzahl auswich (Rede vor der UNO) oder sogar die Ich-Form verwendet. Dies sollte jedoch eine Ausnahme bleiben, da der pluralis majestatis weiterhin ohne Skrupel bis heute verwendet wird.

5. *Abschaffung von Kniefall und Ringkuss*

Wie wir schon zitierten, hat Petrus I. - es kann dies nicht genügend betont werden - gegenüber dem Centurio Cornelius, der sich ihm „ehrfurchtsvoll zu Füßen warf“ folgendes erklärt: „Steh auf auch ich bin nur ein Mensch“ (Apostelgeschichte 10:26). Gerade damit tut er jedoch kund, dass er den Kniefall vor einem Menschen als Unrecht empfindet. Im Sinne Petrus I. haben wir daher das gegen die Brüderlichkeit verstoßende, aus dem Despoten-Zeremoniell stammende Unterwerfungszeremoniell zu liquidieren. Das Händereichen ist ein sehr gutes Symbol für die innere Verbindung zwischen Menschen. Daher wäre es zum Zeremoniell zu erheben.

Sowohl Kniefall wie Ringkuss scheinen sich mittlerweile (seit der Abfassung der Daim’schen Thesen ist immerhin fast ein halbes Jahrhundert vergangen) auf „Untergebene“ also auf Angehörige des Klerus zu beschränken. Schicken sich Weltchristen zu diesen Gesten an, werden sie vom Papst meist sanft an ihrer Ausführung gehindert.

6. *Abschaffung der pharaonischen Straußenwedel*

Die am vatikanischen Hof Verwendung findenden Straußenwedel kommen über Byzanz von jenen Pharaonen, gegen die Moses bereits vor dreieinhalb Jahrtausenden revoltierte. Der ursprüngliche Zweck war, dem Pharao frische Luft zuzufächeln, ihm Kühlung zu verschaffen, vielleicht die Sonnenstrahlen abzuhalten. Niemand wird nun dem Bischof von Rom die frische Luft missgönnen, doch sollte die Assoziation - byzantinischer Kaiser und Pharao - unbedingt vermieden werden. (Siehe Bild S. 138)

7. *Abschaffung aller Sonderrechte der römischen Aristokraten am vatikanischen Hof*

Geburtsvorrechte spielten innerhalb der von Christus gegründeten Kirche keine wie immer geartete Rolle. Christus wählte die Apostel sicherlich nicht auf Grund ihrer mehr oder weniger vornehmen Geburt aus, sondern auf Grund ihrer mehr oder weniger großen Fähigkeit, die Funktion eines Apostels, eines Gesandten zu erfüllen, Geburtsvor- rechte jeder Art sind deshalb in der Kirche zu liquidieren.

8. *Ersetzung der vatikanischen Baulichkeiten durch ein modernes, zweckdienliches Bürohaus, das den kirchlichen Funktionären gestattet, in adäquater Weise ihren Geschäften nachzugehen.*

Die gegenwärtigen Baulichkeiten könnten als Museen Verwendung finden.

9. *Radikale Vereinfachung des Zeremoniells*

Die Etikette des römischen Hofes wäre der einer Präsidentschaftskanzlei in einer westlichen Demokratie - etwa der der Schweiz - anzupassen. Viel unnötiger Kraftaufwand könnte so vermieden, die ersparten Energien produktiver eingesetzt werden.

Mit dem motu proprio „Pontificalia insignia“ und einer dazugehörigen Instruktion vom 21. Juni 1968 wurden die Bischofsinsignien schließlich in der Tat neu geregelt. Der Begriff „Thron“ wurde durch „Cathedra“ ersetzt, der Baldachin und die Kniebeuge vor dem Bischof abgeschafft. Dazu wurde der Wunsch ausgesprochen: „die Riten mögen den Glanz edler Einfachheit an sich tragen“. Dennoch: wie schwer es dem typischen Traditionskatholiken fällt, gegen den „byzantinischen Zauber“ am päpstlichen Hof aufzutreten, zeigt sich an den seltsamen Argumenten von Willy Lorenz. Während er auf den einfachen und keineswegs fehlerfreien Fischer Petrus hinweist und sogar dafür eintritt, dass man dem Papst nach dem Vorbild des Apostel Paulus wenn nötig auch zu widersprechen hat,

legitimiert er den Prunk Roms mit dem Hinweis auf unsere eigene Eitelkeit. (Willy Lorenz, Petrus, der ewige Papst, S. 71, 82).

10. *Abschaffung der vom vatikanischen Hof zu verleihenden Adelsprädikate, Orden, Ehren zeichen und der funktionslosen „Würden“*

Feudale Spielereien, wie die Verleihung von Adelsprädikaten, funktionslose Titel und Würden, gehören auf den Schutthaufen der Weltgeschichte. Vorkommnisse wie Verteilung von Fürstentiteln an Papstneffen, wie sie Pius XII. praktizierte, sind beschämend, entwürdigend und entmutigend für die ganze Christenheit. Es wäre dafür zu sorgen, dass sich solche Dinge nicht wiederholen.

Paul VI. unternahm in unmissverständlicher Weise die notwendige Distanzierung von einer Bindung der Kirche an die Aristokratie schon zu Beginn des Jahres 1964 und erklärte bei der Überbringung des Neujahrsgrußes durch den Fürsten Colonna: „Vor Ihnen, Erben und Vertretern der alten und führenden Familien des päpstlichen Rom und des päpstlichen Staates stehen Wir mit leeren Händen. Wir können Ihnen nicht mehr Ämter, Benefizien, Privilegien und Vorrechte, über die ein weltlicher Staat verfügt, übertragen [...] Wir können nicht mehr, wie in der Vergangenheit, Uns Ihrer weltlichen Mitarbeit bedienen. Wir sagen dies zögernd und mit innerem Unbehagen und befürchten, Wir könnten den Traditionen zu wenig verbunden scheinen, Ihre Verdienste zu wenig anerkennen. Aber dem ist nicht so. Das Konzil stellt der Kirche das gewaltige Problem, sich zu modernisieren, ein Problem, mit dem sich auch der Vatikan auseinandersetzen muss.“ Damit war die Idee, dass Geburtsvorrechte in der katholischen Kirche fürderhin keine Bedeutung mehr haben sollten, zumindest offiziell ausgesprochen worden.

11. *Verpflichtung aller kirchlichen Funktionsträger nicht nur zur Fußwaschung, sondern auch zum gemeinsamen Tisch mit Vertretern der verschiedensten Volksschichten*

Die natürliche Tischgemeinschaft soll die übernatürliche vorwegnehmen. Die Fußwaschung ist das demonstrativste und ausdrucksvollste Demutsritual christlicher Autorität. Christus zwang Petrus I., der anfänglich hier widerstrebte, mit der Androhung der Exkommunikation, diese Demütigung Christi anzunehmen. Die Bereitschaft, den niedrigsten Dienst am anderen zu verrichten, berechtigt autoritative Funktionäre der Kirche erst, ihre Funktion auszuüben. Die Tischgemeinschaft aller wird von Christus als Symbol für den Himmel gebraucht: „Das Himmelreich ist gleich einem Gastmahl [...]“

> Denn der gemeinsame Tisch ist ein profanes Verbrüderungszeremoniell und baut unnötige Distanzen ab. Wie viel würde ein Bischof erfahren können, wenn er sich die Mühe machte, mit verschiedensten Person, Vertretern aller Volksschichten, zu Mittag oder zu Abend zu essen.

Papst Benedikt XVI. wusch erstmals am Gründonnerstag 2006 die Füße von zwölf katholischen Laien. Anders als seine Vorgänger wusch der Papst in der Lateran-Basilika in Rom nicht zwölf Priestern die Füße, sondern wählte für das Zeremoniell der Kirche nahe stehende Weltchristen aus. So hat sich in der Kirche vieles geändert, obwohl nicht anzunehmen ist, dass etwa ein österreichischer Kardinal sehr oft mit einfachen Leuten speist.

12. Größere Mobilität des Bischofs von Rom

> Er soll nichtkatholische Kirchenfunktionäre aufsuchen und nicht warten, bis diese kommen. In Fragen von extremer internationaler Bedeutung - wie Frieden oder Abrüstung - sollte er auch wichtige Politiker aufsuchen. In dem großangelegten Hirtengleichnis (Lukas 15:3-7) lässt Christus den guten Hirten das verlorene Schaf suchen. Er wartet nicht, bis es von selbst zurückfindet, sondern sucht es und freut sich mehr über dieses eine als über 99 andere (und die guten Schafe mit ihm) [...]
>
> Sowohl Christus als auch Petrus hielten das anders. Obwohl die Kirche das politische Gebiet den Weltchristen (den „Laien“) überlassen sollte, würde es keineswegs fehl am Platze sein, wenn in so extremen wesentlichen Fällen, wie in der Frage des Weltfriedens, nicht nur offiziell von Rom aus Botschaften erlassen würden, sondern der Papst sich selbst zu den entscheidenden Politikern begeben würde, um Einfluss auf sie zu nehmen.

Die Forderung Wilfried Daims nach „Beweglichkeit“ des Papstes wurde durch Johannes Paul II. (1920-2005, Papst ab 1978), zumindest in quantitativer Hinsicht geradezu übererfüllt. In qualitativer Hinsicht steht fest, dass der erste slawische Papst auch zum Zusammenbruch des Kommunismus beitrug. Johannes Paul II. absolvierte insgesamt 104 Auslandsreisen, in denen er 127 Länder besuchte. Seine Reisetätigkeit trug ihm den Spitznamen „Eiliger Vater“ ein. Er unternahm während seiner Amtszeit mehr Auslandsreisen als alle früheren Päpste zusammen. Auf seine erste Reise, die ihn in die Dominikanische Republik, nach Mexiko und auf die Bahamas führte, begab er sich bereits rund drei Monate nach seiner Wahl. Von politischer Bedeutung waren insbesondere die Reisen in sein Heimatland, durch die er den polnischen Widerstand gegen das kommunistische Regime stärkte. 1982 besuchte Johannes Paul II. als erster Papst seit der Trennung der Anglikanischen Kirche vor 450 Jahren

Großbritannien. Im Jahr 2000 begab sich der Papst auf eine Reise ins Heilige Land (Israel, Jordanien, Palästinensergebiete). Am 21. Januar 1998 führte ihn eine Pilgerreise ins sozialistische Kuba. Deutschland, die Schweiz und Österreich wurden mehrfach besucht. Was die Mehrzahl der heutigen Papstreisen anbelangt, handelt es sich um meist sehr aufwändig organisierte „Pastoralbesuche“, die als Massenveranstaltungen leider auch Züge eines Starkults tragen, was die Frage nach der eigentlichen pastoralen Wirkung aufwirft. Dazu kommt das Problem erheblicher Kosten, die von der jeweiligen Lokalkirche zu tragen sind. Benedikt XVI. hat bis Oktober 2010 bereits 17 Reisen ins Ausland gemacht, von denen nur wenige (Israel, Jordanien, Großbritannien) über rein pastorale Anliegen hinausgingen.

13. *Abschaffung der Titel Eminenz und Exzellenz*

> Verwendung des Begriffes Apostel anstelle von Bischof, Entlastung der Bischöfe von unnötigem Zeremoniell. Die Titel Eminenz und Exzellenz entstammen dem byzantinischen Hofvokabular und sollten völlig aus dem Wortschatz verschwinden, ebenso „Euer Gnaden“ etc. Man kann ruhig darauf verzichten. Psychologisch noch schwerwiegender und problematischer wäre jedoch eine Änderung der Funktionsbezeichnung „Bischof“ und „Erzbischof“ („Fürst“ Erzbischof ist ja abgeschafft). Bischof bedeutet „Aufseher“, womit die Grundfunktion sehr schlecht und sehr missverständlich ausgedrückt wird. Viel eindrucksvoller und adäquater jedoch ist das Wort „Apostel“, das Sendbote, Abgesandter bedeutet [...].

Die Österreichische Bischofskonferenz hat gleich in ihrer ersten Sitzung nach dem Konzil auf die Titel und Anreden „Eminenz“ und „Exzellenz“ offiziell verzichtet.

Ob sich dadurch die Praxis im Land der Professoren und Hofräte geändert hat, sei dahingestellt.

14. *Begrenzung der Amtsdauer in kirchlichen Funktionen (Pensionierung)*

> Einer der Gründe für die schwerfälligen Bewegungen und die überlangen Reaktionszeiten des hierarchischen Machtapparates liegt in der Überalterung der zentralen Funktionärsgarnitur [...]
>
> Man könnte ohne weiteres, um die Sache weniger schmerzvoll zu machen, erst die neu zu ernennenden Bischöfe ihr Amt etwa mit 60, die künftigen Päpste mit 65 Jahren enden lassen. Die pensionierten Würdenträger

könnten verschiedene Ehrenpräsidien übernehmen. Es stünde ihnen frei, wissenschaftlich zu arbeiten und zu publizieren und sie könnten in verschiedenen Gremien beratende Funktion ausüben. Eine solche Verjüngung des Apparates würde eine ungleich initiativere Führung und damit einen ununterbrochenen Ablauf der notwendigen Erneuerung möglich machen.

Das Bischofsamt ist nach wie vor ein Amt auf Lebenszeit. Aber mit Vollendung des 75. Lebensjahres sind alle Bischöfe gemäß Kirchenrecht Can. 401 §1 CIC angehalten, dem Papst den Amtsverzicht anzubieten. Ein solcher Amtsverzicht wird allerdings nicht immer angenommen. Wahlberechtigt im Konklave sind alle Kardinäle der römisch-katholischen Kirche, die am Tag vor dem Eintritt der Sedisvakanz (z. B. dem Todestag des Papstes) ihr 80. Lebensjahr noch nicht vollendet haben. Bei der heutigen Lebenserwartung kann gesagt werden, dass dieser Vorschlag von Wilfried Daim damit verwirklicht wurde.

15. *Abschaffung jeder Art von Beweihräucherung im wörtlichen, wie im sublimierten Sinn*

Ausschlaggebend für die „Feudalisierung“ der Kirche war die Förderung des Christentums durch Kaiser Konstantin und in der damit einhergehenden Änderung der Organisation der Kirchenführung. Die Geistlichen, vor allem die Bischöfe, erhielten einen völlig neuen Rechtsstatus. Sie waren nun Reichsbeamte geworden, und zwar in einer sehr hohen Stellung. Dazu erhielten die Bischöfe von Konstantin den Auftrag, in bestimmten Zivilprozessen höchstinstanzlich Recht zu sprechen. Mit dieser Rangerhöhung ging auch das Recht auf die dazugehörigen Statussymbole einher. Deshalb ist wohl auch der Brauch zu erklären, beim Einzug des Bischofs Leuchtenträger und Weihrauchfass vorauszuschicken. Das ist die Form, in der uns der Weihrauch zum ersten Mal in einer schriftlichen Quelle in der römischen Liturgie begegnet. Das Be- räuchern des Altars war hingegen in Rom Mitte des neunten Jahrhunderts noch unbekannt.

16. *Auflösung der Ritterorden, da deren feudale Herkunftswertung nicht einmal die Apostel als Mitglieder dulden könnte beziehungsweise hätte dulden können.*

Daim hatte es besonders auf den Deutschen Ritterorden abgesehen, dessen unrühmliche Geschichte bei der Unterwerfung der späteren deutschen Ostgebiete er immer als Belastung der deutsch-polnischen Beziehungen sah. Ob das heute noch in gleichem Ausmaß gilt, bleibe dahingestellt.

17. *Wahl der Bischöfe durch das gläubige Volk aus einer größeren Anzahl der vorgeschlagenen Kandidaten*

Um ein echtes Verantwortungsgefühl für die Kirche zu erwecken, ist es nötig, die Mitglieder der Kirche auch für die Auswahl der kirchlichen Führungskräfte heranzuziehen. Verantwortung erzieht und Erziehung schafft Verantwortung. Dazu sollte, um eine ent- sprechende Übergangszeit für Verantwortungserziehung zu schaffen, für etwa 20 Jahre das in Polen übliche Wahlsystem eingeführt werden: „Elite"-Verbände und Obrigkeitsinstanzen erhalten das Recht, Kandidaten vorzuschlagen, und das Volk wählt dann, nachdem sich die Kandidaten samt ihren Programmen gestellt haben, einen von ihnen aus. Nach dieser Übergangszeit müsste ein stärker „westlich" orientiertes Wahlsystem an dessen Stelle treten und das Recht, einen Kandidaten vorzuschlagen, erheblich erweitert werden.

Während evangelische Amtsträger (Landesbischöfe) schon seit vielen Jahren in der Regel von der Synode (Kirchenparlament) für eine bestimmte Zeit oder auf Lebenszeit (meist bis zum 65. oder 68. Lebensjahr) gewählt werden, ist die Wahl der Bischöfe noch immer nicht eingeführt. Manch eklatante Fehlbesetzungen der Diözesen lösten in Österreich gegen Ende der 80er-Jahre bei den Gläubigen jedoch großen Unmut aus und führten zum Kirchenvolks- Begehren. Sicher ist jedenfalls, wäre die Wahl eingeführt worden, dann wäre die Krise der Kirche ausgeblieben oder zumindest wesentlich weniger dramatisch geworden.

18. *Proportionale Festsetzung der Wahlmännerzahl für die Papstwahl (Kardinäle), entsprechend der Volkszahl der Katholiken*

Das jetzige Wahlsystem fördert eine Art von Klerus-Inzucht. Das System ist nach unten nur durch das Zölibat offen. Die Ernennung von Kardinälen durch den Papst ist wenig gesund. Das amerikanische Präsidentschafts-Wahlsystem wäre hier wohl das am ehesten angebrachte. Nach der Volkszahl der Katholiken in einem Lande wird eine Zahl von Wahlmännern gewählt, die nach alter Tradition keineswegs Kleriker sein müssen, und diese wählen dann den Bischof von Rom aus den vorhandenen Bischöfen aus.

Dem Papst die Bestimmung der Kardinäle aus der Hand zu schlagen, diese Idee Daims rührt an die zentrale Machtbasis der Amtskirche und ist deshalb unter die für längere Zeit utopisch bleibenden Vorschläge zu reihen.

19. Grundsätzliche Umgestaltung der hl. Messe

> Vereinfachung, das heißt radikale Reduktion auf das Wesentliche; das Lesen in der Lan- dessprache; Liquidation der Kommuniongitter, an welchen man „abgespeist“ wird; Sitzen von Priestern und Weltchristen („Laien“) am gleichen Tisch; Ersatz der dünnen Oblate durch richtiges Brot und Einführung des Kelches für die Weltchristen („Laienkelch“); das eucharistische Gemeinschaftsmahl muss wieder die zentrale Verbrüderungszeremonie aller werden; Leib- und Blutsbruderschaft mit Christus und mit allen seinen Gliedern soll die Messe nicht nur sein, sie soll auch so erlebt werden [...]
>
> Dass die Messe im wahrsten Sinn das tief in Gott eingesenkte, durch Christus geschaffene Verbrüderungszeremoniell der Christen ist, soll nicht nur ontologisch oder metaphysisch so sein, sondern vielmehr auch so erlebt werden. Und ein solches Erlebnis muss durch die äußere umfassende Gestaltung der Messe vermittelt oder wenigstens nahegelegt werden. Diesem Ziel sind nötigenfalls schwere Opfer zu bringen [...]
>
> Kurzmessen in Hausgemeinschaften, von nötigenfalls nebenberuflichen Priestern gehalten (auch Paulus verdiente sich sein Geld durch Handwerksarbeit), das Lesen der Messen in Privathäusern, all das wäre möglich und der Zeit angemessen. Das gemeinsame Sitzen am Tisch ist so wichtig, dass man alle Konsequenzen auf sich nehmen müsste. Die Kirche könnte dann immer noch als Ort für größere Versammlungen benützt werden.
>
> Natürlich muss man auch auf Goldkelche und ähnliche Dinge verzichten. Will man Rost vermeiden, dann gäbe es heute Becher aus rostfreiem Material, die ein sinniges Geschenk zur ersten Kommunion sein könnten. Eine übermäßige Reinigung ist unnötig, da man Weinreste in Molekulargröße ohnehin nicht entfernen kann. Der Becher dürfte nur zu nichts anderem verwendet werden.

Weitgehend verwirklicht wurde die Forderung Daims nach Umgestaltung und Ver- einfachung der Messfeier. Die Diskussion um die Liturgiereform hat in der Folge so ziemlich alle ihre Aspekte, von der Landessprache bis zum Laienkelch, berührt. So forderte etwa der Grazer Univ.-Prof. Dr. Karl Amon auf der Weihnachts-Seelsorgertagung 1965 die „Verwendung von echtem Brot in der Eucharistie an Stelle der wie Papier aussehenden schneeweißen Hostien“ - ein Anliegen, dessentwegen Wilfried Daim zwei Jahre vorher erheblichen Angriffen ausgesetzt war. Der Gebrauch der Volkssprache in der Liturgie und die Messfeier am Volksaltar haben sich als wichtigste Elemente der Liturgiereform des 2. Vatikanums durchgesetzt. Gelegentliche „Rückschläge“ wie die durch Benedikt XVI. erteilte Erlaubnis, die Messe auch nach dem vorkonziliaren tridentinischen Ritus auf

lateinisch zu feiern (Motu Proprio „Summorum Pontificum“ vom 7. Juli 2007) ändern daran kaum etwas. Freilich ist auch eine in jeder Hinsicht „versus populum“ gestaltete Eucharistiefeier noch immer kein „Herrenmahl“ (besser: „Brudermahl“) im Sinne der obigen Forderungen Wilfried Daims.

20. *Entfeudalisierung der Caritas*

Nicht mildigliche Spenden gnädiger Herren und Damen zur Notlinderung, sondern tatkräftige kameradschaftliche und verpflichtende Hilfe ist nötig. Einrichtung von Forschungszentren, die notleidenden Menschen die Mittel verschaffen, sich selbst zu helfen. Diese Formulierung trifft auf die Caritas von heute nicht zu - dennoch ist der Grundgedanke richtig: vor allem Hilfe zur Selbsthilfe.

21. *Abschaffung der chefideologischen Position der Scholastik in der Theologie*

> Im Besonderen ist zu beachten, dass Aristoteles ein Ideologe der Sklavenhaltergesellschaft gewesen ist. Christus wurde nicht zwischen Plato und Aristoteles, sondern zwischen Moses und Elias verklärt. Der revolutionäre Charakter der Befreiungstat des Moses, wie des Dekalogs - „Ich bin der Gott, der dich geführt hat aus Ägypten, dem Haus der Sklaverei“ -, der das erste Revolutionsgesetz darstellt, wäre entsprechend herauszustellen; ebenso die ideologischen Folgen dieser ersten Revolution. Damit würde ebenso eine Integration des Judentums eingeleitet, wie die Aufgabe des Standpunktes, dass das Christentum „selbstverständlich“ konservativ sei.

Hier handelt es sich um eine der „realutopischen“ Thesen Daims, die er in mehreren Büchern (v. a. im „Progressiven Katholizismus“) vertreten hat: das Christentum sei als Religion mit revolutionärer Sprengkraft zu verstehen und nicht als konservatives hierarchisches System mit der Tendenz, die jeweils bestehende Gesellschaftsordnung „abzusegnen“.

22. *Autonomisierung der päpstlichen Universitäten in ähnlicher Form wie in bürgerlich-demokratischen Staaten*

> Dies gehört zu jenen Freiheiten, die das Bürgertum gegenüber dem Feudalismus erkämpft hat. Die Diskussions- und Lehrfreiheit erfordert natürlich Vertrauen zu den Theologen. Es ergibt sich jedoch aus dem Willen, die Initiative und die Selbsttätigkeit zu vermehren, automatisch die Notwendigkeit, die Freiheit zu vergrößern.

23. *Dezentralisierung wesentlicher Entscheidungsgewalten, das heißt: Abgabe von Autorität nach unten*

Ebenso wie man zu den Theologieprofessoren, die doch zum weitaus größten Teil guten Willens sind, muss man zu den Bischöfen mehr Vertrauen haben, die ja schließlich Nachfolger der Apostel sind. Je weniger der Bischof von Rom von seinem Jurisdiktionsprimat Gebrauch macht, umso freiere Persönlichkeiten werden die Bischöfe werden und umso elastischer könnten sich diese den jeweils lokalen Gegebenheiten anpassen. Die erniedrigende Form, mit der römische Kurialbeamte mit Bischöfen umzugehen pflegen, müsste sich außerdem gründlich ändern.

Das Kernproblem der Gegenwart ist nicht der Umgang der Kurie mit den Bischöfen, sondern die päpstliche Einsetzungspraxis, die nur „linientreue" Priester zu Bischöfen werden lässt.

24. *Abschaffung des „Index librorum prohibitorum"*

Die Wirkung des Index gegenüber echt substantiell antichristlichen Auslassungen nähert sich Null. So wurde z. B. Hitlers „Mein Kampf" nicht indiziert, obwohl sich darin die Behauptung findet, dass die Erbsünde „Die Rassenmischung" sei (14). So ein vollendeter theologischer Unsinn, der die verbrecherischen Absichten Hitlers noch mit dem Feigenblatt einer jüdisch-christlichen Vokabel zudeckte, wurde aus opportunistischen Gründen nicht indiziert.

Man lasse das Indizieren daher am besten ganz bleiben. Die meisten, auch durchaus ausübenden Christen kümmern sich im Übrigen um den „Index" denkbar wenig. Entweder haben sie eine Erlaubnis, oder sie hüten sich sorgfältig zu erfahren, welche Bücher auf dem „Index" stehen, um bona fide lesen zu können. Das ist die Realität.

Daim bezieht sich hier vor allem auf die Indizierung der Werke des Jesuitenpaters Teilhard de Chardin (1881-1955). Der Index überlebte das 2. Vatikanische Konzil nicht. Drei Jahre nachdem diese Zeilen geschrieben worden waren, setzte die Glaubenskongregation durch die Erlässe vom 14. Juni und 15. November 1966 mit Wirkung vom 29. März 1967 den Index außer Kraft.

25. *Änderung des Erziehungszieles in allen pädagogischen Einrichtungen der Kirche* Erweckung von Kritikfähigkeit, von Initiative und Selbstentscheidung von moses- und eliasähnlichem, revolutionärem Widerstandsgeist und entschiedene Reduktion der Gehorsamsideologie. Eigenständiges, produktives Initiativgewissen müsste anstelle von infantilem Gehorsamsgewissen erzogen werden. (Gott mehr gehorchen als den Menschen.) [...]

> In Wahrheit steht diese Gehorsamspädagogik im Dienste infantiler Autoritäten, die Angst vor einem echten Erwachsenwerden ihrer Untergebenen haben. Sie haben gewissermaßen Angst, die Kinder allein über die Straße gehen zu lassen. Hieraus folgt dann die geringe Widerstandsfähigkeit breiter Kreise von Gläubigen gegenüber totalitären Regimen.

Kardinal König, drei Jahre nach der erwähnten Predigt in der Stadthalle und mittlerweile 61 Jahre alt geworden, schrieb in der Oktobernummer 1966 der Zeitschrift „Analyse“: „Ich glaube, dass es gut ist, wenn man alles, was angreifbar ist, auch wirklich angreift und kritisiert. Die Kirche soll nicht geschont werden. Wir wollen keine Ausnahmestellung. Die Chance der Kirche liegt in ihrer Freiheit. Diese Freiheit ist aber nicht nur eine Freiheit für sie selbst, sondern auch für alle anderen.“ Das war ein Jahr nach dem Ende des 2. Vatikanischen Konzils. Eine solche Formulierung wird man heute aus dem Mund eines kirchlichen Amtsträgers mittlerweile wohl nur mehr selten hören.

26. *Änderung der Heiligsprechungsideale*

> Wenn man nun in den letzten Jahrzehnten nur solche Menschen heiligsprach, die ein Leben lang ganz brav und harmlos waren, die Antialkoholiker und Nichtraucher und nie exzessiv waren, so leistet man zwar dem falschen pädagogischen Ziel, dem kleinbürgerlichen Bravheitsideal, einen Dienst, nicht jedoch dem kraftvollen Durchbruchsdrängen, von dem das Christentum erfüllt zu sein hätte.
>
> Leuten mit Vergangenheit erschwert man so ihre innere Wandlung und lässt damit wertvolle Kraft vor dem Tor stehen.

Die These Daims, dass auch ehemalige Sünder heiliggesprochen werden könnten, trifft allerdings nicht den Kern des Problems. Es geht hier eher um die gelegentlich wenig glaubwürdige Beweisführung für eingetretene „Wunder“.

27. *Änderung der Missionspraxis*

Vorbereitung der künftigen Missionare unter anderem auch zum gemeinsamen Tisch mit den zu missionierenden Völkern. Ein Leben unter den gleichen äußeren Bedingungen ist nötig, um den Angehörigen fremder Kulturen wirklich nahezukommen. Auf Grund kolonialistischer und feudaler Vorstellungen gab es, und gibt es zum Teil heute noch, eine arrogante Haltung europäischer Missionare den farbigen Völkern gegenüber. Es wird gleichzeitig der Versuch gemacht, diesen Völkern das Christentum in europäischer Form zu bringen.

Der Vorwurf der „Arroganz“ von Missionaren ist inzwischen sicher nicht mehr aufrecht zu erhalten und es ist fraglich, ob er in den 60er Jahren noch stimmte. Mission erfolgt heute meist in ökumenischer Partnerschaft. Sie umfasst karitativ-medizinische Aktivitäten und ist Teil westlicher Entwicklungshilfe.

28. *Einsatz der neuen technischen Hilfsmittel für die Selbstdarstellung des Christentums, also neue Propagandamethoden*

Daim verfiel damals der Faszination des Satellitenfernsehens und warf der Amtskirche Technikfeindlichkeit vor. Heute bedient sich die Kirche durchaus aller Kommunikationsmittel bis hin zum Internet. Doch die Probleme der Kirche in der Welt von heute sind inhaltlicher Natur - sie können durch effizienteres „Marketing“ allein nicht gelöst werden.

29. *Abschaffung des Zölibats für den Weltklerus*

Es ist völlig unnötig, dass Ehelosigkeit und Priestertum miteinander verknüpft erscheinen, ein Faktum, das obendrein einen rosaroten oder himmelblauen Anstrich erhält. Die Erklärung, dass die Ehelosigkeit notwendig sei, weil sich der Priester „verströmen“ müsse und für eine Familie „keine Zeit“ hätte, sind allesamt nicht stichhaltig und graue Theorie. Viel handfester und ehrlicher ist der ökonomische Grund, dass verheiratete Priester zu teuer kämen. Hierüber wäre jedoch offen zu reden.

Der größte Nachteil des Zölibats ist die Tatsache, dass er zu einer Anreicherung von infantilen Typen im Klerus führt. Ich sage ausdrücklich Anreicherung, denn natürlich gibt es im Klerus auch männliche Typen, welchen es trotz der negativen Erziehungsweise gelang, Priester zu werden. Aber diese Anreicherung ist an sich schon eine üble Sache. Mutterfixierte, die große Hemmungen der erwachsenen Frau gegenüber haben, machen aus ihrer Unfähigkeit, die reife Frau seelisch zu bestehen,

dann die Tugend der „Reinheit“. Diese hat nichts mit Ehelosigkeit, ja im Grund auch nicht speziell etwas mit Sexualität zu tun. Das „reine Herz“ der Bergpredigt bedeutet wohl jene klare Wahrhaftigkeit und Weltoffenheit, die in der kindlichen, ursprünglichen Vertrauensseligkeit ihre minderdifferenzierte Unterlage hat.

Aber die pansexualistische Betrachtungsweise (der hl. Alfons meinte, dass 99 Prozent aller Verdammten wegen Missachtung des sechsten Gebotes verdammt werden), liegt durch den Zölibat nahe. Eine weitere Folge der Anreicherung unmännlicher Typen im Klerus ist das vielfach anzutreffende unoffene Intrigantentum und ein Narzismus, der meint, dass man sich für die Eheentbehrung nun anderweitig schadlos halten dürfe. Die in der Ehe notwendig erlebte Verantwortung für andere - auch in einem höchst realistischen, materiellen Sinn (die hungrigen Mäuler der Kinder) - wird in eben jenem harten und nüchternen Sinn nicht realisiert. Wir erhalten dann jene salbungsvolle Scheinväterlichkeit, die nur allzu oft an die Stelle jenes belastenden Wir-Bewusstseins eines Familienvaters tritt (Ausspruch eines Pfarrherrn: „Ich hab’s halt gut; ich kann mein Bier allein trinken.“).

Nun ist sicher, dass eine allgemeine Liquidation des Zölibats nur möglich ist, wenn zugleich damit eine umfassende Entfeudalisierung durchgeführt würde. Denn eine Frau Bischof ohne einen Bischof, der sich des erzbischöflichen Palais und aller Feudalismen entledigte, wäre geradezu unerträglich. Schließlich würde die Abschaffung des Zölibats auch noch die Re-Integration ganzer Gruppen abgespaltener Christen wesentlich erleichtern. Denn ein anglikanischer Priester mit Familie wird weit eher katholisch werden, wenn ihm bei seinem Übertritt die Möglichkeit gegeben wird, Priester zu bleiben - auch mit Familie. (Alle Thesen in: Kirche und Zukunft, S. 15ff.)

Am 3. Februar 2011 erschien in der Süddeutschen Zeitung ein von 143 deutschsprachigen Theologen unterzeichneter Reformkatalog „Kirche 2011 - ein notwendiger Aufbruch“. Darin heißt es unter anderem: „Die Kirche braucht auch verheiratete Priester und Frauen im kirchlichen Amt.“ Die letzte These Daims zeigt auf, was die psychologischen Folgen des Zölibats sein können und macht das generelle Bestreben Daims, gesellschaftliche Probleme auf ihre tieferen psychologischen Ursachen zu untersuchen, deutlich.

Die 29 Thesen aus seinem Buch „Kirche und Zukunft“ sorgten für die Punze „Linkskatholik“, die Wilfried Daim nie wieder loswurde. Dabei muss man bedenken, dass sich Daim bei seiner Forderung nach „Entfeudalisierung“ der Kirche in keiner Weise in dogmatische oder Glaubensfragen eingemischt hat. Seine sozialpsychologischen Thesen betrafen ausschließlich „Äußerlichkeiten“, vor allem kirchenorganisatorische Angelegenheiten. Daims Intention war es, die

Kirche durch „symbolische Änderungen“ näher an ihre Wurzeln heranzuführen. Wenn die Sakramente als „äußere Zeichen innerer Gnade“ definiert werden, dann waren die aus der Feudalzeit übernommenen Verhaltensweisen der Amtskirche für Daim „äußere Zeichen innerer Distanz zum wahren Christentum“.

Wie dies oft bei Kirchenreformatoren vorkommt, war der Forderungskatalog Wilfried Daims eine Mischung aus idealistischen, (real)utopischen Ideen und konkreten, durchaus praktikablen Vorschlägen. Die Thesen wurden ursprünglich 1961, also noch vor dem Konzil und lange vor dem Umbruchsjahr 1968 aufgestellt. Seither ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen. Vieles wurde verwirklicht, aber wichtige Forderungen bleiben weiterhin unerfüllt. Aber fest steht jedenfalls auch: Die fortschreitende Entchristlichung der westlichen Gesellschaft, die allgemein fühlbare Irrelevanz amtskirchlicher Aussagen und das Fehlen zeitgemäßer Glaubensinhalte zusammen mit dem drückenden Priestermangel lassen einen Rückgriff auf „radikalere“ Ansätze als sie von gegenwärtigen Reformplattformen wie etwa „Wir sind Kirche“ oder „Laieninitiative“ vertreten werden, angezeigt erscheinen. Dabei sei nochmals betont, dass der bekennende Katholik Daim damals wie heute in keiner seiner Äußerungen Glaubensinhalte, ja nicht einmal ethische Normen, in Frage stellte. Alles, was er im Kern mit seinen Schriften und Vorträgen wollte, war die „Rückkehr zur Brüderlichkeit“.

Analysiert man die Ursachen der heutigen Kirchenkrise, kommt man nicht umhin, mehr als nur Äußerlichkeiten und Organisationsmängel zu problematisieren. Während die Aufrechterhaltung des Zölibats pragmatischen und nicht dogmatischen Überlegungen entspringt, rühren die Probleme voreheliche Sexualität, Empfängnisverhütung, Homosexualität, Doppelzüngigkeit bei der Ehetrennung und gnadenlose Behandlung der Geschiedenen, Einstellung zu Krieg und Gewalt, Primat des Papstes und zaghaftes Vorgehen in der Ökumene doch sehr stark an die Grundlagen des Glaubens und der Moral. Für die Akzeptanz der „Kirche in der Welt von heute“ vor allem durch junge Menschen ist eine rationale Lösung solcher „inhaltlichen“ Fragen von entscheidender Bedeutung.

„Linkskatholizismus“, „progressiver Katholizismus“ oder „revolutionäres Christentum“?

> Der Linkskatholik ist nicht bereit, in allem und jedem der kirchlichen Autorität zu gehorchen. Er schränkt ihre Autorität funktionell auf den dogmatischen Bereich ein. Das Recht der hierarchischen Autoritäten, in Politik, Wissenschaft und Kunst Normen zu geben, sieht er als sehr beschränkt, als nur negativ an. So kann die Kirche zum Beispiel verlangen, dass ein christlicher Psychologe keine Psychologie ohne Seele vertritt, kann ihm jedoch keine Vorschriften machen, den Ödipuskomplex für wichtig oder für unwichtig zu halten. (Wilfried Daim, Linkskatholizismus, S. 71)

Dem oben genannten Themenkomplex widmete Wilfried Daim in den Jahren 1965 bis 1967 insgesamt vier Bücher: „Linkskatholizismus“ (1965), „Progressiver Katholizismus“ (2 Teile, 1967) und „Christentum und Revolution“ (1967).Alle vier bauen auf den Erkenntnissen auf, die Daim bei der Erarbeitung der Theorie von der „kastenlosen Gesellschaft“ gewonnen hatte und noch vor Beginn des Zweiten Vatikanums in seinen 29 Thesen zur Entfeudalisierung der Katholischen Kirche im Buch „Kirche und Zukunft“ 1963 konkret angewendet hatte.

Seine Thesen zur Kirchenreform waren nicht der einzige Grund, warum Wilfried Daim als „Querdenker“ und immer öfter als „Linkskatholik“ bezeichnet wurde. Er selbst hatte sogar den Titel für sein Buch gewählt. Sein am 10. September 1964 in Moskau gehaltener Vortrag und das Buch mit dem Bericht darüber tragen den Titel „Linkskatholizismus“. Die von Daim gesetzte „katholische Initiative in Moskau“ (so der Untertitel des Buches) hatte als eigentliches Ziel, anhand einer Analyse der feudalen und hierarchischen Struktur der römisch-katholischen Kirche dem kommunistisch-stalinistischen System in der Sowjetunion einen Spiegel vorzuhalten. Die politische Absicht Daims war klar: knapp vor der dritten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanums, in welcher die Religionsfreiheit zur Debatte stand, wollte er einen Beitrag zur Liberalisierung des atheistischen Sowjetkommunismus leisten.
Die Einladung an die Moskauer Lomonossov-Universität erhielt Daim erst nach dem plötzlichen Tod von August M. Knoll. Auf Anfrage der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft wählte Daim das Thema „Linkskatholizismus“, was ihm ermöglichte, auch über den rechten Katholizismus zu sprechen. Sicherheitshalber wollte der Wiener Kardinal den Text vorher lesen, er beschwerte sich zwar darüber, dass Daim sehr hart mit dem Klerus umgehe, ließ Daim aber nach Moskau ziehen. Das Auditorium sollte ausschließlich aus Professoren und Dozenten bestehen, an Studenten wollte man ihn offenbar nicht ranlassen, man fürchtete wohl,

dass diese noch nicht so „ideologisch gefestigt waren“ oder wie es in der Kirche heißt „standhaft im Glauben“. Daim konzentrierte sich also darauf, an Hand diverser Beispiele - vor allem auch solchen aus der russischen Kirchengeschichte - die Unterschiede zwischen progressiven, konservativen und reaktionären Katholiken herauszuarbeiten:

> Es ging zunächst darum, eine Typologie von progressiv und konservativ zu entwickeln. Vor allem einmal geht es dem Konservativen um ein Beharren auf dem Gegenwärtigen und wenn verändert werden muss, dann möglichst wenig. Dem Progressiven geht es primär um Veränderungen, natürlich zum Positiven. Aber es gibt auch gewollte Veränderungen, die bereits vollzogene Entwicklungen wieder umkehren wollen, weil diese eben nicht als sinnvoll eingeschätzt werden. Hier handelt es sich um Reaktion. Während sich Konservative also mit verschiedenen Entwicklungen abgefunden haben und nur das Gegenwärtige verteidigen, wollen die Reaktionäre zu früheren Zuständen zurückkehren. [...] Ich sagte in Moskau wörtlich: „Das Weltbild des Rechtskatholizismus hat für infantile Naturen den großen Vorteil, klar und einfach zu sein [.] Dem entlastenden Vorteil, den die Einfachheit mit sich bringt, steht nur ein großer Nachteil gegenüber, dass es nämlich sicher falsch ist.“ Denn die konservative Grundposition: „Es ist ohnehin im Wesentlichen alles in Ordnung“ ist substantiell falsch. Wahr ist die progressive Position. Sicherlich muss man den Konservativen auch ihr Terrain lassen, wenn sie sich dem Fortschritt nicht öffnen können. Hier liegt eine Fixierung vor, eine fundamentale Erstarrung, die eine Antwort auf eine tiefsitzende Unsicherheit ist. Ein Festklammern an eine Große Mutter aus Angst vor der Freiheit und eigenständiger Verantwortung. (Aus einem Vortrag, den Daim in den späten 80er-Jahren vor einem CV- Publikum hielt. Unveröffentlichtes Manuskript)

In der stundenlangen Rede (im Buch sind es 25 Druckseiten) führte Daim verschiedene Beispiele für das Ringen zwischen konservativen und progressiven Kräften in der Kirche an. Als eifriger Schüler von August M. Knoll wagte er schließlich eine Prognose, die sich - wie manche andere Ansichten Daims zur langfristigen sozioökonomisch-politischen Entwicklung - im Endeffekt als Fehlprognose herausstellen sollte:

> Die bürgerliche Demokratie wird schließlich in ein neues System münden. Ich bin mit Ihnen der Meinung, dass die Zukunft insofern dem Sozialismus gehört, als eine neue und echt humane Relation zwischen Produktionsmitteln und Produzenten den Sieg über das kapitalistische Wirtschaftssystem davontragen wird. Ich glaube nicht, wie etwa Gustav A. Wetter, dass Atheismus und Religionsfeindlichkeit das Wesentliche am Kommunismus sind. Bezeichnend für den Kommunismus ist vielmehr sein moralisches Engagement, sein Kampf gegen die „Lohnsklaverei“, gegen die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Essentiell ist am Kommunismus sein Eintreten für eine Gesellschaft, in der kein Mensch mehr gezwungen ist, seine Arbeitskraft an einen Mitmenschen zu

> verkaufen, nur weil dieser die Produktionsmittel besitzt. Das, und nichts anderes, halte ich für das moralische Rückgrat des Kommunismus und für seine moralische Lebensbasis, die er nie aufgeben kann, ohne sich selbst aufzugeben. (Linkskatholizismus, S. 81)

Daim schloss seine Rede mit der Bemerkung, dass er als Linkskatholik durchaus Verständnis für die antichristlichen Aggressionen des Kommunismus habe. Die Frage sei aber letztlich, was man für wichtiger halte - die Realisierung einer klassenlosen, ausbeutungslosen Gesellschaft oder den Atheismus. Wer die neue Gesellschaft für wichtiger hält, werde es begrüßen, dass Christen das gleiche Ziel haben, wenngleich sie es mit der von Jesus verkündeten universellen Brüderlichkeit begründen.

Wilfried Daims Moskaubesuch fand zur selben Zeit statt, in der das sogenannte Togliatti- Testament in der „Prawda“ veröffentlicht wurde. Es handelte sich dabei um ein Memorandum, das der Führer der italienischen Kommunisten, Palmiro Togliatti, knapp vor seinem Tod auf der Krim (21. August 1964) an Nikita Chruschtschow gerichtete hatte, in dem er die Politik der Sowjetunion und die zu zaghafte Destalinisierung kritisierte sowie demokratische Freiheiten in Kultur und Religion einforderte. Daim konnte also aus Moskau mit dem Gefühl heimkehren, dass seine Botschaft verstanden worden sei und man sich bewusst darüber war, dass auch der Kommunismus eine Entfeudalisierung nötig habe. Sein Buch und der Moskauer Vortrag wurden jedenfalls in den deutschsprachigen Medien heftig kommentiert. Der damals sehr bekannte, aus Österreich stammende Journalist Gerd-Klaus Kaltenbrunner berichtete in der „Zeit“ Nr.48/1965: „Der vorliegende Band enthält außer dem umfangreichen Referat noch einen impressionistischen Erlebnisbericht, Anmerkungen sowie eine Dokumentation. Daims Vortrag hat programmatischen Charakter [...] Viel wichtiger ist Daims sokratisches Geschick, einem verblüfften und doch bemerkenswert aufgeschlossenen Publikum sein religiöses und politisch-soziales Engagement zu erläutern. Nicht ohne eine Spur von Sendungsbewusstsein, aber auch mit Witz, List, Ironie vertritt er seine und seiner Freunde Position. Zweifellos verursachte seine Initiative bei manchen Hierarchen - katholischen und marxistischen - Unbehagen. Daim gibt jedoch zu bedenken, dass der Linkskatholizismus ‚die Alibis für morgen abgibt’. Kritik gegenüber den Institutionen der eigenen Konfession; restriktive Auslegung der klerikalen Autorität; nicht nur Tolerierung, sondern geradezu Apologie des Gegners; Wiederentdeckung von Recht, Würde und Amt des ‚Laien‘ oder ‚Weltchristen‘, Rehabilitierung der ‚linken‘, egalitär- fraternitären Ursubstanz des Christentums sind wesentliche Punkte von Daims Konzept.

So wie die Kirche eingesehen habe, dass sie an keine bestimmte Sozial- und Wirt- schaftsordnung fixiert sei, so müsse der Kommunismus seinerseits davon ablassen, auf dem Atheismus als einzig möglicher Ideologie zu bestehen. Bei einem solchen Verzicht könnten sich die Kommunisten durchaus treu bleiben. Die ‚klassenlose Gesellschaft' sei wesentlich, nicht aber der Kampf gegen die Religion.

Geradezu amüsant wird Daim, wo er sowjetische Zustände mit kirchlichen vergleicht, etwa wenn er von leninistischen Betschwestern, atheistischen Exorzismen oder wenn er seiner Leningrader Begleiterin vom als Judas' verfemten Trotzki erzählt: ‚Selbst wenn er ein Judas gewesen wäre, so hat er doch eine wesentliche Rolle gespielt. Wir können Judas auch nicht aus der Bibel entfernen [...] Ihr werdet zu euren Häretikern auch noch ‚getrennte Genossen' sagen, wie wir die unsrigen jetzt getrennte Brüder' nennen."

Daims Buch mit dem provokanten Titel zog noch eine lange Reihe von weiteren Kommentaren nach sich, die in einer Enquete der „Furche" vom 14. März 1965 einen einstweiligen Höhepunkt fand: Da schrieb der Wirtschaftswissenschafter Ferdinand A. Westphalen: „Die Ebene, auf der der ‚Linkskatholizismus' argumentiert, ist sicherlich nicht die der Glaubenswahrheiten. Darüber soll kein Zweifel herrschen. Sein Anliegen ist die Stellung der Kirche zu sozialen Doktrinen oder Konzepten der Gegenwart, insbesondere zu Sozialismus, Marxismus, Kommunismus, ist weiter die Anpassung der äußeren Formen des hierarchischen Aufbaues der Kirche an die neuen soziologischen Voraussetzungen der Zukunft, als welche der Sozialismus, vielleicht der Kommunismus, angesehen wird."

Der Nationalökonom Josef Dobretsberger stellte den Begriff an sich in Frage: „In Fragen der Glaubenslehre kann es kein linksgläubig oder rechtsgläubig, sondern nur ein rechtgläubig geben. Die innerkirchlichen Reformen der Liturgie, des Kirchenrechtes, der Kirchenunion, des Verhältnisses zu anderen Religionen gehören in ein anderes Kapitel und haben mit Linkskatholizismus nichts zu tun. Dieser bedeutet ausschließlich eine bestimmte Stellung des Katholiken zu den Fragen der Gesellschaftsordnung."

Und Karl Heinz Ritschel, Chefredakteur der Salzburger Nachrichten, sah im sogenannten Linkskatholizismus eine Gruppe von Intellektuellen, die „aus ihrer Überzeugung heraus, dass Österreich eine Mittlerrolle zum Osten spielt, zusammengefunden hat.

‚Linkskatholisch' wird gleichbedeutend mit antideutsch, anti-EWG und einer Vorliebe für den Donauraum gesetzt, wobei vergessen wird, dass diese Vorliebe heute die Traditionen sprengt, weil der Donauraum kommunistisch ist. Mit dem Atheismus aber gibt es, wie jüngst erst der österreichische Kardinal betonte, keine Gemeinsamkeit."

Richard Barta, Chefredakteur der Kathpress, erläuterte die Schwierigkeiten der Definition aus seiner Sicht: „Der Ausdruck Linkskatholizismus oder Linkskatholik wird in Österreich meistens in diffamierender Form verwendet. Den Linkskatholiken gibt es nicht, wie es in Österreich ja kaum Menschen gibt, bis auf ganz wenige Ausnahmen - weniger als Finger auf einer Hand -, die sich selbst als Linkskatholiken bezeichnen. Linkskatholik ist man in Österreich immer nur für jemanden, der sich dadurch von dem, den er so bezeichnet, distanzieren will. Man wird keine fünf Menschen in Österreich treffen, die eine einheitliche Definition des Linkskatholizismus geben können."

Wilfried Daim war zweifellos nicht der Erfinder des Wortes „Linkskatholik", dennoch sollte sein Buch für Aufsehen gerade dieses Begriffes wegen sorgen. Ob Linkskatholiken oder progressive Katholiken, alle wollen etwas bewegen. In seinen beiden Büchern „Progressiver Katholizismus I (1966) und II (1967) setzt sich Daim ausführlich mit dieser Thematik auseinander.

Der progressive Christ

Im ersten, allgemeinen Teil bestimmt Daim unmissverständlich seine Wertposition:

> Wir halten den Aufstieg der jeweils unteren ‚Klasse' für einen echten Wert; was einem solchen Aufstieg dient, ist fortschrittlich, progressiv. Die Zementierung der bestehenden Verhältnisse dient natürlich den jeweils Herrschenden, ist konservativ und als solche fortschrittshemmend. Dabei soll der Einwand der konservativen „Fortschrittlichen", dass nur eine allmähliche Änderung der Systeme zu rechtfertigen sei, da radikale Änderungen gerade jenen schaden, denen zu nützen sie vorgeben, durchaus Beachtung finden.
>
> Aber all das soll uns nicht hindern, die Grundposition klar darzustellen. Ohne die Verachtung, die irgendwelche „Eliten" der „Masse" entgegenbringen, wird hier der Aufstieg unterer Gruppen nach oben bewusst bejaht und als fortschrittlich bewertet. (Progressiver Katholizismus, S. 12 f.)

Wollte man diese Grundhaltung Daims mit gängigen politologischen Begriffen beschreiben, käme man ein wenig in Bedrängnis. Die Begriffe „kommunistisch“ und „sozialistisch“ scheiden aus. Die mit ihnen zwar nicht notwendigerweise, aber aus der historischen Entwicklung verständlicherweise verbundenen Elemente Atheismus, Agnostizismus und Antiklerikalismus sind Daims Sache nicht. Trotz seiner oft herben Kritik an der Amtskirche hat Daim Zeit seines Lebens engen Kontakt mit dem Klerus gehalten. Könnte man vielleicht die beiden genannten Begriffe „taufen“? Nein, auch „christlicher Kommunismus“ und „christlicher Sozialismus“ würden am Kern der Gesellschaftstheorie Daims vorbeigehen, obwohl es Anklänge gibt, wie sich noch herausstellen wird.

Da der Begriff „sozial“ zu allgemein ist, bliebe noch „christlich-sozial“. In der Tat stammt Wilfried Daim ja aus der christlich-sozialen Kernschicht, aus dem Milieu der katholischen Kleinbürger der Wiener Arbeiterbezirke. Aber er hat diesen „Urgrund“ spätestens bei seiner Begegnung mit dem fortschrittlichen Kaplan Weinand in der Pfarrjugend von Hernals verlassen. Den seit den Zeiten eines Karl Lueger bei Fußvolk und Führung der christlich-sozialen Bewegung verankerten Antisemitismus hat Daim nie akzeptiert, die anti-liberale, typisch christkatholische Kultur- und Weltfeindlichkeit der Christlich-Sozialen hat er ebenfalls schon früh hinter sich gelassen. Zwar war der autoritäre Ständestaat, in dem Wilfried Daim seine prägenden Teenagerjahre verlebte, bereits weit entfernt vom Geist eines Hermann Bielohlawek (1861-1918), der als christlich-sozialer Abgeordneter mit Sprüchen auffiel wie „Kultur ist, was ein Jud‘ vom andern abschreibt“ oder „Wenn i a Biachl siach, hab is scho‘ g’fressen“. Doch auch in der Dollfuß- Schuschnigg-Zeit war der kulturelle Blickwinkel noch sehr eng. Und natürlich ist der Begriff „christlich-sozial“ mit den anti-demokratischen, verfassungs- und menschenrechtswidrigen Praktiken des autoritären Ständestaats belastet.

Heute wird der Begriff „christlich-sozial“ von einer neuen Generation von Journalisten und Politikern oft schon so verwendet, als gäbe es diese Belastungen nicht. Ihn für die Gesellschaftstheorien Wilfried Daims zu verwenden, verbietet sich aus den genannten Gründen dennoch. So bleibt eben neben „linkskatholisch“ nur die Wortform „progressiver Katholizismus“. Und warum er die letztere bevorzugte, als er zwei Bücher darüber verfasste, teilt uns der „Querdenker“ im Vorwort selbst mit:

> Der ursprüngliche Titel hätte „Linkskatholizismus“ sein sollen. Da das Wort „links“ stark affektbetont ist, wurde es, um konservativ ausgerichteten Kreisen den Zugang zu der Arbeit nicht zu versperren, durch „progressiv“ ersetzt. Damit wurde im Rahmen der Arbeit auch eine Auseinandersetzung um eben diese Affektbesetzung und ihre psychologische Basis unnötig. So

reizvoll es auch sein mag, die politische Psychologie des Wortes „links“ zu erkunden, so wäre dadurch doch auch die Darstellung belastet worden, und die Klarheit des systematischen Aufbaues dieser Arbeit hätte darunter gelitten.

Nach den von Wilfried Daim vorangestellten Begriffsdefinitionen - die in allen seinen Werken viel zur gedanklichen Klarheit beitragen - setzt sich der Autor im ersten Band

„Progressiver Katholizismus“ mit einer Reihe von historischen Entwicklungen auseinander und bringt zunächst eine Analyse der Französischen Revolution („Die Französische Revolution besitzt einen satanischen Charakter“ - Joseph de Maistre), sowie eine Darstellung der neueren Kirchengeschichte („...jene törichte und irrige Meinung - oder noch besser jener Wahnsinn, es solle für jeden die Freiheit des Gewissens verkündet und erkämpft werden.“ - Gregor XVI. in Mirari Vos, 1832) und schließlich eine Auseinandersetzung mit den Thesen von Karl Marx zur Religion („Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“). Dies führt Daim weiter zur Frage, welche Hinweise das Neue Testament dem Christen für die Gesellschaftsgestaltung und für die Haltung gegenüber den Nichtchristen gibt. Daim zitiert hier allerdings nicht die Bergpredigt und entspricht damit Friedrich Heer, der meinte, dass viele diesen Text als „linkskatholische Interpolation“ empfänden. Daim konzentriert sich vielmehr auf das Gleichnis vom barmherzigen Samariter (Lukas 10:29 -37).

Das Besondere an diesem Gleichnis liegt ja darin, dass die Barmherzigkeit, die der Priester und der Priesterkandidat verweigern, nicht von einem einfachen Juden, sondern von dem Angehörigen eines verachteten, „unreinen“ und häretischen Mischvolkes, eben von einem Reisenden aus Samaria, geleistet wird. Auf ähnliche Weise ergreift Jesus im Gleichnis vom Gastmahl (Lukas 14:16-24) für Außenstehende Partei. Daim leitet daraus die Verpflichtung des Christen zum Dialog mit Andersgläubigen oder Gegnern ab. Er begründet sein Modell einer „brüderlichen Gesellschaft“ (innerkirchlich und in der Welt) mit der deutlichen Problematisierung des Vaterbegriffes durch Jesus (Matthäus 23:2-12).

Interessant ist, dass ein Kritiker Daims, der katholische Publizist Felix Gamillscheg, zwar den Gedanken der „brüderlichen Kirche“ gutheißt, ihn aber mit folgender Begründung korrigieren will: „Mit dieser horizontal-brüderlichen Komponente muss in der Kirche aber die vertikal-hierarchisch-autoritative Komponente zusammenwirken, um die für alle Christen gebotene Kreuzesform zu wahren. (In der Diskussion, wenn auch nicht im

Referat, gab selbst Daim die Notwendigkeit funktioneller Autorität widerspruchslos zu.) Für diese Komponente haben die Konservativen, die ‚Rechtskatholiken' zu sorgen, ohne die der Katholizismus ebenso unvollständig wäre wie ohne ‚Linke'" („Die Presse", 18. Jänner 1965)

Der wohlmeinende Kritiker argumentiert hier seltsam formal („die Kreuzesform zu wahren") - weil ihm eben kein wirkliches Argument für seine These der „Unvollständigkeit" einfällt. Man kann sich fragen: wird die Kirche (oder auch die Gesellschaft) wirklich dadurch „vollständig", wenn sich hierarchische Autorität als Gegengewicht zu egalitären Bestrebungen etabliert? Müssen die Initiativen eines Johannes XIII. und die Erkenntnisse des Zweiten Vatikanums tatsächlich durch die autoritären Eingriffe eines Benedikt XVI. kompensiert werden, um Vollkommenheit herzustellen? Wird die katholische Kirche durch Maßnahmen wie die Wiederzulassung der Priesterbruderschaft Pius X., das Wegräumen der Volksaltäre (wie etwa in der Wiener Rochuskirche) und die Wiedereinführung der Mundkommunion „vollständig"?

Vielmehr ist anzunehmen, dass es die rein menschliche Trägheit und Fehlerhaftigkeit ist, die es verhindert, dass brüderlich-egalitäre Bestrebungen nach Art der Vorschläge Wilfried Daims entstehen.

Teil I von „Progressiver Katholizismus" endet mit Reflexionen über die Sinnhaftigkeit von Utopien. Als Beispiele dienen Textstellen aus der 1516 von Thomas Morus (1478-1535) verfassten Romanutopie „Vom besten Zustand des Staates oder von der neuen Insel Utopia". Der Heilige und Märtyrer beschreibt darin ein egalitäres Gesellschaftsmodell, indem er gleichzeitig heftige Kritik an Adel und Amtskirche übt.

Für Daim ist die von Thomas Morus skizzierte Gesellschaft auf der Insel Utopia nach dem Bruder-Modell und nicht nach dem Vater-Kind-Modell aufgebaut. Sie kann als völlig demokratisch gelten, da alle ihre Funktionäre, einschließlich der Priester, gewählt werden und Geburtsvorrechte nicht existieren. Skepsis gegenüber dem Privateigentum paart sich bei den Utopiern mit absoluter Ablehnung des Krieges („Den Krieg verabscheuen sie aufs äußerste als etwas einfach Bestialisches" - Morus, Utopia, S. 88). So ist der Verfasser der Utopia für Daim der Prototyp eines modernen Propheten, der zu seinen sozialkritischen Thesen stand und seinem Gewissen selbst unter Einsatz seines Lebens folgte. Mit Thomas Morus wurde 1935 nicht nur ein Märtyrer, sondern auch ein echter „Progressiver" heilig gesprochen.

Nach dem Konzil

Der zweite Band des Werkes, abgeschlossen im Herbst 1967, konnte bereits wesentliche Aussagen des Zweiten Vatikanums berücksichtigen. Er wendet sich „primär an innerkirchliche Gesprächspartner“. Im Hinblick auf den spürbaren „Rollback“ in der katholischen Amtskirche - also auf die Tendenz, die Ergebnisse des Zweiten Vatikanischen Konzils entweder beiseitezuschieben oder gar als „Irrtümer“ zu bezeichnen, sind die auf der Basis des Buches „Kirche und Zukunft“ erstellten Thesen von „Progressiver Katholizismus II“ auch heute noch bzw. wieder aktuell. Zunächst geht es wieder um die Entfeudalisierung der Amtskirche:

> Johannes XXIII. vollzog eine „Revolution von oben“, das heißt, er begann sie und besiegelte sie mit seinem Tod. Schon heute kann man sehen, wie seine gigantische Figur einen Schatten wirft, von dem alle Päpste der letzten Jahrhunderte verdunkelt werden, fand er doch in einer Weise zum Geist des Christentums zurück, die man bei einem Papst nicht für möglich gehalten hätte. Wir wollen nun den sicherlich schwierigen Versuch unternehmen, sein Pontifikat zu würdigen. Johannes XXIII. ist - bei der wohl meist unterschätzten Wohlüberlegtheit seiner Schritte - in seinem Grundanliegen nur aus einer urchristlichen Intention heraus zu verstehen. Seine „Revolution von oben“, als die man seine entscheidenden Aktionen verstehen kann, war ebenso tief im Christlichen verwurzelt, wie die kirchliche Basis vor ihm unchristlich war.
>
> Bei Johannes XXIII. finden wir eine Zusammenfassung der progressiven Symptome, das progressive Syndrom: Selbstkritik, Kritik auch gegenüber der Kirche, eine viel positivere Vorstellung von den Gegnern der Kirche, eine Betonung des Bruderbegriffes gegenüber dem Vaterbegriff, Freiheitlichkeit und Kritikoffenheit, eine optimistische, wenn nicht gar utopische“ Einstellung gegenüber der Zukunft.
>
> Sein Konzil - es ist und bleibt sein Konzil - war ein Versuch, der, wie wir ausführlich zu zeigen beabsichtigen, einen unerhörten Erfolg zeitigte in der Weckung und Befreiung der schöpferischen, in der Kirche schlummernden Energien, wobei die liberalen Freiheiten auch für die Kirche ernst genommen wurden. Er glaubte nicht daran, dass er alles und die anderen nur wenig wüssten. (Progressiver Katholizismus II, S. 18,21)

Das Buch behandelt weiters den mit dem Konzil wieder eingeführten Bruderbegriff sowie eine Liturgiereform. Daim zitiert dabei ausführlich den Schweizer Konzilstheologen Hans Küng, dem 1979 die kirchliche Lehrerlaubnis entzogen werden sollte, weil er Zweifel an der Unfehlbarkeit des Papstes geäußert hatte und gemeint hatte, „allein schon die

Liturgiereform hat das Konzil gelohnt“. Daim nimmt ebenso die Frage des Verhältnisses von Papst und Bischöfen auf, das Problem der Kollegialität, das bis heute nicht wirklich gelöst ist. Damit verbunden sind Bischofswahl und Demokratisierung der Kirche - Forderungen, die Daim selbst als „geradezu utopische Zukunftsbilder“ bezeichnet und nun optimistisch sinniert:

„Viele große Pflanzen beginnen mit einem zarten Trieb. Vor allem wird abzuwarten sein, was in den nächsten Jahren aus dem Bischofsrat wird“.

Dieser Bischofsrat wurde als „Bischofssynode“ von Papst Paul VI. durch das Mo- tuproprio Apostolica sollicitudo am 15. September 1965 eingerichtet. Die Synode hielt seitdem insgesamt zwölf Generalversammlungen zu Themen wie Familie, Evangelisierung, Priesterausbildung etc. ab. Zuletzt (2008) diskutierten 256 Bischöfe aus 118 Ländern über das Thema „Eucharistie“. 177 Teilnehmer waren in den regionalen Bischofskonferenzen gewählt worden, 39 nahmen aufgrund ihres Amtes teil und 40 weitere wurden von Papst Benedikt XVI. persönlich ernannt. Zwölf nichtkatholische Kirchen und kirchliche Gemeinschaften waren eingeladen, Vertreter zur Synode zu entsenden. Offenkundig ist in dieser Konstellation eine der Forderungen Daims zumindest in formeller Weise erfüllt (vgl. These 23 in „Kirche und Zukunft“). Wie weit die Beratungen tatsächlichen Einfluss auf die Geschicke der römischen Kirche nehmen, kann hier nicht beurteilt werden.

Ähnlich schwierig zu beurteilen ist der Effekt zahlreicher Schuldbekenntnisse, die Vertreter der Amtskirche in den Jahrzehnten seit dem Konzil ausgesprochen haben. Für Daim sind sie die Basis für einen echten Dialog mit den anderen christlichen Konfessionen. Aber auch hier muss man fragen: Wenn die formale Bereitschaft zum Dialog heute ungleich größer ist als je zuvor in der Kirchengeschichte, wo bleiben die inhaltlichen Fortschritte? Zwar pflegen sich der Papst und die Spitzen der „getrennten Brüder“ mittlerweile zur Begrüßung ungezwungen zu umarmen, doch harrt die Christenheit dennoch weiter auf konkrete Schritte zur Einheit.

Ein besonderes Anliegen Daims war und ist das Verhältnis der Christen zu den Juden. Er führt die Verabschiedung einer Konzilserklärung über die Juden auf die Wirkung des Theaterstücks „Der Stellvertreter“ von Ralph Hochhuth (Uraufführung am 20. Februar 1963 in Berlin) und die darauffolgende Diskussion über das Verhalten von Pius XII. im Angesicht des Holocaust zurück:

> Mit Ächzen und Stöhnen, mit Ach und Weh gebar das Konzil eine Aussage über die Juden. Viele Kräfte waren am Werk, den Geist dieser Aussage auszulöschen. Es gelang ihnen nicht. Sehr wohl gelang es jedoch, ihn zu dämpfen. Es wäre sicherlich gelungen, ihn auszulöschen, wäre der Heilige Geist nicht wieder einmal über „außerkirchliche Stützpunkte“ in Aktion getreten. Hochhuth hat das moralische Problem der Unterlassung eines heroischen Einsatzes der Christen für die Juden - aber schließlich auch für Zigeuner, Russen - zum Problem gemacht. (Progressiver Katholizismus II, S. 146)

Statt in einer eigenen Erklärung zum Judentum wurde die Haltung der Kirche zu den Juden in die Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen vom 28. Oktober 1965 („Nostra Aetate“) aufgenommen. Obwohl sowohl Wilfried Daim als auch viele andere diesen Text immer noch als unzureichend ansehen, soll doch darauf hingewiesen werden, dass die Aufforderung zur „Umkehr vom Götzendienst zum Dienst am lebendigen und wahren Gott“ (1 Thessalonicherbrief 1,9) nach den Erkenntnissen des Konzils nicht (mehr) auf die Juden angewendet werden darf, weshalb es heute auch keine „judenmissionarischen“ Aktivitäten mehr gibt. Zwischen der katholischen Kirche und dem jüdischen Volk geht es mittlerweile um die Begegnung „auf der Ebene ihrer je eigenen religiösen Identität“
(Papst Johannes Paul II., 12. März 1979). Das ist ein gewaltiger Fortschritt.

Sozialer Katholizismus

Daims Buch endet mit einem Kapitel über „Sozialisierung“, in dem mehr oder weniger deutlich davon ausgegangen wird, dass es nach Überwindung des Kapitalismus zu einer liberal-sozialistischen Gesellschaftsordnung kommen werde. Zwar bezeichnet er dies selbst als „Arbeitshypothese“, doch ist eine Parallele zur Geschichtsauffassung des historischen Materialismus nicht zu verkennen. Dieser Standpunkt blieb natürlich nicht unwidersprochen. So wurde Daim vom „Österreichischen Akademikerbund“, dessen Mitglied er war, Anfang 1965 ein Ehrengerichtsverfahren angedroht, dem er jedoch durch seinen Austritt zuvorkam.

Vermutlich hat sich Wilfried Daim in dieser einen seiner Grundthesen zu sehr von den Ideen August M. Knolls leiten lassen, der ja in seinem Buch „Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht“ (abgeschlossen im März 1962) die Voraussage wagte, am 15. Mai 1971 würde der Papst in eine Enzyklika „Octogesimo Anno“ „wesentliche Elemente des Ost-

Sozialismus“ aufnehmen und „vielleicht schon die Kolchosen verstehen und positiv würdigen“. Nichts davon ist eingetreten. Allein am 14. Mai 1971 gab es eine päpstliche Sozialenzyklika. Sie hieß zwar nicht „Octogesimo Anno“ sondern „Octogesimo Adveniens“. Sie bezog sich damit ausdrücklich auf „Rerum Novarum“ und - wie üblich - auf alle darauffolgenden wichtigen Sozialenzykliken. Allerdings war sie viel breiter angelegt als Knoll vermutet hatte, indem sie nämlich eine Reihe von Problemen der Zeit konkret ansprach - Probleme, die uns auch heute, nach vierzig Jahren, noch bewegen - wie etwa das Bevölkerungswachstum, die Verstädterung, die Umweltzerstörung und die Massenmedien. Insofern unterscheidet sich diese Enzyklika wohltuend von vielen anderen, im Allgemeinen stecken bleibenden päpstlichen Enunziationen.

Zwar geht der 1971 angeblich von Dominikanern verfasste Text auch auf ideologische Systeme wie Marxismus, Sozialismus und Liberalismus ein. Nirgendwo findet sich aber die Anerkennung der Kollektivwirtschaft oder des Ostsozialismus. Im Gegenteil: der Text analysiert die verschiedenen innerideologischen Strömungen und ruft zur Vorsicht bei der Beurteilung von Sozialismus und Marxismus auf. So heißt es etwa in Abschnitt 13: „Es ist also ein sehr scharfes und genaues Urteil erforderlich, da die vom Sozialismus angezogenen Christen recht oft dazu neigen, ihn sich allgemein und umfassend als etwas allseitig Vollkommenes vorzustellen; dann wird der Sozialismus zum Streben nach Wahrung gegenseitiger Gerechtigkeit, gegenseitiger Zusammengehörigkeit und Gleichheit.“

Fast gewinnt man den Eindruck, die Verfasser der Enzyklika hätten Knoll, Daim oder andere linkskatholische Autoren gelesen. Doch die Katze lässt das Mausen nicht. Auch eine innerkirchliche Utopie muss her. Daim tritt unbekümmert für eine „Rückkehr der Kirche zur Armut“ ein, da sie „nach wie vor mit tausend goldenen Ketten an den Kapitalismus gebunden sei“ und zitiert den brasilianischen Bischof Dom Helder Camara (1909-1999). Der Begründer der Befreiungstheologie hatte am Vorabend der zweiten Sitzungsperiode des Konzils im Jahre 1963 einen offenen Brief an seine Mitbischöfe gerichtet, in dem er sie beschwor, den äußeren Reichtum abzulegen, um die Distanz zwischen ihnen und den arbeitenden Menschen zu verringern. Ein anderer Konzilsvater, Erzbischof Frane Franic (1912-2007) aus Split, hatte vorgeschlagen, im Schema über die Kirche deutlich auszusagen, dass „die Armut eine nötige Voraussetzung für die Heiligkeit der Bischöfe sei und dass diese gerade heute der Kirche sehr fehle.“ (Progressiver Katholizismus II, S. 191)

In diesem Zusammenhang verweist Daim auf einen Vorfall mit Symbolcharakter. Er betraf den Hang des Klerus, sich entgegen den

ausdrücklichen Worten Jesu (Matthäus 23:5) mit Äußerlichkeiten abzugeben: Er berichtet vom persönlich wirklich anspruchslosen Kardinal Innitzer, der während des Sturmes junger NS-Gangs- ter auf das erzbischöfliche Palais zu Anfang der deutschen Besetzung Österreichs seine goldene Bischofskette verlor.

„Arbeiter fertigten ihm daraufhin eine neue aus Stahl. Aber er begriff nicht: Kaum war die NS-Zeit vorbei, war auch die goldene Kette wieder da." (Progressiver Katholizismus II, S. 190)

Wenngleich man auf der Grundlage des Beschlusses des Vatikanischen Konzils Regelungen getroffen hatte, Insignien der Macht abzulegen, den Lebensaufwand zu verringern, sich aller pompöser Titel zu entledigen, ist zu befürchten, dass die heutigen Würdenträger diesen wohl auf der Begeisterung der Konzilsaula beruhenden Worten nicht unbedingt Taten folgen ließen. Wie man überhaupt einmal grundsätzlich überlegen sollte, welcher tiefere Sinn in der Kleidung eines Geistlichen und in bestimmten kirchlichen Symbolen liegt. Daneben wäre zu prüfen, ob es auf Äußerlichkeiten ankommt oder nicht vielmehr auf das persönliche Wirken, den persönlichen Einsatz und das persönliche Beispiel.

Daim wäre nicht Daim, hätte er nicht noch einen Schritt weiter gewagt, um mehr oder weniger gleichzeitig mit den beiden Büchern über „Progressiven Katholizismus" ein nächstes Werk über den gesellschaftsverändernden Charakter des rechten (linken?) katholischen Glaubens vorzulegen: „Christentum und Revolution" nannte er sein folgendes Buch.

Der gute Christ - ein Revolutionär?

> Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. (Exodus 20:2)

In der Einleitung zu seinem 1967 erschienenen Buch „Christentum und Revolution“ beantwortet Daim die Frage, warum er seine sozialpsychologischen Thesen auf eine wörtliche und anscheinend völlig unkritische Auslegung der biblischen Texte gründet mit einem Hinweis zur Bedeutung von Mythen im Allgemeinen:

> [...] unsere Fragestellung ist primär eine sozialpsychologische und keine historische. Die politisch-psychologischen Wirkungen einer Erzählung vermögen gleich intensiv zu sein, ob sie nun historisch ist, mythisch oder ein Konglomerat aus historischen und mythischen Elementen. So übte die Figur Hagen von Tronjes im Nibelungenlied eine unheilvolle Faszination im deutschen Raume aus. Dieser Archetyp des heroischen Nihilismus des germanischen Heidentums verdarb viele junge Gemüter mit seinem vorbildhaft wirkenden sinnlosen Trotz. Und er ist sicherlich ein praktisch rein mythisches Produkt. (Christentum und Revolution, S. 14 f)

Daim verteidigte diese Vorgangsweise, das biblische Geschehen „at face value“ zu nehmen, indem er schlüssig macht, dass sich kein Mythos auf Dauer halten könne, in dem nicht zumindest ein Stück Wahrheit stecke.

Ausgangspunkte seiner Theorie, das Christentum sei bei genauerer Betrachtung eine im Kern revolutionäre Religion (Bewegung?), sind detaillierte Analysen der Persönlichkeiten und des Wirkens von Moses und Jesus. In einer ungemein spannend geschriebenen psychologischen Interpretation der Herkunft von Moses, seiner Stellung am Hof des Pharao, seiner Emigration und des aus dem brennenden Dornbusch an ihn ergangenen göttlichen Auftrags, sein Volk aus der ägyptischen Sklaverei zu befreien, legt Daim dar, wie aus dem Findelkind Moses der oberschichtige Revolutionär wird, der sich seines geknechteten Volkes annimmt.

Die Zehn Gebote interpretiert Daim als das erste Revolutionsgesetz der Geschichte, dessen Präambel „Ich bin der Herr, dein Gott, der dich geführt hat aus Ägypten, dem Haus der Sklaverei“ die Grundlage des jüdischen Freiheitsstrebens ist. Daim führt weiter zum Text des Buches Exodus und analysiert die im „Tanz um das goldene Kalb“ symbolisierte Konterrevolution, angeführt von Aaron, dem Bruder des Moses. Im goldenen Kalb sieht er eine Darstellung des Apis-Stiers, der Bote des ägyptischen Schöpfergottes Ptah. Dieser Rückgriff auf ein früheres Symbol

trägt nach Daim faschistische Züge (vgl. die zahlreichen Rückgriffe auf germanische Symbole durch Hitler oder römische Symbole durch Mussolini).

Daim betrachtet den Auszug aus Ägypten aus der Sicht des Psychologen und rechtfertigt die Landnahme der Israeliten als eine historische Notwendigkeit. Diese ergibt sich nach Daim aus der Bedeutung, die die jüdische Revolution für die ganze Menschheit haben sollte. Weiters erörtert er die Rolle der Propheten als jene von Kämpfern gegen den Rückfall der Juden in den vorrevolutionären Pharaonismus. Schließlich stellt er die Vollendung der weltgeschichtlichen Mission des Judentums durch Jesus von Nazareth („Widerspruch bis zum Tod“) im Neuen Testament fest. Allerdings wendet er sich gegen die im modernen Katholizismus verbreitete Interpretation Marias als der „süßen Gottesmutter“, der „Rose ohne Dornen“, wie sie im Kirchenlied „Meerstern, ich dich grüße“ (1830) besungen wird. Daim weiß, dass der Name „Maria“ die „Widerspenstige“ bedeutet. Das Magnifikat (Lukas 1:47-55) ist für ihn ein weiterer Beweis für die egalitäre Sprengkraft, die in der jüdischen und christlichen Religion verborgen ist. Denn in dieser „Marseillaise des Christentums“ heißt es an zentraler Stelle:

Er vernichtet die Herzen voll Hochmut,

Gewalthaber stürzt er vom Thron,

Er erhöht die Niedrigen.

Hungrige erfüllt er mit Gütern, Reiche lässt er leer ausgehen ..

Im Vergleich zum langen Kapitel über den Revolutionär Moses, das 1972 auch als eigenständiger Aufsatz im Center-Magazine, Santa Barbara, USA, erschien, geraten Daims Gedanken zu Jesus relativ kurz. Doch umso prägnanter fallen die 13 Thesen aus, die er im heilsgeschichtlichen und sozial-revolutionären Programm des Nazareners erkennt, womit er gleichzeitig in eindringlicher Weise die Grundlagen seiner gesamten gesellschafts- und kirchenpolitischen Ideenwelt zum Ausdruck bringt:

1. Jesus weiß sich in der Kontinuität von Abraham, Moses, Samuel, Elias und Johannes. Er erkennt das Wirken dieser Männer voll an.

2. Er will in ihrem Geiste wirken, klammert sich jedoch nicht an den Buchstaben des Gesetzes.

3. Er will vertiefen und die jüdische Grundidee universalisieren.

4. Bei diesem Prozess betrachtet er die Juden als „Elite", als Vortrupp“ der universalen Revolution: Sie sind durch ihre Geschichte hierzu prädestiniert und sollten die primären Träger der christlichen Dynamik sein.

5. Sein primäres Anliegen ist die Versöhnung der Menschheit mit Gott, dem Vater.

6. Sein politisches Ziel ist eine universelle Gesellschaft, deren grundlegendes Prinzip die allgemeine Brüderlichkeit ist, die zwar verschiedene Funktionen, jedoch weder Kasten noch Klassen kennt.

7. Der Ausweis der Wahrhaftigkeit des christlichen Strebens liegt, wie bei Johannes dem Täufer, in der Fruchtbarkeit, modern gesprochen, in der Produktivität des Wirkens.

8. Christus scheitert am Widerstand des jüdischen Establishments und beschließt, durch seinen Tod letztes Zeugnis seiner Wahrhaftigkeit abzulegen.

9. Er schafft eine kleine jüdische Organisation mit dem Ziel, dem Geist Gottes - der treibenden Dynamik der Geschichte - zum Durchbruch zu verhelfen, um letztlich die Gesellschaft von Brüdern unter einem Vater zu realisieren.

10. Da das Judentum in seiner Hauptmasse nicht bereit ist, ihm zu folgen, nimmt er einen Umweg in Kauf.

11. Wird die universelle Brüderlichkeit verwirklicht, wird implizite auch die nationale Befreiung des Judentums realisiert.

12. Die primäre Zielsetzung ist wenig konkret in ihrer Organisationsform, da diese je nach der ökonomischen und technischen Konstellation wechseln muss. Das Universalprinzip der Brüderlichkeit muss je nach der technischen Stufe immer in neuer Form angewendet werden.

13. Wird eine Welt der universellen Brüderlichkeit geschaffen, so ist dies auch eine Welt des Friedens. (Christentum und Revolution, S. 110 f)

Auch für diese Darstellung hatte Daim schon im Werk „Die kastenlose Gesellschaft“ (1960), die ja im Aufruf zur „universellen Brüderlichkeit“ mündet, die Grundlagen gelegt. Heute würde Daim vermutlich von einer „globalen Geschwisterlichkeit“ sprechen. Das zentrale Symbol für das Wirken des Christen zur Errichtung einer brüderlichen und friedlichen Welt sieht Daim in der Eucharistie:

> Das gemeinsame Essen und Trinken ist an und für sich - wird doch unbewusst die gemeinsame Mutter vorausgesetzt - ein Verbrüderungszeremoniell, wie die Riten verschiedener Völker zeigen. Im Passamahl, anscheinend ohne Lamm gefeiert, spielt nun das ägyptische Sklavenbrot eine Rolle, ebenso wie der Wein. Christus identifiziert sich mit Brot und Wein und schafft so einen gleichsam absoluten Kern der Weltverbrüderung.
>
> Wenn es einen zentralen, absoluten Punkt der universellen Brüderlichkeit gibt, so jenes Passamahl in Jerusalem, das größte jüdische Vergangenheit in einer großartigen Gegenwart mit einer unerhörten Zukunft verband.
>
> Die Verschmelzung der Menschen mit Christus ist als das Zentrum christlichen Lebens gedacht und hat seine Wirkung trotz aller antibrüderlichen Tendenzen, die weitgehend die Liturgie beherrschen. Man kann kein größeres Verbrüderungssymbol finden als die Eucharistie, obwohl diese Feststellung nur selten in christlichen Lehrbüchern zu finden ist. (Christentum und Revolution, S.124)

Zur Eucharistie ist zu anzumerken, dass der brüderliche Charakter der katholischen Abendmahlsfeier durch die Liturgiereform der nachkonziliären Zeit zwar bedeutende Impulse erhalten hat, wie man an der Art und Weise erkennen kann, in der mancherorts die Messe gefeiert wird, der Feier aber immer noch die eigentliche Form eines „brüderlichen Gemeinschaftsmahls“ fehlt. Ansätze dazu gab es bislang nur im holländischen Reformkatholizismus der späten 60er-Jahre.

Was die Durchsetzung der Anliegen Christi mit Hilfe der von ihm gegründeten Gemeinschaft, der ecclesia, betrifft, so stellt Daim eine interessante „Umwegstrategie“ des Heiligen Geistes fest. Es sind die Schismatiker (Orthodoxe) und die Häretiker (z. B. die Hussiten) die wichtige Wahrheiten gegen die römische Kirche bewahren, bis sie mit dieser durch gegenseitige Zugeständnisse zur Einheit gelangen. Ähnliches habe auch für das Judentum zu gelten, zu dem der Geist ebenfalls über Umwege hinführe. Daim, dessen Hang zum Querdenken nirgendwo deutlicher wird als bei seiner Interpretation der Geschichte und der Aufgaben des Judentums, steht nicht an zu behaupten, dass die Juden

„trachten sollten, den Tod Jesu zu verarbeiten“, während die Christen „dem Judentum die Führung im Christentum anbieten müssten, die ihm von Ewigkeit her zusteht. Der Platz steht leer.“

In diesem Sinn ist auch zu verstehen, wie Daim - und nicht nur er - die großen revolutionären Bewegungen der Neuzeit, etwa die nordamerikanische Revolution, die Französische Revolution und der Kommunismus, als Säkularisierungen christlicher Ideen sieht, die als „Umwege des Geistes“ aber auch geeignet sind, die Kirche „zu sich selbst zu bringen“. Denn sowohl in der amerikanischen als auch der Französischen Revolution wird von den Menschen in ihrer Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit gesprochen. Bedingungen, die auch heute die Allgemeine Erklärung der Menschenrechte zugrunde liegen: „Alle Menschen sind frei und gleich an Würde und Rechten geboren.“ (UNO-Vollversammlung, 10. Dezember 1948)

Was Daims Vorhersagen den Kommunismus betreffend anbelangen, sollte man aber differenzieren. Wie schon erwähnt, konnten sich weder August M. Knoll noch Wilfried Daim in der Mitte der 60er-Jahre einen Zusammenbruch des Kommunismus vorstellen. Zwar hielten sie eine weitere Liberalisierung des seit 1956 offen entstalinisierten Sowjetkommunismus für wünschenswert und möglich, glaubten aber, dass sich die Vergesellschaftung der Produktionsmittel auf lange Sicht durchsetzen würde, da mit ihr die Ausbeutung des Proletariats beendet sein würde (vgl. hierzu das Kapitel

„Linkskatholizismus“). Wie die jüngste Geschichte zeigt, ist das Gegenteil der Fall. Marktwirtschaft und verschiedene Ausprägungen des Kapitalismus verweisen den Kommunismus und die klassenlose Gesellschaft langsam aber sicher in das Reich nostalgischer Träume. Insofern kann man heute höchstens die utopische Grundidee des Kommunismus, nicht aber den realen Sozialismus als eine geistige Herausforderung für die Kirche verstehen. „Im Hinblick auf die Existenz der Bettelorden wäre das Gemeineigentum ja nichts grundlegend Neues“, beharrt Daim auch heute noch. Möglicherweise liegt der Umweg des Geistes darin, dass der Kommunismus eine Art „Märtyrertod“ von der Hand des gottlosen Kapitalismus erleiden muss, um nicht nur Freiheit und Demokratie in der Kirche, sondern auch andere „jesuanische“ Elemente - wie etwa gelebte Solidarität mit den Armen und Entrechteten oder den Pazifismus - ins Bewusstsein (zurück) zu rufen.

Christen und Marxisten

Mit dem Schlagwort „Christentum und Revolution“ stellte Daim die Forderung, dass sich Christen im Dialog mit Marxisten die Frage stellen sollten, ob es im Gedankengut von Marxismus und Kommunismus nicht Werte gäbe, die man übernehmen könnte. Solch einem Dialog zwischen Christentum und Marxismus hatte sich schon in den frühen 60er-Jahren die 1955 gegründete „Internationale Paulusgesellschaft“ gewidmet. Ihr wurde eine maßgebliche Rolle im „Prager Frühling“ von 1968 und dem Liberalisierungs- und Demokratisierungsprogramm der tschechoslowakischen KP unter Alexander Dubcek zugebilligt.

Der christlich-marxistische Dialog war daher auch eines der Themen in einem Redetext, den Wilfried Daim für das 70. Stiftungsfest der CV-Verbindung Rudolfina am 16. Mai 1968 vorbereitet hatte. Allerdings nahm die Verbindung die Einladung an Daim zurück, hauptsächlich deshalb, weil auch Bundeskanzler Dr. Josef Klaus als Festredner vorgesehen war. (Es wäre sicher reizvoll gewesen, beide Urmitglieder der Rudolfina bei einem solchen Anlass zu hören.) Inzwischen war der Text Daims aber schon in Druck gegangen und als nicht gehaltene Rede unter dem reißerischen Titel „Marx im CV“ im Juni 1968 im „Neuen Forum“ XV/174-175 (S. 495 ff.) und darauf auch in der Verbindungszeitschrift „Kontakt“ erschienen. Daim hatte im Redeentwurf unter anderem formuliert:

> Stand am Ende des 19. Jahrhunderts der nach außen abgedrängte, im letzten christliche Geist der Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit vor den Toren unserer Kirche, seit 100 Jahren Einlass heischend, und machte der CV für diesen Geist die Türe auf, so ist es heute ein anderer, wiederum abgedrängter, nunmehr radikal sozialer Geist, der Einlass heischt. Wenn wir das Abenteuer des Anfangs wiederholen wollen, ein Abenteuer der Irrwege und Opfer, das aber doch im letzten erfolgreich war, so steht heute vor uns der Geist der Gemeinschaft - wir kennen ja das merkwürdige Wort Kommunion -, der Eigentumsgemeinschaft, der Sozialität in einem so substantiellen Sinn, wie ihn nur die frühen Christen kannten.
>
> Können wir konkret mit dem Marxismus das Gleiche tun, das wir mit dem Liberalismus taten? Den humanen, ja christlichen Kern von all dem unannehmbaren Beiwerk säubern? Sind wir imstande, haben wir die Kraft, uns nochmals einer so großen Herausforderung zu stellen? Ich weiß es nicht.
>
> Doch es ist der Mühe wert, es zu versuchen. (Neues Forum XV/174-175 S. 498)

Es wird nicht verwundern, dass solche und ähnliche Ausführungen einigen Staub aufwirbelten. Der damalige Unterrichtsminister Heinrich Drimmel kritisierte Daim öffentlich; in der Rudolfina war von einem „Trojanischen Pferd“ die Rede. Der Dialog mit dem Marxismus wurde von konservativer Seite als Versuch „kommunistischer Infiltration“ bezeichnet. Daim erhielt dennoch die Möglichkeit, auf seine Kritiker zu antworten. Er blieb bei seiner Auffassung, dass es gelte, einen weltanschaulichen Gegner dadurch zu bekämpfen, dass man dessen positive Elemente übernimmt. So wie der CV die demokratischen Werte aus dem Liberalismus bezogen hätte, so könne man den Marxismus dadurch überwinden, dass man seine antikirchlichen, antichristlichen und atheistischen Elemente durch Übernahme von positiven sozialkritischen Elementen bekämpft.

Aus heutiger Sicht lässt sich Daim Vorhalten, obgleich immer gegen die totalitären Auswüchse des Kommunismus und insofern vieles zu dessen Liberalisierung beigetragen zu haben, dabei aber die Geschichtsmächtigkeit dieser Ideologie gewissermaßen als ein Naturgesetz angesehen zu haben. Nachträglich ist man freilich immer gescheiter: tatsächlich war es im Kalten Krieg, unter dem „Gleichgewicht des Schreckens“, nicht wirklich vorstellbar, dass das kommunistische Wirtschaftssystem innerhalb von wenigen Jahrzehnten zusammenbrechen, das Sowjetimperium sich auflösen und Rotchina die freie Marktwirtschaft einführen würde. In den Jahren 1968/69 war es durchaus gängig, Versuche, den realen Sozialismus zu humanisieren, einfach abzutun.

Damals jedenfalls war Daim mit seinen Vorstellungen zur Übernahme marxistischer Ideen für den christlichen Westen in der Folge etlichen Angriffen ausgesetzt. An der Auseinandersetzung, die in mehreren Artikeln festgehalten ist, erkennt man, wie schwer es dem damaligen „Establishment“ fiel, mit den in der Regel christlich begründeten Thesen Wilfried Daims umzugehen. Was verwundern musste, war der Zorn und die Emotion, mit welcher brave Juristen aus dem Staatsdienst auf die teilweise sicher utopischen, aber stets humanistischen Forderungen des „Querdenkers“ reagierten. Mitte 1970 hatte sich die Diskussion totgelaufen.

Die vatikanische Ostpolitik

> Alles, was in den letzten Jahren in Osteuropa geschehen ist, wäre ohne diesen Papst nicht möglich gewesen (Michael Gorbatschow in einem Nachruf auf Johannes Paul II., „Der Spiegel“, 3.4. 2005)

1967 brachte Wilfried Daim das Buch „Der Vatikan und der Osten“ heraus, eine mit ausführlichem Kommentar versehene, fast 300 Seiten umfassende Dokumentation. Daim zitiert und analysiert Aussagen der Kurie, Statements der lokalen Episkopate und Erklärungen der lokalen kommunistischen Parteien aus der Zeit unmittelbar vor und nach dem Konzil. Damit erhält der Leser einen Eindruck über die damaligen Beziehungen der katholischen Kirche vor allem mit folgenden Ländern: die Sowjetunion, Polen, CSSR, Ungarn, Jugoslawien und die DDR. Wilfried Daim hatte die genannten Staaten öfter besucht, wobei er Gespräche mit Vertretern der Kirche und Vertretern katholischer Organisationen führen konnte. Auf Grund seiner persönlichen Eindrücke und seiner umfangreichen Korrespondenz konnte er ein relativ genaues Bild von der Lage der Kirche im Osten geben. Daim geht jedoch immer auch in der Landesgeschichte zurück, was gerade im Fall der deutsch-polnischen Beziehungen zum Verstehen des schwierigen Verhältnisses der beiden Länder sehr wichtig ist. Ebenso stellt Wilfried Daim im Detail dar, wie sich der Vatikan in den verschiedenen Phasen des 20. Jahrhunderts zu Mittel- und Osteuropa verhielt, und man erfährt etwa, dass der Führer der kroatischen Ustascha, Ante Pavelic, unter dessen Terrorregime mindestens 300 000 Menschen ermordet wurden, von Papst Pius XII. mit allen Ehren empfangen wurde. Nach dem Krieg war Jugoslawien auch der erste kommunistische Staat, mit dem der Vatikan diplomatische Beziehungen aufnahm. Ein für den Vatikan ebenfalls eher unrühmliches Beispiel ist die CSSR, wo es die katholische Kirche nicht vermochte, wirklich konstruktive Schritte zu setzen.

Mag Daims Darstellung der Kirchenpolitik in Osteuropa im Kern nur von historischem Interesse sein, so lassen seine Ausführungen doch auch Rückschlüsse auf die gegenwärtige Situation der Katholiken in den sogenannten „Reformländern“ zu. Und einmal mehr lässt Daim nicht die Gelegenheit verstreichen, sich für die damals gar nicht so selbstverständliche friedliche Koexistenz und für einen aktiven Dialog mit dem Ziel der Liberalisierung des Kommunismus auszusprechen.

Das Bundesheer - eine Illusion?

> Wir sind gekommen, den Ermahnungen Jesu gehorsam, zu zerbrechen die Schwerter, mit denen wir unsere Meinungen verfochten und unsere Gegner angriffen, und wir verwandeln in Pflugscharen die Speere, deren wir uns früher im Kampfe bedient haben. Denn wir ziehen nicht mehr das Schwert gegen ein Volk, und wir lernen nicht mehr zu kriegen, nachdem wir Kinder des Friedens geworden sind durch Jesus, der unser Führer an Stelle der heidnischen geworden ist. (Kirchenlehrer Origenes Adamantius zit. nach Walter Dignath, Kirche, Krieg, Kriegsdienst, S. 20)

Wilfried Daim wurde in Österreich nicht nur durch seine Bücher und Aufsätze über Lanz von Liebenfels und die Entfeudalisierung der katholischen Kirche bekannt, sondern auch durch sein Eintreten für die Abschaffung des österreichischen Bundesheeres. Sein Engagement für ein diesbezügliches Volksbegehren in den Jahren 1969/70 erbrachte zwar damals noch keine konkreten Ergebnisse, bereitete aber nach der Nationalratswahl vom 1. März 1970 den Boden für die Verkürzung der Wehrdienstzeit von neun auf sechs Monate.

Das geplante Volksbegehren

„Ausgelöst wurde die Forum-Debatte ums Bundesheer durch einen satirischen Beitrag in der April-Nummer 1969, in dem Wilfried Daim, Mitglied des katholischen Cartellverbandes (CV), aber überzeugter Pazifist, den damaligen Außenminister Kurt Waldheim eine fiktive Rede vor der UNO halten ließ - Titel:, Warum das Bundesheer aufgelöst wurde'. In der folgenden Nummer bezweifelte Waldheim in einem Brief, ob das ausgewählte Thema das geeignetste für solche Scherze ist' - und in einem weiteren Leserbrief fragte der damalige Kunststudent Hellmut Lorenz, späterer Ordinarius für Kunstgeschichte an der Universität Wien, ob es nicht möglich wäre, ‚gegen das Bundesheer und die Wehrpflicht und alle weiteren damit verbundenen Dummheiten in unserem Land ein Volksbegehren zu inszenieren'. Nenning fügte als Fußnote dazu: ‚Ich bin dafür. Wer noch?'

Damit ruhte die Debatte auf den Leserbriefseiten zunächst - um im Dezember mit neuem Schwung wieder aufzuleben. In der fortan in das Forum integrierten Kleinen Soldaten Zeitung erschienen neben einschlägigen Leserbriefen einige Beiträge, die sich mit dem Bundesheer befassten, unter anderem von der Katholischen Jugend Salzburg, die ‚Friedensdienst statt Bundesheer' forderte.

Und Daim selbst meldete sich mit einem persönlichen Beitrag zur Diskussion' wieder:

‚Für ein Volksbegehren zur Abschaffung des BH'. Darin schlug er unter anderem vor, Freiwillige zu suchen, die im Fall einer Besetzung gewaltlosen Widerstand leisten würden und das Bundesheer in die Reihen der Gendarmerie zu überführen, um mit einer speziellen Einheit die sekundären Zwecke der Armee wie Grenzschutz und Katastrophenhilfe zu erfüllen.

Die Resonanz war überraschend groß. Nicht nur der Verband Sozialistischer Mittelschüler (VSM) und Teile der Verbandes Sozialistischer Studenten (VSStÖ) forderten die Abschaffung des Bundesheeres, in den im Forum veröffentlichten Unter- stützungserklärungen fanden sich auch Theologiestudenten, Kapläne und Pfarrer. Und in Aktivisten-Runden wurde während der folgenden Wochen umfangreich über den möglichen Gesetzestext diskutiert, in den die Daim-Vorschläge einflossen.

Als Nenning den Text Anfang März 1970 im Forum veröffentlichte, waren die linken Aktivisten allerdings verstört. Der Herausgeber hatte in Eigenregie einen Passus umformuliert: ‚Im Rahmen der Bundesgendarmerie wird eine Neutralitätsschutztruppe gebildet. Ihr obliegt die Wahrnehmung jener militärischen Pflichten eines dauernd neutralen Staates, die nicht in Kriegsführung und Vorbereitung auf diese besteht.'

Eine solche Formulierung war zuvor mit überwältigender Mehrheit abgelehnt worden. Die radikalen Armeegegner sahen in einer derartigen Formation eine Wiedereinführung der B-Gendarmerie, die 1952, drei Jahre vor dem Staatsvertrag, als Vorgängertruppe des Bundesheeres gegründet worden war. Trotzdem: Der Text forderte die Auflösung des Bundesheeres. In den Übergangsbestimmungen wurde eine Demokratisierung und Rationalisierung des Heeres sowie das Recht auf Wehrdienstverweigerung und Friedensdienst festgeschrieben. Die Stimmrechtsscheine mit dem Nenning-Text wurden also weiter verteilt.

Zur Einleitung des Volksbegehrens kam es nie. 30 000 Unterschriften wären dafür notwendig gewesen, die angeblich erzielten 28 000 Unterschriften sind auf mysteriöse Weise in den Räumen des ‚Neuen Forum' in der Museums-Straße beim Volkstheater verschwunden, wo Nenning zur damaligen Zeit auch wohnte.

Dennoch entwickelte die um das Volksbegehren entstandene Bewegung eine be- trächtliche Dynamik, der sich sogar die ÖVP nicht zu entziehen

vermochte: Kurz vor den Parlamentswahlen am 1. März 1970 räumte sie ein, dass das Bundesheer einer Reform, eventuell sogar einer Änderung der Wehrdienstzeit bedürfe. Dies war aber unglaubwürdig, hatte die ÖVP-Alleinregierung doch kurz zuvor eine Milliarde für das Heer lockergemacht - was die SPÖ wiederum für ihren Wahlkampf zu nutzen verstand.

Kreiskys Wahlsieg 1970 war damit in erheblichem Maß seinem Versprechen ‚Sechs Monate sind genug' zu verdanken, das mit der am 15. Juli 1971 verabschiedeten Wehrgesetznovelle eingelöst wurde: Die Dauer des Präsenzdienstes wurde von neun auf sechs Monate plus Wehrdienstübungen verkürzt - deren Dauer sollte allerdings nicht, wie den Jugendorganisationen versprochen, nur zweimal 14 Tage, sondern insgesamt 60 Tage betragen." (Georg Friesenbichler: Unsere Wilden Jahre - die Siebziger in Österreich, S. 35ff)

Unbestätigten Meldungen zufolge hatte Günther Nenning (1921-2006) seine Hand im Spiel, als das Bundesheer-Volksbegehren im Sand verlief - Nenning wollte offenbar Bruno Kreisky dieses Problem ersparen. Einige Zeit vor seinem Tod, so berichtet Wilfried Daim heute, hat Nenning zu ihm gesagt „Es ist gut, dass es dich gibt."

Daim hatte jedenfalls mit seiner fiktiven „UNO-Rede von Außenminister Waldheim" im „Neuen Forum" vom 1. April 1969 einen Stein ins Rollen gebracht, der im Grunde bis heute weiterrollt, betrachtet man die Verteidigungsausgaben Österreichs, den damit verbundenen Zustand des Heeres und die aktuelle Diskussion um ein Berufsheer. Der Kernsatz von Daims „Waldheim-Rede" lautet:

> Konfrontiert mit der Tatsache, dass ein Land von der geringen Größe, geringen ökonomischen Potenz, ungünstigen geographischen Lage und den ihm auferlegten Rüstungsbeschränkungen militärisch nicht mehr erfolgreich verteidigt werden kann, gab es in unserem Denken einen großen Sprung nach vorwärts. Wir wollen auch künftighin keineswegs Unrecht hinnehmen, wir wollen uns künftig gewaltlos verteidigen. (Die Rede Außenminister Waldheims vor der UNO, Neues Forum, 184/1, S. 252)

Daims Gründe für die Abschaffung des Bundesheeres

Daim merkte nach seiner fiktiven Rede, was er damit auslösen konnte und ging die Sache ernsthaft an: Die Publikation „analyse einer illusion - das österreichische bundesheer“ legt seine Gedanken zum Thema Militär und Landesverteidigung in dem schmalen Bändchen dar:

> Österreich besitzt eine Institution, die als Ganzes in Frage steht. Diese Existenzfrage unterminiert das Bewusstsein eines erheblichen Teiles der Träger dieser Institution in hohem Maße, so dass viele zu einer moralischen Korruption neigen, wie sie in anderen, zweifellos sinnvollen Institutionen in solchem Maß nicht besteht. Diese Institution ist das österreichische Bundesheer.
>
> Für ein konservatives Denken ist die Infragestellung einer Institution, die in irgendeiner Form Jahrhunderte existierte, kaum vollziehbar. Insofern ist die Idee der Verteidigung von Werten ohne die bisherigen Mittel scheinbar etwas total Verrücktes.
>
> Es ist aber eine Frage des Realitätssinnes, der konsequenten Ehrlichkeit, dann, wenn eine Methode des Widerstandes nicht mehr den Umständen, den neu entstehenden Situa- tionskomponenten entspricht, sie zu ändern, die althergebrachte durch neuere, wirksamere zu ersetzen. (analyse einer illusion, S. 7)

Wilfried Daim steckt in seiner Schrift zunächst den völkerrechtlichen Rahmen und die geopolitische Situation ab, in der sich Österreich Ende der 60er-Jahre befand, wobei er insbesondere auf die Unterschiede zwischen der Schweizer und der österreichischen Neutralität hinweist. Aus der Entwicklung der Waffentechnik und den Österreich auferlegten Rüstungsbeschränkungen leitet er die These ab, dass das österreichische Bundesheer seine primäre Funktion, nämlich die der militärischen Landesverteidigung, nicht erfüllen könne. Der Umstand, dass ein Wehrpflichtigen-Heer nur zu sekundären Aufgaben (Grenz- und Katastrophenschutz) befähigt ist, stellt für Daim eine starke psychologische Belastung der Militärs dar. Insgesamt handle es sich also beim Bundesheer um eine typisch österreichische Lebenslüge. Wichtig ist vor allem, welche Argumente Daim damals gegen das Militär generell vorbrachte. Sie basierten, wie nicht anders zu erwarten, auf dem christlich begründeten Pazifismus des katholischen Widerstandskämpfers und dreimal verwundeten „Landsers wider Willen“, Wilfried Daim.

Vorerst behandelt Daim historische Fälle von christlichen Kriegsdienstverweigerern. Dabei weist er auf die Umdeutung des Hl. Martin

vom Wehrdienstverweigerer zum Soldatenheiligen durch den Frankenkönig Chlodwig hin, der bekanntlich die „Capella“, den Mantel Bischof Martins, zum Heilszeichen seines Heeres machte, wovon sich der Ausdruck

„Kapelle“ als Aufbewahrungsort des Mantels ableitet. Auch in Österreich erfolgte eine Art Umdeutung, indem die östlichste Kaserne Österreichs in Eisenstadt nach St. Martin, dem Wehrdienstverweigerer, benannt wurde. Daim erinnert daran, dass auch der in den Kirchen Österreichs häufig dargestellte Hl. Sebastian seine zahlreichen Pfeilwunden nicht etwa dem Schlachtengetümmel, sondern seinem Bekenntnis zum Christentum und seiner Ablehnung des Kriegsdienstes verdankt. Über die Diskussion des gerechten Krieges bei Thomas von Aquin, bei den Scholastikern und den Utopiern wie Thomas Morus („Den Krieg verabscheuen sie aufs äußerste als etwas einfach Bestialisches, das dennoch bei keiner Gattung von Raubtieren so Gang und Gäbe ist wie bei den Menschen“) gelangt Daim zur Problematik der christlichen Kreuzzüge und schließlich zur Gehorsamsideologie der neuzeitlichen Kirche. Am Beispiel des Oberösterreichers Franz Jägerstätter, der als einfacher Bauer im Gegensatz zu seinem Bischof den Angriffskrieg Hitlers als ungerechten Krieg erkannte, deshalb den Wehrdienst verweigerte und von den Nazis hingerichtet wurde, diskutiert Daim schließlich die Frage des irrenden Gewissens und das Dilemma des Fahneneids.

Daim beendet sein Buch mit sicherheitspolitischen Vorschlägen. Dazu zählt er zusätzliche Sicherheitsverträge, eine aktive Neutralitätspolitik und die vermehrte Ansiedlung internationaler Organisationen in Österreich. Er weist überdies darauf hin, dass Nikita Chruschtschow anlässlich seines Treffens mit John F. Kennedy in Wien Anfang Juni 1961 vorgeschlagen hatte, den Hauptsitz der UNO nach Wien zu verlegen. Darauf habe die österreichische Öffentlichkeit vorerst jedoch mit Unverständnis reagiert.

Der letzte und dem Psychologen wohl wichtigste Vorschlag im Buch geht dahin, aus der gerade erst überstandenen CSSR-Krise von 1968 zu lernen und ein Konzept für gewaltlosen Widerstand zu entwickeln. Obwohl die Tschechen über ein 200 000 Mann starkes Heer und 900 Flugzeuge verfügten, hatten sie sich entschlossen, den Truppen des Warschauer Pakts mit passivem Widerstand gegenüberzutreten. Daim würdigt ihr Verhalten:

> In Diskussionen der Bevölkerung mit den Besatzungssoldaten wurden diese in Verwirrung gestürzt. Es wurde den landfremden Soldaten ihr Unrecht drastisch vor Augen geführt, die Verlogenheit ihrer Führung bewusst gemacht. Sie mussten einsehen, dass sie keinerlei Unterstützung, weder im Volk, noch bei der tschechoslowakischen KP fanden. Dabei

erwiesen Tschechen und Slowaken ihre hohe Intelligenz und entwickelten schöpferischen Erfindungsreichtum in der konkreten Auseinandersetzung und Abwehr. Wenn etwa Mädchen in Prag auf Panzerrohre Maschen banden, ein Einfall von bestrickender Ironie, wurde jenes feuerspeiende, todbringende Instrument lächerlich gemacht. Man dokumentierte, dass man Geist nicht erschießen, moralische Prinzipien nicht ermorden kann.

Der gewaltlose Widerstand hebt jene tiefe Ungerechtigkeit auf, die den Kriegen anhaftet. Hätten die tschechischen Truppen auf die Okkupanten geschossen, so hätten sie ihrerseits Bauern, Arbeiter und Studenten getötet, Menschen, die in der Befehlsmaschinerie des Warschauer Paktes standen, denen wichtige Informationen fehlten, die sie zum rechten Handeln benötigt hätten, während man die Letztverantwortlichen ungeschoren gelassen hätte. Nunmehr wurde jedoch den Soldaten und Offizieren der Interventionsarmee bewusst gemacht, welch grausames Spiel man mit ihnen trieb. Weiter hätten die Okkupationstruppen in dem Moment, da man auf sie geschossen hätte, eine Art Erleichterung gespürt: Sie hätten gleichsam mit „gutem Gewissen“ zurückschießen können, hätten sie doch „in Notwehr“ gehandelt. Und wenn dies auch nicht zutraf, denn sie waren die Angreifer, so hätten sie doch dadurch eine moralische Ausrede vor sich selbst gefunden. (analyse einer illusion, S. 110)

Daim hält es als „gelernter Österreicher“ allerdings nicht für wahrscheinlich, dass sich ein Konzept gewaltloser Verteidigung tatsächlich durchsetzen lässt. Er nimmt in diesem Zusammenhang aber die Amtskirche in die Pflicht, wenn er schreibt:

Es ist unwahrscheinlich, dass Österreichs führende Politiker einen solchen qualitativen Sprung tun. Aber falls Österreich sich jetzt entschließen würde, auf sein Heer zu verzichten und ein moralisch und militärisch wirksames, d. h. gewaltloses Verteidigungskonzept anzunehmen, brauchte man Vorbilder. Hier sind die Kirchen gefordert. Dass Kardinal König in einer Rede den gewaltlosen Widerstand unserer tschechoslowakischen Verwandten so sehr lobte, erscheint wie eine erste Schwalbe im Frühjahr und wie eine frühe Rose auf dem Grabe des Franz Jägerstätter.

Die wahren Helden in Deutschland und Österreich unter Hitler waren die Wehrdienst- verweigerer aus Gewissensgründen, von deren stillem Heldenmut Papst Paul offenbar noch keine Ahnung hat. Besonders die Katholiken unter ihnen waren besonders mutige Persönlichkeiten, waren sie doch von ihren Hirten verlassen.

Es wäre demnach Österreichs Jugend zum heroischen Widerstand gegen ungerechten Befehl zu erziehen, dass bei einer eventuellen Besetzung Österreichs der gewaltlose Widerstand nicht auf einige wenige heroische Einzelne beschränkt bliebe.

Österreichs Episkopat nehme sich Hollands Episkopat zum Vorbild, der die innere Kraft aufbrachte, gegen Hitlers Mordmaschinerie aufzutreten, statt Militärpfarrer im Offiziersrang zur Verfügung zu stellen.

Leicht könnten die Kirchen die Haltung Jesu als vorbildlich hinstellen, sodann den heiligen Martin von Tours, aber auch die wahren Helden des Zweiten Weltkrieges, also Franz Jägerstätter etwa, der Zeugnis für die Humanität ablegte und Österreichs Bischöfe, selbst den Papst in den Schatten stellte. Demgegenüber wären die Gefallenen des Zweiten Weltkrieges als Opfer des Sadismus und des Größenwahns zu bemitleiden, soweit sie in gutem Glauben kämpften, als Opfer irrenden Gewissens darzustellen. (analyse einer illusion S. 113)

Textentwurf zum geplanten Volksbegehren

Seinen Vorschlag, ein Volksbegehren zur Abschaffung des Bundesheeres einzuleiten, formulierte Daim im „Neuen Forum“ 192, Dezember 1969 (S. 739):

- Die strategische Lage Österreichs, seine ökonomische Potenz und die staatsvertraglichen Beschränkungen seiner Rüstung machen eine ernsthafte Verteidigung des Landes unmöglich.

- Der Rüstungswettlauf der Supermächte ist eine so ernste Gefährdung des Lebens auf unserem Planeten, dass kleine Staaten wenigstens durch dramatische Gesten einen Druck auf die großen Staaten zu ernstlichen Abrüstungsbemühungen ausüben sollten.

- Die Not von Millionen Menschen steht in himmelschreiendem Widerspruch zu den sogenannten Verteidigungsbudgets.

- Die qualitativ neue Vernichtungskapazität der modernen Waffen fordert eine ent- scheidende Überprüfung der traditionellen Moralbegriffe hinsichtlich der „Gerechtigkeit“ auch von Verteidigungskriegen.

Auch in Österreich gibt es sehr viele soziale und kulturelle Aufgaben zu lösen, die sinnlose Budgetposten ebenso unverantwortlich erscheinen lassen wie die unnötige Herausnahme von Tausenden jungen Leuten aus dem Produktionsprozess.

Inhalt des Gesetzesantrages:

1. Auflösung des Bundesheeres, bei gleichzeitiger Erklärung, dass Österreich nicht bereit ist, in einem möglichen Krieg militärisch zu kämpfen.

2. Schaffung einer Organisation von Freiwilligen, die bereit sind, im Falle einer Besetzung Österreichs durch ausländische Verbände gewaltlosen Widerstand zu leisten.

3. Überführung des Stammpersonals des österreichischen Bundesheeres zur Gendarmerie, Bildung einer speziellen Einheit mit spezieller Ausrüstung, die die sekundären Zwecke des Bundesheeres (verstärkter Grenzschutz bei politischen Krisen in Nachbarländern, Katastrophenhilfe) zu erfüllen imstande ist.

4. Vor Durchführung der Punkte 1 bis 3 ist bei den Signatarmächten des österreichischen Staatsvertrages auf diplomatischem Wege anzufragen, ob sie in der Abschaffung des österreichischen Bundesheeres einen Bruch des Staatsvertrages oder der österreichischen Neutralitätsverpflichtung sehen würden.

Die breite Diskussion, die das Bundesheer-Volksbegehren im In- und Ausland ausgelöst hatte (es folgten rund 500 Artikel), wurde im Heft 196 des „Neuen Forum“ vom April 1970 ausführlich dokumentiert, wo natürlich gleich der „der ÖVP nahestehende Pazifist Dr. Wilfried Daim“ zu Wort kommt. Er analysiert die Auswirkungen dieser Debatte um das geplante Volksbegehren auf das Ergebnis der Nationalratswahl vom 1. 3.1970. Demnach hatte die ÖVP die Chance verpasst, sich einer offenen Diskussion über Wehr- und Alternativdienst zu stellen. Der Beitrag des ehemaligen hohen Weltkriegsoffiziers, Obstl. d. Res. Georg (Baron) Gaupp-Berghausen (1918-1985), ließ durchblicken, dass das Wehrgesetz dem Bundesheer ab ovo nicht erfüllbare Funktionen aufgetragen hatte: „Diesem Ei entschlüpfte ein wenig lebensfähiger Körper, eine Art ‚Contergan-Kind‘: Wasserkopf (Ministerium), zu großer Bauch (Stäbe, Dienstposten), gute ausgebildete Füße (Truppe), aber zu kurze Arme (Bewaffnung). Amputationen an Gliedern wurden dauernd unternommen, aber den Wasserkopf konnte man leider nicht amputieren. Die allein Leidtragenden waren die Füße, die dieses Gebilde tragen mussten.“ Gaupp, der mit Daim befreundet war, wies in einem Folgebeitrag darauf hin, dass er selbst bereits einen alternatives Wehrkonzept ausgearbeitet hatte: „Dieses mein Konzept beruhte in großen Zügen, kurz gesagt, auf einer allgemeinen Landesverteidigungspflicht von sechs Monaten, die sich

in Landsturm- und Grenzschutzeinheiten mit der Waffe, in Zivilschutzeinheiten und Rotes Kreuz ohne Waffe, bundesländermäßig gegliedert, wie in einer freiwilligen Ver- pflichtung auf fünf Jahre für bewaffnete technische Einheiten (Flieger, Radar, Funker, Flugabwehr, Pioniere usw.) gliedert.“ Aus heutiger Sicht ist daraus der Vorschlag für eine interessante Mischform von Wehrpflicht und Berufsheer zu entnehmen.

Im „Bierverschiss“

Sein publizistisches Auftreten gegen das Bundesheer und insbesondere der obige Text zu einem Volksbegehren, das trotz aller Bemühungen und Diskussionen jedoch nie eingeleitet worden ist, trug Daim im Frühjahr 1970 die zeitweilige Suspendierung seiner Mitgliedschaft bei der K.Ö.St.V. Rudolfina ein. Begründet wurde diese ohne Anklage und ordentliches Verfahren verhängte disziplinäre Maßnahme mit dem Vorwurf, dass Wilfried Daim gegen das CV-Prinzip der Vaterlandsliebe verstoßen habe, weil „patriotische Gesinnung innerhalb einer farbentragenden Verbindung mit betont österreichischer Tradition von der Forderung wehrhafter Gesinnung nicht zu trennen ist“. Überdies sei Wilfried Daim gerade damals für eine Nachwuchsschulung vorgesehen gewesen. Daim verteidigte sich mit dem Argument, dass es die in dieser Causa gegen ihn tätigen Bundesbrüder verabsäumt hätten, gegen das Verbindungsmitglied Kurt Schuschnigg 1945 dieselbe Maßnahme zu setzen, da dieser bekanntlich den deutschen Einmarsch 1938 „ohne wesentlichen Widerstand, ohne Widerstand“ hinnahm und damit Österreich seinem gefährlichsten Feind, nämlich Adolf Hitler, auslieferte. So hatte Schuschnigg noch am 24. Februar vor dem Bundestag erklärt „Wir bekennen uns feierlich vor aller Welt zu unserem Vaterland“ und seine Rede mit den Worten „Bis in den Tod rot-weiß-rot! Österreich!“ geschlossen, was eine Welle patriotischer Begeisterung auslöste.

Daims Argumente für seine anti-militärische Haltungen wollte also die Verbindung nicht gelten lassen und schloss ihn kurzerhand aus. In der Folge entwickelte sich aber wieder ein reger Dialog rund um diesen Ausschluss des prominenten Mitglieds. In einem Interview der „Academia“ von März 1970 weist Daim unter anderem darauf hin, dass das Militär nicht nur eine „Schule der Antidemokratie“ sei, sondern dass die Sicherheit Österreichs am besten durch eine entsprechende Außenpolitik zu gewährleisten sei: „Es gibt verschiedene Methoden, die Integrität eines Landes zu sichern; ich glaube, unsere Außenpolitik ist da viel wichtiger als unser Bundesheer [_] Wenn ein Interesse an der Existenz Österreichs

besteht, wie zum Beispiel an der Existenz der Schweiz während des Zweiten Weltkrieges bestanden hat, dann ist eine Außenpolitik, die Österreich als konstruktives Element in der Verständigung den beiden Weltmächten aufzeigen würde, ein besserer Beitrag zur Integrität Österreichs als das Bundesheer. Das Bundesheer ist eine Illusion. Wenn wir eine internationale Konvention über unbewaffnete Neutralität erreichen könnten, wäre dies ein wesentlich besserer Schutz."

Gleichzeitig mit der Suspendierung Daims wurde dem Redakteur der Verbindungszeitschrift „Kontakt", Gerd Rittenauer, untersagt, einen gegen Daim gerichteten Artikel und seine Erwiderung darauf zu veröffentlichen. Woraufhin die beiden Artikel Mitte März 1970 im „Neuen Forum" erschienen. Daim argumentiert darin zunächst mit den Rüstungsverboten des Staatsvertrags und mit dem Erfolg des von den Tschechen praktizierten gewaltlosen Widerstands im August 1968, der seiner Meinung nach hunderttausenden tschechischen und russischen Soldaten das Leben gerettet hat. Der für das Volksbegehren vorgesehene Gesetzesentwurf enthalte die Forderung nach einer Konvention über „unbewaffnete Neutralität" - Österreich solle sich auf innovative Weise zum Vorreiter einer internationalen Friedensinitiative machen.

Daim konzedierte dem damaligen Generalmajor Spannocchi große Zivilcourage für dessen Aussage, dass das österreichische Bundesheer zu sehr an den Vorstellungen des Zweiten Weltkriegs klebe, hielt aber gleichzeitig dessen Landwehrmilizkonzept für verfehlt. Im Anschluss an diese Überlegungen zitiert Daim den damaligen Verteidigungsminister Georg Prader, der im Interview mit der „Kleinen Zeitung" am 31. Jänner 1970 eine vernichtende Kritik am österreichischen Wehrdienst- und Beamtensystem publik gemacht hatte. Der Anfang des betreffenden Artikels klingt als wäre er 2010 anlässlich aktueller Fragen der Heeresreform geschrieben worden:

> Schuld an der Misere ist die Dienstpragmatik der Bundesbeamten, die in völliger Verkennung der militärischen Erfordernisse auch für das Heer angewendet wird. Da man einem Akademiker mit guter Dienstbeschreibung die Karriere bis zum Ministerialratstitel nicht gut verweigern kann, werden auch die Offiziere reihenweise bis zum ersten Generalstern hinaufbefördert. Was aber macht man mit einem Obersten oder Brigadier, für den es kein Truppenkommando gibt oder der (was vorkommen soll) dafür ungeeignet ist? Man setzt ihn in ein gut geheiztes Büro - und in sein Vorzimmer ein paar jüngere Offiziere, etliche Unteroffiziere und dazu noch Schreiber und womöglich einen Chauffeur. Auf diese Weise wuchsen das Ministerium sowie drei Gruppen- und neun Militärkommanden zu stattlicher Größe.

> Zu diesem Thema Prader: „Wenn ich einen Stab auflöse, sind die Leute ja weiter da - nur sind sie dann in Beschäftigungen tätig, wo man sie halt dazusetzt, weil man irgendetwas tun muss, aber nicht mehr in echter Funktion. - Hier stellt man uns Forderungen, die wir nicht bewältigen können, weil die derzeitigen pensionsrechtlichen Vorschriften das nicht gestatten. Solange das ganze Offiziers- und Unteroffizierskorps zylindrisch an die Spitze hinaufwächst, ist die Spitze gar nicht in der Lage, das zu verdauen. Das gibt's gar nicht. Dazu kommt die katastrophale Altersschichtung [...] Unten wird ständig aufgestockt, oben geht nichts in Pension. Hier ist also die Crux, und da muss der Hebel angesetzt werden. Da kann nur ein völlig von den orthodoxen Beamtenschemen abweichendes Pensionsrecht die Lösung bringen." Selbsterkenntnis Praders: „Weil das aber so revolutionierend ist für österreichische Verhältnisse, sind wir damit nicht rechtzeitig zu Rande gekommen. Aber das ist das Thema Nummer eins, das wir behandeln müssen - sonst ist alles andere eine Rederei." (Neues Forum 195 II, Mitte März 1970, S. 317)

Obwohl ihm der Publizist und Exilösterreicher G. K. Kaltenbrunner im „Neuen Forum" 194/I (Februar 1970) durchaus wohlmeinend riet, „den Unsinn sein zu lassen", legte Daim in derselben Zeitschrift (198/I) im Juni 1970 noch einmal nach, indem er gemeinsam mit Günther Nenning monierte, dass die Raketen des Bundesheeres eine Gesetzesverletzung darstellten, weil sie gegen das in Art. 13 des Staatsvertrages enthaltene Verbot von Lenkwaffen verstoßen.

All das hatte wiederum ein Nachspiel in seiner Studentenverbindung. In einem seiner Suspendierung vom CV folgenden ordentlichen Ehrengerichtsverfahren wurde Daim letztlich mit Urteil vom 14. 4. 1970 auf ein Jahr aus der K.Ö.St.V. Rudolfina ausgeschlossen, weil er durch seine Aktivitäten im „Neuen Forum" die Bundesbrüderlichkeit verletzt und dem Ansehen der Verbindung geschadet habe. Von der Anklage, das Prinzip der Vaterlandsliebe verletzt zu haben, wurde er in diesem Urteil jedoch freigesprochen. Heute meint Daim belustigt: „Die Freunde haben 1970 offenbar wirklich geglaubt, wir wollen Österreich dem Osten ausliefern".

Neben seinen diversen Artikeln zum Thema „Bundesheer" nahm Daim im Verlauf der Jahre auch die Gelegenheit wahr, an der Diskussionssendung „Club 2" im ORF teilzunehmen: am 25. 1. 1977 („Das ungeliebte Kind der Republik") und am 18.1.1990 („Vier Monate sind genug") war er Gast bei der Sendung. In beiden Fällen verteidigte er seine These, dass das Bundesheer seine Aufgaben gar nicht erfüllen könne, da es nicht über moderne Waffen verfüge.

Und wie steht Wilfried Daim heute zum Thema Bundesheer? Offenbar nicht viel anders als damals, als er von durchaus diskutablen „sekundären Existenzgründen“ für ein Bundesheer sprach. Daim heute: „Unser Land braucht eine kleine, gut ausgebildete und gut bezahlte, leicht bewaffnete, durch Schützenpanzer und eine Hubschrauberflotte hochmobile Berufstruppe. Diese wäre nicht nur ein effizientes Instrument im Katastrophen- und Krisenfall, sondern führte auch dazu, dass die Heeresangehörigen, allen voran die Offiziere, ihre Aufgaben für sinnvoll halten und sie ohne Leerlauf und hoch motiviert ausführen können.“

Beim Verfassen dieser Zeilen, wird in Europa wieder einmal an einer Heeresreform gebastelt. In Österreich geht es diesmal um die Frage „Wehrpflicht oder Berufsheer“. Dass mittlerweile 13 000 Zivildiener zu einer tragenden Säule der Rettungs- und Versorgungsdienste geworden sind, macht die Sache nicht einfacher.

China und Europa

> Nüchternheit, Geschick, Fleiß, zähe Lebensfähigkeit und Seelenzahl scheinen den Chinesen eine große Rolle nicht nur im Entwicklungsgänge der indischen Völker, sondern auch in der Geschichte der Menschheit anzuweisen; sie sind, wie sie ein deutscher Gelehrter so richtig bezeichnet, die Griechen und Römer des östlichen Asiens und werden, einmal von der großen Weltströmung mit fortgerissen, Taten vollbringen, welche selbst die Kulturvölker der alten Welt in Staunen und Bewunderung versetzen werden (Dr. Karl von Scherzer, Ethnologe auf der Fregatte Novara aus Hongkong, 4. 7. 1858)

In den frühen siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts hat Friedrich Heer seinem Freund Wilfried Daim vorgeschlagen, ein Buch über das Verhältnis China-Europa zu schreiben. Als Grund dafür gab er an, dass die Chinesen „endgültig in die Geschichte Europas eingetreten seien". China verhalte sich nicht mehr nur passiv, sondern nehme als handelndes Subjekt in immer stärkerem Maße Einfluss auf Europa. Wenn wir diese Begründung heute - vier Jahrzehnte danach - lesen, können wir nur bewundernd sagen, wie weitsichtig Friedrich Heer damals war. Wilfried Daim griff den Vorschlag Heers auf und meint im Vorwort „jeder Gebildete sollte heute ein zumindest grobes Bild des chinesischen Einflusses auf Europa haben". Er erklärt nicht zu Unrecht, dass der Einfluss Chinas auf Europa schon damals ungleich größer war, als in breiten Kreisen noch angenommen wurde. Zu dem Zeitpunkt, als Daim mit Hilfe des Verlages Jugend und Volk das Projekt
„Chinesen in Europa" verwirklichte (1973) gab es noch kaum Literatur über die Beziehungen von China und Österreich. Erst 1980 brachte der Europaverlag das umfangreiche Werk von Gerd Kaminski und Else Unterrieder „Von Österreichern und Chinesen" heraus. Es sollte beinahe weitere drei Jahrzehnte dauern, bis 2007 das Buch „China - eine Annäherung" von Margareta Griessler erschien. Der Großteil der Österreicher hatte über China wohl nur aus Lehars Operette „Das Land des Lächelns" gewusst und konnte über das Riesenreich erst aus den Reportagen der 2008 nach China entsandten ORF- Korrespondentin Cornelia Vospernik weiterführende Informationen beziehen. Es ist nicht auszuschließen, dass das mangelnde Interesse der Europäer - und speziell der Österreicher - an China mit jenem Vorstellungsbild vom „Reich der Mitte" zusammenhängt, das die Kulturrevolution und zuletzt das Massaker auf dem Tian'anmen-Platz 1989 hinterlassen hat. Mit dem chinesischen Revolutionsführer Mao Zedong hatte sich Daim schon lange vor seinem China-Buch auseinandergesetzt, so etwa in der „Kastenlosen Gesellschaft", 1960.

Als er sich mehr als ein Jahrzehnt später abermals mit China befasste, stellt Daim dem Leser zunächst die „Gaben der Vergangenheit“ vor: Seide, Papier, Schießpulver und Raketen, Kompass und Porzellan, sowie eine ganze Reihe technischer Entwicklungen, die Jahrhunderte vor ihrer Kenntnis in Europa in China bereits erfunden und verbreitet waren. Können wir uns heute vorstellen, dass es vierhundert Jahre dauerte, bis der Bericht Marco Polos (1254-1324) von der Verbrennung „schwarzer Steine“ zum Gebrauch von Steinkohle in Europa führen sollte? Daim betont den wichtigen Beitrag zu den Beziehungen mit China, den die missionierenden Jesuiten leisteten. Ihnen verdankt Europa viele Informationen über das Reich der Mitte. Sie prägten das Bild von China, das man sich in Europa machte. Nach Würdigung der kulturellen Einflüsse Chinas, insbesondere in der Zeit des Rokoko, gibt Daim einen Abriss der historischen Entwicklung des Riesenreiches bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Heute mag weder der Fortgang der chinesischen Revolution noch die jahrzehntelange chinesisch-sowjetische Konfrontation auf Interesse stoßen, zum Zeitpunkt der Publikation des Buches waren sie jedoch von weltpolitischer Bedeutung.

Das damalige 700-Millionenvolk hatte sich eben erst seinen Platz in den Vereinten Nationen erkämpft. Für Daim war es selbstverständlich, dass China neben Japan, dessen technologischer Aufstieg sich damals bereits abzeichnete, in Zukunft eine große Wirtschafts- und Wissenschaftsmacht entfalten würde. In seiner Prognose, dass China auf die lateinische Schrift umstellen würde, hat er jedoch nicht Recht behalten. Auch wenn die Volksrepublik damals das Ziel anstrebte, von ihrem Schriftsystem der Ideogramme und Piktogramme abzuweichen und eine alphabetische Schrift einzuführen, scheiterte dieses Vorhaben an der Phonetik der chinesischen Hochsprache. Und nachdem China unter Verwendung einer Umschrift mühelos den Eintritt ins Zeitalter des Computers geschafft hat, scheint das Vorhaben auch wieder in weite Ferne gerückt. Zumal ja gerade die chinesische Schrift in ihrer genialen Funktionalität, bei der es nicht um Klang oder Aussprache der Worte, sondern nur um ihren Sinn geht, was sie auch - wie das Beispiel Japan zeigt - in unterschiedlichen Sprachen Verwendung finden lässt, ein grundlegender Ausdruck chinesischer Identität ist, der damit vernichtet würde. Seit der Veröffentlichung von Daims Buch hat sich die Bevölkerung der Volksrepublik China inzwischen fast ver- doppelt. Für 1,3 Milliarden Chinesen sieht die Welt heute anders aus als vor 40 Jahren, denken wir nur an die Olympischen Spiele 2008 in Peking und an die Weltausstellung 2010 in Shanghai. Damit ist uns China zwar näher gerückt, doch kennen wir es immer noch zu wenig. Trotz allem ist es verblüffend, wie viel wir auch heute noch lernen können, wenn wir bei Wilfried Daim über die „Chinesen in Europa“ nachlesen.

Der Psychologe als Kunstsammler

> Der „goldenen Nase“ Daim, dem genialen Schnüffler in unbekannten Tiefen in Bewunderung und Freude über ewig junge Freundschaft herzlichst gewidmet von Nase zu Nase - Ernst Fuchs, 16. Mai 1993 (Widmung im Ausstellungskatalog St. Petersburg, 1993)

Sein Leben mit Kunst und seine Interpretation von Kunst stellte Wilfried Daim ausführlich im Buch „Meine Kunstabenteuer“ dar. Er weist im Gespräch gerne darauf hin, dass er seit seinem 16. Lebensjahr Kunst sammelt. Dies hing eng mit seiner Entwicklung in weltanschaulich-politischer, religiöser und wissenschaftlicher Hinsicht im Bereich der Psychologie zusammen. Dabei schien der familiäre Ausgangspunkt keineswegs die Voraussetzungen für eine Beschäftigung mit Kunst vorgegeben zu haben. Dennoch gilt der aus kleinbürgerlichem Milieu eines Wiener Arbeiterbezirkes stammende Wilfried Daim heute als einer der bedeutendsten Kunstsammler Österreichs.

Noch heute besitzt Wilfried Daim einige Artefakte, die ihm Josef Weinand, sein kunstsinniger Jungscharkaplan und Mentor geschenkt hatte. Es handelt sich dabei um römische Devotionalien, die während eines Tatarensturms in einem Pfeiler der Mödlinger Pfarrkirche versteckt worden waren. Sie kamen bei Restaurierungsarbeiten während der NS- Zeit ans Tageslicht, wurden aber nicht an das Regime weitergegeben, sondern gelangten in den Besitz von Josef Weinand. Darunter war ein schönes Renaissancekreuz aus Bergkristall. Über die Entdeckung der Kunstwerke hoch erfreut, überließ Weinand seinem Schützling einen römischen Bronzeguss mit ägyptischem Motiv, eine Kopie eines Zeus-Kopfes nach Praxiteles, vermutlich aus Feldspat, und eine kleine Statue aus gebranntem Ton. Welchen Eindruck müssen solche Geschenke auf den damals 16-Jährigen gemacht haben!
Das entscheidende Kunsterlebnis aber hatte Daim, als er bei Josef Weinand eine Kopie der „Madonna im Rosenhag“ von Stefan Lochner zu sehen bekam. Weinand wies ihn damals an, das Kunstwerk öfter zu betrachten. Damit erschloss sich Daim wie von selbst das Wesen dieser Kunst:

> Sie war milde, liebevoll-freundlich und gleichzeitig hoheitsvoll. Im Vollsinn lässt sich das, was sie ausstrahlte, verbal nur sehr unvollständig ausdrücken, hier war eine sanft hoheitsvolle und doch auch eine bedingungslose Mütterlichkeit zu spüren. Der Künstler hatte es geschafft, wollte und sollte er doch die Mutter aller malen.

Und so kam es, dass sich Daim während seiner Mittelschulzeit nicht nur mit russischer Literatur beschäftigt, sondern auch Reproduktionen von Ikonen erworben hatte, darunter die berühmte Troiza (Dreifaltigkeitsikone) Andrei Rublevs. Deshalb kam er auch als Soldat nicht unvorbereitet nach Russland. Schließlich bot sich ihm auch die Gelegenheit, am Markt von Novosybkov - jener Stadt an der weißrussischen Grenze, die Jahre später bei der Katastrophe von Tschernobyl am meisten verstrahlt wurde -, Ikonen zu erstehen und nach Hause zu schicken. Einmal rettet Daim eine Ikone aus einem bereits brennenden Haus, obwohl ihm dies ein Vorgesetzter untersagte, ein anderes Mal gab ihm eine Russin als spontanen Dank für sein mitfühlendes Verhalten einen Flügel eines kleinen metallenen Triptychons mit auf den Weg. In einer Kirche, die gesprengt werden sollte, fand er wie bereits erwähnt ein Buch und einige lose Blätter mit sakralem Inhalt. Drei davon schmücken heute noch sein Schlafzimmer.

Erst nach dem Krieg kam Daim dann mit moderner Kunst in Berührung. Er war mit dem damaligen Wiener „Kunstpapst“ Monsignore Otto Mauer befreundet, den er schon aus der Mittelschulzeit kannte. Mauers Intellektualität übte großen Einfluss auf Daim aus. Auch wenn er mit dem aus der ursprünglich den Nationalsozialisten zuneigenden Neulandbewegung kommenden Priester in vielen Dingen nicht übereinstimmte, so empfing er doch entscheidende Impulse durch ihn bei der Auseinandersetzung mit Kunst. Für Daim waren es „ideologische Wahnsinnsdiskussionen“, die er mit Otto Mauer und dessen Freundeskreis, darunter Arnulf Rainer, Markus Prachensky, Wolfgang Hollegha und Josef Mikl, führte.

Unter Monsignore Mauers Einfluss kaufte Daim damals 13 Lithographien von Alfred Kubin - dem großen Vorbild der jungen Malergarde - um insgesamt 250 Schilling. Auch Blätter von Georg Ehrlich (1897-1966) konnte er günstig erwerben.

Während seiner Teilnahme am Salzburg-Seminar auf Schloss Leopoldskron war Daim nicht nur Ernst Fuchs (Jahrgang 1930), sondern auch Otto Beckmann (1908-1997) begegnet, dessen Zement- und Holzschnitte Daim sehr zusagten. Wenig später - im Rahmen seiner Beschäftigung mit Lanz von Liebenfels - stieß Daim erstmals auf den deutschen Maler und Lebensreformer Karl Wilhelm Diefenbach (1851-1913), von dem er Jahrzehnte später auch einige Werke erwerben konnte.

Ende der 60er-Jahre besuchte der jüngere Sohn des Filmregisseurs Georg Wilhelm Pabst, Michael Pabst, damals noch Angestellter in der Galerie Christian Ne- behay, Wilfried Daim und zeigte ihm 14 Holzschnitte von

einem ihm noch kaum bekannten Künstler namens Otto Rudolf Schatz. Pabst fragte Daim, ob er sich für „sozialkritische“ Kunst interessiere. Die Bilder waren in groben Druckbuchstaben mit „O. R. Schatz“ signiert und waren zum Teil Illustrationen zu Upton Sinclairs sozialkritischem Roman „Co-op“. Daim kaufte das Konvolut für insgesamt 150 Schilling. Später schreibt Daim:

> Ein Blatt fiel mir sofort auf. Darauf ist ein Fiaker am Graben in Wien. Er sitzt vorne auf dem Bock, hat sich jedoch weitgehend umgedreht. Seinen Berufszylinder hat er gezogen, er hält ihn maximal weit am ausgestreckten Arm, demonstrativ grüßend. Der Holzschnitt ist nicht groß: 13,5 x 9 cm und entsprechend klein ist daher das Gesicht dieses Fiakers - etwa 15 x 15 mm. Aber mich faszinierte sofort dessen Ausdruck, der unverständlich ohne die andere Person ist. Diese sieht man nur von hinten. Es handelt sich um einen Herrn mit Frack und Zylinder, der dabei ist, den Wagen zu besteigen. Sein Gesicht sieht man nicht, doch genügen offensichtlich die beiden Kleidungsstücke als Signatur seiner Kaste.

„Fiaker“, Holzschnitt von O. R. Schatz (1929)



Bedeutsam ist jedoch der Fiaker und sein Ausdruck: er fragt nach dem gewünschten Ziel und sein Gesicht drückt eine verhaltene, ordinäre Grobheit aus, mit seinen fast ganz zugedrückten Augen, was seinen Blick schärfer, abschätziger und aggressiver macht. Den rechten Arm gar zu ausgestreckt, könnte er gerade sagen: „G'schamster Diener, gnä' Herr!" Die Frau von Friedrich Heer sagte dazu treffend: „Wie der Qualtinger in seiner besten Zeit". Hinter zäher Freundlichkeit steckt hier verdeckte, ordinäre, verächtlich machende Aufmüpfigkeit. Tatsächlich handelt es sich bei dem Bild um eine Illustration zu Stefan Zweigs Novelle „Phantastische Nacht".

Das Bild machte mir sehr großen Eindruck und ich entschloss mich sofort, diesen Künstler zu sammeln. Hier faszinierte mich nicht nur die geballte künstlerische Ausdruckskraft, sondern auch die Thematik, in diesem Fall die soziale Spannung, die hier zu spüren ist und die genau zu der Zeit passt, in der es entstand, der Zwischenkriegszeit. Und von hier aus gelang es mir, mich in der Kunst dieser Epoche zu orientieren. Sie ist bislang immer noch weit unterschätzt und kam aus rein politischen Gründen unter die Räder. Denn die Künstlergeneration, die um 1918 zu arbeiten begann, also um die Jahrhundertwende zur Welt kam, hatte keine Chance, sich in größerem Sinn durchzusetzen. Denn 1938 wurde dieses Land besetzt und schon seit 1933 war Deutschland für österreichische Kunst verschlossen. Und nach 1938 gingen bedeutende Künstler, Kritiker, Kunstschriftsteller und Händler ins Ausland.

Für mich war diese Situation jedoch kein Nachteil. Denn diese Kunst war praktisch unentdeckt und hier, erst recht aber in den USA, sehr billig, sodass ich sie mir leisten konnte. Daher ging ich auch über Schatz bald hinaus. Ich stieß in New York, als ich dabei war, Schatz einzukaufen, zufällig auf ein sehr intensives Aquarell von Franz Probst, der alsbald der Favorit in meiner Sammlung wurde. Es handelt sich dabei um das Aquarell „Die Löwin und der Fuchs" von 1926, das die Spannung zwischen einer Großkatze und einem provozierenden Fuchs wiedergibt, Symbole der Spannung zwischen gesellschaftlichem Oben und Unten. (Academia Nr. 2/2001, S. 43)

Die Gemälde und Graphiken von Otto Rudolf Schatz (18. 1. 1900 bis 26. 4. 1961), die Daim zu sammeln begann, als der Künstler noch relativ unbekannt war, nehmen inzwischen einen wichtigen Stellenwert in der Kunstgeschichte und im Kunsthandel ein. Werke von Schatz werden in Auktionen zu hohen Summen gehandelt. Viele davon sind im Besitz von Wilfried Daim.

Schatz entstammte einer k. u. k. Beamtenfamilie und studierte von 1918 bis 1920 an der Kunstgewerbeschule in Wien. Von Egon Schiele ausgehend, entwickelte sich Schatz vom Expressionisten zum Vertreter der

Neuen Sachlichkeit. Schatz wird 1924 erstmals von Otto Kallir ausgestellt. 1925 erhält er den Großen Staatspreis. Von 1928 bis 1938 war er Mitglied des Hagenbundes, ab 1946 Mitglied der Wiener Sezession. Er arbeitete als Illustrator von literarischen Werken und sozialdemokratischen Publikationen und fertigte zahlreiche Holzschnittzyklen an. Schatz ist einer der wenigen gesellschaftskritisch tätigen Künstler in Österreich. In hunderten Holzschnitten reflektierte er die soziale Situation Österreichs in der Zwischenkriegszeit. Wegen seiner kritischen Haltung und der Ehe mit einer Jüdin wurde er in ein Außenlager des KZ Groß-Rosen in Gräditz verschleppt und in den letzten beiden Kriegsjahren zu Zwangsarbeit verurteilt. Nach seiner Rückkehr nach Wien konnte er jedoch trotz der Unterstützung des Wiener Kulturstadtrates Viktor Matejka (1901-1993), der sogar eine Ausstellung seines Gesamtwerkes organisierte, nicht mehr Fuß fassen und musste von Gelegenheitsarbeiten - vorwiegend pornografische Werke - leben, bis er an Lungenkrebs verstarb.

Daim, der Schatz persönlich kannte, erinnert sich an ihn als Bohemien und Frauenfreund, der immer am Rande des Existenzminimums lebte. Trotz seinem ausschweifenden Lebenswandel schuf O. R. Schatz an die 10 000 Werke. Daim suchte nach dem Tod des Künstlers die beiden Witwen sowie diverse Freundinnen und Freunde auf, um weitere Werke des Künstlers zu erwerben.

2001 konnte Daim 100 Miniaturen von Schatz in einer Ausstellung im Papyrusmuseum der Nationalbibliothek zeigen. 2007 erzielten die „Mondfrauen“ von Schatz bei einer Auktion im Palais Kinsky den stolzen Preis von 350 000 Euro. In den 90er-Jahren ging das Ölgemälde „Die Schaustellung“ um 280 000 Euro an den Wiener Unternehmer Hans Schmid.

Entscheidend für die „dritte Karriere“ Daims als Kunstsammler und Interpret der kritischen Malerei der Zwischenkriegszeit war seine Begegnung mit Otto Kallir. In der Grünangergasse lagerten 1975, zwei Jahre nach dem Tod von Otto Mauer, immer noch Werke der Maler der Zwischenkriegszeit - Vertreter der Neuen Sachlichkeit, die Expressionisten, die Humanisten, mit denen die „fortschrittliche“ Katholische Kirche nichts anfangen konnte. Das waren die „Schätze“ von Otto Kallir in Wien, die er einst in ganz Europa bekannt hatte machen wollen. Viktor Matejka, der legendäre Stadtrat für Kunst und Volksbildung im Wien der Nachkriegsjahre, hatte Daim auf den Galeristen Dr. Otto Kallir- Nirenstein aufmerksam gemacht. 1894 in Wien geboren, hatte Kallir zunächst an der Technischen Hochschule studiert, bevor er sich der Kunstgeschichte zuwandte, 1919 den „Verlag Neuer Graphik“ gründete und von 1923 bis 1938 die „Neue Galerie“ in Wien betrieb. Ab 1926 organisierte er gemeinsame Ausstellungen mit dem

Hagenbund, dem er ab 1931 als geschäftsführender Vizepräsident vorstand. Bald avancierte Kallir zum wichtigsten Kunsthändler Österreichs. 1923 hatte er bereits den von ihm sehr bewunderten Egon Schiele ausgestellt. Aufgrund seiner jüdischen Herkunft und seiner Unterstützung der Regierung Schuschnigg musste Kallir 1938 emigrieren. Er ging nach Paris und gründete dort die Galerie St. Etienne, wo er u. a. Werke von Oskar Kokoschka ausstellte. 1939 flüchtete er erneut und emigriert in die USA. Währenddessen gelang es seiner Mitarbeiterin, Dr. Vita Künstler, die Wiener Galerie samt ihren Beständen durch die NS-Zeit hinweg zu retten. Von 1939 bis 1978 war Kallir Inhaber der Galerie St. Etienne in New York und spezialisierte sich auf österreichische und deutsche Expressionisten.

Bei einem Treffen in Wien 1970 zeigt sich Kallir von Daims Engagement für O. R. Schatz beeindruckt und meint überzeugt: „Das gehört alles in eine Hand, dann kann man was für den Schatz machen. Wie viel Geld haben Sie?“ „26 000 Schilling“, antwortete Daim. Kallir akzeptierte die Summe. Der greise Kunsthändler und der junge Sammler verstanden einander so gut, dass die Starthilfe für die Sammlung Daim mit folgenden Worten Otto Kallirs beschlossen wurde: „Ich habe Bilder von Schatz hier und in den USA, aber ich bin schon alt und will mich damit nicht länger beschäftigen. Machen Sie den Schatz! Es gibt eine Frau, die hat mehr Bilder von Schatz als ich. Geben Sie ihr mehr, als sie in Amerika dafür bekommen würde, aber weniger als Sie hier in Wien dafür bezahlen müssten.“

Die genannte Dame war Sascha Kronb(o)urg-Roden (1893-1985), die Gattin des legendären Kunstkritikers Max Roden (1881-1968) und selbst Malerin. Max Roden war mit einem Koffer voller kleinformatiger Schatz-Bilder in die USA geflüchtet. Daim konnte bei einem Besuch in New York 1973 tatsächlich eine ganze Reihe davon erwerben. Daim besuchte auch Otto Kallir in New York.

Das Interesse an der Kunst von Schatz stieg nun stetig an. Am 4. Juli 1978 wurden Bilder von Schatz zusammen mit Kleinformaten des Belgiers Frans Masereel (1889-1972) im Künstlerhaus ausgestellt. Daim hatte bis dahin bereits 1500 Werke von Schatz in seinem Besitz.
Anlässlich seiner Gespräche mit Frau Kronb(o)urg-Roden über den Ankauf von Schatz- Bildern in Otto Kallirs Galerie war Daim zufällig auf ein Aquarell eines weiteren Künstlers gestoßen. Es war mit F. Probst signiert und zeigte einen Baum im Mondlicht. Das Bild war „Praterbaum“ benannt und stammte aus den Jahren 1923/24. Die fiebrige Atmosphäre faszinierte Daim sofort. Kurz danach hatte Daim den Wohnsitz von Franz Probst über das Meldeamt ausgeforscht und in der Folge begann er, die Werke auch dieses Künstlers zu sammeln:

> Damit begann mein bislang größtes Kunstabenteuer, das mit dem intensivsten affektiven Tiefgang, den hintergründigsten psychologischen Fragwürdigkeiten, der größten, aufregendsten Faszination und Irritation. Vielleicht ahnte ich dies damals, aber ich war mir nicht bewusst, was damit auf mich zukam. (Meine Kunstabenteuer, S. 179)

Franz Probst (2. 8. 1903 bis 19. 9. 1980) war in Litzlberg am Attersee geboren worden und kam bereits 1910 in die Kinderkunstklasse von Franz Cizek an der Wiener Kunstgewerbeschule, wo er zum Starschüler avancierte. Probst begann 1918 als Lehrling in einer Steindruckerei und besuchte wenig später die Kunstschule des Schweizer Malers Johannes Itten in Wien, bevor er mit diesem ans Bauhaus nach Weimar ging. 1920 verlässt er Weimar und unternimmt eine Italienreise. In den Jahren 1922/23 entsteht der Plakatentwurf für die Zigarettenhülsenfirma Samum. 1925 sind Werke des jungen Künstlers in der „Neuen Galerie“ von Dr. Otto Kallir zu sehen. Seine Bilder behandeln u. a. gesellschaftliche Konflikte und den Urkonflikt zwischen Mann und Frau. Bei der Darstellung sozialer Spannungen - wie etwa in der nach dem Justizpalastbrand gemalten „Straßenschlacht“ - gelingt es Probst, abgründigen Hass sichtbar zu machen. Später nimmt Probst stärker auf mythologische Themen Bezug; ab 1967 schafft er vermehrt großformatige Arbeiten in Öl, besonders nach seiner Bekanntschaft mit seinem Förderer Wilfried Daim. Als Maler bis 1930 produktiv, hatte Probst die Kriegszeit u. a. als Spritzlackierer für Flugzeuge verbracht. Im Herbst 1945 aus russischer Gefangenschaft entlassen, wurde er Bauarbeiter. Erst nach seiner Pensionierung 1966 begann er wieder zu malen. Aus dem Zufallsfund des „Praterbaums“ entwickelte sich zwischen Daim und Probst eine langjährige Freundschaft, die bis zu Probsts Tod 1980 währte. Daim inspirierte den Künstler zu einer Anzahl wichtiger Werke, darunter zu einem Zeus-Venus-Chronos Triptychon. Laut Daim konnte keiner den Ausdruck menschlichen Hasses so rückhaltlos malen wie er.

Im Jahr 1976, als man die Ausstellung „Zwischenkriegszeit, Österreich 19181938“ im niederösterreichischen Schloss Pottenbrunn vorbereitete, erfuhr Siegfried Nasko, der für die Gesamtgestaltung und die wissenschaftliche Leitung dieser über zwei Sommer (1976 und 1977) laufenden Ausstellung zuständig war, von Daims Sammlung und bat ihn, Exponate zur Verfügung zu stellen. Daim verlieh zwölf Arbeiten von Schatz und neun Arbeiten von Franz Probst, dem wohl ausdrucksstärksten Künstler dieser Generation.

Inzwischen wurde Daim also auch in der Welt der Kunst wahrgenommen und als Sammler und Förderer geschätzt. So konnte er auch gemeinsam mit führenden Mu- seumsdirektoren wie Otto Breicha vom Grazer

Kulturhaus, Hans Aurenhammer von der Österreichischen Galerie, Walter Koschatzky von der Albertina und Wilhelm Mrazek vom Museum für angewandte Kunst sowie Ruppert Feuchtmüller vom Diözesan-Museum in Wien Ausstellungen planen und durchführen.

Im Katalog zur erwähnten Ausstellung in Pottenbrunn findet sich ein Beitrag Daims zu „Österreichs bildender Kunst zwischen 1918 und 1938“. Daim begründet darin die düsteren und Verzweiflung ausstrahlenden Motive dieser Zwischenkriegsmaler mit der Niedergeschlagenheit der Österreicher nach dem Verlust des habsburgischen Großreiches während der miserablen wirtschaftlichen Lage der 20er- Jahre.

Unter dem Titel „Der bodenlose Hass“ erläutert Daim im Magazin „Pannonia“ Stil und Aussage im Werk von Franz Probst anhand seiner Bilder „Straßenschlacht“ (1927), „Kampf um die Tochter“ (1927) „Der Fuchs und die Löwin“ (1928) und „Chronos“ (1977). Daim wird mit seiner eigenwilligen Art der Werkinterpretation zu einer bekannten Persönlichkeit im Wiener Kunstbetrieb.

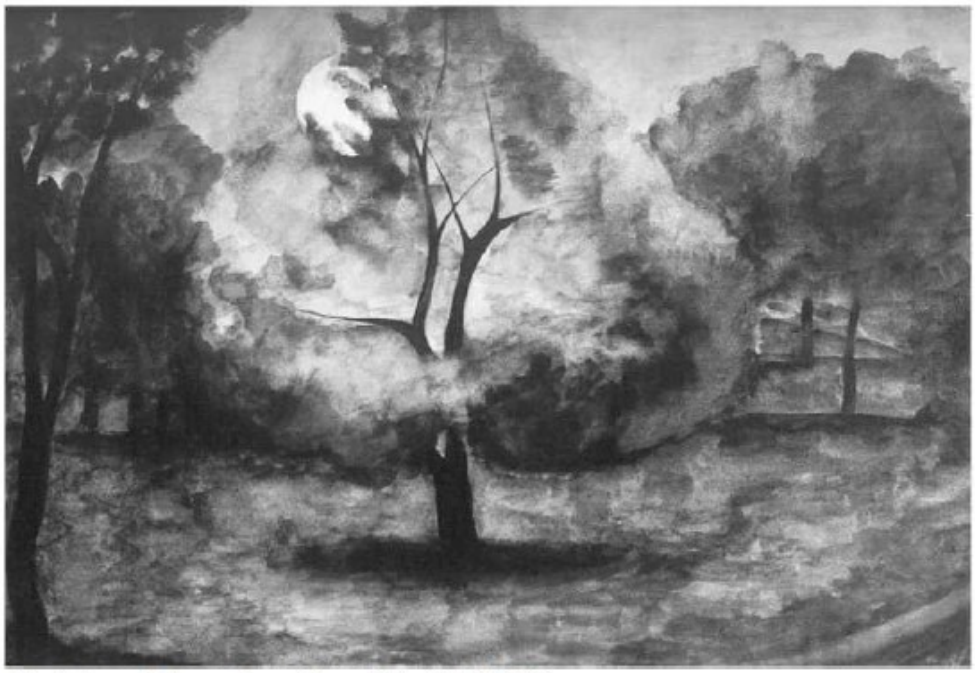
Im Interview des Wirtschaftsmagazins Trend (7/1978), meinte Daim, dass er sich vorstellen könne, irgendwann einmal seine gesamte Schatz-Sammlung der öffentlichen Hand zu übergeben: „Allerdings nur unter einer Voraussetzung: Die Werke müssten dem Publikum zugänglich gemacht werden und nicht, wie eine Reihe von Originalentwürfen, die Schatz für die Gemeinde Wien anfertigte, verschwinden.“

Die Motive für das Sammeln von Kunst sind für Daim sehr vielfältig - nicht zuletzt sind sie natürlich materiell bestimmt. Aber auch unbewusste Motive, wie beispielsweise latente Sexualität, können das Sammeln und den Geschmack beeinflussen. Immer wieder stellt sich die Frage, was echte Kunst und was Kitsch ist, worauf Daim meint: „Es gab einen Test, bei dem Marc Chagalls ‚Fiddler on the Roof einem Kitschbild ‚Bergsteiger trägt auf den Armen eine verletzte Bergsteigerin zu Tal‘ gegenübergestellt wurde. Das Wald- und Wiesenmotiv ist schließlich von den Befragten als das wertvollere der beiden eingestuft worden.“ Daim leitet daraus ein Dogma des Sammelns ab: „Man soll von der öffentlichen Meinung unabhängig sein.“

Die wichtigsten Publikationen Daims in dieser Periode sind die beiden Monographien zu Otto Rudolf Schatz (1978) und Franz Probst (1979). Die erstgenannte Publikation, ein Katalogbuch mit 61 Abbildungen, angeregt durch Otto Breicha, der ja O. R. Schatz 1961 und 1978 in Graz ausgestellt hatte, beschränkt sich auf das graphische Werk des Künstlers. Daim

erwähnt in der Einleitung die Vermutung, dass Schatz den Holzschnitt aus zwei Gründen gewählt haben mag: erstens, weil die Jugendbewegung diese urwüchsige Technik als zum „einfachen Leben“ gehörig bevorzugte, und zweitens, weil sich die dramatischen Schwarz-Weiß-Motive sehr gut zur Darstellung gegensätzlicher Positionen und damit des politischen Kampfes eignen. Die ausgewählten Werke des Kataloges - vorwiegend zivilisationskritische Holzschnitte - beeindrucken in der Tat zutiefst.

Im März 1979 erschien der zweite Katalog, diesmal zur Ausstellung von Franz Probst im Wiener Künstlerhaus vom August 1979. Daim erzählt darin von der irr- lichternden Stimmung, die das Aquarell „Praterbaum“ (1923) ausstrahlt, und ihn vom ersten Blick angefangen genommen hatte - ähnlich wie das „Fiakerbild“ von Schatz.



„Praterbaum“, Aquarell von Franz Probst (1923/24)

Seit damals sei er von Probst nicht mehr losgekommen. Zunächst konnte er acht Ölbilder und sechs Temperabilder erwerben, schließlich wurde Wilfried Daim zum wichtigsten Sammler der Kunstwerke von Franz Probst. Der Katalog enthält 16 Werke in Farbe und 50 in Schwarzweiß, wieder eindrücklich kommentiert und interpretiert von Wilfried Daim.

1980/81 veranstaltete Siegfried Nasko neuerlich eine Ausstellung im Schloss Pottenbrunn, diesmal zum Thema „Österreich - die Zweite Republik“. Wieder liefert Wilfried Daim unter dem Titel „Gesellschaftliche Veränderungsimpulse nach dem Zweiten Weltkrieg“ einen Beitrag zum Katalog. Er geht darin auf die Langzeitfolgen der Atombombenabwürfe ein, mit denen Japan in die Knie gezwungen worden war, auf den Rüstungswettlauf und die beginnende Globalisierung. In Österreichs Kunst dieser Zeit sieht er Skepsis gepaart mit Optimismus.

In einem Beitrag zum Buch „Aufbruch und Untergang - Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938“, herausgegeben von Franz Kadrnoska, beschreibt Wilfried Daim den Einfluss der USA auf die österreichische Kunst:

> Es waren zunächst technische Elemente, die Einfluss auf die Maler Schatz und Probst aus- übten. Da gab es die Hochhäuser, „Wolkenkratzer“ genannt, die imponierten. In der Zwischenkriegszeit entstand auch das erste Hochhaus Österreichs in Wiens Herrengasse, nahe dem berühmten Cafe Central.
>
> In den USA erwartete man sich vom technischen Fortschritt, der dort bereits in vielen Belangen den Massen zugutekam, während er in Österreich nur einer ökonomisch potenten Oberschicht nützte, auch den sozialen Fortschritt. In Österreich galten dagegen Aufzüge in Häusern als Luxus, so dass etwa der Wiener Gemeinderat den Vorschlag, in Gemeindebauten Raum für später einzubauende Aufzüge auszusparen, empört zurückwies [...]
>
> Das Auto, das Lieblingskind des „freien Westens“, war bereits in der Zwischenkriegszeit ein höchst bemerkenswertes und heiß ersehntes Ding. Und hier waren die USA führend. Denn Henry Fords Herstellung billiger Serienwagen führte zur Massenmotorisierung der USA. Und so konnte es auch Arbeitslose mit - wenn auch veralteten - Autos geben [.] Was jedoch wohl neben der zunehmenden Fetischisierung des Autos das wichtigste Element war, das letztlich wie eine neue Weltreligion sich über die ganze Erde ausbreitete und dabei auch - nach dem Zweiten Weltkrieg - mit Vehemenz die Grenzen des Ostblocks durchbrach, war die Jazz- Musik.
>
> Dieses mit einer bislang völlig ungewohnten Betonung des Rhythmischen einhergehende Phänomen hat im Übrigen keineswegs nur musikalische Aspekte. Denn da ein Großteil der Musiker und Sängerinnen des Jazz Neger waren, erschienen diese erstmals als wesentliche Kulturträger auf der internationalen Bühne, was heftige Reaktionen der Rassisten hervorrief. Aber wie später die Kommunisten waren auch die Nationalsozialisten nicht imstande, diese Musik völlig abzuwürgen.

> [.] Probsts köstlich rabiate Federzeichnung „Frau Sally führt ihrem Mann Negertänze vor“ ist hier ein Beispiel solch eines Familienkonfliktes, im Übrigen auch eine sehr typische Familienszene der Zwischenkriegszeit. (Franz Kadrnoska, Aufbruch und Untergang - Österreichische Kultur zwischen 1918 und 1938, S. 345, 347, 349 f.)

Der Maler O. R. Schatz hat der Nachwelt auch ein bescheidenes literarisches Vermächtnis hinterlassen: Jene Briefe, die er im Zeitraum von Anfang 1942 bis 15. November 1944, einen Tag vor seiner Deportation, schrieb. Wilfried Daim hat diese Briefe 1982 als Buch herausgegeben und in der Einleitung geschrieben:

> Schatz’ Briefe sind [...] eine raffinierte und gleichzeitig faszinierende Mischung aus Andeutungen und Symbolen, aus Pseudonaivität mit latenten Frotzeleien des Regimes, Bosheiten, Sticheleien, aber auch von Selbstausbrüchen tiefer Depression, ja Neigung zum Selbstmord. Manchmal erinnern die Briefe an Nestroy, aber auch an Lenau. Galgenhumor, hinüber gestreut in ein Meer von Trostlosigkeit.

Weiter im Bestreben, das Werk von Schatz zu würdigen, gelingt Daim 1999 - und somit siebzig Jahre nach seiner Entstehung - die Rekonstruktion des von Schatz mit Holzdrucken illustrierten Buches „Stimme der Arbeit“ des deutschen Arbeiterdichters Ernst Preczangs (1870-1949).

100 Miniaturen von Schatz - aus dem Krieg (Kaseinfarbe auf Holz) und aus der Nachkriegszeit (Tusche, um 1952) - kann Daim im Frühjahr 2001 im Papyrusmuseum der Österreichischen Nationalbibliothek und im Stadtmuseum von St. Pölten zeigen. Im Verlauf der Jahrzehnte hat die Kunstsammlung Wilfried Daims einen riesigen Umfang angenommen. Sie umfasst mittlerweile neben hunderten Werken von Otto Rudolf Schatz und Franz Probst auch Bilder von Karl Wilhelm Diefenbach. Dazu kommen Werke des niederösterreichischen Expressionisten Hans Pilhs (19031986) und des Kärntner Probst- Freundes Franz Moser (geb.1935). Dieser hat das wohl originellste Portrait von Wilfried Daim geschaffen - einen mystischen Mond über mehreren Augenpaaren.

Schließlich befinden sich noch die sensible Malerin Sascha Kronb(o)urg-Roden und der an mystisch-religiösen Motiven orientierte Georg Ehrlich (1887-1966) in Daims Sammlung, deren Werke er ebenfalls interpretiert hat.

Daim hat über die Jahre eine beachtliche Reihe von Artikeln mit Kunstanalysen der Werke von Schatz, Probst und Moser veröffentlicht, darunter stellt er in der „Academia“ vom März/April 1978 drei Holzschnitte

von O. R. Schatz vor, die die menschenleere, unheimliche Maschinenwelt des Industriezeitalters auf beklemmende Weise zum Ausdruck bringen.

Überdies hat er schließlich die Entstehungsgeschichte seiner Sammlung - wie eingangs erwähnt - in dem großformatigen Buch „Meine Kunstabenteuer“ zu Papier gebracht. Leben und Werk seines Freundes Franz Probst arbeitete Daim in seinem bisher letzten Buch, dem 2005 erschienenen Großformat „Eine Kunst, die ans Ende will“, auf. Daim interpretiert darin weit über 200 Werke Probsts - von der gespenstischen „Nacht in der Kirche“ des 13- Jährigen bis zu einem Plakatentwurf für Österreich, geschaffen 1980, im Jahr seines Todes. Das Sammeln von Kunstwerken entspringt für Daim einem zeitgeschichtlichen und künstlerischen Interesse:

> Das Sammeln nicht anerkannter Maler ist für mich eine Art intellektuelles Abenteuer; ich bin eben ein „Querdenker“. Ich habe Schatz, Probst, Pilhs, Ehrlich und andere gesammelt, weil mich ihre Arbeiten faszinierten und weil ich sie sehr billig bekommen konnte. Für den Sammler bedeutet das Sammeln die Befriedigung von Entdeckerlust und Neugier und das Aufdecken von bisher unbekannten Gemeinsamkeiten und historischen Zusammenhängen. (Wiener Kunsthefte 5/1989, S. 84)

Seine Sammelleidenschaft hat den Psychologen Daim natürlich auch immer dazu angeregt, die Motive des jeweiligen Künstlers und die Wirkung des jeweiligen Werkes mit Hilfe tiefenpsychologischer Überlegungen zu ergründen. Dazu kommt, dass Daim seine Gedanken zu den Werken in klare und einfache Sätze bringen kann, was sie von vielen geschraubten Kunstanalysen wohltuend abhebt. Wer Daims Interpretation von Franz Probst’ sozialkritischem Werk „Straßenschlacht“ liest, wird dem Bild jedenfalls um einiges näher kommen:

> Es gibt keine konkrete Szene wieder, jedoch die Atmosphäre. Hier feiert der Hass Orgien. Da schlägt einer mit dem Knüppel zu, vor sich eine Gruppe von Männern, von denen drei ihr Messer gezogen haben. Er hat eine Kopfbedeckung auf - anscheinend eine „Hahnenschwanzler“-Kappe. Die Augen hat er weit aufgerissen, ebenso seinen Mund, in dem die Zähne wie weiße Nägel blecken. Er schreit und scheint auch beißen zu wollen. Ihn treibt ein wilder Hass, der keine Umkehr kennt. (Franz Probst, Text zu Abb. 41)

Willfried Daims Stellenwert als Sammler ist seit langem in der Welt der Kunst unbestritten. Als Interpret der gesammelten Werke geht er allerdings eigenwillige Wege, die dennoch für Bewunderung sorgen: „Wenn der Sammler Daim den Inhalt eines Kunstbildes auf diese Weise beschreibt, so

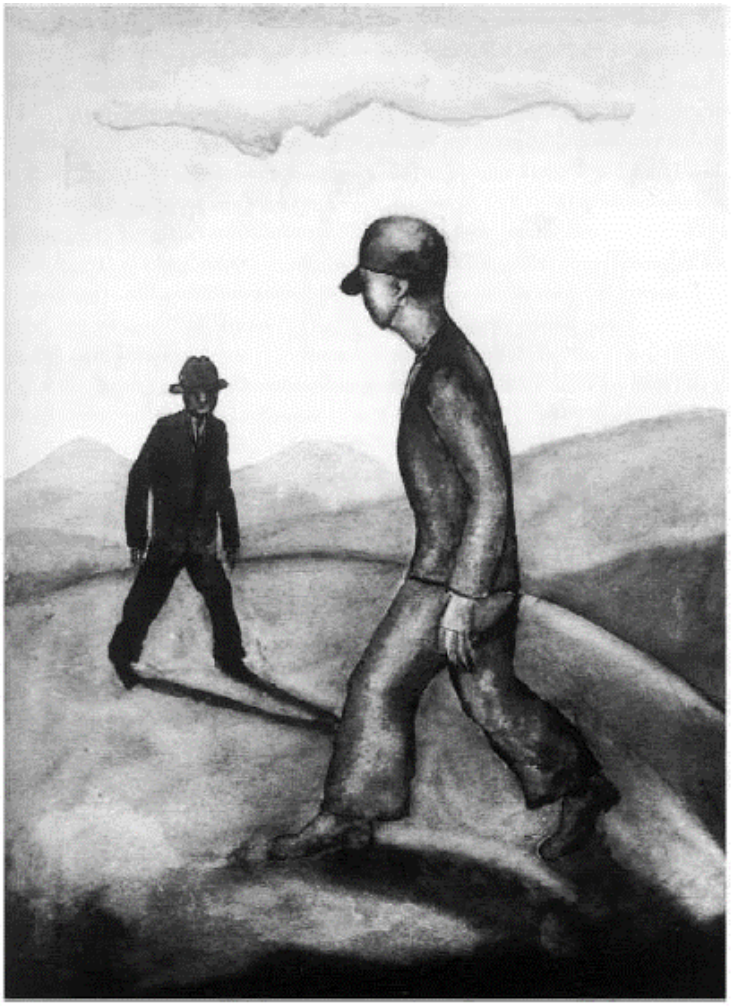
begeht er in der Welt der modernen Kunst eigentlich ein Sakrileg. Denn er spricht nicht von Farben und Formen und deren perfekter Auflösung in einem zweidimensionalen Gebilde, sondern über konnotierte, sparsamst ausgedrückte Bedeutung. Sein Lieblingsmaler Probst erlaubt diesen inhaltlichen Zugang ganz speziell, denn er hatte ein ungebrochenes Verhältnis zur Dingwelt, eine gleichsam kindliche Kraft der Vergegenwärtigung, die er bis zuletzt behielt.



Straßenschlacht, Schwarz-Weiß-Aquarell von Franz Probst, 1927

Das Daim'sche Kunstverständnis ist eigenwillig-anfechtbar und aufregend zugleich. Der unnaive Daim besteht bei Bildern auf naivem Zugang. Als Beispiel nennen wir die ‚Schaustellung' von Schatz, deren Bildaussage eine Demaskierung von Rassismus ist. Daim hält sich keinen Augenblick

bei der malerischen, ja artistischen Qualität des Bildes auf, sondern erläutert gleich die Konnotation. Das führt bei Bildern, die einen weniger starken und klaren Ausdruck haben wie dieses fabelhafte Gemälde zu inhaltlicher Überinterpretation.



„Begegnung“, Schwarz-Weiß Aquarell von Franz Probst, 1926

Doch genau das ist Daim, immer auf der Suche nach der Intensität. Zuerst muss ihn das Bild, das Objekt, inhaltlich ‚anspringen‘, dann sucht er die Gründe, warum es ihm gefällt. Bei Daim liegt das Kraftzentrum einzig im Objekt - das mag beschränkt sein, ist aber aufregend.“ (Martin Luksan, Wiener Zeitung, 24. 10. 1997) Besonders deutlich wird die Art und Weise, in der Wilfried Daim Kunst interpretiert, in seinem Beitrag zur Zeitschrift „biblos“ der Österreichischen Nationalbibliothek. Dort beschreibt Daim

Autoritäts- und Dominanzprobleme anhand von 14 Graphiken des Malers Franz Probst. Dabei geht es um Situationen, in denen Menschen und Tiere teils gemeinsam, teils allein Vorkommen. Daim gelingt es mit wenigen, aber umso eindrucksvolleren Worten darzustellen, welche Gefühle Probst in den Ausdruck von Tieren oder Personen zu legen versteht, die sich in der Position des Überlegenen oder des Unterlegenen befinden. Selbst Probsts Bild „Begegnung“ drückt für Daim mehr aus als das bloße Treffen zweier Männer - für ihn sind es die Vertreter zweier feindlicher Systeme, die in beinahe apokalyptischer Atmosphäre aufeinanderstoßen.

> Der Klassenkampf hat in der Gesellschaft viele Aspekte, politische, wirtschaftliche, kulturelle. Er vollzieht sich im Wesentlichen zwischen einer herrschenden Klasse, die durch den Besitz der Produktionsmittel Hauptnutznießer des gesellschaftlichen Reichtums ist, und jenen Gruppen, mit deren Hilfe er geschaffen wird, die aber an ihm nicht in demselben Ausmaß partizipieren wie die privilegierte herrschende Klasse. Diese ungleichen Besitzverhältnisse führten und führen immer wieder zu schweren Konflikten zwischen den verschiedenen Gruppen bzw. Klassen einer Gesellschaft.
>
> Klassenkampf, also der Kampf um die Produktionsmittel und die Teilhabe am gesellschaftlichen Reichtum, kann mehr oder weniger bewusst geführt werden. Von unten nach oben und von oben nach unten. Die verschiedenen Formen solcher Auseinandersetzungen können selbstverständlich auch zum Gegenstand künstlerischer Gestaltung werden. Dabei wird jeweils deutlich, welcher Seite der Kämpfenden die Sympathie des Künstlers gilt. Hält er zur beherrschten Unterschicht und klagt deren Unterdrücker an, sprechen wir von „sozialkritischer“ Kunst. (biblos 50,2,2001, S. 227)

Wilfried Daim - Werk und Wirkung

> Jeder Fortschritt und jeder Wandel in der Geschichte kommt von Nonkonformisten. Wenn wir keine Dissidenten hätten, lebten wir noch in Höhlen. (Alan J. P. Taylor)

Der Bogen von Wilfried Daims Schriften spannt sich von dem unscheinbaren Büchlein „Experimente mit der Seele“ (1949) bis zum Großformat „Eine Kunst, die ans Ende will. Der Maler Franz Probst“ (2005). In insgesamt 22 Büchern (dazu kommen neun Übersetzungen) sowie in über 200 Fachbeiträgen und Artikeln hat der Arbeitersohn aus Wien-Hernals die Ergebnisse seiner Forschungsarbeiten und die Summe seiner Reflexionen während sechs Jahrzehnten zu Papier gebracht. In unzähligen Vorträgen und Medienauftritten hat er sein Publikum mit Thesen konfrontiert - und nicht selten schockiert - von denen viele so lange unglaubwürdig klangen, bis sie in weiterer Folge Realität geworden waren.



Wilfried Daim: unkonventionell und stets fröhlich

Wilfried Daim war zeitlebens ein Querdenker und nahm sich nie ein Blatt vor den Mund. Seine wissenschaftlich begründeten Theorien paarten sich mit gesundem Hausverstand, seine vom Wiener Dialekt gefärbte Sprache war ohne Schnörkel. Aus dem Krieg nach drei Verwundungen heimgekehrt, war Wilfried Daim - noch bevor dies salonfähig wurde - meist ohne Krawatte unterwegs und hielt wenig von gesellschaftlichen Auftritten. Wahrscheinlich war diese seine burschikose Art auch eine der Ursachen dafür, dass ihm eine akademische Laufbahn versagt blieb. Nicht selten schossen Daims Gedanken weit über das Ziel hinaus, doch waren sie immer humanistisch fundiert und beharrlich von der Forderung nach universeller Brüderlichkeit durchdrungen. Diese Haltung bezog er aus seinem unerschütterlichen Glauben an die Lehre Jesu, seiner eigenen Lebenserfahrung und aus der empirisch gewonnenen Erkenntnis, dass soziale Konflikte nicht zuletzt auf Kastengegensätze zurückzuführen seien. Wie sein Freund Friedrich Heer setzte er auf den

Dialog selbst mit dem härtesten Gegner. Seine Auseinandersetzung mit dem Marxismus, dessen positive Elemente er stets anerkannte, und seine Kritik an der katholischen Amtskirche, deren triumphalistische Äußerlichkeiten er beharrlich bekämpfte, trugen ihm die Bezeichnung „Linkskatholik“ ein, eine Punze, die er selbst als Ehrentitel auffasste.

In den 60er-Jahren, in denen Daim seine wichtigsten sozialpsychologischen Werke verfasste, widerfuhr ihm allerdings eine wesentliche Fehleinschätzung. Unter dem Einfluss der Gedanken seines um zwei Jahrzehnte älteren Freundes August M. Knoll hielt Daim einen humanisierten Kommunismus für eine historische Kraft mit Zukunft. Freilich war er mit dieser Ansicht nicht allein. Niemand konnte damals voraussehen, dass innerhalb von nur zwanzig Jahren der Kommunismus zusammenbrechen und das Sowjetimperium zerfallen würde.

Was wird von Wilfried Daim bleiben, was sind seine wesentlichen wissenschaftlich begründeten Erkenntnisse?

Auf dem Gebiet der Tiefenpsychologie hat es Wilfried Daim als einer der wenigen seiner Zunft gewagt, einen eindeutigen Bezug zu einem transzendenten Sein, also zu Gott herzustellen. Seine 1951 in der „Umwertung der Psychoanalyse“ entwickelten graphischen Darstellungen der ungestörten Beziehung des Menschen zum Absoluten (Parabel) und der Fixierung eines Patienten an ein innerweltliches Objekt, das als „Götze“ relative Göttlichkeit erlangt (Ellipse) sind Klassiker geworden (Siehe Abbildungen auf S. 67f).

Das zweite wichtige Werk dieser „individualpsychologischen“ Schaffensperiode war das Buch „Tiefenpsychologie und Erlösung“ (1952), in dem Wilfried Daim seiner christlichen Interpretation der Psychoanalyse ein weiteres Element, nämlich das des individuellen Erlösungsbedürfnisses des Menschen, hinzufügt.

Es folgte die zwei Jahrzehnte währende „sozialpsychologische“ Periode im Leben Wilfried Daims. Er wurde international bekannt durch seine Analyse des Einflusses, den der Wiener Esoteriker und „Ariosoph“ Lanz von Liebenfels auf Adolf Hitler und den Nationalsozialismus ausgeübt hat. „Der Mann der Hitler, die Ideen gab“ (1958) ist in seiner dritten Auflage das einzige im Buchhandel neu verfügbare Werk aus dieser Schaffensperiode. Es wird nahezu bei jeder Auseinandersetzung mit der Frühzeit der Nazibewegung zitiert. Am Beispiel der abwegigen Theorien von Lanz kann man die Wirksamkeit des Freud’schen Ödipaldreiecks („Der Kampf um die Frau“) besonders gut erkennen, das Wilfried Daim auf die Gesellschaft anwendet

und seiner Kastentheorie zugrunde legt. (Siehe Abbildung auf S. 106)

Wie schon im diesbezüglichen Kapitel ausgeführt, ist die „Kastenlose Gesellschaft“ (1960) das unbestrittene Hauptwerk Wilfried Daims, das leider ganz zu Unrecht geringe Bekanntheit genießt. Wer könnte leugnen, dass selbst in einer aufgeklärten Welt und in einer von demokratischen Prinzipien bestimmten Gesellschaft Konflikte existieren, die nicht nur auf ökonomische Gegensätze zurückgehen, sondern auch tiefliegende, meist irrationale/ödipale Vorurteile zur Ursache haben? Und was könnte ein besseres Rezept zur Lösung solcher Konflikte nennen als die Aufdeckung dieser Ursachen und den gleichrangigen Dialog der jeweiligen Gegner auf der Basis universeller Geschwisterlichkeit?

Das im Jahr 1959 erschienene Buch „Totaler Untergang“, in dem Daim die Möglichkeit (Wahrscheinlichkeit?) des Menschheitsselbstmordes ventiliert, fand im Grunde nur im deutschen Feuilleton Beachtung - wer wollte sich schon gerne, kaum dass der Zweite Weltkrieg mit 55 Millionen und der Koreakrieg mit 4 Millionen Toten zu Ende gegangen waren, mit dem Thema Apokalypse auseinandersetzen! Erst die Katastrophe von Tschernobyl am 26. 4. 1986 erinnerte wieder an die Anfälligkeit der modernen Hochtechnologie. Und beginnen nicht Erderwärmung und globaler Klimawandel ein neues Bewusstsein für die Endlichkeit unseres Planeten zu schaffen?

Aufbauend auf den empirisch untermauerten Erkenntnissen seiner modernen Kastentheorie formulierte Wilfried Daim am Vorabend des Zweiten Vatikanischen Konzils 29 Thesen zum Thema „Kirche und Zukunft“ (1963). Ohne sich in theologische oder dogmatische Streitfragen einzumengen, verlangte er die radikale „Entfeudalisierung“ der katholischen Amtskirche, weil er als Psychologe darauf vertraute, dass ein Wandel der Symbolik auch einen Wandel des Bewusstseins mit sich bringen würde. Dieser Bewusstseinswandel ist nicht in dem Maße eingetreten, in dem sich dies Daim erhofft hatte. Zwar sind heute, nach einem halben Jahrhundert, viele seiner Vorschläge verwirklicht. Aber was ist schon ein halbes Jahrhundert im Verlauf der Kirchengeschichte? Die 1963 als letzte und brisanteste These erhobene Forderung nach Aufhebung des Zölibats für den Weltklerus begründete Daim zweifach: erstens führe die erzwungene Ehelosigkeit der Priester zu einer pansexualistischen Betrachtungsweise (Überbetonung des sechsten Gebots), und zweitens behindere der Zölibat die Verwirklichung der Ökumene.

Wenn wir die heutige Situation betrachten, müssen wir zugeben, dass die weltweit vorgekommenen Missbrauchsfälle zweifellos in der befohlenen Verdrängung der Sexualität wurzeln, dass der herrschende Priestermangel mit dem Zölibat zu tun hat und dass in der Ökumene seit dem Konzil kaum Fortschritte erzielt wurden.

Ein im September 1964 in Moskau gehaltener und im Buch „Linkskatholizismus“ dokumentierter Vortrag baut auf den Entfeudalisierungsthesen Daims auf: So wie sich die Kirche zu liberalisieren und zu demokratisieren habe, solle sich auch der Kommunismus wandeln. Genau ein Monat nach dieser Rede wurde Nikita S. Chruschtschow entmachtet und die Periode des Neostalinismus (unter Leonid Breschnew) eingeleitet, der sich besonders 1968 in der Niederschlagung des „Tschechischen Frühlings“ auswirken sollte. Daim zeigte ein gewisses Verständnis für die Aktion des Warschauer Pakts, die ja auch der damalige österreichische Botschafter in Moskau, Alfred Missong, vorausgesagt hatte. Gleichzeitig lobte er die besonnene Haltung der Tschechen und setzte auf eine evolutionäre Entwicklung. Die Liberalisierung des Kommunismus musste freilich bis 1985 warten, als Michael Gorbatschow mit Perestroika und Glasnost eine Reformbewegung einleitete, die letztlich mit dem Machtverlust der KPdSU und der Auflösung des Sowjetimperiums endeten. Man ist versucht, die jüngsten Entwicklungen in der römischen Amtskirche analog zu der erwähnten neostalinistischen Phase des Sowjetkommunismus mit dem Begriff „Neofundamentalismus“ zu kennzeichnen.

Die 1967 erschienenen Werke zum Thema „progressiver Katholizismus“ waren kaum mehr als eine Abrundung der schon in der „Kastenlosen Gesellschaft“ grundgelegten Auffassung eines liberalen und reformfreudigen Christentums.

Von größerer Brisanz war nun das Buch „Christentum und Revolution“, ebenfalls 1967 erschienen, das eine Kernthese Daims auf den Punkt bringt: die christliche Religion sei mit dem revolutionären Erbe des Judentums zutiefst verbunden. Auch in diesem Fall ist leicht zu erklären, warum das Echo bescheiden blieb: zwei Jahrtausende Antijudaismus und ein Jahrhundert Antikommunismus hatten ihre Spuren im christlichen Bewusstsein hinterlassen. Überdies war das Argument schnell zur Hand, die Kirche habe sich um das spirituelle Heil des Einzelnen zu kümmern und nicht Motor gesellschaftlicher Umstürze zu sein. Das bekam auch jüngst die seit den sechziger Jahren auftretende Befreiungstheologie zu spüren, die ja ihre Prinzipien aus genau derselben Exegese des Evangeliums bezieht, wie sie Wilfried Daim vertritt.

Als am 5. Dezember 2009 fünf brasilianische Bischöfe zum Ad Limina-Besuch in Rom weilten, forderte Benedikt XVI. sie auf, an die Gefahr zu denken, „welche die von einigen Theologen betriebene unkritische Übernahme von Thesen und Methoden des Marxismus mit sich bringt [...] Alle, die sich auf irgendeine Weise in einer verborgenen Ecke ihres Herzens von einigen trügerischen Prinzipien der Befreiungstheologie angezogen, eingewickelt oder gedrängt fühlen“ mögen sich besinnen und auf die Jungfrau Maria vertrauen, denn „in ihr finden wir das wahre Wesen der Kirche, ganz rein und ohne Entstellung. Durch sie lernen wir das Geheimnis der Kirche, die in der Geschichte lebt und der wir angehören, die wir kennen und lieben. So werden wir kirchliche Seelen und lernen es, der ‚internen Säkularisierung' zu widerstehen, durch welche die Kirche und ihre Lehren bedroht sind.“

Ist es nicht seltsam - ein Intellektueller wie Joseph Ratzinger muss Maria zu Hilfe rufen, um formale Argumente gegen Amtsbrüder mit unkonventionellen Ansichten zu finden. Auslöser dieser - der Daim'schen These vom Wesen der Gottesmutter diametral entgegengesetzten - Auffassung war offenbar die Aussage des bei diesem Besuch anwesenden Bischofs Luiz Carlos Eccel, der 2007 in einem Hirtenbrief geschrieben hatte: „Wer die Befreiungstheologie ablehnt, lehnt auch Jesus Christus ab, denn jede Theologie ist entweder befreiend oder sie ist keine Theologie.“

Eine schwierige Situation fürwahr - ist die Befreiungstheologie für Papst Benedikt XVI. doch gleichbedeutend mit „Rebellion, Spaltung, Dissens, Beleidigung, und Anarchie“.

Zu der immer wieder vertretenen Ansicht des Reformkatholiken, die Kirche habe äußerlich und innerlich eine Kirche der Armen zu sein, kam zwei Jahre später die Forderung Wilfried Daims, das Bundesheer bis auf eine Katastrophenschutztruppe abzuschaffen. Daim begründete seinen Vorschlag einerseits mit dem seiner Ansicht nach dem Christentum wesensgemäßen Pazifismus, andererseits mit dem Argument, das österreichische Heer sei nicht zeitgemäß bewaffnet und daher zur militärischen Landesverteidigung nicht geeignet („analyse einer illusion“, 1969).

Bis heute ist Daims Name mit dieser Initiative verbunden. Vierzig Jahre danach wird ein verkleinertes Berufsheer ernsthaft diskutiert - just als diese Zeilen geschrieben werden, kommt die Meldung, dass das Bundesheer die Hälfte seiner Kampfpanzer abstoßen will.

Wilfried Daim gehörte nie einer politischen Partei an, hatte aber Freunde in beiden politischen Lagern. Er schrieb sowohl für die „Monatshefte“ der ÖVP als auch für die „Zukunft“ der SPÖ, für die CV-Zeitschrift „Academia“ und für das kommunistische

„Tagebuch“. 1977 lieferte er dem weitgehend beratungsresistenten Josef Taus, der 1975 nach dem Unfalltod von Karl Schleinzer Parteiobmann der ÖVP geworden war, ein Konzept für eine christlich-liberale Volkspartei. Im Gegensatz zu vielen Intellektuellen in SPÖ und ÖVP, die sich allzu oft der Parteilinie unterwarfen, ließ sich Daim nie das Wort verbieten. So kritisierte er als einer der wenigen Bruno Kreisky seiner Legitimierung der FPÖ unter dem ehemaligen Nazi und Obersturmführer Friedrich Peter, seiner unangemessenen Angriffe auf Simon Wiesenthal und seiner israelfeindlichen Haltung wegen. Und er schwamm gegen den Strom, als er die von Österreich ausgehende Kampagne gegen Kurt Waldheim als heuchlerisch anprangerte und Waldheims Eintreten für eine Große Koalition lobte. (Waldheim statt Kreisky!, „Neues Forum“ 397/398, März 1987, S.21 f.)

Das Hauptverdienst Wilfried Daims in seiner dritten, der „kunstpsychologischen“ Lebensphase, die um 1975 beginnt, ist die Entdeckung und Analyse der sozialkritischen Kunst der österreichischen Zwischenkriegszeit. Sie ist mit den Namen Otto Rudolf Schatz und Franz Probst verbunden - zwei Malern, die von Daim praktisch im Alleingang bekannt gemacht wurden. Diese dem Sammeln und der Interpretation von bis dahin mehr oder weniger unbekannten Malern gewidmete Periode hat Daim u. a. in den beiden großformatigen Werken „Meine Kunstabenteuer“ (1997) und „Eine Kunst, die ans Ende will“ (2005) festgehalten. Seine Kunstbetrachtung zu Bildern dieser Maler wird in die Kunstgeschichte eingehen:

> Der metaphysische Charakter von Probsts Kunst kommt in seiner Art der „Begegnung“ maximal zum Ausdruck. Hier gibt es Restbestände sozialer Konflikte, denn die Mütze des Mannes im Vordergrund ist ein Gegensymbol zum Hut des Herrn im Hintergrund. Und die beiden sich in einer wüstenhaft-abstrakten Landschaft befindend gehen keineswegs aufeinander zu, obgleich sie intensiv aufeinander bezogen sind. Sie umlauern einander, versuchen jeweils um den andern herum zu kommen.
>
> Nur deshalb, weil jeder von ihnen ständig seinen Standpunkt ändert und einfach nicht stehenbleibt, kommt keiner um den andern herum. Keiner traut dem andern, doch zögern beide, einander anzufallen. Wenn man hier meint, mit guten Gründen den bürgerlich- proletarischen Grundkonflikt sehen zu können, dann kann man das Bild bis zum gegenwärtigen

Weltkonflikt hin ausdeuten. „Ost“ = proletarisch, „West“ = bürgerlich. (Bild siehe S. 191, aus: Franz Probst, S. 28)

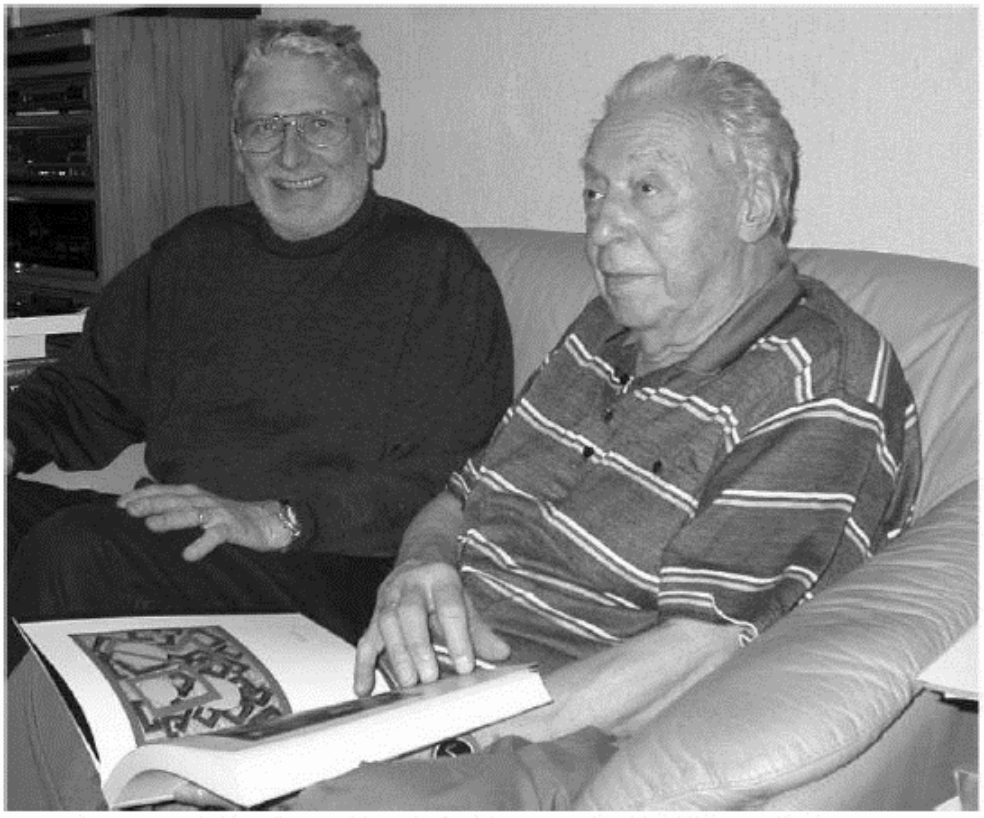
Gewaltig ist die Fabrik. Klobig, massig und doch leblos. Erschreckend in ihrer Kraft und Rücksichtslosigkeit. Sicherlich bewunderte Schatz gleichzeitig mit zumindest großem Unbehagen dieses Ungetüm. Das Unmenschlich-Inhumane liegt dabei nicht in den dahinter stehenden Menschen. Die Maschinen haben sich selbständig gemacht, wie in später gedrehten Science Fiction-Filmen, in denen ein Weltraumschiff einen fremden Planeten besucht, dort keine Lebewesen, jedoch noch funktionierende Maschinen antrifft, die sinnlos weiterarbeiten. (Bild siehe S. 188, aus: Otto Rudolf Schatz, S. 24)

Der Querdenker

Unter dem Titel „Vom Abweichen im Herkömmlichen“ beginnt Hans Veigl sein Buch „Einzelgänger und Exzentriker - Außenseiter wider den Zeitgeist“ mit folgenden Worten:

„Exzentriker sind, zumindest nach dem Urteil der beiden englischen Wissenschaftspublizisten David Weeks und Jamie James, etwas kreativer und wagemutiger, etwas einzelgängerischer und weniger kompromissbereit; sie besitzen einen stärkeren Sinn für Humor und einen schwächeren für Orthographie, neigen zu hochfliegenden theoretischen Plänen und verzweifeln an deren Verwirklichung. Oftmals, so könnte man noch hinzufügen, hört die Gesellschaft nicht darauf, was sie sagen, und sie sagen auch nie, was diese hören möchte.“

Was ist Wilfried Daim - ein Exzentriker, ein Einzelgänger, ein Nonkonformist, ein Querdenker? Exzentriker ja - denn „links von der Mitte“ ist nun einmal eine Position außerhalb des Zentrums. Exzentriker nein - denn so hochfliegend waren Daims Pläne nicht und verzweifelt an deren Verwirklichung ist er schon gar nicht. Allerdings hat die Gesellschaft in der Tat nie gerne auf ihn gehört, und nie redete Daim jemandem nach dem Mund. Einzelgänger ja - denn nur ganz wenige waren seine Freunde. Einzelgänger nein - denn Wilfried Daim hat sich nie abgeschottet, er war immer offen für jeden, der mit ihm sprechen oder ihn einladen wollte. Nonkonformist war und ist Daim nicht nur im Geistigen, sondern auch im Habitus und vor allem in Bezug auf jene, die sich als Autoritäten ausgaben, ohne solche zu sein. Ja, Daim war und ist Querdenker, nein, er war nie ein Querulant. Denn er hatte nicht nur viel zu sagen, er ließ sich auch durchaus etwas sagen.



Peter Diem und Wilfried Daim bei einer der vielen Besprechungen zum Buch.

Anhang

Bücher von Wilfried Daim

Daim, Wilfried, Experimente mit der Seele, Graz: Moser, 1949
Daim, Wilfried, Handschrift und Existenz, Graz: Pustet, 1950
Daim, Wilfried, Umwertung der Psychoanalyse, Wien: Herold, 1951
Daim, Wilfried, Tiefenpsychologie und Erlösung, Wien: Verlag Herold, 1954
Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, München: Isar-Verlag, 1958
Daim, Wilfried, Totaler Untergang? München: Manz, 1959
Daim, Wilfried, Die kastenlose Gesellschaft, München: Manz, 1960
Daim, Wilfried, Zur Strategie des Friedens, Wien: Europa Verlag, 1962
Daim, Wilfried, Kirche und Zukunft, Wien: Europa-Verlag, 1963
Daim, Wilfried, Linkskatholizismus, Wien: Europa Verlag, 1965
Daim, Wilfried, Der Vatikan und der Osten München: Manz, 1967
Daim, Wilfried, Christentum und Revolution, München: Manz 1967
Daim, Wilfried, Progressiver Katholizismus, Wien: Europa-Verlag, 1967
Daim, Wilfried, analyse einer illusion, Bellnhausen über Gladenbach (Hessen): Hinder u. Deelmann, 1969
Daim, Wilfried, Die Chinesen in Europa, Wien-München: Jugend und Volk, 1973
Daim, Wilfried, Problematika sprave narodnih skupin na Koroskem [Die Problematik der Versöhnung der Volksgruppen in Kärnten.] Prevedla Marija Klun. (= Das gemeinsame Kärnten. 5.): Nemsko-Slovenski Koordinacijski Odbor Skofijskega Sveta: Klagenfurt-Celovec 1975
Daim, Wilfried, Otto Rudolf Schatz, Eisenstadt: Edition Roetzer, 1978
Daim, Wilfried, Franz Probst, Eisenstadt: Edition Roetzer, 1979
Daim, Wilfried, Kriegsbriefe Schatz, Otto Rudolf, Eisenstadt: Roetzer, 1982
Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, Wien: Böhlau, 1985, 2., erw. und. verb. Aufl. Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, Berlin: Dietz, 1991
Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, Wien: Ueberreuter, 1994, 3., erw. und verb. Aufl.
Daim, Wilfried, Meine Kunstabenteuer, Wien: Holzhausen, 1997
Daim, Wilfried, Der Mann, der Hitler die Ideen gab, Wiesbaden: VMA-Verlag, 2000 Daim, Wilfried, Groß im Kleinen, Wien: Phoibos, 2001
Daim, Wilfried, Eine Kunst, die ans Ende will, Wien: Karolinger, 2005

Übersetzungen

Daim, Wilfried, Transvaluation de la psychoanalyse, Paris: Michel, 1956
Daim, Wilfried, Depth Psychology and salvation, New York: Ungar, 1963
Daim, Wilfried, Koscio*l* i przysz*l*osc, Warszawa: Chrzescijanskie Stowarzyszenie spolezne, 1964 Daim, Wilfried, Iglesia y tiempos nuevos, Barcelona: Ediciones Peninsula, 1968
Daim, Wilfried, Le Feu sur la terre, Tours: Mame, 1969
Daim, Wilfried, The Vatican and Eastern Europe, New York: Ungar, 1970
Daim, Wilfried, Le Vatican et les pays de l'est, Paris: Fayard, 1971
Daim, Wilfried, Il Vaticano e l'Est, Roma: Coines, 1973
Daim, Wilfried, Christianity, Judaism, and Revolution, New York: Ungar, 1973

Ausgewählte Artikel, Buchbeiträge und Vortragstexte von Wilfried Daim

Experimentelle Traumtherapie, in: Wissenschaft und Weltbild, 10/1948
Stand der Parapsychologie, in: Wissenschaft und Weltbild, 7/1949
Wahrheit im Okkultismus? in: Wort und Wahrheit, 11/1949
Das Trauma der Geburt und Heideggers Existentialismus, in: Wissenschaft und Weltbild, 1/1951 Unbewusstes Verständnis moderner Kunst, in: Wissenschaft und Weltbild, 5/1951 Tiefenpsychologie und Gnade, in: Jahrbuch für Psychologie und Psychotherapie, 1953, 5. 226 ff.
Der Grundfehler C. G. Jungs, in: Wissenschaft und Weltbild, 2/1953
Über experimentelle Traumtelepathie, in: Neue Wissenschaft (Parapsychologie), 11/1953 Erziehung und Tiefenpsychologie, in: Kontinente, 12/1953
Die Bedeutung der aktuellen Schreibsituation für die Gestaltung der Handschrift, in: Graphologia III, 20/1953
Erste parapsychologische Konferenz in Utrecht, in: Wissenschaft und Weltbild, Dezember 1953 Ein psychoanalytisches Bild und seine Deutung, in: Wissenschaft und Weltbild, 3/1955 Katholische Kirche und Sozialismus, in: Die Zukunft, 13-14/1955
Psychologie des Untergrunds, in: Die Furche, 10. 1.1956 Psychoanalyse der Wohnung, in: Der Psychologe, Juni 1956
Heideggers Existenzphilosophie und das Geburtstrauma, in: Der Psychologe, 11/1956 Der Kriminalroman als psychologisches Phänomen, in: Neue Volksbildung, 3/1957 Internationale Politik und Psychologie, in: Der Psychologe, 4/1957

Das Hakenkreuz in der Neuzeit, Vortrag beim 6. Kongress für Symbolforschung, 30. 5. 1957
Tiefenpsychologie und Freiheit, in: Der Psychologe, 10/1957
Der österreichische Archetyp, in: Neues Abendland, 1/1958
Zur Psychologie der Revolution, in: Der Psychologe, 1-2/1958
Hitler und der Neutempler, in: Wort und Wahrheit, 3/1958
Der Mann, der Hitler die Ideen gab (Kurzfassung des Buches), in: Politische Studien, Nr. 97, Mai 1958
Den Deutschen fehlt die Vernunft, in: Neues Forum, 2/1959
Zur Tiefenpsychologie des Raketenwettlaufs, in: Der Psychologe, Mai 1959
Die kastenlose Gesellschaft, in: Österreichische Monatshefte, 6/1959
Zur Tiefenpsychologie der Revolutionsdynamik im chinesischen Kommunismus, in: Der Psychologe, 2/1960
Planmäßige Schriftumstellung als Mittel zur Bewusstmachung seelischer Fehlhaltungen, in: Ausdruckskunde, 4-5/1960
UNO - Ort und Standort, in: Die Furche, 1.10. 1960
Der unvergessliche Tag des Schi Tschuanhsiang, in: Der Psychologe, 10/1960
Die mögliche Rolle der Musik bei der Integration der Menschheit, in: Katholische Kirchenmusik, Schwyz, 1960
Name und Politik, in: Der Psychologe, 4/1961
Gesellschaftsreifung und vorgeburtliches Leben, in: Der Psychologe, 8-9/1961
Das Problem einer globalen Bildung, in: Schweizer Schule, 17 und 18/1961
Zum zweiten Vatikanischen Konzil, in: Werkhefte, 1/1962
Der Ost-Westkonflikt in psychologischer Sicht, in: Österreichische Monatshefte, 7/1962
Über den Todestrieb, in: Der Psychologe, 10/1962
Das Bild des Feindes, in: Der Christ in der Welt, 10/1962
Die Familie als Sozialmodell, in: Neue Volksbildung, 13/1962
Papst, Chruschtschow und die Bauernhände, in: Der Rundblick, 21. 3. 1963
Die Lage in Österreich, in: Zeitschrift für Geopolitik, 4/1963
Chruschtschows Christus-Identifikationen, in: Zeitschrift für Geopolitik, 5-6/1963 Nachruf auf August M. Knoll, in: Academia, 1/1964
Zu allgemeinen Fragend er Koexistenz, in: Ausweg (DFU) Juli 1964
Österreich und seine Neutralität, in: Der österreichische Standpunkt, 9/1965
Mut zur Wahrheit, in: Ausweg, 11/1965

Rechts vom Altar, in: Academia, 3/1966
Chinesische Argumente für die sowjetische Politik, in: Der österreichische Standpunkt, 4/1966
Fazit des Konzils, in: Blätter für deutsche und internationale Politik, 4/1966
Auf dem Weg zur Brüderlichkeit, in: Arbeit und Wirtschaft, 5/1966
Entfeudalisierung und Entbürgerlichung, in: Die Zukunft, 6/1966
Vatikan und Kreml, in: Werkhefte, 8-9/1966
Die Kirche Österreichs und die vatikanische Oststrategie, in: Der österreichische Standpunkt, 11/1966
Konzil und Österreich, in: Österreichischer Standpunkt, 1/1967
Zum Thema Antisemitismus, in: Tagebuch, 2-3/1967
Christlicher Marxismus (Paul VI: Populorum Progressio), in: Zukunft, 5/1967
Christliche Radikalität, in: Die Furche, 3. 6.1967
Fragen zur Enzyklika (Populorum Progressio), in: Tagebuch, 6-7/ 1967
Die Nation in österreichischer Sicht, in: Österreichischer Standpunkt, 6 und 8/1967
Vatikan - Populorum Progressio, in: Zeitschrift für Geopolitik, 7-9/1967
Kasten in unserer Gesellschaft, in: Arbeit und Wirtschaft, 9/1967
Katholische Kriegsdienstverweigerung, in: Zeitschrift für Geopolitik, 10-12/1967
Der heilige Josaphat und Präsident Kennedys Tod, in: Zeitschrift für Geopolitik, 1-2/1968
Karl Marx psychologisch, in: Der österreichische Standpunkt, 6/1968
Kirche und Republik, in: Der österreichische Standpunkt, 11/1968
Marx im CV - Rede zum 70. Geburtstag der „Rudolfina“, Neues Forum, Juni/Juli 1968
Konferenz katholischer Christen in Ost-Berlin, in: Mann in der Zeit 13/1968
Ja, ja! Nein, nein! (Weder Daim noch Drimmel ...), in: Academia, 1/1969
Warum das Bundesheer aufgelöst wurde - Rede Außenminister Waldheims vor der UNO, in: Neues Forum, April 1969
Für jüdisch-arabische Symbiose, in: Neues Forum 186/1969
Möglichkeiten einer vatikanischen Globalstrategie, in: Zukunft, 10/1969
Für ein Volksbegehren zur Abschaffung des BH, in: Neues Forum, Dezember 1969
Öffnung nach links (Rede vor Tiroler MKV) - Manuskript 1969
Daim und die Rudolfina, in: Academia, 3/1970
Undankbare Germanen (Kreisky und die FPÖ), in: Academia, 6. 5. 1979 In

der Wende der Weltpolitik - und Österreich? in: Zukunft, 11/1970 Ist Sport ein Ventil für Nationalismus? in: Die Furche, 7. 11.1970
Ein katholischer Kriegsdienstverweigerer und was der ORF aus ihm machte, in: Neues Forum, 12/1971
Zur Psychologie des Alters, in: Theodor Blieweis, Hg., Die dritte Lebensphase, Herder: Wien 1971
Moses in Egypt, in: Jewish Spectator, 12/1972
The First Revolutionary, in: The Center Magazine, 19/1972
Kreiskys Kampf mit den Schatten, in: Österreichische Monatshefte, 1/1976
Nestbeschmutzer und Prophetenmörder, in: Österreichische Monatshefte, 3/1976
Zu Österreichs bildender Kunst zwischen 1918 und 1938, in: Zwischenkriegszeit (Katalog Pottenbrunn) Sommer 1976 und Sommer 1977
Die verschlafene Revolution in: Profil 17/1977
Manipulatorischer Charakter (Aspekte verbaler und visueller Symbolik) in: Academia, 1-2/1978 Apokalypse in Dosen - Ist die Angst vor dem Atom unnatürlich? in: Academia, 9-10/1978
Der Bildhauer des Cafe Landtmann - Über Hans Scheibner, in: Academia 1-2/1979
Gesellschaftliche Veränderungsimpulse nach dem Zweiten Weltkrieg in: Academia, April 1980
Zu den Grünen in Österreich, in: Politische Perspektiven, September 1980
Ein innerjüdisches Drama - Zur psychologischen Motivationsstruktur B. K.'s, in: Academia 1/1981
Germanische Apokalypse (Vortrag an der Universität in Oslo), in: Forum, 3/1984
Vor- und Zunamen der Politiker in: Wochenpresse, 30. 7.1985
Schuld und Schuldigkeit, in: Academia, 3 und 4/1986
Waldheim statt Kreisky!, in: Forum, 3/1987
Als Katholik im Dritten Reich - Christlich motivierter Widerstand, in: KÖHV Amelungia, 6/1988
Erinnerungen an die Widerstandsbewegung, in: DÖW-Jahrbuch 1995
Franz Probst: Klassenkampf, Straßenschlacht und Das Letzte Gefecht, in: Biblos, 50,2, Wien 2001
Schatz-Suche in einer sozialkritischen Kunstepoche, in: Academia 2/2001

Literatur und audiovisuelle Quellen

Benedikt, Michael et al. Hg, Verdrängter Humanismus - verzögerte Aufklärung, Philosophie in Österreich 1951-2000, Facultas: Wien 2010
Brandstaller, Trautl, Die zugepflügte Furche, Europaverlag: Wien 1969
Dokumentationsarchiv des österreichischen Widerstands, Jahrbuch 1995
Carmin, E. R., „Guru“ Hitler, Schweizer Verlagshaus: Zürich 1985
Caruso, Igor A., Psychoanalyse und Synthese der Existenz, Herder: Freiburg 1952 Caruso, Igor A., Soziale Aspekte der Psychoanalyse, Rowohlt: Reinbek 1972
Casanova, Giovanni, Das Gespräch zwischen Kirche und Welt, Europa-Verlag: Wien 1965
Das gemeinsame Kärnten - Skupna Koroska, Dokumentation des deutsch-slowenischen Kulturausschusses der Diözese Gurk: Klagenfurt 1976
Deschner, Karlheinz, Abermals krähte der Hahn - Eine kritische Kirchengeschichte, btb: München 1996
Dignath, Walter, Kirche, Krieg, Kriegsdienst, Evangelischer Verlag: Hamburg 1955 Ellinger, Alfred, Großmutter - eine Lebensbeschreibung, Herold: Wien 1986
Fest, Joachim C., Hitler - Eine Biographie, Ullstein: Frankfurt/Berlin 1973
Frankl, Viktor E., Der unbewusste Gott, Kösel-Verlag: München 1974
Friesenbichler, Georg, Unsere Wilden Jahre - die Siebziger in Österreich, Böhlau-Verlag: Wien 2008
Gaupp-Berghausen, Georg von, Soldat im Schatten. Eine Studie zur Landesverteidigung: Madrid 1966
Goodrick-Clarke, Nicholas, Die okkulten Wurzeln des Nationalsozialismus, marixverlag: Wiesbaden 2004
Griessler, Margareta, China - Eine Annäherung, Holzhausen: Wien 2007
Hamann, Brigitte, Hitlers Wien - Lehrjahre eines Diktators, Piper: München-Zürich 1996 Heer, Friedrich, Gottes erste Liebe, Verlag Herbig: Esslingen 1967
Heer, Friedrich, Der Glaube des Adolf Hitler, Bechtle Verlag: München 1968
Hieronimus, Ekkehard, Lanz von Liebenfels - Eine Biographie, Uwe Berg-Verlag: Toppenstedt 1991
Jaeggi, Eva, Neugier als Beruf, Autobiographie einer Psychotherapeutin. Serie Piper: München 1991
Karner, Stefan/Duffek, Karl (Hg.), Widerstand in Österreich 1938-1945, Boltzmann-Institut: Graz 2007

Kaminski, Gerd und Unterrieder, Else, Von Österreichern und Chinesen, Europaverlag: Wien 1980
Klages, Ludwig, Handschrift und Charakter, H. Bouvier: Bonn 1949
Knoll, August M., Katholische Kirche und scholastisches Naturrecht, Europaverlag: Wien 1962 Leser, Norbert, Grenzgänger - Österreichische Geistesgeschichte in Totenbeschwörungen, Band I,
Böhlau: Wien 1981
Liebenfels, Lanz von, Theozoologie, Band I, Deutschherrenverlag, 2001
Lorenz, Willy, Petrus - Der ewige Papst, Herold: Wien 1966
Matejka, Viktor, Das Buch Nr. 2 - Anregung ist alles, Löcker Verlag: Wien 1991 Morus, Thomas, Utopia, Reclam: 1948
Mund, Rudolf J., Jörg Lanz von Liebenfels und der Neue Templer Orden, Spieth Verlag: Stuttgart 1976
Olzog, Günter (Hg.), Beobachter und Gestalter - Autoren in vier Jahrzehnten, Olzog-Ver- lag: München 1989
Rahner, Karl/Vorgrimler, Herbert, Kleines Konzilskompendium, Herder: Freiburg 1966 Rhine, J. B., Neuland der Seele, Deutsche Verlagsanstalt: Stuttgart-Berlin 1938
Schmaus, Michael, Von den Letzten Dingen, Regensberg: Münster, 1948
Solowjew, Wladimir S., Übermensch und Antichrist - Über das Ende der Weltgeschichte, Herder- Taschenbücher: Freiburg 1958
Spurensuche, Zeitschrift für Geschichte der Erwachsenenbildung und Wissenspopularisierung, 19. Jgg./1-4
Veigl, Hans, Einzelgänger und Exzentriker - Außenseiter wider den Zeitgeist, Böhlau: Wien 2008
Vospernik, Cornelia, In China: Reportagen abseits der Schlagzeilen, Kremayr & Scheriau: Wien 2009
Wegener, Franz, Neu-Vineta, Kulturförderverein Ruhrgebiet: Gladbeck 2010
Zulehner, Paul M., Wie geht's, Herr Pfarrer? Styria: Graz 2010

Videodokument:

Filmclip aus "Church Channel": Bishop Fulton Sheen Psychology & Psychiatry 3 of 3

http://www.youtube.com/watch?v=GEFoEH9iiHQ (19.2. 2011)

Film:

Ein Dokumentarfilm zu Lanz von Liebenfels mit Daims Buch als Vorlage wurde 1996 vom ORF in der szenischen Bearbeitung von G. Weiss u. a. mit Leon Askin aufgenommen und „Adolf Lanz - mein Krampf - der Mann, der Hitler die Ideen gab“ betitelt.

Bildnachweis:

Archiv Ernst Stankovski: 26 Fotos Peter Diem: 20, 123,199

Musee des Beaux-Arts de Dijon, Photo Francois Jay: 79
http://upload.wikimedia.org/wikipedia/de/e/e8/Sedia-piusxii.jpg: 138
Zeichnung Rudolf Angerer: 113

Zeitschrift „Sowjetunion heute“ (25.1. 1959): 113

Alle anderen Abbildungen stammen aus dem Archiv Wilfried Daim.

Der Verlag hat sich bemüht, sämtliche Rechteinhaber der zitierten Bilder ausfindig zu machen. Sollten darüber hinaus Ansprüche bestehen, bitten wir um freundliche Nachricht unter: peter.diem@gmail.com..

Wilfried Daim, der Psychologe und Psychotherapeut in der Tradition von Sigmund Freud, der leidenschaftliche Kunstsammler und Kunstkenner hat mit 22 Büchern und 200 Artikeln zu Politik, Religion und Kunst ein gewaltiges intellektuelles Oeuvre hinterlassen. Sein erstes Buch über den Wiener Rassenideologen Lanz von Liebenfels „Der Mann, der Hitler die Ideen gab" machte Daim schlagartig international bekannt. Sein sozialpsychologisches Hauptwerk „Die Kastenlose Gesellschaft" gilt heute noch als Klassiker der Gesellschaftsanalyse, weist es doch nach, dass soziale Dynamik nicht nur ökonomische Ursachen hat, sondern wesentlich von unbewussten Vorurteilen gesteuert wird. 1963 trat Daim in einem Buch „Kirche und Zukunft" mit einer Reihe von Thesen zur Entfeudalisierung der katholischen Kirche hervor. Viele dieser Forderungen hat das Zweite Vatikanische Konzil erfüllt, einige sind bis heute in Diskussion. Daim hat sich durch sein Eintreten für den Dialog mit dem Marxismus viele Feinde im konservativen Lager gemacht, aus dem er selbst stammt. Der langjährige ORF-Journalist Peter Diem zeichnet ein spannendes Portrait dieses faszinierenden Querdenkers.



Peter Diem
Geboren 1937 in Wien; Dr. iur.; Studium der Rechts- und Staatswissenschaften an der Universität Wien und Politikwissenschaft in den USA. Übersetzer für Englisch. 1979 Aufbau der Abteilung Medienforschung im ORF, Leitung bis 1999. Seit 2000 Konsulent für Onlineforschung bei GfK Austria. Mitherausgeber der Internet-Enzyklopädie „Austria-Forum": http://austria-forum.org

ISBN 978-3-90249-50-4
9 783902 494467
www.edition-steinbauer.com

Mustercomment für eine farbentragende, katholische österreichische Studentenverbindung

Einleitung

Unter „Comment“ versteht man die Gesamtheit aller Förmlichkeiten, Bräuche und Zeremonien, die sich seit Gründung der ersten Universitäten im deutschsprachigen Raum vor mehr als 600 Jahren (Prag 1348, Wien 1365, Heidelberg 1386) im studentischen Zusammenleben entwickelt, bewährt und erhalten haben.

Der Comment ist ein Regelwerk, das Vorschriften zu einer selbst auferlegten Disziplin und der Einhaltung von Formen im studentischen Miteinander und beim Auftreten in der Öffentlichkeit enthält. Der Comment soll aber nicht als eine Art „militärischer Drill“ für das studentische Leben verstanden werden, sondern als gesellschaftliche Etikette. Seine Ausübung soll in Eleganz, nicht in Exerzieren bestehen. Das Verständnis für den Comment entsteht vor allem durch Mitmachen und Miterleben in der studentischen Gemeinschaft.

Möge dieser Mustercomment dazu beitragen, wertvolle Traditionen zu bewahren und Ursprünge und Sinn des couleurstudentischen Brauchtums besser zu verstehen. Denn: Commentkenntnis und „Couleurverstand“ sind manchmal sogar Orientierungshilfe in anderen, etwa beruflichen Lebensbereichen.

FARBENCOMMENT UND FARBENTRAGEN
Die Mitglieder der Verbindung „…“ tragen als Abzeichen eine („…“ - Farbe angeben)

Mütze (auch: Deckel, Couleur) mit den Farbstreifen „…“ sowie das Burschenband in den Verbindungsfarben. Füchse tragen das in der Regel zweifärbige Fuchsenband. Den meist drei- oder vierbahnigen Burschenfarben wird eine symbolische Bedeutung gegeben. Die Fuchsenfarben sind traditionellerweise zweifärbig.

Unter „in Couleur“ (auch: plenis coloribus) versteht man das Tragen von Band und Mütze (Cerevis, Stürmer, Biertonne). Unter „in Spieß“ versteht man den Auftritt ohne Couleur. Das Tragen der studentischen Kopfbedeckung ohne Band ist unstatthaft. Das Band wird unter dem Sakko über der rechten Schulter nach links unten getragen. Geistliche in geschlossenem Rock tragen das Band über diesem.

Soldaten des österreichischen Bundesheeres, die an geschlossenen Verbindungs- oder Verbandsveranstaltungen in Ausgangsuniform teilnehmen, tragen das Band unter dem Rock. Zur Uniform wird keine studentische Kopfbedeckung getragen.

Der Senior trägt stets – also auch bei internen Veranstaltungen – unter dem Burschenband und mit diesem gekreuzt die Bänder der Freundschaftsverbindungen. Diese „Amtsbänder“ drücken das besondere Freundschaftsverhältnis zu jenen Verbindungen aus. Der Fuchsmajor trägt das Fuchsenband unter dem Burschenband und mit diesem gekreuzt. Der theoretische Fuchsmajor trägt das Fuchsenband parallel zum Burschenband.

Während der Veranstaltung, auf der ein Band verliehen wurde (Rezeption, Burschung, Bandverleihung), wird dieses über dem Sakko getragen. Jubelbänder (für 50-, 100-, 125- und 150- semestrige Verbindungszugehörigkeit) ersetzen das gewöhnliche Burschenband.

Das Ehrenband "pro meritis" ersetzt nicht das Burschenband und wird zusätzlich zu diesem getragen.

Es ist ein schöner Brauch, das Burschenband mit dem Wahlspruch der Verbindung und ihrem Zirkel oder mit dem Couleurnamen und dem Zirkel - beides in Gold - besticken zu lassen.

Ein bei der Verbindung offiziell gemeldeter Verkehrsaktiver trägt Band und Mütze seiner Urverbindung und parallel dazu das Band der Gastverbindung.

Bandinhaber zweier oder mehrerer Verbindungen tragen zu feierlichen Anlässen die Bänder der Bandverbindungen parallel zum Burschenband ihrer Urverbindung. Bei internen Veranstaltungen ihrer Urverbindung müssen sie die Bänder ihrer Bandverbindungen nicht anlegen.

Bei Teilnahme an einer Veranstaltung der Bandverbindung wird deren Mütze und Band, sowie das Band der Urverbindung getragen.

Die Schärpe ersetzt das Band, das sich ja aus dieser entwickelt hat. Senior und Fuchsmajor tragen ihre Amtsbänder unter der Schärpe und mit dieser gekreuzt. Der theoretische Fuchsmajor trägt das Fuchsenband neben der Schärpe. Wer berechtigt ist, außer dem Burschenband. Bänder anderer Verbindungen zu tragen, trägt diese neben der Schärpe.

Zum Cut trägt man Burschenband und Mütze. Zum Smoking wird Weinband (quer) und üblicherweise Straßencerevis (auch Mütze, aber nie Paradecerevis) getragen. Zum Frack trägt man Sektband und Paradecerevis (=Salonwichs vgl. Wichscomment). Das Sektband wird unter der Frackweste quer über das Frackhemd gespannt. Der Senior trägt hierbei zuoberst das Burschenband der Verbindung und darunter die Amtsbänder, der Fuchsmajor das Burschenband und darunter das Fuchsenband.

Anstelle der Mütze können geburschte Mitglieder ein Straßencerevis und im Sommer einen weißen Stürmer, aktive Burschen im höheren Couleursemester und Alte Herren eine Biertonne tragen. Das Tragen der Biertonne bei feierlichen Anlässen sowie in der Öffentlichkeit ist unzulässig.

Die Kopfbedeckung der Chargierten ist das Paradecerevis, welches auch zum Frack getragen wird. Das Barett ist in der Regel dem Senior als Fahnenträger vorbehalten. Straßencerevis und Biertonne werden auf dem Hinterkopf getragen, und zwar so, dass der Zirkel aufrecht steht. Das Paradecerevis wird über der rechten Stirnhälfte getragen, der Zirkel ist von vorne aufrecht sichtbar.

Alle genannten Kopfbedeckungen weisen die Verbindungsfarben auf. Straßen- und Paradecerevis sind mit goldenem, das Fuchsen-paradecerevis ist mit silbernem Weinlaub bestickt. Das Doktorcerevis ist in der Regel mit goldenem Lorbeer bestickt, zeigt einen Winkel, der den Zirkel in der rechten oberen Ecke einfasst („Doktorwinkel“) und kann als Straßencerevis oder Paradecerevis ausgeführt sein.

Die Verbindungsfarben erscheinen weiters auf der Verbindungsfahne, dem Wappen, dem Schlägerkorb, dem Bier-, Wein- und Sektzipf, auf der Farbennadel und diversen Couleurartikeln.

Die Sitte, Zipf zu tragen, geht auf die Frühzeit studentischen Brauchtums zurück. Als erste schlossen sich im ausgehenden Mittelalter Angehörige desselben Heimatlandes zu festen Gruppen zusammen. Sie trugen ein Degengehänge in den Farben ihrer Heimat (Schärpe). Auch am Hut trugen sie ein Band in diesen Farben. Am Degen hatte man eine Schlaufe in den gleichen Farben am Degengriff befestigt. Sie diente dazu, den Degenkorb am Handgelenk zu befestigen, um bei bewaffneten Händeln den Degen bei einem harten Gegenschlag nicht zu verlieren. Diese Schlaufen leben als Zierde am Säbel und Seitengewehr der Militärs (Portepee) und im studentischen Zipf fort. Als man keinen Degen mehr trug, wurde aus der Schärpe das Burschenband und aus der Degenschlaufe der Zipf. Ihn trug

man an der Uhr, die in der linken Westentasche steckte, dort wo früher der Degen an der Schärpe hing. Daher werden die Zipfe immer links getragen, entweder an der linken unteren Westentasche oder - wenn keine Weste getragen wird - an der linken Seite des Hosenbundes. Beim Chargieren können die Zipfe an der rechten Achselspange des Flauses getragen werden.

Es ist üblich, dass der Leibbursch seinem Leibfuchsen zu Weihnachten oder einem anderen Anlass einen Bierzipf schenkt. Das Gegengeschenk ist in der Regel ein Weinzipf. Es besteht auch der schöne Brauch, mit Bundes- oder Cartellbrüdern, denen man sich besonders verbunden fühlt, einen Weinzipf zu tauschen. Sektzipfe werden zu besonderen Anlässen, meist in Gold geschenkt. Sie können auch das Geschenk einer Dame sein.

Die Farbennadel ("Floh") wird am linken Sakkoaufschlag getragen, die CV-Nadel ("Spinatfleck") am rechten.Der Linienzug des Zirkels enthält die Anfangsbuchstaben der Wörter "vivat, crescat, floreat" (nach anderer Auslegung: "Ehre, Freiheit,Vaterland") sowie den Anfangsbuchstaben der Verbindung. Jedes Mitglied ist berechtigt, ihn seinem Namen und seinem Couleurnamen anzufügen.

Die Verbindung tritt nach innen und außen durch das „Tragen der Farben“ in Erscheinung. Wir sehen darin eine studentische Sitte, die ein Bekenntnis unserer Grundsätze, sowie ein wirksames Mittel zur Stärkung des Zusammengehörigkeitsgefühls, des Verantwortungs-bewusstseins in der Gesellschaft und der akademischen Identität darstellt. Da das Auftreten jedes einzelnen in Couleur das Ansehen der gesamten Verbindung auch in der Öffentlichkeit bestimmt, ist gepflegtes Äußeres, tadelloses Benehmen und standesgemäße Haltung geboten. Die Kleidung ist dem Anlass entsprechend zu wählen; Extravaganzen und modische Besonderheiten sind zu vermeiden.

Band und Mütze verlieren im Laufe der Zeit ihre Ansehnlichkeit und sind bei Bedarf zu erneuern.

In Couleur trägt man grundsätzlich: Hemd, Halsbinde (Krawatte, Masche, o.ä.), Sakko, lange Hosen und dazu passende Schuhe. Bei Festveranstaltungen ist ein einfarbiger, dunkler Anzug zu wählen. Der „kleine Bieranzug“ besteht aus einer mitunter sportlichen Kombination von Sakko (Jacke) und Hose. Ein geeignetes Hemd oder ein Rollkragen-Pullover kann die Halsbinde ersetzen.

Abweichungen von obigen Kleidungsregeln sind unter besonderen

Umständen möglich. Immer aber hat kultivierter Geschmack und das Wissen um die Würde des Farbentragens den Ausschlag zu geben. In Couleur wird die Mütze im Allgemeinen auch in geschlossenen Räumen aufbehalten, jedoch insbesondere in folgenden Fällen abgenommen:

Zum Gruß, beim Vor- und Zutrinken, in der Kirche und bei der Totenehrung, im Hörsaal während der Vorlesung und beim Austreten (Einklemmen der Mütze unter einem Arm).
Beim Grüßen wird die Mütze abgenommen und mit der linken Hand vor die Brust gehalten, während man die Rechte zum Gruß reicht. Gleiches gilt für die Biertonne; Cerevis und Stürmer werden zum Gruß nicht abgenommen. Stattdessen legt man die rechte Hand an den Rand der Kopfbedeckung (legeres Salutieren) und reicht dann die Hand zum Gruße.

Beim Tanzen wird die Mütze mit der linken Hand gehalten, Stürmer und Cerevis hingegen werden aufbehalten. Diese Grundregel wird je nach Art des Tanzes abzuwandeln sein, sodass die Kopfbedeckung oft besser auf dem Tisch verbleibt.

Gehen mehrere Personen in Couleur, so wird deren Gehordnung durch die amtliche Reihenfolge der Verbindungen bestimmt. Geht Couleur mit Spieß gemischt, ist außerdem auf eine gewisse Symmetrie zu achten. Unter Gleichgestellten nimmt hierbei der Couleurträger den Vorrang ein.

Nehmen Füchse an einer Veranstaltung einer anderen Verbindung teil, ohne dass ein geburschtes Mitglied anwesend ist, haben sie sich beim Fuchsmajor der gastgebenden Verbindung zu melden und um Farbenschutz zu ersuchen.

Es geziemt sich, beim Vorübergehen an einer Kirche oder einem Wegkreuz durch Abnehmen der Mütze zu grüßen. Ebenso ist es für katholische Studenten ein Gebot der Höflichkeit, Angehörige des geistlichen Standes zu grüßen.

In Couleur bietet man der Dame auf der Straße nur bei schlechten Gehverhältnissen den Arm. Der Farbstudent vermeidet es, auf der Straße zu rauchen. In öffentlichen Verkehrsmitteln ist der Couleurstudent zuvorkommend und fügt sich reibungslos in die Ordnung der Fahrgäste.

Der Couleurträger geht jedem Auflauf aus dem Weg und lässt sich nicht provozieren. Wird er jedoch in einen Tumult verwickelt, so hat er das Couleur sofort abzulegen ("abtakeln"). Ansonsten wird das Couleur in der

Öffentlichkeit weder an- noch abgelegt. Sollte dies dennoch notwendig sein, hat das – so wie übrigens auch sonst – unauffällig zu geschehen. Selbstverständlich können nicht für alle denkbaren Situationen Regeln aufgestellt werden. Als allgemeiner Grundsatz gilt, dass Couleur in der Öffentlichkeit bescheiden und ohne Anstoß zu erregen, getragen wird. Das Auftreten eines (angehenden) Akademikers hat standesbewusst und selbstsicher zu sein.

GESELLSCHAFTS- UND VERKEHRSCOMMENT

"Der Du-Comment ist ein kostbares Vermächtnis unserer Alten. Er ist der allzeit gegenwärtige Ausdruck der Bedeutung, die gerade unser Verband dem Freundschaftsprinzip zumisst. Kein anderer studentischer Verband hat jemals die gleiche durchgehende Anwendung des Du-Comments gekannt. Der brüderliche Gebrauch des „Du“ bedeutet die rückhaltlose Anerkennung der ernsten Verpflichtung, die uns aus der Cartellfreundschaft erwächst. Niemals darf er zur gedankenlosen, liebeleeren Inanspruchnahme eines als selbstverständlich empfundenen Vorrechtes werden. "(Dr. Heinrich Drimmel, 1912-1991, ehemaliger Unterrichtsminister).

Die Mitglieder befreundeter Verbindungen sprechen einander mit dem brüderlichen "Du" an. Allerdings wird im dienstlichen Verkehr die Anrede des Vorgesetzten bzw. gesellschaftlich Ranghöheren maßgebend sein. Auch im Beisein von verbandsfremden Personen ist Takt und Vorsicht bezüglich der Anrede geboten.

Im offiziellen Umgang werden Chargen mit der Chargenfunktion und dem davorgesetzten Wort „Hoher“ angeredet. (Hoher Senior, Hoher Fuchsmajor, Hoher Philistersenior etc.) Aktive verwenden gegenüber Alten Herren stets die Anrede "(lieber) Alter Herr". Im Übrigen nennen Angehörige derselben Verbindung einander "Bundesbruder", Angehörige verschiedener befreundeter Verbindungen nennen einander "Cartellbruder" oder „Farbenbruder“ – je nach Verbandsstatus. Der letztere Ausdruck wird auch deutschen CVern gegenüber verwendet, die oft auch die Anrede "Hohes Cartell" gebrauchen.

Gemäß derzeit gültigem Verbändeabkommen werden angeredet:
Angehörige der VCS (Vereinigung christlicher, farbentragender Studentinnen in Österreich) mit: „Kartellschwester“
Angehörige, des KÖL (Akademischer Bund katholisch-österreichischer Landsmannschaften), des ÖKV (Kartellverband nichtfarbentragender akademischer Vereinigungen) und des MKV mit: „Kartellbruder“
Angehörige des schweizerischen StV mit: „Farbenbruder“

Wird man einem Cartellbruder oder einer Kartellschwester bekanntgemacht oder will man sich vorstellen, wird dem Namen stets der Name der Verbindung angefügt (bei latinisierten Verbindungsnamen im Genitiv) gefolgt von „vulgo“ und dem Couleurnamen.

Dem freundschaftlichen Verkehr der Cartellverbindungen untereinander entsprechend, besteht zwischen den Angehörigen verschiedener Verbindungen Grußpflicht. Unter annähernd gleichaltrigen Cartellbrüdern grüßt hierbei die nach der amtlichen Reihenfolge jüngere Verbindung zuerst.

Auf Verbindungsveranstaltungen sind Cartell- (Kartell)brüder und Kartellschwestern ungeachtet des cartellbrüderlich-freundschaftlichen Verhältnisses als Gäste zu betrachten und daher mit commentmäßigem Anstand zu behandeln. Hierzu gehört auch, dass ein Bundesbruder zum Empfang der Gäste bereitsteht. Alte Herren, insbesondere Ehrengäste, sind auf die ihnen gebührenden Plätze zu geleiten. Einige Füchse sollen bereitstehen, um beim Ablegen der Überkleider behilflich zu sein. Solange Alte Herren oder Gästeanwesend sind, soll kein Aktiver ohne besonderen Grund die Veranstaltung verlassen.

Bei Tanzveranstaltungen der Verbindung gebietet es die Höflichkeit, dass alle Bundesbrüder sich als Gastgeber fühlen und namentlich die jüngeren Semester möglichst viele Damen zum Tanz bitten. "Mauerblümchen-" und "Pärchensyndrom" sind zu vermeiden. Für das tadellose commentmäßige Verhalten mehrerer in Couleur auftretender Bundesbrüder ist stets die höchste anwesende Charge oder das älteste anwesende Semester verantwortlich.

FAHNENCOMMENT

Die Fahne ist das ehrwürdigste Symbol der Verbindung. Sie zeigt die Farben der Verbindung und die Darstellung ihrer Prinzipien. Über ihre Entstehung, ihr genaues Aussehen und ihre kirchliche Weihe gibt die Verbindungsgeschichte Auskunft. Der Schutz der Fahne ist ehrenvolle Aufgabe jedes Verbindungsmitgliedes.

Bei festlichen Veranstaltungen, vor allem bei Burschungs- und Bandverleihungsfeiern, ist stets die Fahne mitzuführen. Der Burscheneid wird auf die Fahne abgelegt. Die Fahne befindet sich im Allgemeinen zur Rechten des Präsidiums. Wird sie getragen, so ruht sie auf der rechten Schulter des Trägers. Fahnenträger ist in der Regel der Senior, der dabei stets von Flügelchargen begleitet wird. Die Fahne wird nach Möglichkeit in einen Fahnenständer gestellt. Sie wird nie abseits abgestellt, ohne dass

sich ein Verbindungsmitglied in ihrer Nähe befindet. In Anbetracht ihres hohen ideellen Wertes ist die Fahne mit äußerster Schonung zu behandeln. Die „Reisefahne“ kann bei feierlichen Veranstaltungen außerhalb Wiens oder aus logistischen Gründen die „Prunkfahne“ ersetzen. Die Ablegung des Burscheneides auf die Reisefahne ist zulässig. Zum Gruß und zum Zeichen der Trauer wird die Fahne gesenkt, wobei das Fahnentuch gerafft wird. Der Fahnenträger salutiert nicht.

Als Mitglieder einer österreichischen Korporation sind wir verpflichtet, in Bezug auf die Achtung vor den staatlichen Symbolen ein gutes Beispiel zu geben. Bei vaterländischen Feiern (Landesvater- / Österreichkneipe, Kundgebungen etc.) sowie bei großen Ballveranstaltungen gebührt der rot-weiß-roten Fahne der Ehrenplatz.

WICHSCOMMENT

Die Wichs (in der bundesdeutschen Studentensprache auch: Der Wichs), die früher allgemein übliche Tracht der Studenten, wird heute nur mehr bei besonderen Veranstaltungen von bestimmten Verbindungsmitgliedern – den „Chargierten“ – getragen. Man unterscheidet Voll- und Halbwichs sowie Salonwichs.

Die Vollwichs besteht aus "Buchsen" (weißen Beinkleidern), "Kanonen" (Stulpstiefeln), dem "Flaus", auch "Pekesche" (Farbenrock) meist aus Samt mit Verschnürung in den Verbindungsfarben, ebensolcher Schärpe, weißen Handschuhen mit Stulpen, Paradecerevis bzw. Barett, dem Schläger mit Korb in den Verbindungsfarben und dem Gehänge (Wehrgehänge) mit Scheide.

Das Barett ist in der Regel dem Senior als Fahnenträger vorbehalten. Der Fuchsmajor trägt ein Paradecerevis, an dem ein Fuchsschwanz befestigt ist. Zur Wichs werden ausnahmslos schwarze glatte Straßenschuhe getragen.

Die Halbwichs besteht aus Flaus, Schärpe, Paradecerevis und weißen Handschuhen. Erforderlichenfalls wird dazu der Schläger getragen (ohne Gehänge und Scheide). Auch zur Halbwichs werden schwarze, glatte Straßenschuhe getragen. Die Hose ist schwarz oder einfarbig dunkel.

Salonwichs ist die Kombination Frack mit weißen Handschuhen, Sektband und Paradecerevis, die zu Anlässen, bei denen das Tragen eines Frackes erforderlich oder erwünscht ist, angelegt wird.

Als „Bierjacke“ bezeichnet man einen Flaus, der von (Bier-) Füchsen beim Servieren getragen wird. Sie ist in der Regel ein ausgedienter, aber in ordentlichem Zustand befindlicher Flaus und fällt nicht unter die Bezeichnung „Wichs“.

CHARGIERCOMMENT

1) Allgemeines

Chargierte sind Mitglieder der Korporation in Vollwichs. Sie repräsentieren die Verbindung bei festlichen und feierlichen Veranstaltungen. Aus diesem Grunde sind, wie schon aus dem Wort hervorgeht, vor allem die Verbindungschargen zum Chargieren berufen. Da die Chargierten einerseits durch die alte studentische Tracht die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in gesteigertem Maße auf sich ziehen, andererseits in maßgeblicher Weise am couleurstudentischen Zeremoniell teilnehmen, haben sie ein angemessenes Betragen und eine vorbildliche Haltung an den Tag zu legen. Marschiert wird im lockeren – nicht militärischen – Gleichschritt auf links. Bei Aufstellung und Gehordnung der Chargierten ist stets auf Symmetrie zu achten. Es ist anzustreben, Salutieren, Schlägerziehen etc. gleichzeitig, am besten auf ein vorher vereinbartes Zeichen durchzuführen. Dabei sollte aber ein exerziermäßiger Vollzug nicht übertrieben werden. Wo immer Chargierte auftreten, müssen Verbindungsmitglieder *plenis coloribus* zugegen sein ("Bedeckung").

Ein Chargierter darf seinen Platz nicht verlassen; eine Veränderung an der Vollwichs (Kragenöffnen, Handschuhe ausziehen) ist unstatthaft. Zum Chargieren berechtigt sind alle geburschten Mitglieder. Brandfüchse dürfen chargieren, wenn unter den anderen Chargierten wenigstens ein Bursch ist. Brandfüchse dürfen – außer bei der Fuchsenkneipe – kein Kontrarium übernehmen. Ausnahmen hiervon sind durch Entscheidung des Seniors möglich.

Bei allen Veranstaltungen mit Chargierten hat die für die Organisation verantwortliche Charge vor Beginn der Veranstaltung eine Regiebesprechung mit den Chargierten anzusetzen. Deren Umfang richtet sich nach Art und Bedeutung der Veranstaltung und hat den Zweck, die Chargierten auf den Verlauf der Veranstaltung vorzubereiten, sowie bei den commentmäßigen Handlungen ein einheitliches Erscheinungsbild der Chargierten zu schaffen.

2) Paradestellung und Ehrenbezeigungen

In der Paradestellung sind die Beine leicht gegrätscht, d.h. der Abstand der Fersen beträgt ungefähr eine Schuhlänge. Der Schläger ist vor dem Körper abgestellt, die Linke umfasst den Schlägergriff, die Rechte ruht auf der Linken.

Der Schläger wird links getragen. Beim Gehen umfasst die linke Hand die Scheide knapp unter dem Korb. Wird ohne Scheide chargiert, so wird der Schläger in der linken Armbeuge, leicht an den Körper gedrückt, getragen. Unmittelbar nach dem Ziehen und unmittelbar vor dem Versorgen wird der Schläger kurz abgesetzt, d.h. der Schläger wird an die Brust geführt, die Klinge zeigt schräg nach oben.

Das Erheben des Schlägers symbolisiert Hingabe, Begeisterung und Einsatzfreude. Arm und Schläger bilden dabei eine Gerade, die Klinge zeigt schräg nach vorne rechts oben. Der Schläger wird erhoben insbesondere bei folgenden Anlässen:

<u>Kirche und kirchliche Zeremonien:</u>

Evangelium

Te Deum (Großer Gott wir loben Dich)

<u>Kneipe, Kommers und sonstige Veranstaltungen:</u>

Burschenstrophe der Verbindung (Senior: auch bei den Burschenstrophen der Bandverbindungen)

Farbenlied

ÖCV-Bundeslied

EKV-Hymne

Österreichische Bundeshymne
EU-Hymne
Salamander

Gaudeamus: 4. und 6. Strophe

Burschen heraus: 3. Strophe nach Aufschlag Präsidium
(Wenn es gilt ...)

Schwört bei dieser blanken Wehre: letzte Strophe nach Aufschlag Präsidium (Brausend lasst ...)

Wenn alle untreu werden: letzte Strophe nach Aufschlag Präsidium
(Wir woll'n das Wort nicht brechen ...)

Fuchsmajor, ehemalige Fuchsmajores und chargierende Füchse:

Fuchsenstrophe

Das Senken des Schlägers erfolgt zum Geleit, zeigt aber auch Trauer und höchste Ehrerbietung an. Unterarm und Schläger bilden eine Gerade, die Klinge zeigt schräg nach rechts vorne unten, ohne den Boden zu berühren. Die Scheide wird wie der Schläger gehalten. Der Schläger wird gesenkt insbesondere bei folgenden Anlässen:

Kirche und kirchliche Zeremonien:

Heilige Wandlung
Ecce agnus Dei (seht das Lamm Gottes)
Sakramentaler Segen
Begleiten des Allerheiligsten
Kneipe, Kommers und sonstige Veranstaltungen:
Burscheneid
„Spondeo" bei der Couleurpromotion
Begleiten von Ehrenpersonen
Begleiten der Fahne beim feierlichen Einzug
Begleiten eines Sarges
Lied „Ich hatt' einen Kameraden"

Zum Gruß wird salutiert. Hierbei berühren Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand das Cerevis; die Handfläche ist nach unten gerichtet. Unterarm und Hand bilden eine Gerade, die mit dem Körper einen spitzen Winkel bildet. Der Daumen bleibt angelegt.

Während des Sprechens einer feierlichen Formel (Rezeption, Burschung etc.) sowie während des Zutrinkens wird nicht salutiert, sondern vorher und nachher. Grundsatz: kein Dauergruß.

3) Ehrenwache

Ehrenwache wird in Paradestellung gehalten. Bei längerer Dauer kann eine Ablösung stattfinden. Der ablösende Chargierte tritt drei Schritte vor den Wache haltenden. Beide salutieren gleichzeitig und wechseln die Plätze (rechts vorbeigehen!). Die neue Wache stellt nun den Schläger ab. Beide Chargierten salutieren, der abgelöste Chargierte macht kehrt (man dreht immer über die linke Schulter) und zieht ab.

4) Kneipe und Kommers

Während des Ein- und Auszuges wird nicht salutiert. Der Gruß wird entweder nach Herstellung einer der Corona zugewandten Front oder nach Erreichen der Plätze geleistet. Bei mehr als einem Chargierten wird auf ein unauffälliges, vorher zu vereinbarendes Signal gleichzeitig salutiert und danach ebenso der Gruß gleichzeitig beendet. Nach dem Gruß wird der Schläger gezogen, abgesetzt und auf den Tisch gelegt.

Bei Kommersen oder anderen Veranstaltungen, bei denen Gastchargierte teilnehmen, erfolgt der Einzug der Chargierten nach der umgekehrten amtlichen Reihenfolge (d.h., dass die Chargierten der jüngsten Verbindung zuerst einziehen, die der ältesten zuletzt, gefolgt von denen der Ortsverbände und des Vorortes). Zuletzt ziehen Kontrarien und Präsidium ein. Die Reihen für die Chargierten werden hierbei von vorne (Coronaseite) aufgefüllt. Das Präsidium sitzt hinter den Gastchargierten in erhöhter Position.

Bei manchen Verbindungen ist es üblich, dass die Chargierten, als Vertreter der Verbindung, dem Präsidium und anderen Verbindungen, vor allem der Mutterverbindung, dem eigenen Ortsverband und dem Vorort, zutrinken. (siehe Kneipcomment, Trinkzeremonien). Dies hat aber frühestens nach der Begrüßung, im Regelfall aber erst nach dem festlichen Höhepunkt der Veranstaltung (Burschung, Festrede etc.) zu erfolgen. Selbstverständlich obliegt es den Chargierten, wen sie ehren wollen.

Jeder Programmteil wird durch dreimaliges Aufschlagen eingeleitet. Mit dem ersten Schlag avisiert das Präsidium das nun folgende Silentium. Beim zweiten Schlag schlagen die Flügelchargen mit, den dritten Schlag führen alle Chargierten gemeinsam aus.

Bei einer großen Anzahl von Gastchargierten kann diese Bestimmung modifiziert werden (ist vor dem Kommers mitzuteilen). Die Chargierten erheben die Schläger bei allen Liedern bzw. Liedstrophen, bei welchen sie als Nicht-Chargierende aufstehen müssten. Dabei wird vor und nach einem Lied bzw. einer Liedstrophe sowie zwischen den Liedstrophen der Schläger abgesetzt.

„Abstechen“: Der Schläger wird senkrecht mit der Spitze auf den Tisch gesetzt: Bei den Farbenstrophen, Bundesliedern und Hymnen jener Korporationen bzw. Verbänden, denen der Chargierte nicht angehört, bzw. deren Band er nicht trägt. Vor und nach dem „Abstechen“ wird der Schläger abgesetzt. Das vorherige „Schlägerschwingen“ ist nur bei einigen Verbindungen üblich.

Bei Festreden kann das Präsidium den Gastchargierten erlauben, sich zusetzen („Gastchargierte sedeatis“).

Wird ein Cantus oder eine Strophe gesungen, bei der sich die Corona zu erheben hat, so zeigt das Präsidium dies durch einen Aufschlag an (und kann dies mit den Worten: "Omnes surgite!" unterstützen). Chargierte erheben die Schläger.

Während des Kolloquiums ist es den Chargierten ohne Aufforderung gestattet, sich zu setzen. Beim Auszug nehmen die Chargierten der jüngsten Verbindung als erste vor dem Präsidium Aufstellung, grüßen das Präsidium, drehen über die linke Schulter, grüßen die Corona und „ziehen aus“ (lockerer Gleichschritt). Bei Kneipen (internen Veranstaltungen) verabschieden sich die Chargierten am Ende des Offiziums von der Corona mit Gruß und verlassen in würdevoller Formation den Saal.

KIRCHENCOMMENT

Aus dem Charakter der Korporation als Altargemeinschaft ergibt sich für uns die Verpflichtung, an einer würdigen Gestaltung des Gottesdienstes mitzuwirken.

Dazu gehört vor allem, dass die Verbindung den Vorbeter, die Ministranten und, wenn möglich, eine Schola stellt. Hierfür hat der Consenior mit dem Verbindungsseelsorger entsprechende Vorbereitungen zu treffen.

Sind Chargierte vorgesehen, empfiehlt es sich, deren Aufstellung mit dem Zelebranten bzw. mit dem Mesner zu vereinbaren.

Nimmt die Verbindung an feierlichen Gottesdiensten oder Prozessionen teil, so sind auch Chargierte mit Fahne zu stellen. Beim Chargieren in der Kirche ist jeder Lärm zu vermeiden. Insbesondere hat das Ziehen und Versorgen der Schläger behutsam zu erfolgen, sodass das sonst damit verbundene Geräusch unterbleibt.

Nach dem Einzug der Chargierten nehmen diese vor dem Altar Aufstellung und leisten die Ehrenbezeigung durch Senken der Fahne und Salutieren. Beim Einzug des Priesters wird salutiert, bis dieser den Altar erreicht hat. Beim Kreuzzeichen vor dem Evangelium werden die Schläger gleichzeitig gezogen und erhoben. Die Fahne bleibt während des Evangeliums unbewegt. Während der Hl. Wandlung werden Fahne und Schläger gesenkt. Die Chargierten, die die Fahne flankieren, kreuzen über ihr die Schlägerklingen. Zum "Ecce agnus Dei" (Seht das Lamm Gottes) vor der Kommunion der Gläubigen bis zur Austeilung der Kommunion werden Fahne und Schläger gesenkt. Vor dem Empfang der Hl. Kommunion salutiert der Chargierte. Beim Schluss-Segen wird die Fahne gesenkt, die Chargierten salutieren. Zum sakramentalen Segen werden Fahne und Schläger gesenkt (bzw. über der Fahne gekreuzt). Zum "Te Deum" (Großer Gott wir loben Dich) werden die Schläger gezogen und für die Dauer der Rezitation durch den Priester erhoben. Wird das Lied "Großer Gott wir loben Dich" gesungen, erheben die Chargierten während der ersten drei Strophen die Schläger.

Vor dem Verlassen der Kirche leisten die Chargierten vor dem Altar die Ehrenbezeigung wie beim Einzug und ziehen vor den Couleurträgern ins Freie. Obige Richtlinien gelten sinngemäß auch für Wort-Gottesdienste.

Bei feierlichen Prozessionen wird in der amtlichen Reihenfolge chargiert (d.h. die älteste Verbindung voran und die jüngste zuletzt). Beim Begleiten des Allerheiligsten werden die Schläger gesenkt gehalten.

TRAUERCOMMENT

Es ist Pflicht der Korporation, jeden verstorbenen Bundesbruder mit studentischen Ehren zu Grabe zu tragen und seiner im Gebet und bei einer Trauerfeierlichkeit zu gedenken.

1) Couleurtrauer

Zu Allerseelen trägt die Verbindung eine Woche lang Couleurtrauer für alle verstorbenen Bundesbrüder. Es finden ein Trauergottesdienst und eine

Trauerkneipe statt. Entweder vor Allerheiligen oder vor Weihnachten werden auf den Gräbern der Gründer und der in Wien bestatteten Ehrenmitglieder und der als Aktive verstorbenen Bundesbrüder kleine Sträuße mit einer Papierschleife in den Verbindungsfarben und mit dem Aufdruck "Fiducit toter Bruder!" niedergelegt. Für einen verstorbenen Alten Herrn ist zusätzlich zu der jährlichen Verbindungstrauer um Allerseelen am Tag des Begräbnisses Couleurtrauer zu halten. Wenn ein studierender Bundesbruder stirbt, legt die Verbindung eine Woche lang Couleurtrauer an. Während dieser Zeit wird für den Verstorbenen eine Seelenmesse gefeiert und eine Trauerkneipe geschlagen. Mit der Couleurtrauer sind fröhliche und ausgelassene Veranstaltungen unvereinbar. Ist die Teilnahme der Verbindung an einer festlichen Cartellveranstaltung erforderlich, ruht die Couleurtrauer.

Zum Zeichen der Trauer werden die Farben (Band, Farbstreifen an Mütze und Barett, Paradecerevis, Schärpe und Schlägerkorb) schwarzumflort. An der Fahne wird ein Trauerflor angebracht.

Zu Weihnachten sendet die Verbindung jeder Witwe eines Bundesbruders eine Karte mit einem dem Anlass entsprechenden Text.

2) Couleurbegräbnis und Kranzniederlegung

Zum Begräbnis eines Bundesbruders wird eine angemessene Vertretung entsandt. Beim Umfang des Begräbniscomments ist auf die Wünsche der Hinterbliebenen Rücksicht zu nehmen. Ein Kranz mit einer Schleife in den Verbindungsfarben ist der letzte Gruß der Verbindung an den Toten. Ein Bundesbruder, nach Möglichkeit der Philistersenior oder der Senior, kondoliert im Namen der Verbindung den engsten Angehörigen des Verstorbenen.

Bei Begräbnissen finden sich die Chargierten - möglichst mit Fahne - 30 Minuten vor der Einsegnung in der Aufbahrungshalle ein, um die Totenwache zu halten. Sie bleiben vor dem Sarg stehen und grüßen den Toten durch Senken der Fahne und Salutieren. Dann nehmen sie an einer der beiden Seiten des Sarges Aufstellung, ohne aber den Angehörigen den Blick auf den Sarg zu verstellen.

Während der Einsegnung steht der Fahnenträger vor dem Sarg neben dem, der das Kreuz hält.

Der Trauerzug gliedert sich in der Regel wie folgt: Kreuz, Musik, Fahne (mit zwei Flügelchargen), Couleurvertreter, Geistlichkeit, Sarg flankiert von Chargierten, Angehörige, übrige Trauergäste. Nehmen Berufskollegen des Verstorbenen in geschlossener Formation teil (Ärzte, Lehrer, Exekutive, Bundesheer etc.) an dem Begräbnis teil, so marschieren diese unmittelbar hinter dem Kreuz bzw. hinter der Musik, also vor der Fahne.

Band und Mütze des Verstorbenen werden in würdiger Form (schwarzer Polster) von einem zwischen Fahne und Couleur gehenden Bundesbruder getragen. Die Chargierten halten die Schläger gesenkt. Chargierte und Couleurvertreter reihen sich in der Weise, dass die Urverbindung des Verstorbenen vorangeht und die übrigen Verbindungen in der amtlichen Reihenfolge folgen.

Das Grab wird nach Maßgabe der Platzverhältnisse von den Chargierten flankiert, der Fahnenträger nimmt am Kopfende des Grabes Aufstellung.

Während der Sarg hinabgelassen wird, wird die Fahne gesenkt. Die Schläger werden über der Fahne gekreuzt oder, wenn dies nichtmöglich ist, über das Grab gehalten und sodann leise versorgt. Nach der nochmaligen Einsegnung hält der Leibbursch des Verstorbenen (der Philistersenior oder dessen Vertreter, bei Aktiven der Senior) die Grabrede. Der Redner wirft dem toten Bundesbruder zuletzt Band und Mütze in das Grab. Hierbei salutieren die Chargierten. Bei dem Lied "Ich hatt´ einen Kameraden" oder einem studentischen Abschiedslied, (z.B. „Es hatten drei Gesellen...“) werden Fahne und Schläger gesenkt.

Nachdem die Couleurvertreter vom Verstorbenen Abschied genommen haben, wird die Fahne nochmals kurz gesenkt, die Chargierten salutieren und ziehen ab.

War der Verstorbene Mitglied mehrerer Verbindungen, so gilt der Comment seiner Urverbindung. Bei einer Totenehrung werden während Kranzniederlegung und Gedenkminute Fahne und Schläger gesenkt.

3) Die Trauerkneipe

Trauerkneipe und Trauerkommers sind ganz auf den Gedanken ausgerichtet, dass ein Bundesbruder, der noch vor kurzem lebendiges Mitglied unseres Bundes war, von uns gegangen ist, bis wir nach unserem eigenen Tode in der Anschauung Gottes wieder mit ihm vereint werden. Neben der Trauermesse soll auch die studentische Trauerfeier an das

Erlösungswerk Christi und das Weiterbestehen unseres Bundes über das Grab hinaus erinnern. Dieser christlichen Sicht folgend, wird die Trauerkneipe in Wehmut über das Scheiden des Freundes und zu unserer eigenen Besinnung mit größtem Ernst und besonderer Würde geschlagen.

Auf der Trauerkneipe unterbleibt eine formelle Begrüßung der Anwesenden. Außer bei repräsentativen Trauerkommersen (Musikuntermalung!) gibt es kein Kolloquium. Es herrscht Rauchverbot. Vor dem Präsidium steht eine brennende Kerze, der Sessel rechts neben dem Präsidium bleibt als symbolischer Platz des Toten frei. Vor dem leeren Sessel steht ein volles Glas.

Das Präsidium eröffnet die Trauerkneipe mit den Worten: "Silentium, commercium funebre incipit. Es steigt das Lied: 'Brüder, lagert euch im Kreise'". Von diesem Lied wird nur die erste, sechste ("Brüder, die vor vielen Jahren...") und die siebente ("Brüder, die befreit vom Kummer ...") Strophe gesungen. Hierauf folgt die Trauerrede. Mit Rücksicht auf den Charakter der Kneipe unterbleibt jede Beifallsbezeigung und es steigt der Cantus: "Es hatten drei Gesellen". Nach Absingen aller sieben Strophen wird der Trauersalamander gerieben:

Pr: "Silentium dauert an, es steigt der Trauersalamander".

Das Präsidium sticht ab und kommandiert:

"Ad exercitium salamandri in memoriam fratrum mortuorum (fratris mortui N) omnes surgite! "Corona leise: "Surreximus".

Pr.: "Eins, zwei, drei, Salamander!"

Die Corona reibt die Gläser auf den Tischen gegen den Uhrzeigersinn im Kreise, wobei die Worte "Salamander, Salamander" gemurmelt werden.

Pr.: "Eins, zwei, drei, bibite ex !"

Die Corona trinkt aus und stellt die Gläser leise auf den Tisch.

Pr.: "Eins, zwei, drei!"
Die Gläser werden leicht angehoben und bei "drei" hart auf den Tisch gesetzt.

Pr.: "Trauersalamander ex, Silentium triste."

Nunmehr werden alle Lichter mit Ausnahme der Kerze vor dem Präsidium gelöscht. Die Corona bleibt mit entblößtem Haupt stehen, während das Horn der Verbindung vom Präsidium nach rechts geht. Jeder Bundesbruder trinkt daraus und reicht es mit dem Wort "Fiducit tote Brüder (toter Bruder)" weiter. Nach Beendigung des Silentium triste wird die Strophe "Ist einer unsrer Brüder dann geschieden..." des Liedes "Vom hoh´n Olymp" dreimal nacheinander, stets leiser werdend, gesungen.

Hierauf spricht das Präsidium:

"Alle Gläser sind leer, nur eines ist noch voll; doch der daraus trank ist nicht mehr. Höre toter Bruder, dir trinke ich dein letztes Glas! Fiducit! (Präsidium leert das Glas)

Wir denken an dich und grüßen dich hinüber ins Jenseits. Wenn auch dein Leib zerbrochen ist, wie dieses Glas,
(Präsidium zerschellt das Glas)

dein irdisches Leben erloschen ist, wie dieses Licht,
(Präsidium löscht die Kerze)

so wissen wir doch, wir werden einander wiedersehen im Lichte der ewigen (Verbindungsname). (Kurze Pause)

Commercium funebre ex!"

Bei einem Zusammensein nach der Trauerkneipe ist pietätvolles Verhalten angebracht.

PROMOTIONSCOMMENT

1) Couleurpromotion und Couleursponsion

Wo es die akademischen Behörden gestatten, erfolgt die Promotion oder Sponsion in Couleur. Der zu Graduierende kann dabei in Salonwichs erscheinen. Die Verbindung ist bei der Couleurpromotion oder Couleursponsion durch zahlreiche Couleurträger vertreten. Bei einer Promotion "sub auspiciis" und bei der Verleihung eines Ehrendoktorats soll die Korporation womöglich mit Chargierten und Fahne aufziehen.

Beim Ein- und Auszug des akademischen Senates, sowie bei der Verlesung der Sponsionsformel durch den Promotor, wird die Mütze

abgenommen, die Chargierten salutieren. Während des "Spondeo" des zu Graduierenden legt ihm ein Bundesbruder, üblicherweise der Leibbursch, der hinter ihm Aufstellung genommen hat, die Hand auf die Schulter. Die Chargierten senken die Schläger. Während des „Gaudeamus“, welches bei dieser Zeremonie als akademische Hymne gilt, erheben sich die anwesenden Bundesbrüder und nehmen die Mütze ab. Die Chargierten erheben die Schläger. Desgleichen bei Bundes- und Europahymne. Sollte dies aufgrund räumlicher Umstände nicht angebracht sein, wird salutiert.

Es ist ein alter Brauch, dass derjenige die Dankesworte der Neo-Graduierten spricht, der in den Farben der ältesten Verbindung erschienen ist. Diesbezüglich sind vor der Promotion in der Universitätsdirektion entsprechende Vorbereitungen zu treffen.

2) Doktorpotus, Magisterpotus, Ingenieurpotus

Anlässlich der Vollendung des Studiums ist es üblich, dass der frischgebackene Akademiker - es können sich auch mehrere zusammentun – die Bundesbrüder zu einem fröhlichen Beisammensein einlädt. In der Regel wird der Potus in der Art einer Exkneipe gestaltet. Der Gefeierte sitzt zur Rechten des Präsidiums, wenn er es nicht selbst innehat. Die Anwesenden bringen dem Neo-Graduierten ihre Glückwünsche meist in der Form dar, dass die Corona während des Absingens eines passenden Liedes ("Als ich schlummernd lag heut´ Nacht", "Als noch Arkadiens gold´ne Tage", "Bemooster Bursche zieh ich aus" u.ä.) an dem Gefeierten vorbeizieht, wobei jeder mit ihm Schmollis trinkt (Schmollis ist ein Zutrunk, der nicht unter die Regel des Vortrinkens gemäß Kneipcomment fällt).

Im Übrigen ist es Sache der Gäste, mit dem Anlass entsprechenden humorvollen Darbietungen aufzuwarten und dem Gastgeber dessen Lieblingslieder zu singen.

HOCHZEITSCOMMENT

Zur Hochzeit eines Bundesbruders entsendet die Verbindung zwei oder vier Chargierte und eine angemessene Couleurbedeckung. Es ist ratsam, sich vor der Zeremonie mit dem Zelebranten zu besprechen. Dadurch können Regiefehler vermieden werden.

Je zwei Chargierte erwarten Bräutigam und Braut am Kircheneingang und geleiten sie bis zum Altar. Werden nur zwei Chargierte gestellt, geleiten diese den Bräutigam zum Altar. Dort flankieren die Chargierten den

Betschemel der Brautleute. Vom Aufruf des Bräutigams bis zum JA-Wort der Braut wird salutiert. Wenn der Priester um die Hände der Brautleute die Stola schlingt, werden die Schläger gezogen und über dem Brautpaar gekreuzt. Nach der Trauung flankieren die Chargierten die Jungvermählten, treten zuerst ins Freie und kreuzen vor dem Kirchentor die hochgehaltenen Schläger. Das Brautpaar zieht unter dem so entstandenen „Schlägerdach“ ins Freie. Anschließend überbringt der Senior oder der Philistersenior bzw. deren Vertreter die Glückwünsche der Korporation und überreicht der Braut einen Blumenstrauß, der - wie auch das Brautbukett selbst - mit einem Band in den Farben der Verbindung geschmückt sein soll.

Für die Brautmesse gelten die Regeln des Kirchencomments.

Der Hochzeitscomment gilt – allenfalls in modifizierter Form – auch für Hochzeitsjubiläen.

RITENCOMMENT

Die unter diesem Titel angeführten couleurstudentischen Zeremonien bilden den Kern der Symbolik der Verbindung. Sie finden nach altem Brauch auf Kneipe oder Kommers statt, gehen in ihrer Bedeutung als äußere Zeichen innerer Haltung jedoch weit über die Bedeutung der Regeln des Kneipcomments hinaus. Dies rechtfertigt auch ihre gesonderte Behandlung.

Nur die genaue Kenntnis des Ritencomments und das bewusste Miterlebender größtenteils ernsten Zeremonien kann deren Wirkkraft für die Verbindung voll zur Entfaltung bringen.

1) Die Rezeption

Der Ritus der Rezeption, der teilweise auf das studentische Brauchtum des ausgehenden Mittelalters (Deposition = depositio cornuum) zurückgeht, bringt wie kein anderer Anlass die dem Farbstudententum eigene Mischung von Ernst und Scherz zum Ausdruck. Rezeptionsrede und Rezeptionsformel, die der ernsten Entscheidung Rechnung tragen, die der Eintritt in eine Korporation darstellt, sind umrankt von jugendfroher Heiterkeit.

Nachdem der Convent die Aufnahme eines Spefuchsen in die Verbindung beschlossen hat, wird auf der darauffolgenden Kneipe (Kommers im

Allgemeinen ausgeschlossen) die feierliche Rezeption als sichtbares Zeichen der Aufnahme vor versammelter Corona vollzogen.

Das Präsidium beauftragt den Fuchsmajor, binnen einer bestimmten Zeit (in Bierminuten) die Rezeption vorzubereiten. Nach Ablauf dieser Frist begibt sich der Fuchsmajor mit den „Finken“ (Aufnahmewerber, die noch nicht rezipiert wurden) und den Füchsen, von denen jeder seinen Sessel mitführt, in einen dem Kneipsaal benachbarten Raum. Der Fuchsmajor hat dafür Sorge zu tragen, dass die für die Rezeption erforderlichen Gegenstände - das mit Bier gefüllte Horn der Verbindung, die Mützen und Bänder für die zu rezipierenden Füchse, Zigarette(n) und Feuer - vorhanden sind. Sodann nimmt er die Aufstellung der Fuchsia vor:

An erster Stelle stehen die Rezeptionskandidaten, es folgt der Fuchs mit dem Horn, ein anderer mit Mützen und Bändern. Diesem schließen sich die anderen in beliebiger Reihenfolge an. An der Spitze des Fuchsenstalles nimmt der Fuchsmajor Aufstellung.

Nun kommandiert das Präsidium: "Silentium! Es steigt die Rezeption. Wir singen das Lied: 'O wonnevolle Jugendzeit'!" Nach der zweiten Strophe singt die Corona den Cantus: "Was kommt dort von der Höh´" ("Es ist der Fuchsmajor", "Was bringt der Fuchsmajor")

Hierbei reiten der Fuchsmajor, die Finken und die Füchse auf ihren Sesseln zum Präsidium.

Dort antwortet der Fuchsmajor: "Ich bring´ euch meine Füchs“

Darauf die Finken unterstützt von den Füchsen: "Ihr Diener meine Herr‘n !"

Corona: "Raucht auch der Fuchs Tabak?"

Finken: "Ein wenig meine Herr‘n!"

Corona: "So steck er sich eins an!"

Finken: "O weh wie wird mir schlecht!"

Corona: "So kotz´ er sich mal aus!"

Finken: "Jetzt wird mir wieder wohl!"

Während dieser abwechselnd gesungenen Strophen nehmen die Finken die dem Text entsprechenden Handlungen vor. Sodann hält das Präsidium oder ein von ihm beauftragter Bursch eine kurze, dem Anlass entsprechende Rede. Nach dieser erhält der Fuchsmajor vom Präsidium die Aufforderung, die Rezeption vorzunehmen.

Nun erhebt sich die Corona. Der Fuchsmajor nimmt an jedem einzelnen Finken die Rezeption mit folgenden Worten vor:

"Ego N.N. vulgo N., pro tempore (latinisierter Verbindungsname im Genetiv) vulpium major, te N.N. recipio in nomine cerevisiae (nun trinkt der FM aus dem Horn und reicht es dem Rezipiendus; dieser trinkt ebenfalls), in civitatem amicitiae (Handschlag) et in locum fidelitatis - (Bruderkuss auf beide Wangen), ut sis vulpes oboediens, tabacum cigarrosque semper tecum portans, burschibusque libenter offerens. (Bei diesen Worten legt der FM dem Finken das Fuchsenband um die Brust und setzt ihm die Mütze auf)

Tuum nomen sit?" Fuchs: "N.".

In besonderen Fällen kann der Fuchsmajor den gewählten Couleurnamen ablehnen. Er bestimmt sodann einen aus der Corona kommenden Vorschlag, mit dem jedoch der Neofuchs einverstanden sein muss.

Fuchsmajor: "Hohe Corona, ich frage an: was war Studiosus N.N.?"

Corona: "Fink!"

Fuchsmajor: "Hohe Corona, was ist N.?"

Corona: "Krassfuchs!"

Während die Corona "So wird der Fink ein Fuchs" singt, begeben sich die Füchse auf ihre Plätze zurück. Sodann rekommandiert der Fuchsmajor Silentium und ersucht das Präsidium, einen Salamander zu Ehren der Neofüchse kommandieren zu dürfen. Der Fuchsmajor erhält dazu die Erlaubnis. Die Neofüchse bleiben bei dem nun folgenden Festsalamander sitzen und nehmen ihre Mützen ab. Nach dem Salamander wird als Abschluss der Rezeption zum Zeichen der Freundschaft und zur Bekräftigung der Bundesbrüderlichkeit das Lied "Es hatten drei Gesellen" gesungen. Dieses Lied wird zu Ehren eines Bundesbruders nur zwei Mal gesungen: Bei der Rezeption und auf der Trauerkneipe nach seinem Tod.

Zuletzt spricht das Präsidium: "Cantus ex, receptio ex, ein Schmollis den Neofüchsen!"

Die Neofüchse tragen während des Offiziums das Band über dem Sakko.

2) Die Branderung

Nach frühestens dreimonatiger Fuchsenzeit, im Allgemeinen nach etwa einem Semester und erfolgreicher Ablegung der Branderprüfung kann der Convent über Vorschlag des Fuchsmajors entsprechend engagierte Krassfüchse zu Brandfüchsen erklären. Danach findet auf der nächsten Kneipe (Kommers ausgeschlossen) die Zeremonie der Branderung statt. Bei diesem - wie die Rezeption auf mittelalterlichem Vorbild beruhenden Brauch - wird dem Fuchsen noch einmal vor Augen geführt, dass er sich der Gemeinschaft unterzuordnen hat. Solocantus, Bierexamen und Erdulden des Anschwärzens sollen zeigen, dass der Fuchs gelernt hat, sich zu beherrschen und dass er mit Liedgut und Comment vertraut ist. Ulk und Mutterwitz bestimmen den Charakter dieser Zeremonie. Auf einer Branderkneipe finden keine feierlichen Zeremonien statt. Das Präsidium kommandiert einleitend: "Silentium, es steigt die Branderung!" Der Fuchsmajor begibt sich mit den zu brandernden Füchsen zum Präsidium und hält eine mehr oder minder ulkige Rede, in der er die Besonderheiten eines jeden Fuchsen hervorhebt. Dabei kann er sich an die Corona mit der Bitte wenden, Fragen an die Füchse zu stellen.

Im Anschluss daran haben die zu Brandernden ihr Gesangsexamen abzulegen. Jeder von ihnen begibt sich hierzu "in den ersten Stock" (steigt auf den Sitz) und trägt ein selbstgewähltes Lied vor. Hierauf folgt das Bierexamen: Jeder Fuchs hat ein Seidelglas zu leeren (bei alkoholfreiem Getränk: ein Krügel). Nun nimmt der Fuchsmajor die Bemalung ihrer Gesichter mittels angerußter Flaschenkorken oder dergleichen vor. Bei manchen Verbindungen ist es Brauch, dass auch an der Kneipe teilnehmende Damen den (die) Brandfuchsen bemalen dürfen. Jenen ist es gestattet, ihrerseits die bemalenden Damen zu küssen. Nach jedem einzelnen wendet sich der Fuchsmajor an die Corona mit den Worten: "Hohe Corona, ich frage an: was war N.?"

Corona: "Krassfuchs!"

Fuchsmajor: "Hohe Corona, was ist N.?"

Corona: "Brandfuchs!"

Nunmehr bestätigt das Präsidium die Branderung mit den Worten: "Ich erkläre euch zu Brandfüchsen (Verbindungsname im Genetiv) und gebe der Hoffnung Ausdruck, dass ihr bald für würdig befunden werdet, in den Burschensalon aufgenommen zu werden."

Nachdem sich alle auf ihre Plätze zurückbegeben haben, schließt die Branderung mit dem Cantus "Ich war Brandfuchs". Während des Offiziums haben die Füchse ihr Gesicht geschwärzt zu belassen.

3) Die Burschung

Hat ein Brandfuchs die Burschenprüfung mit Erfolg abgelegt und der Convent seine Zulassung zur Burschung beschlossen, findet auf der nächsten Kneipe (Kommers) seine feierliche Promotion zum Burschen statt. Erst durch diese erwirbt er die Rechte und Pflichten eines Burschen.

Von allen couleurstudentischen Zeremonien ist die Burschung die bedeutungsvollste und feierlichste. Die Ablegung des in seinem Wesen religiösen Burscheneides verpflichtet zur Prinzipientreue auf Lebenszeit. Der ganze Ernst, der einer katholisch-österreichischen Verbindung zugrunde liegt, soll dabei zum Ausdruck kommen. Aus diesem Grunde ist es bei manchen Verbindungen üblich geworden, die Burschung auf verbindungsinternen Kommersen (Weihnachts- und Stiftungsfestkommers) vorzunehmen.

Die Burschungskandidaten sind dem feierlichen Anlass entsprechend gekleidet.

Das Präsidium eröffnet die Burschung mit den Worten: "Silentium, es steigt die Burschung!" Hierauf werden die ersten drei Strophen des Liedes "Alles schweige ..." gesungen. Gegen Schluss der zweiten Strophe führen Fuchsmajor und Kontrarium die Promovenden zum Präsidium. Dieses erteilt nach Beendigung des Liedes einem Bundesbruder das Wort zur Burschungsrede. Nachdem der Redner geendet hat, erhebt sich die Corona und der Senior nimmt den Promovenden den Eid auf die Fahne ab:

"Bist du bereit, stets treu zur Fahne (Verbindungsname im Genetiv) zu stehen, an den Prinzipien unverbrüchlich festzuhalten, die Satzungen der Verbindung gewissenhaft zu beobachten, das Conventsgeheimnis zu wahren, Freud und Leid mit der Verbindung zu teilen, ihre Interessen nach Kräften zu fördern und allen Kommilitonen ein wahrer Freund und Bruder zu sein, so gelobe es auf unsere Fahne!"

(Ist keine Fahne vorhanden: "So gelobe es durch Handschlag!")

Nachdem der Promovend durch Auflegen der Schwurfinger (Daumen, Zeige- und Mittelfinger gespreizt) auf die gesenkte Fahne bzw. durch Handschlag und Sprechen der Worte "Ich gelobe es" den Eid geleistet hat, nimmt ihm der Fuchsmajor das Fuchsenband ab. Während des Eides salutiert der Senior; Fuchsmajor und Kontrarium kreuzen die Schläger über der gesenkten Fahne. Der Senior schlingt das Burschenband um die Brust des Promovenden mit den Worten:

"So nimm denn hin die Burschenfarben (jeweilige Verbindungsfarben) und denke daran, dass dieses Band, das jetzt deine Brust schmückt, dich an unseren Bund kettet bis zum Tod. '(Wahlspruch der Verbindung)' sei dein Wahlspruch immerdar!"

Nun folgt die Burschenpromotion: Der Senior schlägt jeden einzelnen Promovenden zum Burschen mit den Worten:

"Ego, N.N. vulgo N., pro tempore (Verbindungsname im Genetiv) senior, te N.N. vulgo N. ex auctoritate et dignitate conventus / bursarium nomino / nominatum declaro / declaratum proclamo!"

Beim Wort "nomino" schlägt der Senior dem Promovenden mit der flachen Klinge des Schlägers auf die linke Schulter, beim Wort "declaro" auf die rechte und beim Wort "proclamo" wieder auf die linke Schulter. Nachdem er den Schläger versorgt hat, entlässt er den Neoburschen mit Handschlag.

Während der feierlichen Formeln salutieren die Chargierten (Senior: vorher und nachher). Sind alle Promovenden geburscht, steigt das Farbenlied. Nach einem vom Präsidium kommandierten Festsalamander zu Ehren der Neoburschen schließt die Feier mit dem Lied "Burschen heraus!".

In dem nun folgenden Kolloquium bittet einer der Neoburschen um das Wort und dankt für die Aufnahme als vollberechtigtes Mitglied (kurze Rede). Die neu promovierten Burschen tragen während des Offiziums das Band über dem Sakko.

4) Die Umspitzung

Bei Vorliegen berücksichtigungswürdiger Umstände kann einem Bundesbruder gestattet werden, seinen bisherigen Couleurnamen aufzugeben und einen neuen anzunehmen. Wenn er vom Chargenconvent

bzw. Altherrenvorstand hierzu die Genehmigung erhalten hat, findet auf der nächsten Kneipe (Kommers ausgeschlossen) eine Umspitzung in folgender Form statt:

Das Präsidium ruft den Umspitzungswerber zu sich. Ein Fuchs bringt ein mit Bier gefülltes Glas. Das Präsidium kostet hiervon und spricht: "Hinterlege die commentmäßige Gebühr!" Der Umspitzungswerber lässt zwei Doppelliter Bier zum Präsidium bringen. Präsidium: "Bist du entschlossen, deinen Couleurnamen N. für immer abzulegen?" Umspitzungswerber: "Ich bin es!"

Präsidium: "Dann ertränke ihn mit einem gewaltigen Streifen!"

Nach diesen Worten reicht der Fuchs dem Umspitzungswerber das Glas.

Dieser trinkt, bis das Präsidium ruft: "Perditum est. Satis!"

Hierauf fragt das Präsidium: "Namenloser, wie willst du dich nennen?"

Umspitzungswerber: "N.!"

Präsidium: "Hohe Corona, wie hieß Bundesbruder N.N.?"

Corona: "N.!"

Präsidium: "Hohe Corona, wie heißt Bundesbruder N.N.?"

Corona: "N.!"

Während die beiden Doppelliter vom Präsidium rechts und links abwärts die Runde machen, singt die Corona als Abschlusscantus: "Freunde trinkt in vollen Zügen".

5) Die Bandverleihung

Jede Bandverleihung ist Ausdruck einer besonderen Ehrung durch die Verbindung. Jubelband und Pro meritis-Band sind Ausdruck des Dankes an Bundesbrüder für besonders lang gehaltene Treue, bzw. für besondere Verdienste um die Korporation. Die Bandverleihung an ein Nichtmitglied ist Zeichen besonderen Vertrauens oder Anerkennung für außergewöhnliche Präsenz und Mitarbeit. Sie bietet auch Anlass, den Cartellgedanken in

eindrucksvoller Weise zu rechtfertigen und zu fördern. Bandverleihungen finden in der Regel auf Kommersen statt.

a) Die Jubelbandverleihung erfolgt auf dem Stiftungsfestkommers an jene Bundesbrüder, die der Verbindung 50, 100, 125 oder 150 Semester angehören. Der Philistersenior hält eine kurze Rede, in der er die Verdienste der Jubilare würdigt. Sodann legt er ihnen die Jubelbänder an, indem er für ihre Leistungen in der Korporation dankt und sie bittet, der Verbindung auch weiterhin die Treue zu halten.

b) Die Ehrenbandverleihung "Pro meritis" an einen Bundesbruder erfolgt nach einer Ansprache des Philisterseniors oder - falls der zu Ehrende ein Studierender ist - des Seniors. Dieser überreicht das Band mit passend gewählten Worten, jedoch ohne Eidesformel und Burschenpromotion. Die Feier schließt mit dem Farbenlied.

c) Die Bandverleihung an studierende geburschte Kommilitonen, die gemäß den einschlägigen Bestimmungen bei der Verbindung aktiv waren, die Bandverleihung an einen Alten Herren einer befreundeten Verbindung (Bandverleihung h.c.) und die Ehrenbandverleihung an einen Nicht-Korporierten erfolgen durch den Senior in der commentmäßigen Form der Burschung, jedoch ohne Burschenpromotion.

In den beiden letzteren Fällen wird die Festrede vom Philistersenior gehalten.

Nach einem vom Präsidium kommandierten Festsalamander zu Ehren des Neumitglieder kann die Feier bei einem Bänderaustausch oder anderen die Cartellfreundschaft besonders betonenden Anlässen statt mit "Burschen heraus!" mit dem ÖCV-Bundeslied oder einer gleichwertigen Hymne schließen.

6) Doctor Cerevisiae

Der Dr. cer. ist ein couleurstudentischer Ehrentitel, der vor allem für besondere Verdienste um das Prinzip der Lebensfreundschaft verliehen wird. Seine Verleihung fällt in die ausschließliche Zuständigkeit der des höchsten Convents der Verbindung.

Die feierliche Promotion zum Dr. cer. findet auf einer eigenen Kneipe statt. Der zu Ehrende (Dignissimus) sitzt zur Rechten des Präsidiums. Dieses kommandiert einleitend: "Silentium, es steigt die feierliche Promotion

unseres Bbr. N. zum Doctor cerevisiae! Wir singen das Lied 'Freunde, trinkt in vollen Zügen!" Von diesem Cantus werden die 1., 3., 5. und letzte Strophe gesungen. Anschließend erteilt das Präsidium dem Festredner das Wort. Er hält die Laudatio. Falls der Candidatus eine „Dissertation“ verfasst hat, wird nun deren Präsentation durch den Promotor eingeleitet. Der Candidatus verliest seinen Text. Dieser wird vom Präses collegii launig kommentiert und nach Aufforderung des Promotors beurteilt und mit einem Kalkül versehen (etwa „summa cum laude“). Dieser Teil der Zeremonie ist individuell zu gestalten und entsprechend vorzubereiten. Ein Rednerpult ist bereitzustellen.

Nun lässt der Senior die Urkunde durch den Consenior verlesen:

"Nos, Senior et Senior Philistrorum, ex auctoritate et dignitate conventus societatis (Verbindungsname im Genetiv) nuncupate patefacimus his litteris ac sancimus dominum N.N., vulgo N., ad laudem virtutis suae summo honore pioque titulo Doctoris Cerevisiae hodie ornatum esse. Hoc igitur testimonium generationibus futuris damus, impertimus manuque scribimus necnon sigillo societatis confirmamus.

Vindobonae, die ....."

Hierauf spricht der Senior zum Geehrten: "Dignissime, spondes, ubicumque es, propagare nostram civitatem cum colens spiritum cervisialem tum acquirens quam plurimos vulpes?"

Dignissimus: "Spondeo!"

Senior: "Nobis autem et eis qui sequentur, fidem servabis, veram amicitiam et fraternitatem "

Dignissimus: "Servabo in aeternum!"

Der Senior überreicht nunmehr die Urkunde und das von der Verbindung gestiftete und mit goldenen Lorbeerblättern bestickte Cerevis mit den Worten: "Ad signum dignitatis tuae has litteras tibi in manus trado lauroque, clarissime, te orno."

Hierauf nimmt Dignissimus auf dem an einem erhöhten Platz aufgestellten und festlich geschmückten Bierfass Platz. Das von Dignissimus zu spendende Bierfass soll ein Holzfass mit mindestens 25 Liter Inhalt sein.

Die Corona singt zur Melodie "God save ...":

"Heil dir im Doktorhut / wie steht der Hut ihm gut, seht her so gut!Pereat, pereat: der nicht in Ehren hat: / Dignissimum."

Die Zeremonie schließt mit einem Festsalamander zu Ehren des Dr. cer. N.

7) Der Salamander

Die Entstehungsgeschichte des Salamanders ist bis heute ungeklärt. Nach der Auslegung, die Joseph Victor von Scheffel in seinem Roman "Ekkehard" (1855) gibt, leitet sich der Salamander von einer alten germanischen Sitte her, gemäß welcher die Alemannen bei ihren Trankopfern die Krüge ergriffen und sie dreimal auf geglätteten Felsen rieben, der Sonne entgegenhoben und austranken. In gleichem Takte setzte sodann jeder seinen geleerten Krug nieder, sodass es klang wie ein einziger Schlag. Nach anderer Auffassung geht der Salamander auf einen um 1770 in Amerika geübten Brauch zurück. Der Salamander war dabei ein Likör, der brennend serviert und nach kurzem Reiben getrunken wurde. In dieser Form wurde der Salamander auch um 1830 an deutschen Hochschulen fast ausschließlich beim Schnapstrinken als Trinkspiel geübt. Bald wurde er jedoch zum Biersalamander und erhielt die heute noch geltende Bedeutung als studentische Ehrung. Eine andere Version besagt, dass bei antiken Trinksitten Kröten und Salamander mit Krügen zerrieben wurden, während andere den Ursprung des Salamanders in einem Totenkult der studentischen Orden des 17. Jahrhunderts sehen, wonach diese den Brauch des Klopfens und Pochens mit Trinkgefäßen gepflogen hätten. Schließlich gibt es etymologische Erklärungsversuche, die das Wort "Salamander" aus der Verbindung des hebräischen "salmi" mit dem griechischen "ander" ("schalom andri" = ein Heil dem Manne), der Abkürzung des Satzes "salutem ad manes defuncti fratris" (SAL.A.MAN.DE.R.) oder den Worten "sal amandi" ableiten wollen.

Der Salamander ist die höchste studentische Ehrung, die die Corona erweisen kann. Bei manchen Verbindungen sind bis zu drei Formen, nämlich der Festsalamander, der Trauersalamander (siehe Trauercomment) und der Vaterländische Salamander üblich. Der Vollständigkeit halber wird an dieser Stelle auch ein früher üblicher Salamander angeführt.

a) Der Festsalamander

Präsidium: "Es steigt ein donnernder Festsalamander! Sind die Stöffer präpariert?"

Corona: "Sunt !"

Das Präsidium steigt mit dem linken Fuß auf den Sessel, mit dem rechten auf den Tisch, erhebt den Schläger und kommandiert:

Präsidium: "Ad exercitium salamandri in honorem N. omnes surgite!"

Die Corona erhebt sich mit Ausnahme des (der) Geehrten und nichtkorporierter Gäste. Die Kontrarien erheben die Schläger.

Corona: "Surreximus!" (erhebt sich)

Präsidium: "Eins, zwei, drei, Salamander!"

Corona: (Gläserreiben, das Wort „Salamander“ murmeln)

Präsidium: "Eins, zwei, drei, bibite!"

Corona: (Trinkt, stellt die Gläser ab)

Präsidium: "Eins!"

Corona: „Pro Patria!“

Präsidium: „Zwei“

Corona: „Pro scientia!“

Präsidium: „Drei!“

Corona: „Pro fraternitate!“

Präsidium: „(erste Verbindungsfarbe)!“

Corona: (Hebt die Gläser)

Präsidium: „(zweite Verbindungsfarbe)!“

Corona: (Senkt die Gläser auf die halbe Höhe)

Präsidium: „(dritte Verbindungsfarbe)!“

Corona: (Stellt die Gläser auf den Tisch)

Präsidium: „Eins, zwei, drei!“

Corona: „Vivat (Verbindungnsname)!“

(Stellt danach die leeren Gläser fest auf den Tisch)

Präsidium: „Salamander ex! Ein Heil dem N.!

b) Der Vaterländische Salamander

Bei bestimmten Anlässen, insbesondere bei eine patriotischen Kneipe oder Feier wird statt des Festsalamanders der vaterländische Salamander gerieben.

Die drei ersten Kommandos lauten wie bei jenem:
"Eins, zwei, drei, Salamander!", "Eins, zwei, drei, bibite !" und "Eins, zwei, drei !". Während des letztgenannten Kommandos wird ebenfallsauf den Tisch geklopft, jedoch werden bei "drei" die Gläser niedergestellt.

Nun kommandiert das Präsidium: "Auf und ergreifet!". Die Corona antwortet im Chor: "Auf und ergreifet froh das Schwert, froh das Schwert! Österreichs Freiheit ist es wert, ist es wert! Reichet die Hände zum mutigen Kampf, gegen die Feinde stürmet, stürmet!"

Präsidium: "Eins!"

Corona: "Auf und ergreifet froh das Schwert!"

Präsidium: "Zwei!"

Corona: "Österreichs Freiheit ist es wert!"

Präsidium: "Drei! Eins, zwei, drei, Salamander ex!"

c) Alter Festsalamander

Präsidium: "Es steigt ein donnernder Festsalamander. Sind die Stöffer präpariert?"

Corona: "Sunt!"

Präsidium: "Ad exercitium salamandri in honorem N. (Neovulpium,

Neobursarium) omnes surgite!"

Corona: "Surreximus!"

Präsidium: "Eins, zwei, drei, Salamander "

Die Corona reibt mit den Gläsern auf den Tischen gegen den Uhrzeigersinn im Kreise, wobei die Wörter "Salamander, Salamander" gemurmelt werden.

Präsidium: "Eins, zwei, drei, bibite!"

Nun trinkt die Corona.

Präsidium: "Eins, zwei, drei "

Während dieses langsam und gedehnt gesprochenen Kommandostrommelt die Corona mit den Gläsern auf den Tisch.

Präsidium: "Eins, zwei, drei "

Dieses Kommando wird rasch gesprochen - bei "drei" werden dieGläser auf den Tisch geschlagen.

Präsidium: "Salamander ex! Ein Heil dem (den)...

8) Der Landesvater - die Österreichkneipe

Der Landesvater ist eine mit besonderen Förmlichkeiten verbundene, feierliche Bekräftigung der Treue zum Vaterland und zum geschworenen Burscheneid. Füchse und Nichtmitglieder nehmen an der Zeremonie des Landesvaters nicht teil.

Bei manchen Verbindungen wird einmal jährlich, und zwar im Rahmen des Stiftungsfestes, eine Landesvaterkneipe geschlagen. Bei anderen Verbindungen im Fünfjahresrhythmus. Dem Charakter der Landesvaterkneipe entsprechend, sollen patriotische Lieder und passende österreichische Schriftsteller in das Programm einbezogen werden. Eine rot-weiß-rote Fahne nimmt den Ehrenplatz neben der Verbindungsfahne ein. Zur Vorbereitung sind die Spitzen der Schlägerklingen zu schärfen. Alle Mitglieder der Corona (auch die Chargierten) haben ihre Mützen bei sich.

Einleitend kommandiert das Präsidium:

"Silentium es steigt der Landesvater. Wir singen das Lied 'Allesschweige!'" Nach Absingen der ersten fünf Strophen erhebt sich die Corona. Während der 5. Strophe legen alle Chargierten das Cerevis ab und setzen ihre Mützen auf. Die Kontrarien begeben sich zum Präsidium. Nun singen die Chargierten (außer dem Senior) mit in der Linken gehaltenem Schläger:

"Seht ihn blinken in der Linken,

Diesen Schläger nie entweiht! -

Ich durchbohr´ den Hut und schwöre:

Halten will ich stets auf Ehre,

Stets ein braver Bursche sein!"

Während der Worte „Seht ihn blinken ...“ schlagen sie die Klingen abwechselnd von links und rechts gegeneinander.

Während der Worte "Ich durchbohr´ ..." durchbohren die Chargierten ihre Mützen mit dem Schläger und schieben sie bis auf den Korb. Sodann kreuzen sie die Schläger und legen die Schwurfinger an die

Berührungsstelle der Klingen. Die Corona singt:

"Du durchbohrst den Hut und schwörest,

Halten willst du stets auf Ehre,

Stets ein braver Bursche sein."

Nach den Chargierten stechen Senior und Philistersenior wie jene denLandesvater mit einem ihnen gereichten Schlägerpaar.

Nun treten zwei Chargierte hinter das erste einander gegenübersitzende Paar der Corona (im Fall einer U- oder E- Tafel hinter die ersten Paare; für eine entsprechende Anzahl von Chargierten ist zu sorgen) und steigen auf die Sitze. Sie halten in der Rechten ein volles Glas Bier am oberen Rand und in der Linken den an der Klinge gefassten Schläger. Sodann singen sie:

"Nimm den Becher, wack´rer Zecher,

vaterländ´schen Trankes voll!

Nimm den Schläger in die Linke,

Bohr ihn durch den Hut und trinke

auf des Vaterlandes Wohl!"

Während des Gesanges überreichen sie von hinten den vor ihnen stehenden Bundesbrüdern zuerst das Glas und dann den Schläger. Diese nehmen das Glas in die Rechte, den Schläger in die Linke, trinken ihrem Gegenüber zu und lassen sich von den Chargierten die Gläser wieder abnehmen. Nun schlagen sie die Klingen abwechselnd von links und rechts gegeneinander und singen:

"Seht ihn blinken in der Linken,

Diesen Schläger nie entweiht!

Ich durchbohr´ den Hut und schwöre,

Halten will ich stets auf Ehre,

Stets ein braver Bursche sein."

Während der Worte "Ich durchbohr´ ..." durchbohren sie ihre Mützenmit dem Schläger. Sodann kreuzen sie die Schläger und legen dieSchwurfinger an die Berührungsstelle der Klingen.

Die Corona wiederholt:

"Du durchbohrst den Hut und schwörest,

Halten willst du stets auf Ehre,

Stets ein braver Bursche sein."

Die Chargierten nehmen die Schläger zurück und treten mit frisch gefüllten Gläsern hinter das nächste Paar. Der Vorgang wiederholt sich sooft, bis alle am Landesvater Teilnehmenden ihre Mützen durchbohrt haben.

Während Präsidium und Corona singen:

"Komm, du blanker Weihedegen,

Freier Männer freie Wehr!

Bringt ihn festlich mir entgegen

Von durchbohrten Hüten schwer."

tragen die Chargierten die Schläger mit den durchstochenen Mützen zum Präsidium. Dort angekommen, stellen sie die Schläger in Form einer Pyramide zusammen, deren Spitze der Senior mit einem Burschenband umschlingt („Schlägerweihe“). Das Präsidium erteilt nun einem Bundesbruder das Wort zu einer dem Anlass entsprechenden Ansprache. Danach singen die Chargierten:

"Lasst uns festlich ihn entlasten,

Jeder Scheitel sei bedeckt!

Und dann lasst ihn unbefleckt

Bis zur nächsten Feier rasten!"

Hierbei löst der Senior das Band von den Schlägern. Die Chargierten tauschen paarweise die Schläger, nehmen diese in die Linke und begeben sich an das untere Ende der Tafel. Dort steigen sie wieder auf die Sitze und setzen den Bundesbrüdern paarweise die Mützen in folgender Weise auf: Jeder Chargierte bedeckt das Haupt des ihm gegenüberstehenden Burschen mit der jeweils als oberste an der Klinge des Schlägers befindlichen Mütze, wobei die Chargierten singen:

"So nimm denn hin,

Dein Haupt will ich bedecken

Und drauf den Schläger strecken;

Es leb´ auch dieser Bruder hoch!

Ein Hundsfott, der ihn schimpfen sollt!"

Die beiden Burschen fallen ein:

"Solange wir uns kennen,

Woll´n wir uns Brüder nennen!

Es leb´ auch dieser Bruder hoch!

Ein Hundsfott, der ihn schimpfen sollt!"

Sobald die Mützen aufgesetzt sind, legen die Chargierten die Schlägerklingen auf die nun bedeckten Häupter der ihnen gegenüberstehenden Burschen und reichen Ihnen die Rechte. Die beiden Burschen reichen einander die Linke. Nach Ende der obengenannten Strophe wird diese Stellung gelöst, wobei die ganze Corona singt:

"Solange wir ihn kennen,

woll´n wir ihn Bruder nennen!

Es leb´ auch dieser Bruder hoch!

Ein Hundsfott, der ihn schimpfen sollt!"

Indessen gehen die Chargierten zum nächsten Paar, wo sich der Vorgang wiederholt. Als letzte bedecken die Chargierten einander gegenüberstehend die Häupter und kehren sodann an ihre Plätze zurück. Ebenso verfahren Senior und Philistersenior. Nachdem sich die Corona gesetzt hat, folgt die allgemein gesungene Strophe:

"Ruhe von der Burschenfeier,

Blanker Weihedegen nun!

Jeder trachte, wackrer Freier

Um das Vaterland zu sein!

Jedem Heil, der sich bemühte,

Ganz zu sein der Väter wert!

Keiner taste je ans Schwert

Der nicht edel ist und bieder!"

Nun folgt der Vaterländische Salamander. Der Landesvater schließt mit allen drei Strophen der österreichischen Bundeshymne. Die Kneipe schließt commentmäßig mit dem Letzten Allgemeinen. Es wird jedoch nur die Burschenstrophe der Verbindung gesungen. Nach der Landesvaterkneipe gibt es kein Inoffizium. Der Schlägerstich in der Mütze soll möglichst bald überstickt werden.

KNEIP- UND KOMMERSCOMMENT

1) Allgemeines

Unter Kneipcomment versteht man die Gesamtheit jener Regeln und Förmlichkeiten, die auf Kneipen und Kommersen der Vornahme zeremonieller Akte, der Schaffung kultivierter Geselligkeit und der Aufrechterhaltung der Ordnung dienen.

Die studentische Kneipe bietet Gelegenheit zu Gedankenaustausch, Geselligkeit, Humor, Scherz und Ulk. Organisation und Ablauf werden durch Regeln und Bräuche bestimmt, die traditionellen und mitgewachsenen Ursprung haben. Auf der Kneipe wird grundsätzlich Bier getrunken.Seit biblischen Zeiten ist unbestritten, dass der maßvolle Genuss alkoholischer Getränke die Kommunikation zwischen den Menschen fördert. Der Charakter der Menschen zeigt sich auch darin, wie sie mit solchen Getränken umgehen und wie sie sich beim Trinken verhalten. Wahrscheinlich ist deshalb die Ritualisierung des gemeinschaftlichen Biertrinkens ebenso alt wie die Herstellung des Bieres. Die Kneipe ist ein wesentlicher Teil des inneren Verbindungslebens und bestens geeignet, die Bundesbrüder persönlich einander näherzubringen. In der Bindung an die Regeln des Kneipcomments und in ihrer Einhaltung liegt ein wichtiges erzieherisches Element für Jung und Alt. Die Möglichkeit der Mitgestaltung durch Rede und Gesang ist für jeden Kneipteilnehmer ein Instrument der Selbstdarstellung und der Selbsterprobung, für die anderen eine Gelegenheit zur Unterhaltung, aber auch zu Kritik in brüderlicher und taktvoller Form. Der Kneipcomment gilt, wenn mindestens drei „bierehrliche Seelen“, darunter mindestens ein Bursch, bei commentmäßigem Stoff beisammen sind (Erläuterung siehe nachfolgendes Kapitel 4). Dies aufgrund der akademischen Regel: „Tres faciunt collegium“.

Seine Anwendung ist also nicht ausschließlich auf die Kneipe beschränkt. Das Vertilgen von Stoff zu zweien oder in geruhsamer Einsamkeit wird „Sumpf“ genannt.

2) Tafel

Die Tafel kann je nach Teilnehmerzahl und Platzverhältnissen folgende Formen haben:

I-Tafel: Das Tafelende mit der besseren Übersicht und geschlossenem Hintergrund ist der Platz des Präsidiums. Das gegenüberliegende Ende ist der Platz des Kontrariums (Fuchsmajors).

T-Tafel: Der Platz des Präsidiums ist am Knotenpunkt. Ansonsten wie I-Tafel. Sollte der Querbalken des T sehr breit sein, sind an dessen Enden Kontrarien vorzusehen.

U-Tafel: Der Platz des Präsidiums liegt in der Mitte der Tafel. An denEnden der beiden Seitentafeln befindet sich je ein Kontrarium.

E-Tafel: Kombination aus T- und U-Tafel.

Andere Formen sind unter besonderen Umständen möglich. Jener Teil der Tafel, an dem das Präsidium seinen Platz hat, wird der Kopf der Tafel genannt. Die Seitenbezeichnungen beziehen sich auf die Blickrichtung des Präsidiums. Das äußere, freie Ende einer Seitentafel ist immer mit einem Kontrarium (Chargierten) zu besetzen. Gleiches gilt für unterbrochene Tafeln. Präsidium und Kontrarien müssen sitzend und stehend miteinander in guter Sichtverbindung sein. Ist dies durch Säulen oder andere Gegebenheiten nicht möglich, ist der Raum für Kneipe bzw. Kommers ungeeignet. Bei Festkneipen (Kommersen) mit großer Teilnehmerzahl und vielen Chargierten wird immer eine Tafel in E-Form aufgestellt. Dabei kann es notwendig sein, den Kopf der Tafel von den Tischreihen der Seitentafeln abzusetzen (zwecks Durchgangsmöglichkeit). Es können auch mehrere hintereinander liegende und zum Kopf der Tafel parallele Tischreihen entstehen. Sie sind rampen- oder stufenförmig erhöht und werden im Allgemeinen mit Chargierten besetzt. Die oberste Tischreihe ist der Kopf der Tafel mit Präsidium und Flügelchargierten. Die unterste kann der Platz von Honoratioren sein. Die Plätze der Chargierten sind nach Korporationsrang (amtliche Reihenfolge) geordnet. Die Reihung fällt von rechts nach links bzw. von oben nach unten.

Für Fahnen und Standarten sind geeignete, gut sichtbare Plätze vorzusehen. Für die Halterung sind brauchbare Konstruktionen zu verwenden. Bei größeren Kneipen und Kommersen ist auch ein Rednerpult bereitzustellen.

3) Stoff

Commentmäßiger Stoff ist das Bier. Das Präsidium kann jedoch je nach Anlass und Umständen auch andere Getränke (Wein, Krambambuli etc.) zu commentmäßigem Stoff erklären. Antialkoholiker, die ihren Standpunkt offiziell bekanntgegeben haben, können ohne besondere Erlaubnis des Präsidiums alkoholfreie Getränke konsumieren, gelten aber wie jedes Mitglied der Corona, das auf Grund der Erlaubnis des Präsidiums anderen als den commentmäßigen Stoff trinkt, als bierkrank. Das Präsidium kann

nach Wegfall der angegebenen Gründe jeden Bierkranken wieder für gesund erklären, womit die Erlaubnis zur Enthaltung vom Stoffgenuss wieder entzogen ist. Soll jemand erst im Verlauf der Kneipe für bierkrank erklärt werden ("Bierimpotenz"), so hat dies das Präsidium zu verlautbaren. Sodann hat jeder Bursch das Recht, sein Veto einzulegen, falls der Betreffende ihm gegenüber noch Bierverpflichtungen hat. Das Präsidium ist jedoch berechtigt, allfällige Bierverpflichtungen mit den Worten "geschenkt aus Mitleid" aus der Welt zu schaffen.

Der Schaum auf einem frisch gefüllten Glas heißt "Blume". Übersteigt er den Rand des Glases, so spricht man von einer "vollen Blume", istnur mehr sehr wenig Schaum vorhanden, von einer "verrosteten Blume". Das Antrinken der Blume hat stets unter besonderen Förmlichkeiten (Zutrinken oder Vortrinken) und binnen fünf Bierminuten (siehe Tempus) zu geschehen. Wer dies verabsäumt, riskiert, dass ihm "die Stange abgefasst wird". Beim Antrinken eines Glases Wein oder Sekt spricht man von einer "Perle", bei Schnäpsen und Likören von einem "Diamant". Ein im Glas verbliebener Stoffrest heißt "Philister".

Wird das Trinkhorn der Verbindung, eine "Liesl", ein "Stiefel" oder eine "abgefasste Stange" weitergereicht, so ist daraus stehend zu trinken. Das geleerte Gefäß wird auf den Tisch gelegt. Wer es vorher abstellt, muss es bezahlen. Wer schuldhaft Stoff verschüttet, erhält eine Bierstrafe. Er kann der Bestrafung zuvorkommen, indem er sich selbst eine Buße auferlegt und mit den Worten „Ich löffle mich“ eine von ihm bestimmte angemessene Menge trinkt.

Wer unverschuldet Stoff verschüttet, hat dies mit den Worten „sine, sine“ (ohne meine Schuld) anzuzeigen. Im Unterlassungsfall kann er mit einer Bierstrafe belegt werden. Im Übrigen gilt der Grundsatz: „Ohne Stoff ulkt man nicht!“

4) Kneipteilnehmer

Die Gesamtheit der an einer Kneipe teilnehmenden Personen wird "Corona" genannt. Sie besteht aus dem Präsidium, den Kontrarien, den Burschen, den Füchsen und den Gästen.

Das Präsidium ist in der Regel der Senior. Ihm obliegen die Eröffnung, Leitung und Beendigung der Kneipe. Sein Machtbereich erstreckt sich auf alle Kneipteilnehmer. Stoffmangel schmälert seine Rechte nicht. Das Präsidium hat durch Anwendung der Regeln des Comment die Ordnung auf der Kneipe aufrecht zu erhalten. Die Straffheit der Führung liegt im

Ermessen des Präsidiums. Anlass, Umstände und Zusammensetzung der Corona werden dabei stets zu berücksichtigen sein. Das Präsidium ist in seinen Entscheidungen infallibel.

Kontrarien

Aus organisatorischen und disziplinären Gründen kann die Kneiptafel in „Machtbereiche“ (auch: Bierbezirke) aufgeteilt werden. Jedem Machtbereich ist ein Kontrarium vorangestellt. Das Präsidium bestimmt die Grenzen der Machtbereiche. Die Kontrarien unterstützen das Präsidium bei der Leitung der Kneipe. Burschen sind jene Mitglieder der Kneiptafel, welche bei der Verbindung oder einer befreundeten Korporation ordnungsgemäß geburscht worden sind. Sie sind vollberechtigte Mitglieder der Kneiptafel. Die Gesamtheit der an der Kneiptafel anwesenden Burschen wird „Burschensalon“ genannt.

Kartellschwestern sind Angehörige der VCS und den Burschen gleichgestellt, wobei auch für sie die commentmäßigen Regeln gelten. Füchse sind die bei einer Verbindung aufgenommenen, jedoch noch nicht geburschten Mitglieder der Kneiptafel. Sie sind minderberechtigte Kneipteilnehmer. Beim Besuch einer Veranstaltung einer anderen Verbindung hat der Fuchs sich bei dem dortigen Fuchsmajor oder Senior zu melden und um Couleurschutz anzusuchen. Krassfüchse sind Füchse, die rezipiert, aber noch nicht gebrandert wurden. Brandfüchse genießen gegenüber den Krassfüchsen die commentmäßigen Vorrechte.

Finken (Spefüchse) sind Aufnahmewerber, sitzen im Fuchsenstall und haben den Status von Gästen. Die Füchse sind an der Kneiptafel um den Fuchsmajor geschart (auch die Füchse anderer Verbindungen, sofern kein Bursch anwesend ist) und bilden mit diesem den „Fuchsenstall“. Dem Fuchsmajor obliegt die Leitung des Fuchsenstalles und dessen Vertretung gegenüber Corona und Präsidium. Burschen können sich nach Anmeldung beim Fuchsmajor in den Fuchsenstall begeben ("einpauken"). Das „Einpauken“ hat förmlich zu geschehen und bedarf der Genehmigung durch das Präsidium. Burschen im Fuchsenstall sind Brandfüchsen gleichgestellt. Gästen steht es frei, sich dem Comment unterzuordnen. Sie nehmen im Allgemeinen in der Nähe des Präsidiums Platz, außer es handelt sich um Spefüchse. Die Anordnungen "Silentium!" und "ad loca" haben auch die Gäste zu befolgen.

Der gesellschaftliche Wandel hat bewirkt, dass unter den Gästen immer mehr Damen zu finden sind. Der Kneipcomment wurde von Männern für Männer geschaffen, wird aber bisweilen auch von Frauen recht gut

verstanden. Dennoch sollte wenigstens die Hälfte der Kneipen – Festkneipen nicht mitgerechnet – sin. fem. (sine feminis) geschlagen werden. Riten und Bräuche, die aus Rücksicht auf Gäste nicht angewandt werden, geraten in Vergessenheit und gehen verloren. Unter "Bierehre" versteht man in der humorvollen Diktion des Comments jenen Zustand des einzelnen Kneipteilnehmers, in dem er die seinem Rang entsprechenden Rechte an der Kneiptafel ausüben darf. Die Bierehre geht durch den vom Präsidium verhängten Stoffentzug und alle darüberhinausgehende Bierstrafen verloren.

5) Organisation und allgemeiner Verlauf

Im Allgemeinen besteht jede Kneipe aus einem „Offizium“ (offizieller Teil) und einem „Inoffizium“ (inoffizieller Teil). Das Offizium bildet Rahmen und Hintergrund aller couleurstudentischen Zeremonien. Festkneipen haben nur ein Offizium. Dies betrifft insbesondere Kommers, Trauerkneipe und Österreich- / Landesvaterkneipe. Die allgemeinen Lieder werden dem Anlass entsprechend ausgewählt.
Im Inoffizium stehen Originalität, Spontaneität und intellektuelle Ausgelassenheit im Mittelpunkt (Bierschwefel, Bierzeitung, Rundgesang etc.).

Dem Inoffizium kann sich eine Fuchsenherrlichkeit und/oder eine Fidulität anschließen. In diesen Fällen gilt der strenge Kneipcomment nicht mehr. Kommerse werden zu besonderen Anlässen oder Festivitäten geschlagen. Das Programm wird dem jeweiligen Anlass entsprechend gestaltet. Der Ablauf eines Kommerses ist förmlicher als der einer Kneipe. Gelegentlich kann ein Kommers sogar in lateinischer Sprache geschlagen werden. Die Damen der Bundesbrüder und sonstige Gäste sind am Kommers gern gesehen und sind je nach Anlass in entsprechender Form einzuladen.

Die Exkneipe ist eine Kneipe, die außerhalb des sonst üblichen Kneiplokals stattfindet. Sie kann programmmäßig geplant, aber auch spontan geschlagen werden. Der Improvisation und dem Extempore ist bei der Exkneipe ein breiter Raum eingeräumt.

Die Kreuzkneipe ist eine Kneipe, die von zwei oder mehreren Verbindungen gemeinsam geschlagen wird. Das Präsidium ist ein Mehrfachpräsidium und besteht aus den Präsidien der teilnehmenden Verbindungen. Die Leitung der Kneipe wechselt zwischen diesen von Programmpunkt zu Programmpunkt. Die Kontrarien sind gemischt besetzt, auch die Corona sitzt gemischt.

Die Fuchsenkneipe ist eine Kneipe, bei der Füchse Präsidium und Kontrarien innehaben. Sie ist eine Anwendungsübung des Kneipcomments für Füchse und wird unter Mitwirkung des Fuchsmajors vorbereitet. Er hat dabei eine wichtige Beratungsfunktion. Geburschte Kneipteilnehmer haben Rechte und Pflichten von Brandfuchsen, die Autorität des Fuchsmajors bleibt unberührt. Auf einer Fuchsenkneipe finden keine Zeremonien statt.

Es gibt auch Kneipen mit besonderem Inhalt und Hintergrund (z.B. Krambambulikneipe). Formen und Zeremonien können sehr unterschiedlich sein und müssen entsprechend vorbereitet werden.

Das Präsidium im Offizium hat der Senior der Verbindung inne, bei dessen Verhinderung der Consenior oder der älteste an der Kneiptafel anwesende Bursch (ausgenommen Alte Herren und Fuchsmajor). Im Falle der Verhinderung des Fuchsmajors übernimmt der Theoretische Fuchsmajor oder der Fuchsmajor des letzten Semesters oder ein vom Präsidium bestimmter Bursch die Leitung des Fuchsenstalles.

Der Sitz des Präsidiums befindet sich am Kopf der Kneiptafel. Der Consenior chargiert in der Regel nicht. Er hat seinen Platz in der Nähe des Präsidiums. Ihm obliegt die Erstellung der Begrüßungsliste und die

Führung der Präsenzliste der Aktivitas. Außerdem obliegt ihm das Festhalten von Strafen wegen grober Ordnungswidrigkeit. Muss der Consenior in Vertretung des Seniors oder aus sonstigen Gründen chargieren, so bestimmt er einen Vertreter, der seine Obliegenheiten zu besorgen hat.

Der Fuchsmajor übernimmt stets ein Kontrarium. Sein Platz ist bei einer I- oder T-Tafel dem Präsidium gegenüber; bei U- oder E-Tafeln an deren linkem unteren Ende. Präsidium und Kontrarien erscheinen gewöhnlich in Vollwichs. Für sie gilt der Chargiercomment auch dann, wenn sie keine Vollwichs tragen. Sollten sie vorübergehend ihren Platz verlassen müssen, haben sie einen Stellvertreter zu ernennen.

Bei größeren Veranstaltungen (insbesondere bei Kommersen) können auch zur Seite des Präsidiums Chargierte Platz nehmen ("Flügelchargen"). Die Flügelchargen sowie allfällige sonstige Chargierte sind den Kontrarien gleichgestellt, ohne dass ihnen jedoch die Leitung eines Teiles der Corona obliegt.

Nachdem der Consenior oder dessen Vertreter mit "Silentium, omnes ad

loca - zum Einzug der Chargierten omnes surgite" aufgefordert hat, und Präsidium, Fuchsmajor und übrige Kontrarien ihre Plätze eingenommen haben, wird die Kneipe (der Kommers) vom Präsidium mit den Worten eröffnet: "Silentium, Kneipe (Brander-, Burschungskneipe, commercium festivum, etc.) incipit!

Chargierte: Schläger frei“ (bei Kommersen). „Es steigt das erste Allgemeine!"

Das "Erste Allgemeine" ist das Lied "Gaudeamus igitur". Mit diesem werden alle Kneipen und Kommerse mit Ausnahme der Trauerkneipe eröffnet. Jedes von der gesamten Corona gesungene und zu keinem besonderen Ritus gehörende Lied wird "allgemeines Lied" genannt. Zwischen den offiziellen Programmteilen liegt jeweils das vom Präsidium zu verkündende „Kolloquium“. Zwischen den Strophen des „Zweiten Allgemeinen“ erfolgt die Begrüßung durch das Präsidium. Nach dem Ende einer Strophe kommandiert das Präsidium „Cantus steht“.

Die Begrüßung kann in Gruppen, jeweils nach Rangordnung erfolgen:

- Kirchliche Würdenträger
- Universitäts- und Hochschullehrer, sowie Persönlichkeiten

aus Wissenschaft, Kunst, Kultur und Bildung

- Persönlichkeiten aus Politik, Rechtspflege, Wirtschaft, Verwaltung, Exekutive, Landesverteidigung, Sport und Medien

- Amtsträger befreundeter Verbände und Korporationen

- Couleurtragende Vertreter befreundeter Verbände und Korporationen

- Hochverdiente Bundesbrüder: Pro meritis-Bandinhaber, Träger des Dr. cer. Titels, Altphilistersenioren, sonstige Chargen des Altherrenvorstandes, hohe Funktionäre der Verbindung bzw. der semesterälteste Bundesbruder

- Bundesbrüder mit langer Mitgliedschaft (100 Semester und darüber)

- Bandinhaber und Ehrenmitglieder, „Damenflor“ und Gäste

Als „Letztes Allgemeines“ wird das Lied „Wenn wir durch die Straßen ziehen“ gesungen. Zwischen den Strophen werden zuerst die Fuchsenstrophe der Verbindung, dann die Farbenstrophen der vertretenen Korporationen und zuletzt die Burschenstrophe der veranstaltenden Verbindung gesungen. Anstelle der Farbenstrophen der anderen Korporationen kann für diese gemeinsam das jeweilige Verbands-Bundeslied gesungen werden. Ist für das Absingen einer Farbenstrophe nur ein Kneipteilnehmer anwesend, der aus dem Grunde unzureichender Stimme dazu nicht in der Lage ist, kann er – um Bloßstellung zu vermeiden – mit den Worten „vacat pro laude“ die Ehrung annehmen. Er trinkt stehend ein selbst auferlegtes Quantum.

Die Kneip- (Kommers)teilnehmer der Verbindung erheben sich von den

Sitzen:

• bei entsprechendem Kommando des Präsidiums

• bei folgenden Liedern bzw. Liedstrophen:

Burschenstrophe der Korporation(en), im Falle der Angehörigkeit
Farbenlied der Korporation(en), im Falle der Angehörigkeit

Bundeslied
Landeshymne
Bundeshymne
EU-Hymne

Gaudeamus: 4. und 6. Strophe
Burschen heraus: 3. Strophe (Wenn es gilt ...)
Schwört bei dieser Blanken Wehre: letzte Strophe (Brausend lasst ...)
Wenn alle untreu werden: letzte Strophe (Wir woll’n das Wort nicht brechen ...)

Bei der Fuchsenstrophe: Füchse, ehemalige Fuchsmajores und der theoretische Fuchsmajor

Bei Farbenstrophen, Farbenliedern und Bundesliedern von Gast-Korporationen wird nicht aufgestanden.

Vor der Fuchsenstrophe kann bei fideler Kneipe das Kommando „Füchse in den 1. Stock“ (auf die Sitze steigen) gegeben werden.

Das letzte Allgemeine fällt mit seiner Letzten (3. bzw. 4. Strophe).

Unmittelbar danach schließt das Präsidium das Offizium mit den Worten:

„Offizium ex! (Meinen Ehrenrest der Corona!) Inoffizium incipit! Zu meinem Nachfolger ernenne ich Bbr. N.!“ oder „...Kneipe (...Kommers) ex! Silentium zum Auszug der Chargierten!“

Das Präsidium des Inoffiziums wird bei fideler Kneipe auf den Schulternder Füchse ("Füchse, schleift ihn") - im Triumph, nicht schikanös! - zu seinem Platz getragen, wo ihm das abtretende Präsidium den Schläger überreicht. Nach Aufforderung durch das Präsidium des Inoffiziums, wählen nun auch die Kontrarien Nachfolger. Dessen ungeachtet kann der Senior der Verbindung zur Aufrechterhaltung der Ordnung jederzeit die Leitung der Kneipe übernehmen. Während der Fuchsenherrlichkeit sind die Füchse vollberechtigte, die Burschen minderberechtigte Kneipteilnehmer. Der Fuchsmajor behält jedoch seine Rechte. Die Fuchsenherrlichkeit wird vom Präsidium des Inoffiziums proklamiert, worauf der jüngste oder ein vom Fuchsmajor vorgeschlagener Fuchs das Präsidium übernimmt.

Bei Branderkneipen kann das Präsidium bereits das Inoffizium zur Fuchsenherrlichkeit proklamieren.

Die Fidulität kommt nach schon geschlossener Kneipe zustande, wenn die noch anwesende Corona einen Bierkönig wählt. Dieser besitzt in seinem „Bierstaat“ die Rechte eines Präsidiums.

Fuchsenherrlichkeit und Fidulität werden vom Präsidium – in der Regelnach Absingen eines letzten allgemeinen Liedes – mit den Worten:„Fidulität (.....) ex! Ich sprenge mich in die Luft!“ beendet.

6) Silentium

Die Anordnung (das Kommando) "Silentium" ist von der gesamten Corona gewissenhaft zu befolgen. Das Präsidium hat das Recht, zu jeder Zeit Silentium zu gebieten. Bei Silentium haben sich alle Kneipteilnehmer auf ihre Plätze zu begeben. Den Kontrarien ist es gestattet, mit einem Schlägerschlag und den Worten "Silentium rekommandiert" das Präsidium um die Anordnung eines Silentiums zu ersuchen. In der Regel kommt das Präsidium diesem Wunsche mit einem Schlägerschlag und mit den Worten "Silentium diktiert" nach. Silentium wird insbesondere vor einer feierlichen Zeremonie, vor Absingen ("Steigen") eines allgemeinen Liedes sowie vor

einer Rede oder sonstigen Darbietungen eines oder mehrerer Kneipteilnehmer diktiert. In dringenden Fällen kann jeder Bursch mit den Worten "Silentium in nomine!" Silentium gebieten. Im Falle des Missbrauches fährt der Betreffende in den 1. BV (Bierverschiss).

Zu Beginn einer Biermensur, eines Biergerichtes, beim Herauspaukenaus dem BV etc. wird "Silentium in cerevisialibus" geboten. Nach einer schlechten Leistung eines Kneipteilnehmers kann vom Präsidium "Silentium miserabile" verkündet werden. Dieses stellt neben "Bedauerungsschluck" und "schäbigem Rest" das Maximum scherzhafter Missbilligung dar.

Das "Silentium triste" ist der Trauerkneipe vorbehalten.

Jedes Silentium wird durch die Verkündung "Kolloquium" beendet.

7) Verbum

Hat ein Mitglied der Corona etwas vorzubringen, so wendet es sich an das ihm übergeordnete Kontrarium mit den Worten "Peto verbum". Kneipteilnehmer außerhalb des Bierbezirks eines Kontrariums wenden sich mit der Bitte an das Präsidium. Füchse wenden sich mit dieser Bitte an den Fuchsmajor. Kontrarien sprechen für sich selbst.

Das Kontrarium leitet diese Bitte während eines Colloquiums wie folgtweiter:

Aufschlag mit dem Schläger. Sodann: „Silentium rekommandiert!“

Das Präsidium schlägt nun ebenfalls auf und spricht: „Silentium diktiert!“

Kontrarium: „Peto verbum pro N. (me)!“

Das Präsidium entscheidet: „Verbum habeat (habeas)!“ oder „Verbum non habeat (habeas)!“

Das Präsidium kann jederzeit jedem Kneipteilnehmer das Wort entziehen.

8) Couleurnamen

Auf der Kneipe ist jeder mit seinem Couleurnamen (Kneipnamen,

Biernamen, Spitz) anzureden bzw. zu nennen. Wird ein Mitglied der Corona mit seinem Familien- oder einem sonstigen Namen angeredet, so ist er berechtigt, eine Bierstrafe "wegen Spitzenverhunzung" zu verhängen oder verhängen zu lassen. Zum besseren Kennenlernen sollen möglichst auf jeder Kneipe nach dem Ersten Allgemeinen vom Präsidium rechts abwärts "die Spitzen steigen". Dies geht so vor sich, dass ein Kneipteilnehmer nach dem anderen aufsteht und seinen Couleurnamen nennt. Das Präsidium kann anordnen, dass der Couleurname in Verbindung mit einem Reim genannt wird. Füchse, die erst kurz bei der Verbindung sind, sollen hierbei auch nähere Angaben über ihre Studienrichtung, Mittelschule und allfällige Zugehörigkeit zu befreundeten Verbänden, Korporationen oder Vereinen machen.

9) Tempus

Während der Kneipe wird die Zeit in "Bierminuten" gemessen. Fünf Bierminuten entsprechen drei Zeitminuten. Wer sich zeitweilig von seinem Platz an der Kneiptafel entfernen will (während eines Kolloquiums), hat dies seinem rechten (couleurtragenden) Nachbarn mit den Worten "Peto tempus!" anzuzeigen. Füchse wenden sich mit dieser Meldung an den Fuchsmajor. Dem Wunsch wird mit "Habeas!" entsprochen oder aus zwingendem Grund mit „Non habeas“ abgelehnt.

Die Nichteinhaltung dieser Form kann bei Burschen und Füchsen die „Abfassung der Stange“ nach sich ziehen. Die zwischen Entfernen und Rückkehr liegende Zeit wird "Tempus" genannt. Ein Tempus soll ohne besondere Erlaubnis des Präsidiums nicht über zehn Bierminuten ausgedehnt werden. Bei der Rückkehr meldet man "Tempus ex", was mit "bene" zur Kenntnis genommen wird.

Jeder, der an der Kneiptafel speisen will, muss sich dazu vom Präsidium (via Kontrarium) mit den Worten "Peto tempus edendi" die Erlaubnis holen. Unter "Tempus utile" (allgemeines Tempus) versteht man jene Zeitdauer, während der für den einzelnen oder die gesamte Corona die „Bieruhr“ steht. Tempus utile herrscht

während des Steigens eines allgemeinen Liedes,

während einer Rede oder eines Vortrages,

während einer feierlichen Zeremonie,

bei unverschuldetem Stoffmangel und wenn es vom Präsidium ausdrücklich verkündet wird.

Beim Ablauf von commentmäßig oder durch Anordnung des Präsidiums festgesetzten Fristen zur Vornahme bestimmter Handlungen ist tempus utile nicht mitzurechnen.

10) Gesang

Allgemeine Lieder, Rundgesänge und Comments werden vom Präsidium bestimmt. Sie werden von der gesamten Corona gesungen, jedes Mitglied ist verpflichtet, nach Kräften mitzutun. Die Lieder sollen nach Möglichkeit auswendig gesungen werden. Rundgesänge und Comments sind auswendig zu singen. Ist für Musikbegleitung gesorgt, kommandiert das Präsidium ein kurzes Vorspiel: "Kiste (= Klavier) / Musik einige Takte voraus!" Ansonsten fordert das Präsidium einen sangestüchtigen Bundesbruder mit "Intonas N.!" auf, das Lied anzustimmen. N. kann sich hierauf mit den Worten "Cantus parat?" vergewissern, ob die Corona das Lied aufgeschlagen hat, was sie mit "Est" kundtut. Nun kommandiert das Präsidium: "Ad primam!" oder "Zur Ersten!" Alle weiteren Strophen werden ebenfalls durch das Präsidium abgerufen. Nach Beendigung eines allgemeinen Liedes ruft das Präsidium: "Cantus ex! Ein Schmollis cantoribus!" (oder: "Ein Schmollis den Sängern!“) und trinkt aus seinem Glase (Pokal). Die Corona antwortet: "Fiducit!" und trinkt ebenfalls.

Das Präsidium ist an die genaue Einhaltung obengenannter Worte nichtgebunden. Zur Vermeidung von Eintönigkeit kann es auch ausschmückende Redewendungen gebrauchen. Das Präsidium ist berechtigt, Kneipteilnehmer zu einem Solocantus oder einer anderen Darbietung zu „verdonnern“. Insbesondere hat der Fuchsmajor mit Hilfe des Fuchsenstalles über Auftrag oder mit Erlaubnis des Präsidiums mit Liedern, Vorträgen und Sologesängen zur Hebung der Stimmung und zur Unterhaltung auf der Kneipe beizutragen. Das Präsidium kann aus entsprechendem Anlass ein Lied jederzeit mit dem Ausruf: „Cantus steht!“ abbrechen. Solche Anlässe können sein: offensichtlich falsche Tonlage, mangelhafte Liedkenntnis der Corona u.ä.).

Nach Beendigung eines Liedes müssen alle Liederbücher ("Bibeln") geschlossen werden, um deren Beschädigung durch verschütteten Stoff zu vermeiden. Ältere Bibeln haben aus diesem Grunde Nägel auf vorderem und hinterem Einband, sodass sie nie vollflächig auf dem Tisch aufliegen.

Zum Lied gehört auch der Begriff des § 11: "Es wird fortgesoffen". Diese

Wendung stammt aus dem früher nach Paragraphen gegliederten Kneipcomment und sollte Commenttüchtigkeit der Corona andeuten. "11" war eine "heilige Zahl", die vom Fuchsenstall stets im Chor gerufen wurde, so oft das Präsidium oder der Fuchsmajor eine Seitenzahl im Liederbuch oder deren Ziffernsumme fragte. Die Herkunft des Begriffes ist nicht gesichert. Er kann auch zusammenhängen mit ELF für Egalité, Liberté, Fraternité aus der Revolutionszeit von 1790.

11) Trinkzeremonien

Unter Zutrinken versteht man jene studentische Ehrung, welche ein jüngeres Semester einem älteren dadurch erweist, dass es ihm zu Ehren eine gewisse Stoffmenge trinkt. Die Stoffmenge kann eine "Blume", eine "Blume ad diagonalem", eine "Blume in Form" (samt Ganzem), ein "gewaltiger Streifen", ein „breiter Streifen“ oder ein "Ehrenrest" sein. Als Streifen bezeichnet man eine Stoffmenge von mindestens zwei Fingerbreiten, als Diagonale die Hälfte und als Ehrenrest das letzte Viertel. Das Zutrinken geschieht in der Regel mit den Worten: "N., ich bringe dir einen gewaltigen Streifen (die Blume, etc.)!" Dem durch Zutrinken Geehrten ist es anheimgestellt, ob er dem Ehrenden nachkommen und ihn damit seinerseits ehren will. Er kann hierbei die Worte "Sehr geehrt, komme nach!" gebrauchen. Unterlässt es jedoch der Geehrte, trotz Zusage nachzukommen, so ist ein„Treten“ nicht möglich. Eine gesteigerte Form des Zutrinkens ist das "spezielle Zutrinken". Es geschieht mit den Worten: "N., ich gestatte mir, dir meine Blume auf´s speziellste zu bringen“ (summa cum devotione, einen gewaltigen Streifen ganz speziell, eine Blume ad Rest etc.).

Unter Vortrinken versteht man jene studentische Ehrung, welche ein älteres oder gleich altes Semester einem jüngeren oder gleich alten Semester dadurch erweist, dass es ihm zu Ehren eine gewisse Stoffmenge trinkt. Das Vortrinken wird mit folgenden Worten eingeleitet: "N., ich komme dir mit der Blume (mit einem breiten Streifen etc.) vor!"

Die Zahl der Semester eines Mitgliedes der Corona wird nach der Dauer der Zugehörigkeit zur Verbindung bestimmt. Das Präsidium gilt jedoch stets als ältestes, Kontrarien, Flügelchargen und sonstige Chargierte als zweitälteste Semester. Sie gelten untereinander gleichsemestrig. Gästen kann nicht vorgetrunken, wohl aber zugetrunken werden. Das Vortrinken legt dem Geehrten stillschweigend die Verpflichtung auf, binnen fünf Bierminuten mit dem gleichen Quantum dem Ehrenden nachzutrinken. Dies geschieht mit den Worten: "N., ich komme dir mit der Blume etc. nach!" Meist erfolgt das Nachtrinken unmittelbar nach oder noch während

des Vortrinkens. Ist der Geehrte jedoch im Augenblick ohne Stoff, so entschuldigt er sich mit den Worten: "Stoff auf der Achs, ich komme nach!" Ist der Geehrte binnen fünf Bierminuten der vorgetrunkenen Stoffmenge nicht nachgekommen, so hat ihn der Vortrinker mit folgenden Worten zu erinnern: "N., ich trete dich zum ersten Mal!" Ist das Nachtrinken nach weiteren fünf Bierminuten nicht erfolgt, so heißt es: "N., ich trete dich zum zweiten Mal!" und schließlich: "Ich trete dich zum dritten Mal!" Folgt er dieser letzten Aufforderung nicht, ist er in den 1. BV zu rekommandieren. Anstelle dessen kann ihm der Vortrinker auch einen „Bierjungen“ aufbrummen (siehe Biermensur).

Brandfüchse können anderen Füchsen vortrinken, können diese aber nur über den Fuchsmajor treten. Es ist verboten, mit demselben Quantum, mit dem man einem anderen vorkommt, einem Dritten nachzukommen. Zuwiderhandelnde fahren in den 1. BV. Es ist gestattet, mehreren Bierverpflichtungen gleichzeitig mit dem größten der vorgetrunkenen Quanten nachzukommen. Dies geschieht mitden Worten: "Ich komme allen meinen Bierverpflichtungen nach! - Heil Euch!"

12) Stangenabfassen

Wenn jemand eine Blume nicht binnen fünf Bierminuten antrinkt, ohne die Worte "Peto tempus!" seinen Platz verlässt, oder bei nicht leerem Glas mit Stoffentzug ad infinitum bestraft wurde, kann ihm „die Stangeabgefasst“ werden.

Zum Stangenabfassen ist jeder Bursch berechtigt; im Bereich des Fuchsenstalles auch jeder Fuchs. Verpflichtet ist niemand. Dem Präsidium kann niemals die Stange abgefasst werden. Das Stangenabfassen geht folgendermaßen vor sich:

Der Abfassende (in der Regel der rechte Nachbar) nimmt das betreffende Glas an sich, erhebt sich, trinkt daraus und reicht es dann - falls er es nicht leergetrunken hat - seinem rechten Nachbarn mit den Worten: "Abgefasste Stange des Studiosus (Bbr., Cbr ...) N." Dieser Vorgang wiederholt sich so lange, bis das Glas leer ist. Hierbei darf kein an der Tafel Anwesender übersprungen werden. Das Glas darf nicht abgestellt werden. Hat jemand, der aus der abgefassten Stange getrunken hat, als rechten Nachbarn den Eigentümer der Stange, einen Bierkranken oder einen mit Stoffentzug bestraften, oder verweigert sein rechter Nachbar die Übernahme – wozu jeder berechtigt ist – so hat er die abgefasste Stange allein auszutrinken. Das Glas wird dem Besitzer entweder mit "schäbigem Rest" oder leer und zwar mit den Worten "abgefasste Stange des Studiosus N. retour!"

zurückgereicht und auf seinen Platz gelegt. Jeder den Bestimmungen über das Stangenabfassen Zuwiderhandelnde (z.B. durch Abstellen der abgefassten Stange) hat die gesamte Stoffmenge zu bezahlen.

13) Bierstrafen

Wer gegen den Comment verstößt, kann von jedem älteren Semester, vor allem aber vom Präsidium zur Strafe "in die Kanne“ geschickt werden. Voraussetzung ist jedoch, dass der Strafende – Präsidium ausgenommen – selbst Stoff hat. Stoffpumpen ist unstatthaft und zieht Bierstrafen nach sich. Das "Kanneschicken" wird mit den Worten: "N., steige in die Kanne! (stärke dich, löffle dich!)" eingeleitet. Hierauf hat der Genannte sofort sein Glas zu ergreifen und solange zu trinken, bis der Strafende mit dem Wort "satis" oder "geschenkt" den Strafvorgang für beendet erklärt. Es ist auch möglich, das Strafquantum im Vorhinein festzulegen, also mit den Worten: "N., stärke dich ad diagonalem "Burschen bzw. Brandfüchse von gleichem Semester können einander in die Kanne schicken, müssen jedoch selbst das gleiche Quantum mittrinken. Brandfüchse können andere Füchse in die Kanne schicken. Folgt der Delinquent nicht sofort der Aufforderung, in die Kanne zu steigen, so zählt der Strafende: "Eins ist eins, zwei ist zwei, drei ist eine bitterböse Z A H L". Ist jener bei Nennung des Buchstabens "L"

der Aufforderung noch immer nicht nachgekommen, hat der Strafende den Säumigen in den 1. BV zu rekommandieren. Der in die Kanne geschickte Kneipteilnehmer ist vor Strafvollzug nicht berechtigt, nach dem Grund seiner Bestrafung zu fragen. Nach Vollzug der Strafe hat er keine Möglichkeit der Beschwerde. Es ist nicht gestattet, als Strafquantum beim Kanneschicken das Antrinken einer Blume zu verlangen. Wird jemand in die Kanne geschickt, der vor sich eine frische Blume stehen hat, so kann er der Aufforderung nachkommen, ohne dem Strafenden die Blume bringen zu müssen: "Ich stärke mich, ohne die Blume zu verletzen; N., ich bringe dir die Blume!" N. ist hierbei ein unbeteiligter Dritter. Eine weitere Bierstrafe, die jedes ältere Semester über ein jüngeres wegen Commentverstoßes verhängen kann - besonders dann, wenn dieses gerade ohne Stoff ist - ist das "pro poena Trinken". Diese besteht darin, dass der Delinquent aufgefordert wird, dem Strafenden ein gewisses Stoffquantum zuzutrinken. Sofern der Strafende es nicht ausdrücklich anders festsetzt, ist der Aufforderung binnen fünf Bierminuten nachzukommen. Es ist gestattet, den Zutrunk der nächsten Blume pro poena zu fordern. Eine "Blume samt Ganzem" darf nur von Präsidium oder Biergericht auferlegt werden. Bei Nichtannahme eines Quantums "pro poena" wird analog dem Kanneschicken verfahren. Dem Präsidium stehen außer den beiden vorgenannten noch folgende Strafen zur Verfügung:

a) Verdonnerung zu einem Solocantus

b) Verdonnerung zu einem Bierschwefel

c) Stoffentzug ad tempus (max. 20 Bierminuten)

d) Stoffentzug ad infinitum

e) Bierverschiß (BV)

f) Verweisung von der Kneipe

Die unter c) bis f) angeführten Strafen sind auf Wunsch des Präsidiums vom Consenior schriftlich festzuhalten. Ein mit Stoffentzug (ad tempus oder ad infinitum) Bestrafter hat seine Bierehre verloren. Lässt er sich noch einmal etwas zu Schulden kommen, kann er nur mehr mit BV oder Verweisung von der Kneipe bestraft werden. Das Präsidium wird im Allgemeinen trachten, Stoffentzug ad infinitum nur dann auszusprechen, wenn das Glas des zu Strafenden gerade leer ist. Dies kann etwa durch vorhergehendes "Kanneschicken" erreicht werden.

Der Bierverschiss (BV) ist eine befristete Verweisung der Kneiptafel unter gleichzeitigem Verlust der Bierehre. Es ist das Recht eines jeden bierehrlichen Burschen, einen anderen Burschen oder einen Fuchsen in den BV zu rekommandieren.

In den BV fährt:

a) Wer sich gegen Anordnungen des Präsidiums auflehnt oder eine von diesem diktierte Strafe nicht annimmt,

b) wer in grober Weise Stoff vergeudet,

c) wer nicht auf das übliche Kommando hin in die Kanne steigt oder das "pro poena" - Trinken verweigert,

d) wer ein vorgetrunkenes Quantum nicht annimmt oder nach dreimaligem Treten nicht nachkommt,

e) wer das, was er einem anderen nachkommt, zugleich einem Dritten vorkommt,

f) wer gegen das Urteil eines Unparteiischen appelliert oder es für parteiisch erklärt,

g) wer mit Bierschissern verkehrt oder gemeinsame Sache macht,

h) jeder Fuchs, der Silentium gebietet oder sich Burschenrechte anmaßt,

i) wer auf sonstige Art gröblich gegen den Comment verstößt.

Die BV-Erklärung wird vom Präsidium oder einem ordentlichen Biergericht ausgesprochen und lautet: "Silentium, N. fährt in den ersten BV!" Der „Bierschisser“ hat hierauf einen Platz abseits von der Kneiptafeleinzunehmen, welcher sich mindestens sechs Schritte oder so weit wie möglich von dieser entfernt in einer Saalecke befinden soll.

Der „Bierschisser“ muss sich aus dem BV wieder herauspauken, was sofort geschehen kann; geschieht es binnen 10 Bierminuten nicht, so fährt er in den zweiten und nach weiteren 10 Bierminuten in den dritten BV. Wer in den dritten BV fährt, hat die Kneipe sofort zu verlassen und sitzt bei der nächsten Kneipe im zweiten BV. Er hat sich sofort nach Beginn derselben herauszupauken.

Mit Bierschissern darf niemand sprechen, widrigenfalls der Betreffende

ebenfalls in den BV fährt. Wer jedoch auf ausdrücklich Anordnung oder aus zwingenden Gründen (Herauspauken!) mit dem Bierschisser sprechen muss, hat die Worte "ohne mit dir kohlen zu wollen" zu gebrauchen (der Ausdruck stammt aus der Zigeunersprache: "einen Kohl reden"= unsinniges Zeug reden).

Das Herauspauken vollzieht sich auf folgende Weise: Ein bierehrlicher Bursch erhebt sich und spricht:

"Silentium in cerevisialibus, Hohes Präsidium, ist es gestattet den elenden Bierschisser N. aus dem BV zu pauken?“ Nach Zustimmung des Präsidiums, ergreift der Herauspauker nun sein Glas und spricht:

„N. paukt sich mit einem Halben aus dem ersten (zweiten) in den nullten (ersten) BV!"

Der Herauspauker ergreift nun sein Glas und spricht: "Elender Bierschisser, ohne mit dir kohlen zu wollen, frage ich dich: Hast du Stoff?"

Darauf der Bierschisser: "Ich habe Stoff und möchte meine Bierehre wiedererlangen."

Der Herauspauker gibt nun dem Bierschisser die Bedingungen bekannt, unter welchen er sich herauspauken kann. Diese umfassen eine bestimmte Stoffmenge, eine besondere Trinkart und können auch einen Trinkspruch oder eine humorvolle Entschuldigung beinhalten.

Auf das Kommando des Herauspaukers trinkt der Bierschisser das bestimmte Quantum auf die befohlene Art, der Herauspauker nur einen Schluck.

Nun fragt der Herauspauker: "Hohe Corona, ich frage an was war N.?"

Corona: "Bierschisser!"

Herauspauker: "Hohe Corona, was ist N.?"

Corona: "Bierehrlich!"

Schließlich spricht das Präsidium: "Silentium, N. ist bierehrlich und kehrt an die Kneiptafel zurück!"

Paukt sich ein Bierschisser vom zweiten in den ersten BV, so unterbleibt die Anfrage des Herauspaukers und das Präsidium verkündet gleich: "Der elende Bierschisser N. hat sich vom zweiten in den ersten BV gepaukt."

Bei böswilligen, über bloße Undiszipliniertheit hinausgehenden Verstößen gegen die Ordnung auf der Kneipe hat das Präsidium die sofortige Verweisung des Betreffenden von der Kneipe auszusprechen. Ein mit Verweisung von der Kneipe Bestrafter kann vor dem nächsten Convent zur Rechenschaft gezogen werden.

14) Biermensur

Die Biermensur ist eine Art ulkigen Duells, bei welchem es darum geht, ein bestimmtes Stoffquantum möglichst rasch und restlos zu trinken. Jede

Biermensur hat eine scherzhafte Beleidigung auf der Kneipe zur Voraussetzung. Der Beleidigte, der seine "Ehre" durch eine Biermensur wiederherstellen will, fordert den Beleidiger, indem er ihm das Wort "Bierjunge!" zuruft. Dieser kann mit "Sitzt!" oder "Sitzt nicht!" annehmen oder ablehnen. Grundlose Ablehnung gilt als Kneifen. Füchse untereinander dürfen nur mit Erlaubnis des Fuchsmajors eine Biermensur austragen; eine Austragung zwischen Burschen und Füchsen ist unstatthaft.

Die Durchführung der Biermensur hat auf der Kneipe zu erfolgen, auf welcher die Beleidigung vorgefallen ist, jedoch frühestens im Inoffizium. Zur Durchführung der Biermensur haben die beiden Beteiligten ("Paukanten") je einen Sekundanten zu wählen. Diese wählen hierauf einen Unparteiischen. Der Unparteiische hat dafür zu sorgen, dass die Stöffer für die Paukanten bereitstehen. Ebenso sind zwei Teller für die "Blutung" (das ist jene Stoffmenge, die während des Trinkens abtropft) vorzubereiten. Sobald alle Vorbereitungen getroffen sind, verkündet der Unparteiische den Beginn mit folgenden Worten:
"Silentium in cerevisialibus, es steigt der Bierskandal zwischen N. und M.!"
Paukanten und Sekundanten begeben sich nun auf den Paukplatz. Dort stellen sich die Paukanten mit dem Rücken gegeneinander. Die Sekundanten vergleichen inzwischen die "Waffen" auf Qualität und Quantität, d.h. sie kosten die „Stöffer“ und prüfen die Gleichheit der Mengen unter Aufsicht des Unparteiischen. Nach positivem Ergebnis der Prüfung verkündet dieser:

"Arma sunt is aequalia!" und sagt darauf: "Mein Kommando wird lauten: Setzt an, eins, zwei, drei, los! Das Losungswort heißt.....! Ergreift die Waffen!

Mein Kommando gilt: Setzt an, eins, zwei, drei, los!" (Es liegt im Ermessen des Unparteiischen, den Wortlaut des Kommandos zu variieren). Auf das Kommando "los!" trinken die Paukanten bis zur Neige und sprechen hierauf das Losungswort. Wenn ein Paukant vor "los" trinkt, werden die Waffen gewechselt. Während des Trinkens halten die Sekundanten die Teller unter das Glas ihres Gegenpaukanten und fangen damit die „Blutung“ auf. Nachdem beide Paukanten das Losungswort gesprochen haben, werden ihnen von den Sekundanten die Waffen abgenommen. Nun erteilt der Unparteiische dem Sekundanten des Beleidigten das Wort. In einer schwungvollen Rede sucht dieser für den Sieg seines Paukanten zu sprechen. Danach spricht in gleicher Weise der Sekundant des Geforderten. Nach den Verteidigungsreden der Sekundanten verkündet der Unparteiische das Ergebnis, wobei er das frühere Aussprechen des Losungswortes, die Menge der Blutung und die in den Gläsern

verbliebenen Reste berücksichtigt („Nagelprobe“). Der Unparteiische ist in seiner Entscheidung infallibel; wer sich gegen sie auflehnt, fährt in den BV.

15) Biergericht

Das Biergericht ist ein vom Präsidium auf Antrag eingesetztes, unparteiisches Entscheidungsorgan in Bierangelegenheiten. Es kann bei allen Verstößen gegen den Kneipcomment, welche vom Präsidium nicht bestraft wurden (Bierstrafprozess), sowie bei Streitigkeiten von Kneipmitgliedern untereinander (Bierzivilprozess) angerufen werden. Das Biergericht ist befugt, alle commentmäßigen Strafen mit Ausnahme der Verweisung von der Kneipe zu verhängen. Der Gerichtsbarkeit des Biergerichtes unterliegen alle Kneipteilnehmer mit Ausnahme des Präsidiums und der Kontrarien.

Das Biergericht besteht aus drei Bierrichtern, deren Pflichten sich wie folgt verteilen: Der erste Bierrichter führt den Vorsitz und übt die Disziplinargewaltaus. Der zweite Bierrichter besorgt die Ladungen, der dritte verkündet das Urteil. Zum Bierrichter kann jeder bierehrliche Bursch berufen werden. Füchse müssen im biergerichtlichen Verfahren durch einen Burschen vertreten sein. Der Antrag muss binnen zehn Bierminuten gestellt werden, da sonst Verjährung eintritt. Der Verlauf eines Bierstrafverfahrens ist folgender:

Der Ankläger bittet ums Wort und fragt:

"Hohes Präsidium, ziehen Bieranklagen?"

Pr.: "Bieranklage zieht (nicht) "

A.: "Hohes Präsidium, ich beantrage die Einberufung eines hochweisen Biergerichtes gegen N., Bierrichter seien X., Y. und Z.!"

Pr.: "Deinem Antrag wird stattgegeben. Ich ernenne X. zumersten Bierrichter, Y. zum zweiten und Z. zum dritten! "

Der Vorsitzende begibt sich hierauf mit seinen beiden Räten an einen geeigneten Platz und eröffnet die Verhandlung mit den Worten:

"Silentium in cerevisialibus! Ein hochweises Biergericht hat sich konstituiert und hält Anstich!"

Nachdem die Bierrichter eine Blume auf das Wohl der Göttin Iustitia getrunken haben, nimmt der 2. Bierrichter die Ladung der Parteien vor. Alle Ladungen erfolgen mit den Worten:

"Ankläger (Angeklagter, Zeuge, Sachverständiger):

N. citatus est in forum cerevisiae!"

Kommt der Betreffende der Ladung nicht sofort nach, tritt ihn der 2. Bierrichter mit Eins ist eins, zwei ist zwei, drei ist eine bitterböse Z A H L!" Hat sich der geladene bei "L" nicht mit "adsum" gemeldet, wird entweder eine Bier-Ordnungsstrafe über ihn verhängt oder in seiner Abwesenheit verhandelt.

Der 1. Bierrichter fragt nun:

"Was hat der Ankläger vorzubringen gegen den unglückseligen N.?"

Der Ankläger muss die Anklage formulieren, die Beweismittel angeben und den Strafantrag (petitum poenae) stellen. Dann wird der Angeklagte aufgefordert, sich zu verteidigen; er plädiert und gibt auch seine Beweismittel bekannt.

Nun folgt die Beweisaufnahme. Zuerst werden die Zeugen des Anklägers vernommen, dann die des Angeklagten. Als Beweismittel können auch Sachverständige und richterlicher Augenschein dienen.

Auf Antrag sind alle Aussagen mit den Worten "bei meiner Bierehre" zu bekräftigen.

Nach Abschluss des Beweisverfahrens erklärt der 1. Bierrichter die Akten für geschlossen. Das Biergericht zieht sich nun zur Beratung zurück und fällt sodann das Urteil mit Stimmenmehrheit. Das Urteil erlangt seine Rechtskraft durch die Publikation. Diese erfolgt durch den 3. Bierrichter mit den Worten:

"Silentium in cerevisialibus! In der Bierstrafsache N. hat das hochweise Biergericht zu Recht erkannt: Der Angeklagte ist schuldig. Er hat ... und wird mit ... bestraft!"

o d e r

Der Angeklagte wird von der Anklage, er habe ... freigesprochen!"

Im Falle eines Bierzivilprozesses ist der obige Wortlaut entsprechend abzuändern ("Klage" statt "Anklage", etc.). Das Urteil ist nach Recht und Billigkeit auf Grundlage der Vorschriften des Kneipcomments zu fällen, doch ist auf die erheiternde Wirkung des gesamten Verfahrens Wert zu legen.

Nach der Urteilsverkündung löst der 1. Bierrichter das Biergericht auf: "Fiat iustitia, pereat tristitia! Das hochweise Biergericht löst sich auf!"

Über ein und dieselbe Sache darf nur einmal ein Biergerichtsverfahren beantragt werden. Im Übrigen ist der Senior berechtigt, bei Ordnungswidrigkeiten in jedem Stadium des Verfahrens den Rechtsstreit an sich zu ziehen oder niederzuschlagen.

16) Bierschwefel, Bierzeitung und Bieroper

Der „Bierschwefel“ ist eine Ansprache oder Erzählung eines Kneipteilnehmers in der Art eines geistvollen Unsinns. Ein Bierschwefelsteht immer unter einem Thema. Er kann programmmäßig vorbereitet werden, es kann aber auch das Präsidium unter Angabe von Thema und Vorbereitungsfrist einen Kneipteilnehmer zu einem Bierschwefel „verdonnern“.

Die „Bierzeitung“ ist eine Sammlung humoristisch gehaltener Berichte und Schilderungen, die Ereignisse des Verbindungslebens oder die Person einzelner Bundesbrüder zum Gegenstand haben. Es obliegt dem Fuchsmajor, die für die Bierzeitung einlaufenden Beiträge durch einen von ihm hierzu bestimmten Fuchsen (Bierzeitungsredakteur) sammeln zu lassen. Sämtliche Artikel unterliegen der Zensur des Fuchsmajors.

Der Fuchsmajor hat nach Möglichkeit dafür Sorge zu tragen, dass stets neue Beiträge zur Bierzeitung vorliegen und auf Wunsch des Präsidiums vorgetragen werden können.

Unter "Bieroper" versteht man eine kurze dramatische Aufführung im Rahmen der Kneipe (Sketch). Sie kann die Form eines Schauspiels, einer Oper oder einer Groteske haben, wobei auch improvisierte Kostüme verwendet werden können.

Alle Beiträge, die auf der Kneipe vorgetragen und mit Beifall aufgenommen

wurden, können in ein Bierzeitungsbuch eingetragen werden. Dieses ist eine Sammlung von niveauvollem Ulk und dient auch als Muster oder Anregung für neue Beiträge. Es wird vom Fuchsmajor geführt.

17) Rundgesänge und spezielle Comments

Ein Rundgesang besteht darin, dass aufeinanderfolgend jeder einzelne oder eine vom Präsidium bestimmte Anzahl von Kneipteilnehmern in einer vom Präsidium bestimmten Reihenfolge einen Sologesang darbieten.

Unter einem "speziellen Comment" versteht man ein Bierspiel, welches nach bestimmten Regeln von einzelnen oder der gesamten Corona durchgeführt wird und der Auflockerung der Kneipe dient. Rundgesänge und spezielle Comments werden mit folgender allgemeingesungenen Strophe eingeleitet bzw. beendet:

|: Es geht (ging) ein Rundgesang

An unserm Tisch herum:| vidibum

Dreimal drei ist neune,

Ein jeder singt (sang) das seine,

Es geht (ging) ein Rundgesang

Um unsern Tisch herum.

In folgenden sind die gebräuchlichsten Comments angeführt. Es ist jedoch der Phantasie der Bundesbrüder überlassen, weitere Comments zu ersinnen und durchzuführen.

a) Der Stech-Comment

Beim Stech-Comment wird die "Bibel" (Lieder- oder Kommersbuch) eines vom Präsidium bestimmten Kneipmitgliedes durch einen Stich mit dem Schläger aufgeschlagen. Der Betreffende hat das hierdurch bezeichnete Lied nach der vorgeschriebenen odereiner vom Präsidium willkürlich bestimmten Melodie zu singen. Sollten auf der aufgeschlagenen Seite mehrere Lieder stehen, so bestimmt das Präsidium den Cantus mit "rechts (links), oben (unten)".

b) A-B-C-Comment

Das Präsidium bestimmt einen Sänger und einen Buchstaben, mit dem er sein Lied zu beginnen hat. Weiß er kein Lied, wird er zu einer Bierstrafe verdonnert wie jeder, der bei diesem Comment die Bibel öffnet oder einsagt.

c) Bacchus-Comment

Beim Bacchus-Comment singt die Corona:

"Vivat, Bacchus, Bacchus lebe!

Bacchus war ein braver Mann,

Der zuerst der gold'nen Rebe

Süßen Nektar abgewann.

Es leben die (Verbindungsfarbe 1,2,3)

|: Sie leben alle hoch :|"

Jetzt erhebt sich die vom Präsidium bestimmte Anzahl der rechts sitzenden Kneipteilnehmer mit ihren Gläsern und singt:

"Ob ich´s wag´ und ob ich´s tu´

Ob´s die Herren auch lassen zu?"

Der Chor antwortet:

|: "Hinunter mit dem Plunder, :|

Hinunter mit ihm!"

Währenddessen trinken die Betroffenen ihren Rest; haben sie getrunken singen sie:

"Es ist geschehen!"

was der Chor bestätigt mit den Worten:

"Wir alle haben´s gesehen!"

Dann beginnt die Corona aufs Neue: "Vivat ... etc." Die Zeremonie

macht die Runde bis zum Präsidium.

d) Pappenheimer-Comment

Das Präsidium bestimmt zwei, bei größerer Kneipteilnehmerzahl vier Mitglieder, die den Pappenheimer-Comment beginnen. Diese erheben sich (ohne die Mützen abzunehmen) und singen:

"Wir trinken einen Halben um die Welt,

Einen Halben um die Welt."

Während sie mit gekreuzten Armen trinken, singt die Corona:

|: "Warum sollen sie nicht trinken

Einen Halben um die Welt :|

Einen Halben um die Welt?"

Nun singen die Bestimmten, indem sie sich abwechselnd nach rechts und links grüßend verbeugen und salutieren:

|: "General Pappenheimer soll leben,

General Pappenheimer lebe hoch:|

Hierauf singt die Corona:

"Bei Bier und bei Wein

Lust´ge Pappenheimer woll´n wir sein.

Bei Wein und bei Bier

Lust´ge Pappenheimer sind wir.

Sodann wendet sich jeder von ihnen einem weiteren Kneipmitglied zu. Der Vorgang wiederholt sich, bis die ganze Corona steht. Bei besonders fideler Kneipe kann sich noch ein Durchgang mit

"Einem Halben überm Tisch" und "unterm Tisch" anschließen.

e) Geburtstags-Comment

Die Corona singt:

"Und wer im Jänner geboren ist,

steh´ auf, steh´ auf!

Er nehm´ sein Gläschen in die Hand

Und trinkt es aus bis an den Rand:

|: Sauf´ aus, sauf´ aus, sauf´ aus!" :|

So wird für jeden Monat eine Strophe gesungen. Wer in dem betreffenden Monat Geburtstag hat steht auf und trinkt aus.

f) Lebe-Liebe-Comment

Dieser Comment wird zumeist in Damengesellschaft gesungen. Die gesamte Corona erhebt sich und singt:

"Lebe, liebe, trink und schwärme

Und bekränze dich mit mir;

Härme dich, wenn ich mich härme,

Und sei wieder froh mit mir! "

Bei "lebe" stößt das Präsidium mit seinem rechten Nachbarn an, bei "liebe" dieser mit dem nächsten Kneipteilnehmer und so fort in Takt des Liedes. Derjenige, bei dem das Lied endet, trinkt aus, setzt sich und beteiligt sich nicht mehr am Gesang. Sein rechter Nachbar beginnt das Lied von neuem. Der Gesang wird so lange fortgesetzt, bis nur mehr zwei Mitglieder der Corona übrigbleiben. Will es der Zufall, dass die „Überlebenden“ eine Dame und ein Herr sind, so steigt das Lied "Lebe, liebe ... " von diesen beiden allein, wobei beide einander eingehängt zutrinken und hierauf einander küssen.

Zu guter Letzt

DIE ALTEN (Verbindungsmitglieder nennen) TRANKEN IMMER NOCH EINS BEVOR SIE AUSEINANDERGINGEN!

Anhang: offizielle Lieder

Österreichische Bundeshymne
(Paula von Preradović)

1. Land der Berge, Land am Strome, Land der Äcker, Land der Dome, Land der Hämmer zukunftsreich! Heimat bist du großer Söhne, Volk, begnadet für das Schöne, |: vielgerühmtes Österreich! :|

2. Heiß umfehdet, wild umstritten, liegst dem Erdteil du inmitten einemstarken Herzen gleich. Hast seit frühen Ahnentagen hoher Sendung Last getragen, |: vielgeprüftes Österreich! :|

3. Mutig in die neuen Zeiten frei und gläubig sieh uns schreiten, arbeitsfroh und hoffnungsreich. Einig lass in Bruderchören, Vaterland, dir Treue schwören,

|: vielgeliebtes Österreich! :|

ÖCV-Bundeslied
(Peter Diem)

1. Auf des Glaubens Felsengrunde, stehe du, Cartellverband, wohlgeeint zu jeder Stunde, treu zu Gott und Vaterland!
Uns’rem Österreich zur Ehre, was auch bringen mag die Zeit,
|: und zum Schutze der Altäre sieh uns Herr im Kampf bereit! :|

2. Nach der Wissenschaft zu streben sei uns allen ernste Pflicht;
nur der Wahrheit lasst uns leben in der Freiheit Himmelslicht!
Hohen Zielen aufgeschlossen, gilt's die Tat, den ganzen Mann,
|: gehet Brüder, unverdrossen, uns'rem Volke stets voran. :|

3. Für die Freundschaft, die uns bindet, gebt das Letzte freudig hin! Unser Burschenband verkündet dieses Bundes schönsten Sinn:
uns als Brüder zu bewähren, jeder treu zum Freunde hält.
|: Dir will immer ich gehören, Heil CV, du meine Welt! :|

Farbenlied
Burschenstrophe
Fuchsenstrophe

EKV-Strophe

Vitae nostrae fundamentam fides Christiana sit, magna voce praedicamus: hic et nunc Europa fit ! Litterisque dedicati unum semper petimus: Deus, frater et Europa,|: finis vitae maximus. :|

Europahymne
(Peter Diem)

Unser Herz schlägt für Europa
Und wir stehen dafür ein,
Dass dem Erdteil es gelinge,
In der Vielfalt eins zu sein!

Ewig währen in Europa
Friede und Gerechtigkeit,
Und die Freiheit seiner Völker
Sei verbrieft auf alle Zeit.

Blühe, Vaterland Europa,
Bringt das große Werk voran!
Sternengold im blauen Banner -
Dieses Zeichen führt uns an.

Nachruf für Wilfried Daim († 30.12.2016)
Peter Diem

Anfang 1963, zwischen der ersten und der zweiten Sitzungsperiode des Zweiten Vatikanischen Konzils, erschien in Österreich ein Buch mit dem damals sehr provokant wirkenden Titel „Kirche und Zukunft“. Verfasser waren drei prominente „Linkskatholiken“: Friedrich Heer (1916-1983) nannte seinen Beitrag „Atheisten und Christen in einer Welt“. August Maria Knoll (1900-1963) überschrieb den seinen mit “Katholische Aktion und Aktion der Katholiken“. Wilfried Daim, geboren am 21. Juli 1923 in Wien, verfasste 29 brisante Thesen zum Thema „Rückkehr zur Brüderlichkeit“. Als letzter der drei Pioniere des österreichischen Linkskatholizismus verstarb Wilfried Daim am 30. Dezember 2016 nach längerem Leiden an den Folgen eines Schlaganfalls.

Wilfried Daim wuchs in einer Arbeiterfamilie in Wien-Hernals auf. Als Jugendlicher beteiligte er sich von 1940 bis 1945 in einer katholischen Jugendgruppe am Widerstand gegen die Nationalsozialisten. Die Erinnerungen an seine Zeit als Soldat an der Ostfront, wo er ein Bein verlor, beschrieb Daim unter dem Titel „Als Christ im mörderischen Krieg 1939-1945“ (Verlag Plattform/Historia, Wien, 2011)

1948 beendete Daim sein Psychologiestudium unter heftigen Diskussionen mit seinem Doktorvater, dem langjährigen Psychologie-Ordinarius Hubert Rohracher. Während Daim in der Stadt Sigmund Freuds Psychoanalyse studieren wollte, war Rohracher (1903-1972) nur an empirischer Forschung und messbaren Ergebnissen interessiert. Daim wandte sich in der Folge ganz der praktischen Tiefenpsychologie und der einschlägigen Publizistik zu – unterstützt von seiner Frau Dr. Johanna Daim (1927-2013), ohne deren nimmermüden Fleiß Wilfrieds Werke kaum je entstanden wären. Seine Gattin bescherte ihm einen Sohn (Falko Daim ist ein bekannter Archäologe) und die Töchter Ulrike und Martina – beide erfolgreiche Akademikerinnen.

In dieser Zeit führte der junge Wissenschaftler und Therapeut Experimente zur Telepathie in Träumen durch, wobei er farbige Kartonstücke unterschiedlicher Formen als Objekte benutzte. Er verwendete z.B. eine kleine orange Pappscheibe, worauf die Versuchsperson von einer orangen Sonnenscheibe in einem Bild des französischen Symbolisten Odilon Redon träumte. Auf ähnliche Weise wurde ein grünes Dreieck im Traum zu einem Tannenbaum verfremdet. Berichte über diese Versuche wurden 1949 auch publiziert. Später war Daim eine Zeit lang der Vizepräsident der Österreichischen Gesellschaft für Psychische Forschung (heute Österreichische Gesellschaft für Parapsychologie). Er nahm auch am 1.

Internationalen Kongress für Parapsychologie in Utrecht (1953) teil. In den folgenden Jahren wandte sich sein Interesse anderen Fragen zu, vor zu allem Themen der praktischen Tiefenpsychologie und der politischen Psychologie.

Daim veröffentlichte zunächst Bücher zum Thema Psychologie und Glaube. 1954 erschien „Tiefenpsychologie und Erlösung“ – eines von zwei Büchern, in denen der bis heute seltene Versuch gemacht wird, Sigmund Freuds System der Psychoanalyse mit dem christlichen Glauben zu versöhnen. Dabei vertrat Daim die Auffassung, die Entwicklung der Person ziele unmittelbar auf Gott hin: „Wir haben nur die Wahl zwischen Sinnlosigkeit des Seelenlebens und psychologischem Gottesbeweis.“ Die zentrale Potenz des Menschen sei die Fähigkeit der Kommunikation mit Gott.

1955-1975 konzentrierte sich Daim auf die politische Psychologie. Damals verfasste er neben Dutzenden von Zeitschriftenartikeln auch parteistrategische Konzepte. Sogar die ÖVP orderte die eine oder andere psychologische Analyse – damals hielt sie noch etwas auf wissenschaftlich fundierte Parteiarbeit.

1956 gründete Daim das "Institut für politische Psychologie". Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde Wilfried Daim vor allem durch sein Buch "Der Mann, der Hitler die Ideen gab", in dem er sich mit dem völkischen Rassenideologen Jörg Lanz von Liebenfels (1874-1954) beschäftigte. Daim hatte den ehemaligen Zisterziensermönch und fanatischen Antisemiten noch persönlich kennengelernt und für das geplante Werk interviewt. Das Buch erlebte drei Auflagen (1958, 1985, 1994) und ist heute genau so aktuell wie damals. Es enthält eine detaillierte Darstellung der Lehren von Lanz, der in seiner Lehre ein „reinrassiges Paradies“, einen „Sündenfall“ (die Rassenvermischung), ein „Sündenbabel“ (das Wien der Jahrhundertwende) und eine (End)lösung der Rassenfrage durch Deportation oder Liquidation der „Nichtarier“ („Tschandalen“) postulierte. Die Parallelitäten mit der späteren Rassenpolitik der NSDAP sind verblüffend. Nach Daim muss der junge Adolf Hitler mit den in der Zeitschrift „Ostara“ verbreiteten Thesen von Lanz unmittelbar in Berührung gekommen sein. Obwohl von Brigitte Haman in ihrem Buch „Hitlers Wien“ (1996) etwas heruntergespielt, bleibt Daims Darstellung grundlegend für das Verständnis der nationalsozialistischen Rassenideologie und ihrer Bedeutung als geistige Wurzel des Holocausts.

In den Folgejahren begann sich Daim ausführlich mit der Rolle der katholischen Kirche und insbesondere mit ihren „Feudalstrukturen“ auseinanderzusetzen. In dem eingangs erwähnten Buch "Kirche und Zukunft" nahm er viele Inhalte des Zweiten Vatikanischen Konzils vorweg.

Mittlerweile sind eine Reihe der Forderungen Daims erfüllt worden, so etwa jene nach der Mobilität des Papstes oder der Reduktion des päpstlichen Zeremoniells. Doch zur Zeit des Erscheinens verursachte das Buch große Aufregung, besonders im österreichischen Klerus. Prälat Karl Strobl fragte sich, ob sein Jugendfreund Wilfried „verrückt geworden sei“, nur um später feststellen zu müssen, dass mit Johannes XXIII. einiges von dem, was Daim in seinen 29 Thesen gefordert hatte, erfüllt wurde. Der später immer als besonders „liberal“ geltende Wiener Kardinal Franz König (1905-2004) verstieg sich am 13. 9.1963 zu den Worten „Das sind falsche Propheten, die die Herde in Verwirrung bringen. Sie schlagen die Kirche ans Kreuz.“ Der äußerst fromme Mitautor August Maria Knoll konnte diesen Vorwurf bis zu seinem Tod nicht verwinden. Daim hat seine Gedanken über ein „fortschrittliches Christentum“ in weiteren Büchern („Linkskatholizismus“ 1965, „Progressiver Katholizismus“ 1967 sowie „Christentum und Revolution“ ebenfalls 1967) konkretisiert.

Daims außenpolitischen Ansichten und Thesen kreisten immer wieder um das Ost-West-Verhältnis und die österreichische Neutralität als Basis einer internationalen Brückenfunktion unseres Landes. Daim verstand es, die psychologischen Motive der damals noch kommunistischen Sowjetunion in ihrer Konterdependenz zu den USA auf sehr eindringliche Weise darzustellen. So erkannte er wesentliche tiefenpsychologische Elemente im Raktenwettstreit der Supermächte um die „Entjungferung“ des Mondes.

Gegen Ende der 70er Jahre folgte eine Auseinandersetzung mit der Bedeutung des Bundesheeres. Zusammen mit Günther Nenning (1921-2006) war Daim ein führender Protagonist des Volksbegehrens zur Abschaffung des Bundesheeres. Sein diesbezügliches Buch trägt den Titel „Analyse einer Illusion“ (1969).

Natürlich ist es durchaus angezeigt, bei manchen der vielen originellen Ideen Daims methodische Zweifel anzumelden. So hatte er 1959 im Buch „Totaler Untergang?“ die Theorie aufgestellt, dass sich der Weltuntergang in Form einer selbst verschuldeten Apokalypse ereignen würde: Vom Todestrieb angesteckt, werde die Menschheit mit Hilfe ihres Atomwaffenarsenals dereinst (oder demnächst?) kollektiven Selbstmord begehen.

Weniger utopisch waren Bücher über das Verhältnis Chinas zu Europa (1973) oder ein zunächst deutsch, dann englisch erschienenes Werk über die revolutionären Wurzeln von Judentum und Christentum (1967, 1973).

Wilfried Daim ist allen, die ihm begegneten, als stets heiter gestimmt und oft schenkelglatschend lachend in Erinnerung. Sein wichtigstes Werk ist das

550-seitige Buch „Die Kastenlose Gesellschaft“. Gestützt auf eine ausführliche empirische Untersuchung (Tiefeninterviews mit Vertretern aller Sozialschichten) konnte Daim nachweisen, dass die meisten Formen von ökonomisch bestimmten Klassengegensätzen mit psychologischen Kastenkonflikten einhergehen oder sogar reine Kastengegensätze darstellen. Klischee-Vorstellungen und Vorurteile zwischen Angehörigen von ober- und unterschichtigen Gruppen, zwischen Nationen, Rassen oder Ethnien (Migranten!) haben tiefsitzende psychologische Wurzeln. Dabei spielen unbewusste Reinheitsvorstellungen ebenso eine Rolle wie unterbewusste sexuelle Ängste nach dem freudianischen Ödipus-Prinzip. Daim hat sich freilich nie bloß auf tiefenpsychologische Diagnostik und politpsychologische Analyse beschränkt, sondern immer auch betont, dass es für alles eine Lösung gibt: das von ihm vertretene (urchristliche) Gebot der „universellen Brüderlichkeit“ (heute wohl: „Geschwisterlichkeit“).

Neben seiner engagierten intellektuellen Tätigkeit, von der über zwanzig Bücher und hunderte Artikel Zeugnis ablegen, beschäftigte sich Wilfried Daim ab den 1970er Jahren immer intensiver mit der Kunst der österreichischen Zwischenkriegszeit. Sein Mentor war Otto Kallir (1894-1978) ein in der Zwischenkriegszeit sehr bekannter Wiener Galerist. Er hatte den Holocaust in Frankreich und Amerika überlebt und machte Daim mit dem Kunsthandel vertraut. Daim war ein sehr geschickter Sammler und so konnte er auch zwei Ausstellungen mit Werken aus dem eigenen Fundus beschicken. Daim gilt als Entdecker des vorher völlig unbekannten Künstlers Franz Probst (1903-1980). Ab 1980 publizierte Daim ein halbes Dutzend Bücher über seine „Kunstabenteuer“, in denen er vor allem das sozialkritische Moment der Maler Franz Probst und Otto Rudolf Schatz (1900-1961) hervorhob. Wilfried Daim befasste sich in seinen letzten Jahren praktisch nur mehr mit dem Thema der engagierten Malerei. Er, der sich immer engagiert hatte, interpretierte nun das Engagement in der Kunst.

Im Jahr 1981 erhielt Daim, der auch Kuratoriumsmitglied des Dokumentationsarchivs des österreichischen Widerstandes war, den Titel des Professors verliehen. Daim war als Mitglied der K.Ö.St.V. Rudolfina bekennender CVer, wenn auch nur wenige seiner Cartellbrüder mit seinen Ansichten etwas anfangen konnten. Mit ihm verliert Österreich einen aufrechten Antifaschisten, einen bekennenden Reformkatholiken und – vor allem – einen originellen Denker und Zwischenrufer – einen Intellektuellen im besten Sinne des Wortes.

Eine ausführliche Biographie Daims findet sich im Austria-Forum unter:

http://austria-forum.org/web-books/wilfrieddaimde2011iicm

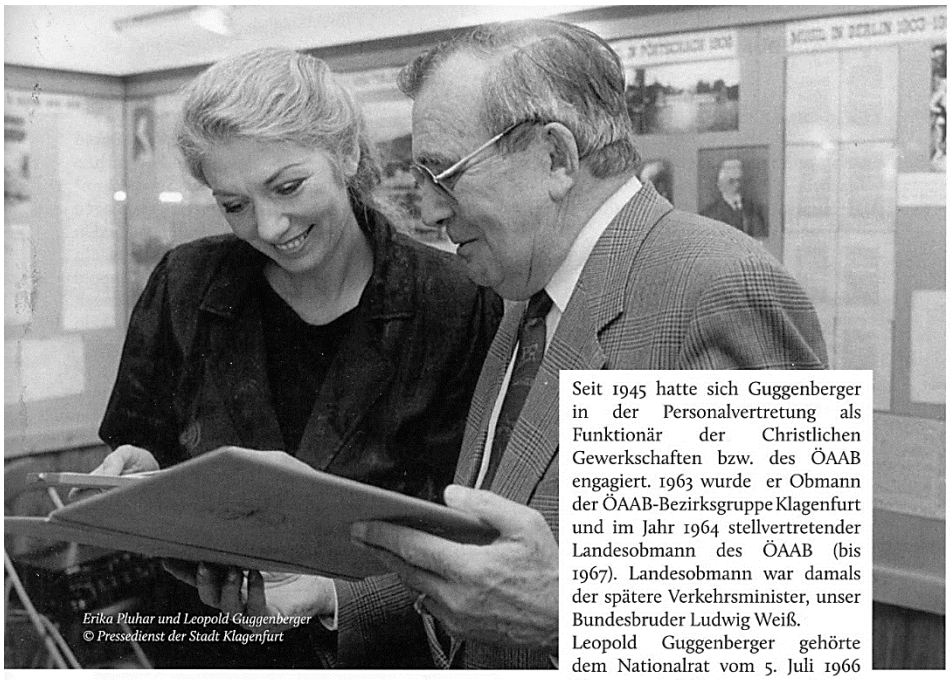
Zwei große Österreicher - durch das goldweißrote Band verbunden.

von **Peter Diem v. Columbus**

Leopold Guggenberger v. Sepp ♡ 8.9.1918 † 22.2.2017

Bbr. Guggenbergers Großeltern väterlichseits stammten aus Maria Luggau im Lesachtal an der Grenze Kärntens zu Osttirol. Sie betrieben im dortigen Marienwallfahrtsort ein Gasthaus. Vater Leopold Guggenberger sen. war wie sein Sohn Rudolfine. Er war im Ersten Weltkrieg als Flieger an der Piavefront eingesetzt. Am 18. April 1918 geriet sein Flugzeug durch Beschuss in Flammen und stürzte ab. Guggenberger sen. und der Pilot kamen dabei ums Leben.

Posthum geboren, verbrachte Leopold Guggenberger seine erste Kindheit im Pfarrhof von Tulbing. Nach der Volksschule besuchte er das Schottengymnasium, wo er 1936 maturierte. Danach begann Guggenberger das Studium an der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien, und trat der unserer Rudolfina bei. Als Propagandist für die von Bundeskanzler Kurt Schuschnigg (AIn) angesetzte Volksabstimmung wurde er am Morgen des 12. März 1938 zusammen mit Friedrich Zacke (R-J) verhaftet und verbachte einen Tag im Gefängnis der Salzburger Polizeidirektion. Bbr. Leopold Guggenberger nahm – wie auch der kurz vor ihm verstorbene Bbr. Wilfried Daim – an der berühmten Jugend-Kundgebung am 7. Oktober 1938 im Wiener Stephansdom teil, meldete sich dann aber freiwillig zur Deutschen Wehrmacht (Fliegerabwehr), um von der Gestapo Ruhe zu haben. Dabei spielte sicher die Fliegerkarriere seines vor seiner Geburt abgeschossenen Vaters mit. Im Frühsommer 1942 wurde Guggenberger zu seinem Glück nach Linz versetzt, denn sein Flak-Regiment gehörte zum Verband der bei Stalingrad eingekesselten 6. Armee. Bald darauf wurde er in das besetzte Frankreich abkommandiert. Für den verlustfreien Rückzug im Herbst 1944 erhielt er das Eiserne Kreuz I. Klasse (eine seltene Ehre). Gegen Kriegsende schlug sich Guggenberger vom westfälischen Iserlohn mit einer kleinen Gruppe nach Süden durch. Am 19. Mai gelangte er nach Landeck, wo er seine Frau traf. Sein letzter Dienstgrad war Oberleutnant.



Erika Pluhar und Leopold Guggenberger
© Pressedienst der Stadt Klagenfurt

BERUFLICHER WERDEGANG

Guggenberger trat bereits im August 1945 dem ÖAAB bei und bewarb sich um eine Stelle in der Kärntner Landesregierung. Nach einer kurzen Tätigkeit als Sekretär des provisorischen Landeshauptmannstellvertreters Hans Amschl (ÖVP) kam er zur Sicherheitsdirektion. Hier hatte er u. a. die Organisation von Spionagediensten in Jugoslawien zu organisieren. Das kam im roten Innenministerium gar nicht gut an.

Guggenberger wurde daher im September 1952 in die Gewerbeabteilung der Landesregierung versetzt. Zu seinen Aufgaben gehörten die Verwaltung der Seilbahnen und Sesselliftanlagen, aber auch die Eisenbahn. Ab 1959 war er mit dem Bau der Jauntalbahn befasst. Nach Fertigstellung der 20 Bahnkilometer am 10. Oktober 1964 musste der Eisenbahnverkehr nach Klagenfurt nicht mehr über das ehemals zu Unterkärnten gehörende Unterdrauburg (nunmehr Dravograd) geführt werden.

Seit 1945 hatte sich Guggenberger in der Personalvertretung als Funktionär der Christlichen Gewerkschaften bzw. des ÖAAB engagiert. 1963 wurde er Obmann der ÖAAB-Bezirksgruppe Klagenfurt und im Jahr 1964 stellvertretender Landesobmann des ÖAAB (bis 1967). Landesobmann war damals der spätere Verkehrsminister, unser Bundesbruder Ludwig Weiß.
Leopold Guggenberger gehörte dem Nationalrat vom 5. Juli 1966 bis zum 31. März 1970 an. Damit wurde er auch als Landesbeamter freigestellt. Er ging als solcher 1983 in Pension und erhielt den Titel Hofrat verliehen.

BÜRGERMEISTER VON KLAGENFURT

Am 2. Mai 1973 wurde Guggenberger vom Gemeinderat mit den Stimmen der ÖVP und FPÖ zum Bürgermeister gewählt, was er nach Wiederwahlen fast 24 Jahre blieb. Er legte ein modernes kommunalpolitisches Programm auf der Basis christlich-sozialer Grundsätze vor und betonte den damals noch keineswegs selbstverständlichen Umweltaspekt. Besonderes Augenmerk legte er auf die Kulturpolitik und die damals noch nicht selbstverständliche „Stadtaußenpolitik".

So konnte er Klagenfurt mit nicht weniger als sieben Schwesterstädten – von Duschanbe (Hauptstadt Tadschikistans) über Czernowitz bis Tarragona – verbinden.

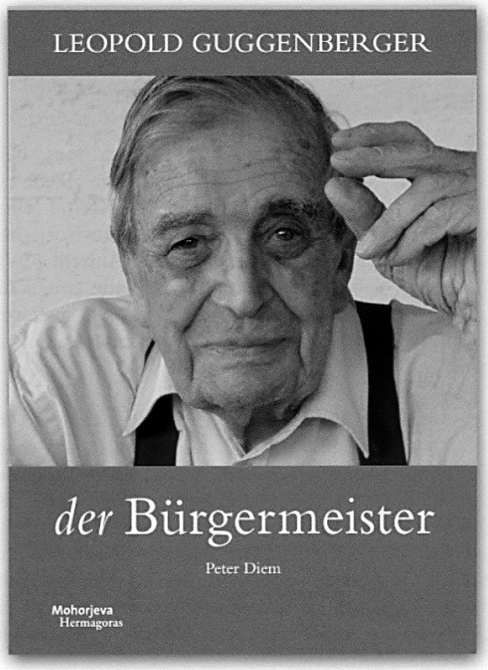


Bei den Gemeinderatswahlen am 25. März 1979 konnte dank der inzwischen gewonnenen Popularität Guggenbergers die ÖVP stimmenstärkste Partei werden, was aber fast ausschließlich zu Lasten der FPÖ ging. Bei den Gemeinderatswahlen am 17. März 1985 konnte die ÖVP neuerlich zulegen und erreichte 22 von 45 Mandaten.

Bei den nächsten Wahlen zum Gemeinderat am 10. März 1991 machte sich die Änderung der politischen Landschaft Österreichs insofern bemerkbar, als dass auch in Klagenfurt die FPÖ von 9,9 auf 21,8 Prozent zulegte, während die ÖVP von 46,8 auf 31,3 Prozent absackte. Erstmals gab es in Kärnten parallel zu den Gemeinderatswahlen auch Direktwahlen der Bürgermeister. Gugenberger gewann die Stichwahl gegen den SPÖ-Kandidaten mit 52,7 Prozent.
1996 erklärte der inzwischen fast 78-jährige Guggenberger, bei den nächsten Wahlen nicht mehr zum Bürgermeister zu kandidieren.

Leopold Guggenberger prägte in diesem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts die Stadt Klagenfurt wie kein anderer Bürgermeister vor ihm und wohl auch nach ihm. Als ein Beispiel unter den vielen Initiativen seiner Amtszeit sei nur der 1977 ins Leben gerufene Bachmann-Preis genannt, der Klagenfurt in der kulturellen und literarischen Welt zu einem dauerhaften Begriff machte. Infolge seiner weit über die Stadtpolitik hinausreichenden Denkweise geht man nicht fehl, wenn man Leopold Guggenberger als einen „heimlichen österreichischen Staatsmann" bezeichnet, dessen Hauptanliegen Versöhnung und Frieden waren. Vor allem war Guggi ein Bürgermeister der Herzen. Leopold Guggenberger wird deshalb auch den Bürgern Klagenfurts wie kein zweiter in Erinnerung bleiben.

Bbr. Guggenberger war 1972 Gründungsbandphilister der K.ö.a.V. Carinthia, um die er sich während seiner Amtszeit wie auch vor allem danach kümmerte. Bis ins hohe Alter besuchte er regelmäßig mit Band und Mütze Veranstaltungen des ÖCV sowie des MKV bzw. von deren Verbindungen.



Guggenbergers erste Ehefrau, Elisabeth geb. Havers, starb am 18. September 1979 in Wien an den Folgen eines Verkehrsunfalls. Mit ihr hatte er acht Kinder (fünf Töchter, drei Söhne). Guggenberger lebte bis zuletzt mit seiner zweiten Frau, der lieben Irmgard, in Klagenfurt.

Bbr. Sepp blieb zeit seines Lebens mit seiner Westkärntner Heimat, dem Lesachtal, verbunden.

Als humorvoller Gesellschaftsmensch konnte er hunderte Geschichten erzählen – vor allem aber liebte er es, mit seinen Gästen den „Schneewalzer" (Link: http://ocn.de/4jon) oder den „Kärntner Gebirgsschützenmarsch" (Link: http://ocn.de/ufy5) zu singen.
Und so bleibt uns Guggi ewig in Erinnerung!

Wilfried Daim v. Plato

♡ 21.07.1923 † 30.12.2016

Bbr. Plato wurde als Sohn eines christlichsozial eingestellten Färberei-Arbeiters geboren und wuchs in Wien-Hernals auf. Nach dem Besuch der Volksschule kam er 1933 in das Internat der Schulbrüder in Wien-Strebersdorf, wo er das Realgymnasium besuchte. Nach einer Unterbrechung besuchte er von 1940 bis 1942 eine Maturaschule und legte die Externistenmatura ab.



Bundesbruder Plato
© Peter Diem

Aktiv war Wilfried Daim in der Pfarrjugend seiner Heimatgemeinde Hernals (St. Bartholomäus) tätig, wo er von dem dort tätigen Kaplan Josef Weinand (RBo), einem gebürtigen Koblenzer, stark geprägt wurde. Wilfried Daim nahm – wie Bbr. Leopold Guggenberger – an der legendären Kundgebung der Katholischen Jugend am 7. Oktober 1938 im Wiener Stephansdom mit Theodor Kardinal Innitzer (NdW) teil. In dieser Pfarrjugend bekam Daim Kontakt mit dem späteren Priester Karl Strobl (Rd), der bereits der Widerstandsgruppe „Eisen" angehörte. Diese Gruppe streute Flugzettel und zerstörte Schaukästen des „Stürmers". Die Gestapo verhaftete bereits am 9. Juli 1938 einige Aktivisten. Endgültig flog diese Gruppe am 7./8. Februar 1940 auf. Zur Gruppe „Eisen" gehörten neben Strobl u. a. auch der spätere Bischof Alfred Kostelecky, der spätere VOP Helmut Gnambs und Hubert Jurasek – alle drei Rudolfinen.

Im Zuge seiner Tätigkeit im Widerstand wurde Daim Anfang April 1940 zur Gestapo vorgeladen. Die dort herrschende „Euphorie" aufgrund des gerade erfolgreich verlaufenden Norwegen-Feldzuges bewahrte ihn vor „negativen" Konsequenzen. An seinem 19. Geburtstag (21. Juli 1942) wurde Daim zur Deutschen Wehrmacht eingezogen. Bei der Vereidigung hob er zwar die Hand, sprach jedoch nicht die Eidesformel mit, was aber

nicht weiter auffiel. Nach der Ausbildung kam er im Herbst 1942 als Panzerjäger an die Ostfront, wo er mehrmals verwundet wurde. Am Karsamstag, dem 31. März 1945, wurde er beim schlesischen Kattowitz zum dritten Mal, diesmal am rechten Oberschenkel, verwundet. Durch eine nicht sachgerechte Behandlung musste der Unterschenkel amputiert werden. Mit einem Lazarettzug gelangte Wilfried Daim über Böhmen nach Preßburg und von dort in das bereits umkämpfte Wien, wo er sich nach Hause absetzen konnte.

STUDIUM, BERUFLICHE LAUFBAHN UND PUBLIZISTISCHE TÄTIGKEIT

Nach gesundheitlicher Wiederherstellung begann Daim das Studium der Psychologie und Anthropologie an der Philosophischen Fakultät der Universität Wien (Dr. phil. 1948), wo er der Rudolfina beitrat (Couleurname Plato) und Consenior war. Als die Rudolfina für das Studienjahr 1948/49 zum Vorort gewählt wurde, übernahm Bbr. Daim das Amt des 1. Vorortsbeisitzers.

Nach seinem Studium baute Dr. Daim als Freiberufler eine psychologisch-psychoanalytische Praxis auf und erstellte für die Personalabteilung österreichischer wie ausländischer Firmen graphologische Gutachten.

Wilfried Daim war mit der Tochter von Hans Karger (Aa), einer Psychologin, verheiratet, die ihm zwei Töchter und einen Sohn schenkte, daneben aber praktisch alle Manuskripte ihres Mannes in die Schreibmaschine tippte.

Die Tiefenpsychologie wurde Daims wichtigster Forschungsschwerpunkt. 1956 gründete er das Institut für politische Psychologie und verfasste parteistrategische Konzepte, von denen die ÖVP teilweise Gebrauch machte.

Von 1963 bis 1966 war er Mitarbeiter am Wiener Ford-Institut, nunmehr Institut für Höhere Studien.

ZAHLREICHE ARTIKEL UND 22 BÜCHER

Besonders bekannt wurde Daims Studie „Der Mann, der Hitler die Ideen gab". In dieser beschäftigt sich Daim mit Adolf Lanz, (selbsternannt „Jörg Lanz von Liebenfels"), einem ehemaligen Mönch des Zisterzienserstiftes Heiligenkreuz, der mit seiner Zeitschrift „Ostara" und sonstigen Schriften den jungen Hitler in Wien hinsichtlich seiner rassenideologischen Vorstellungen beeinflusst hat. Daim konnte Adolf Lanz (1874-1954) für seine Forschungen noch selbst befragen.

Daims wichtigstes Werk ist jedoch das auf zum Teil persönlich durchgeführten Tiefeninterviews beruhende Buch „Die kastenlose Gesellschaft" (1960). In dieser umfangreichen sozialpsychologischen Studie gelang es ihm nachzuweisen, dass ökonomische Klassengegensätze stets mit psychologischen Kastengegensätzen einhergehen oder diese sogar überlagern. Nur durch die Besinnung auf das urchristliche Prinzip der „universellen Brüderlichkeit" können nationale und internationale gesellschaftliche Konflikte dauerhaft gelöst werden. Das Buch kann – ebenso wie sieben andere Werke Daims – im Austria-Forum im Volltext nachgelesen werden

DAIM ALS LINKSKATHOLIK

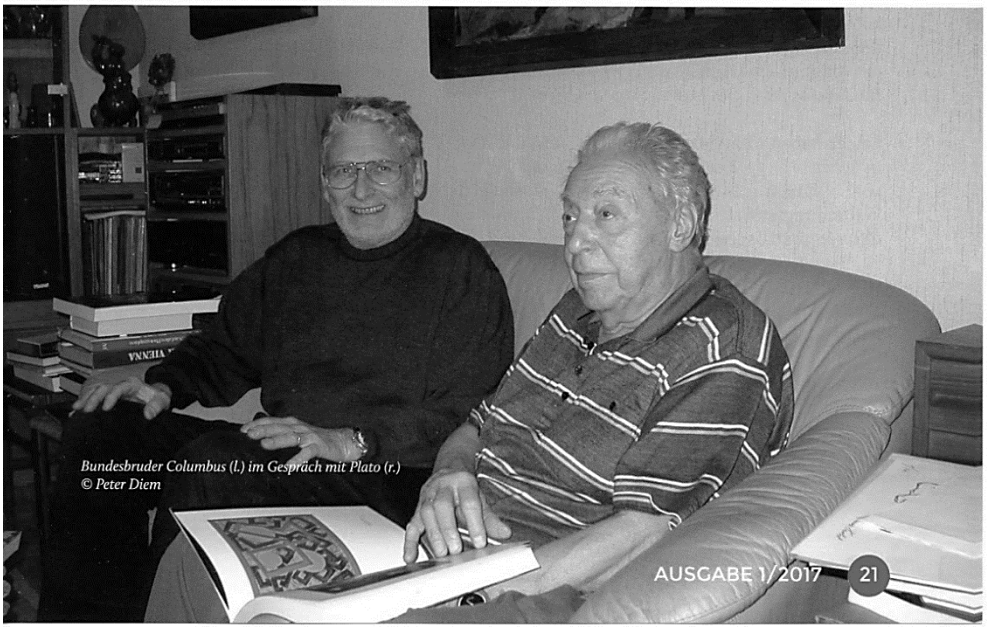
(http://ocn.de/6uff)
Daim kam bereits in seiner Aktivenzeit im ÖCV mit dem Soziologen August M. Knoll (NbW) in Kontakt, der ihn dann nachhaltig prägen sollte. Zusammen mit ihm und mit Friedrich

Heer (ehemals Baj) gab er 1963 das Buch „Kirche und Zukunft" heraus, das innerkirchlich großes Aufsehen erregte und zu Diskussionen sowie zu Widersprüchen führte. Es wurde zu Beginn des II. Vatikanischen Konzil zu einem Zeitpunkt veröffentlicht, wo man noch nicht wusste, welche Ergebnisse dieses Konzil haben und wohin der künftige Weg der Kirche führen werde.

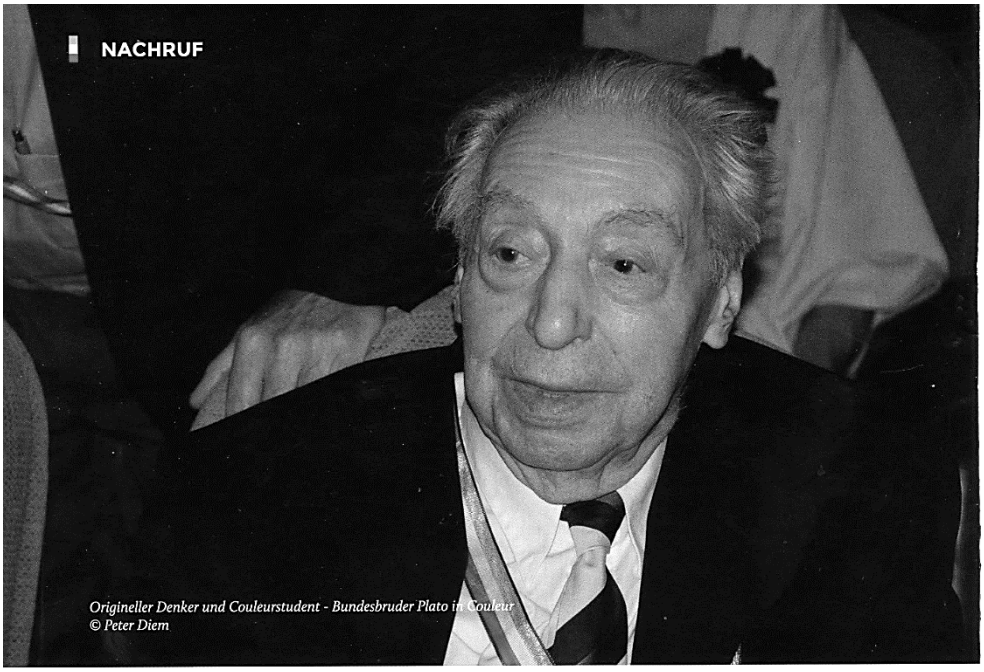
In seinem dortigen Beitrag „Rückkehr zur Brüderlichkeit" stellte Daim 29 Forderungen auf, die zwar damals auf großes Unverständnis bzw. sogar auf große Ablehnung stießen – der Wiener Erzbischof Franz Kardinal König (Rd EM) warnte im Zusammenhang mit diesem Buch vor „falschen Propheten, die die Kirche ans Kreuz schlagen" – , jedoch in den folgenden Jahren und Jahrzehnten sukzessive (bis unter Papst Franziskus) zu Großteil verwirklicht wurden, sodass man diese Punkte laufend abhaken konnte. Unter diesen befanden sich
z.B. die Forderungen nach Einführung der Volkssprache in der Liturgie sowie die Abschaffung der Papstkrone Tiara und des Index der verbotenen Bücher.

Wilfried Daim gehörte damit zur Gruppe der prononcierten Linkskatholiken im ÖCV. Sie hatte ihren Ausgangspunkt bei Ernst Karl Winter (NbW), der vor 1938 als Urheber dieser Denkrichtung gilt („Rechts stehen und links denken"). Diese Gruppe, der auch Knoll und Heer angehörten, hatte es in den sechziger und siebziger Jahren im ÖCV nicht immer leicht. Sie wurden mehrheitlich abgelehnt und teilweise sogar diffamiert. Der Lauf der Kirchengeschichte hat aber Daim in vielem rechtgegeben.

Im Sinne seiner linkskatholischen Ansichten unterstützte Daim ab Ende der sechziger Jahre die Friedensbewegung und plädierte für die Abschaffung des Bundesheeres. Trotz alledem ist festzuhalten, dass sich die Ansichten dieser linkskatholischen Gruppe innerhalb des Wahlspruches des ÖCV („in dubiis libertas") bewegten. Bbr. Wilfried Daim war ein fruchtbarer



Bundesbruder Columbus (l.) im Gespräch mit Plato (r.)
© Peter Diem



Origineller Denker und Couleurstudent - Bundesbruder Plato in Couleur
© Peter Diem

Querdenker, jedoch kein Querulant. Er war ein aufrechter Gegner des Nationalsozialismus, ein bekennender Reformkatholik und vor allem ein origineller Denker und Zwischenrufer, ein Intellektueller im besten Sinn des Wortes.

Leider haben dies viele engstirnige Bundesbrüder in jener Zeit nicht erkannt, sodass Plato von seinem Mitkämpfer, dem damaligen Verbindungsanwalt Hubert Jurasek v. Sami, des Öfteren „herausgepaukt" werden musste.

In den siebziger Jahren entwickelte sich Daim auch als Kenner und Förderer von moderner Kunst vor allem der Zwischenkriegszeit und gilt als Entdecker der bis dahin unbekannten Maler Franz Probst (1903–1980) und Otto Rudolf Schatz (1900–1961). Er war aber nicht nur Sammler, sondern betätigte sich auch als erfolgreicher Kunsthändler, was dann zu einem nicht unerheblichen Teil seines Einkommens werden sollte.

Wilfried Daim v. Plato starb nach längerem Leiden an den Folgen eines Schlaganfalls und wurde auf dem Ottakringer Friedhof begraben. Mit ihm ist einer der originellsten Denker aus den Reihen des ÖCV und der Rudolfina heimgegangen.

Quellen: Biographisches Lexikon des ÖCV;
P. Diem: Wilfried Daim. Querdenker zwischen Rot und Schwarz. Wien 2011.
Bilder: http://ocn.de/kvjh

Die Worthäufigkeit in den päpstlichen Enzykliken

Ausgelöst durch meine der Kritik an der 452 Seiten starken Broschüre „**Christlich-soziale Signaturen – Grundlagen einer politischen Debatte“**, herausgegeben von der politischen Akademie der ÖVP, befasste ich mich mit den neuesten Sozialenzykliken und unterzog die deutschen Texte seit 1971 einer Wortfrequenzzählung. Das Ergebnis ist in der folgenden Grafik zusammengefasst. Es zeigt die starke Orientierung der jüngsten Päpste an den Problemen der Dritten Welt,
an der menschlichen Arbeit, sowie an den Phänomenen Macht, Gerechtigkeit und Liebe.

Die 50 häufigsten Begriffe in den Enzykliken seit Oktogesima (1971) ohne "Kirche" und "Gott"				
Begriff	**Anzahl**		**Begriff**	**Anzahl**
Mensch, Menschen	1280		Wirklichkeit	139
Arbeit	535		Gemeinschaften	135
Entwicklung	491		soziale	132
Leben, leben	456		Kultur	123
Welt	450		Geist	119
menschlichen	437		Menschheit	115
Länder, Nationen, Völker	410		Person	114
Recht	367		Wort	113
neue	362		Glauben	111
Liebe	342		Umwelt	104
Beziehungen	296		Solidarität	104
Jesus Christus	282		Volk	102
Gesellschaft	244		Aufgaben	101
Wirtschaft	213		internationalen	99
Evangelium	207		Christen	97
Macht	200		Verantwortung	94
Natur	195		Freude	94
Wahrheit	194		Beziehungen	94
sozialen	189		Licht	93
Gerechtigkeit	188		Soziallehre	92
Zeit	170		Geschichte	92
Erde	170		Frieden	91
Armen	166		Güter	90
Freiheit	161		Fortschritt	90
Weg	147		Familie	90

Beispiele unbewusster oder bewusster Falschübersetzung von aramäischen Bibeltexten ins Griechische bzw. Deutsche.

Quellen und Autoren:

- Die Bibel, **Einheitsübersetzung** der Heiligen Schrift, Katholisches Bibelwerk, Stuttgart, 2016,
- Digitale **Einheitsübersetzung** der Univ. Innsbruck, 1980, https://www.uibk.ac.at/theol/leseraum/bibel/
- Die **Heiligen Schriften des Neuen Bundes**, von Cbr. Nivard Schlögl Nc, 1920.
  Seine Bibelübersetzung (AT und NT) wurde 1922 auf den Index gesetzt.

- **Günther Schwarz**, Das Jesus-Evangelium, Ukkam, 2021, 544 Seiten
- **Georg Bubolz,** Ohne Taube und Kamel, Die vier Evangelien des Neuen Testaments aus der aramäischen Peschitta, Verlag H.J. Maurer, Frankfurt/Main 2019, 686 Seiten
- **Franz Alt**, Die außergewöhnlichste Liebe aller Zeiten, Herder, Freiburg 2021, 319 Seiten

- **Günther Schwarz**, (1928-2009) ev. Theologe, https://de.wikipedia.org/wiki/Günther_Schwarz_(Theologe)
- **Franz Alt**, (*1938) TV-Journalist, katholischer Publizist https://de.wikipedia.org/wiki/Franz_Alt_(Journalist)
- **Nivard Schlögl Nc,** 1864-1939, Zisterzienser, Bibelübersetzer (N.S.) https://oecv.at/Biolex/Detail/12500295
- **George Lamsa** (1892-1975) Kurde, Assyrischer Schriftsteller und Übersetzer
  https://de.wikipedia.org/wiki/George_Lamsa
- **Rocco A. Errico** Ev. Geistlicher, Schüler von Lamsa, Übersetzer „Das aramäische Vaterunser“ https://www.aramaicbibleinstitute.com/the-bible/dr-errico

Aus: Günther Schwarz, Das Jesus-Evangelium.

Chronologie der Jesus-Überlieferung

Aus den o. a. Darlegungen von Torrey und Aland sowie aus den Informationen der Deutschen Bibelgesellschaft[1] stellt sich die Jesus-Überlieferung in den ersten vier Jahrhunderten dar, wie in Abbildung 4 skizziert:

- Noch während Jesu Lebzeiten entstand eine mündliche Überlieferung, die ungefähr bis Ende des 1. Jahrhunderts reichte;
- aus dieser mündlichen Überlieferung der Worte und Taten Jesu entstanden die von Rabbi Jochanan ben Zakkai erwähnten aramäischen Evangelien, die gemäß Torrey vernichtet wurden, wahrscheinlich Ende des 1. Jahrhunderts;
- für die Griechisch sprechenden Gemeinden im Mittelmeerraum wurden die aramäischen Evangelien ins Griechische übersetzt.

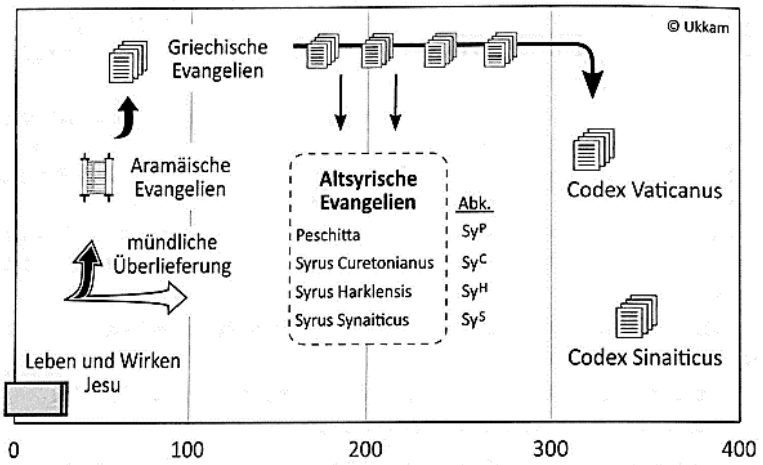


Abb. 4: Chronologie der Jesus-Überlieferung in den ersten vier Jahrhunderten d. Z.

- Diese griechischen Evangelien wurden bis ins 4. Jahrhundert in den sich bildenden christlichen Gemeinden handschriftlich vervielfältigt (und verändert);
- die bedeutendsten griechisch überlieferten Handschriften der Evangelien finden sich im Codex Vaticanus Graecus 1209 und im Codex Sinaiticus, die aus dem 4. Jahrhundert stammen (und den gesamten Bibeltext enthalten).
- Zwischen dem 2. und 3. Jahrhundert wurden die griechischen Evangelien für Altsyrisch sprechende Christen in ihre Sprache (rück-)übersetzt. Dieses Altsyrisch stand dem Aramäischen Jesu in der Aussprache und im Vokabular sehr nahe, da Israel und Syrien aneinander grenzten. Es wurde allerdings nicht mit hebräischen, sondern mit syrischen Buchstaben geschrieben (Tabelle 9, Seite 36).

[1] www.die-bibel.de; April 2020.

- Die in Abbildung 4 in der Umrahmung zusammengefassten altsyrischen Evangelien enthalten viele Fehler, die auch in den griechischen Texten vorhanden sind. Somit handelt es sich um Rückübersetzungen griechischer Vorlagen ins Syrische/Aramäische, keinesfalls um originale Texte. Aber: Sie unterscheiden sich sowohl untereinander als auch vom griechischen Standard-Text und bieten an ungezählten Stellen andere Begriffe und Vokalisationen als der griechische Text. Daher haben sie einen wesentlichen Beitrag für die im Folgenden dargestellte aramäische Bearbeitung von Jesus-Worten geliefert. Insgesamt sind sie sprachlich näher am Original und bieten Übersetzungen und Erkenntnisse, die aufgrund des Griechischen nicht möglich sind.

Unzuverlässigkeit neutestamentlicher Texte

Im Hinblick auf die Zuverlässigkeit des griechischen Textes war Martin Luther bereits 1566 zu anderen Erkenntnissen gekommen, denen jedoch bis heute wenig Beachtung geschenkt wird:

> *»Die ebräische Sprache ist ... schlicht und wenig von Worten, aber da viel hinter ist; also dass es ihr keine nachtun kann ... Wenn ich jünger wäre, so wollte ich diese Sprache lernen, denn ohne sie kann man die h[eilige]. Schrift nimmermehr recht verstehen. Denn das neue Testament (!) obs wohl griechisch geschrieben ist, doch ist es voll von Ebraismus und ebräischer Art zu reden* [1]*. Darum haben sie recht gesagt: Die Ebräer trinken aus der Bornquelle; die Griechen aber aus den Wässerlein, die aus der Quelle fließen; die Lateinischen aber aus den Pfützen.«* [2]

Luther hatte erkannt, dass man »die heilige Schrift ohne die ebräische (= aramäische) Sprache *nimmermehr* recht verstehen kann«. Und seine Einschätzung der Bedeutung des Aramäischen kleidete er in ein einprägsames Bildwort: vom Trinken aus der *Bornquelle*, den *Wässerlein* und den *Pfützen*.

Den Weg zur Bornquelle wies knapp 330 Jahre später der Theologe und Orientalist Julius Wellhausen (1844 – 1918), der als Professor für Altes Testament in Greifswald sowie für Orientalische Sprachen in Halle, Marburg und Göttingen lehrte. Er schrieb:

> *»Wer die Reden Jesu wissenschaftlich erklären will,*
> *muss imstande sein,*
> *sie nötigenfalls in die Sprache zurückzuübersetzen,*
> *die Jesus gebraucht hat.«* [3]

---

[1] Was Luther hier mit ›ebräischer Sprache‹ und ›Ebraismus‹ im Hinblick auf das Neue Testament meinte, ist heute als ›aramäische Sprache‹ und ›Aramaismus‹ zu verstehen.

[2] Martin Luther: Werke, Gesamtausgabe, Tischreden I (1912), 524f., Erstveröffentlichung 1566.

[3] »Der syrische Evangelienpalimpsest vom Sinai«; Nachrichten der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen; Philologisch-historische Klasse, Heft 1 (1895), 11.

Günther Schwarz:

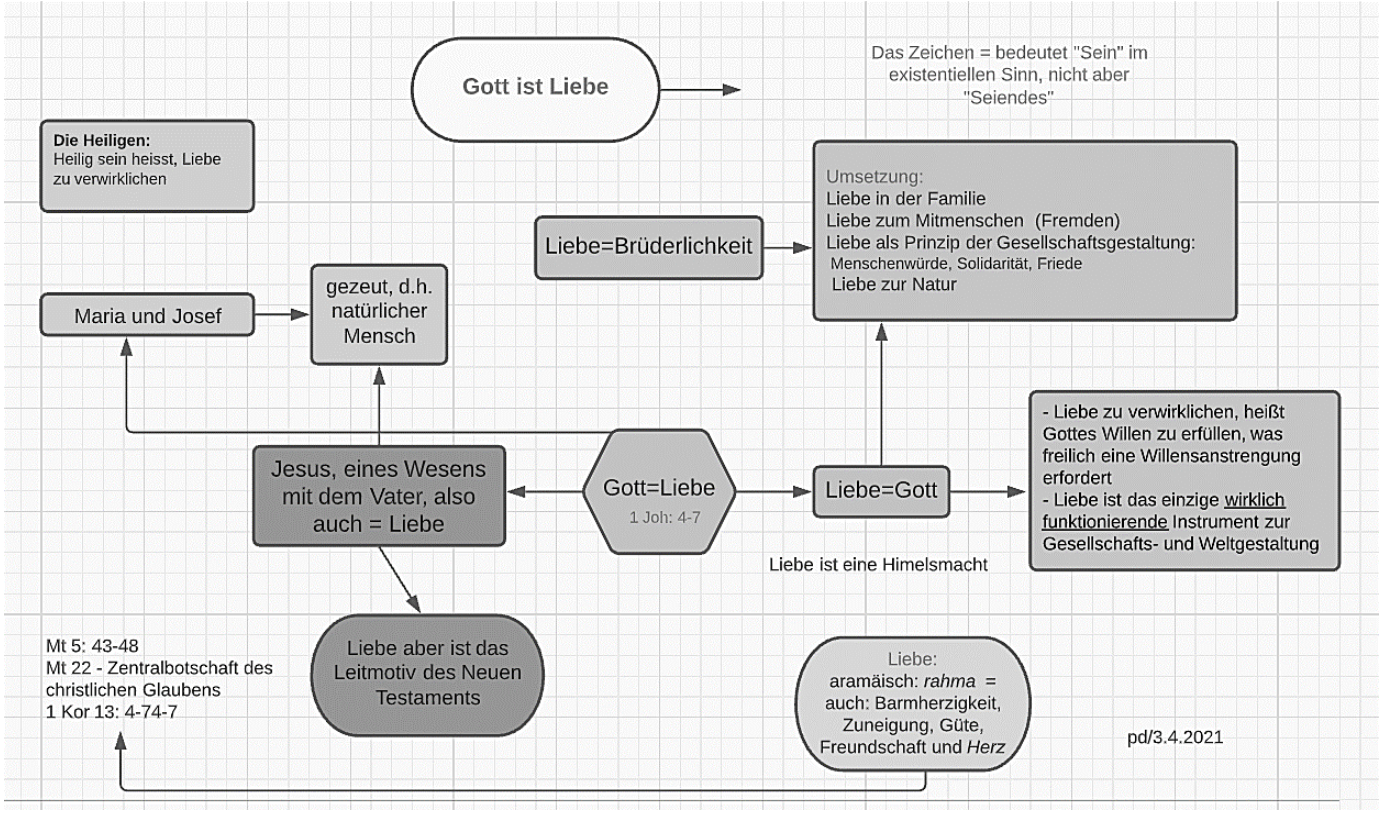
- Mehr als die Hälfte aller Jesus-Worte sind **falsch übersetzt, missverständlich übertragen oder bewusst gefälscht.** Das meiste von dem, was die Christenheit glaubt, Jesus hat es nicht gelehrt. Und was Jesus gelehrt hat, die Christenheit weiß es nicht.
- Jesu Muttersprache, das Aramäische, war damals vom Griechischen so weit entfernt wie heute etwa das Deutsche vom Arabischen. Das ist eine der Hauptursachen dafür, dass die real/ existierenden Kirchen ihre ursprüngliche jesuanisch-geistig-revolutionäre Sprengkraft verloren haben und für immer mehr Menschen spirituell saft- und kraftlos geworden sind… Jesu Worte wurden im Laufe der Jahrtausende **beliebig verkürzt, ergänzt oder verändert** - und dadurch in ihrer ursprünglich poetischen Form zerstört sowie weitgehend ihres Sinnes beraubt. Jesus verwendete viele aramäische Symbolwörter, die den damaligen Zuhörern vertraut waren, uns aber fremd sind. Erst im Aramäischen gewinnen „Jesu Meisterworte ihre **ursprüngliche Frische**".

Als der Wein ausging, sagte die Mutter Jesu zu ihm: Sie haben keinen Wein mehr. Jesus erwiderte ihr: **Was willst du von mir, Frau? Meine Stunde ist noch nicht gekommen.**	**Was willst Du von mir, Mutter, der rechte Augenblick ist noch nicht da.** (Keine Zurechtweisung wie "Weib" N.S.)	**Bubolz** S. 524/**Lamsa** *Gäste bringen ihren Wein in der Rangordnung der Sitzenden!*
Sure 44:54 Und wir geben den Gläubigen großäugige **Huris** als **Gattinnen** oder Wir werden sie **paaren** mit reinen Gefährten von **schönstem Auge** (M. Assad) **Vgl. Sure 2:25 Reine Gattinnen**	Wir werden es ihnen unter prachtvollen **Weintrauben** behaglich machen Allerlei Arten von **reinen Früchten**	*Bi-hur inin* = unter Weintrauben, weiß-glänzenden Weiß -> Auge -> Weintraube -> Huri Norbert G. **Pressburg:** Good Bye Mohammed

Bibel-stelle	Thema	Einheitsübersetzung (2016)	*Aramäischer Urtext*	Kommentar
AT1 Jes 55,12	Poesie	Berge und Hügel brechen vor Euch in Jubel aus und alle Bäume auf dem Feld klatschen in die Hände	*Die Berge tanzten und die Hügel hüpften und sprangen und die Bäume klatschten in die Hände*	Poesie der Orientalen, auch bei Jesus durchgehend vorzufinden
AT2 Dan 7,13	Menschen-sohn theologisch überhöht	Da kam mit den Wolken des Himmels einer wie ein **Menschensohn**…alle Völker, Nationen und Sprachen dienen ihm	*Der Begriff Menschensohn kommt in den Evangelien 74 mal vor - Jesus verwendet ihn aber nur, wenn er nicht **"ich"** oder "**mir**" sagen will*	Vergleiche auch Judas: "Verrätst du den Menschensohn?"
Lk 2,3	Frau	Er wollte sich eintragen lassen mit Maria, seiner **Verlobten**, die ein Kind erwartete	*Auch Josef ging hinauf, er und Maria, seine **schwangere Frau***	Anderes Beispiel Joh 19,34 **Wässriges Blut** (Nivard Schlögl)
Mt 20,23	Jungfrau	die **Jungfrau** wird empfangen und einen Sohn gebären	Jungfrau = eine **junge Frau,** die noch nicht geboren hat	So Georg Bubolz in: "Ohne Taube und Nadelöhr"
Joh 3,8	Geist	Der **Wind** weht wo er will, Du hörst sein Brausen, weißt aber nicht woher er kommt und wohin er geht	*Der **Geist** inspiriert den, der gewillt ist und der seine Stimme hört - aber er weiß nicht woher er kommt und wohin er führt*	Ar. rucha Gr. pneuma = Wind und Geist Gr. pnein = wehen Ar. rewach = wehen und inspirieren
Mk 10, 25	Nadelöhr	Eher geht ein **Kamel** durch ein Nadelöhr, als dass ein Reicher in das Reich Gottes gelangt	*Entweder wirklicher Größenvergleich oder Eher geht ein Strick durch ein Nadelöhr*	gamla = Kamel (reiten) oder Strick (Nähfaden) lt. Bubolz
Lk 2,11	Retter	Heute ist Euch in der Stadt Davids der **Retter** geboren - Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen seines Wohlgefallens	*Heute wurde der **Wiederbeleber** geboren im Ort Davids - **Wenn** Lob dem Gott in der Höhe, **dann** Heil den Menschen auf der Erde*	*Retter*: passiv, *Wiedereleber:* hilft zum selber Handeln
Mt 10,34 Lk 12,51	A Schwert	Denkt nicht, ich sei gekommen, um Frieden auf die Erde zu bringen! Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das **Schwert** (Mt) / sondern **Spaltung** (Lk)	*Ich bin nicht gekommen, Harmonie zu verbreiten, sondern **Streitgespräche** zu führen*	"Harmonie" kann auch bedeuten: "Zugeständnisse"

Mt 6,9	Vater unser	Unser Vater im Himmel, / geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, / dein Wille geschehe / wie im Himmel, so auf der Erde. Gib uns heute das Brot, das wir brauchen! Und erlass uns unsere Schulden, / wie auch wir sie unseren Schuldnern erlassen haben! **Und führe uns nicht in Versuchung**, / sondern rette uns vor dem Bösen.	*Abba! Lass sich als heilig erweisen deine Gegenwart! Lass sich ausbreiten deine Herrschaft! Lass sich erfüllen dein Wille! Lass uns geben unsere Nahrung! Lass uns vergeben unsere Sünden!* ***Lass uns retten aus unserer Versuchung!***	Ein sehr poetischer Text Versuchung = Prüfung, Probe, Herausforderung . **Papst Franzikus** (+ F, CH, Bras): **"Und lasse uns nicht in Versuchung geraten"**
Mt 4,1 Mk 1,13	Versuchung	Dann wurde Jesus vom Geist in die Wüste geführt; dort sollte er vom Teufel **versucht** werden.	*Darauf wurde Jesus vom Geist fortgeführt in die Wüste Juda und wurde vom Satan* ***auf die Probe gestellt***	vgl. Vaterunser
Mk 14,22	Einsetzungs-worte	Dies **ist** mein Leib, dies **ist** mein Blut	***Dies ... mein(em) Fleisch,*** *das hingegeben wird für Euch -* ***Dies ...mein(em) Blut****, das vergossen wird für alle*	"Ist" wurde vom Übersetzer eingefügt - Sinnbilder für Folterung und Blutvergießen
Mt 16,18	Fels	Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe, auf ihn sollt ihr hören ... Du bist Petrus, und **auf diesen Felsen** werde ich meine Kirche bauen und die **Pforten der Unterwelt** werden sie nicht überwältigen. Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben - was du auf Erden **binden wirst**, das wird im Himmel gebunden sein und was du auf Erden lösen wirst, das wird im Himmel gelöst sein,	*Dieser ist er, mein Sohn, mein Auserlesener. Er, an dem mein Selbst Wohlgefallen hat.... Gehorcht ihm,* ***denn er ist der Fels****. Auf diesen Felsen werde ich meinen Tempel bauen lassen. Ihn können nicht überwältigen die* ***Torhüter der Totenwelt.*** *Ihm werde ich geben den Schlüssel der Himmesherrschaft - wem er* ***zuschließen wird****, ihm soll zugeschlosen sein Und wem er aufschließen wird, dem soll aufgeschlossen sein,*	Konsequenzen für den Primat des Papstes und die "Schlüsselgewalt"
Joh 13,23 Joh 13,21 Apg 1,18 Lk 18,31	Judas Verrat	Einer von Euch **wird** mich **ausliefern**	*Einer von Euch* ***muss*** *mich* ***übergeben***	Griechisch **paradidonai** = übergeben. Bei Judas 32x "verraten" sonst 27x "übergeben".
Joh 13,27	Judas Verrat Auslieferung	Was du tun **willst**, das tue bald	*Das, was du tun* ***musst****, tue sofort!*	Der Auftrag Jesu ist zu erfüllen...

Mt 6,9	Vater unser	Unser Vater im Himmel, / geheiligt werde dein Name, dein Reich komme, / dein Wille geschehe / wie im Himmel, so auf der Erde. Gib uns heute das Brot, das wir brauchen! Und erlass uns unsere Schulden, / wie auch wir sie unseren Schuldnern erlassen haben! **Und führe uns nicht in Versuchung**, / sondern rette uns vor dem Bösen.	*Abba! Lass sich als heilig erweisen deine Gegenwart! Lass sich ausbreiten deine Herrschaft! Lass sich erfüllen dein Wille! Lass uns geben unsere Nahrung! Lass uns vergeben unsere Sünden!* ***Lass uns retten aus unserer Versuchung!***	Ein sehr poetischer Text Versuchung = Prüfung, Probe, Herausforderung . **Papst Franzikus** (+ F, CH, Bras): **"Und lasse uns nicht in Versuchung geraten"**
Mt 4,1 Mk 1,13	Versuchung	Dann wurde Jesus vom Geist in die Wüste geführt; dort sollte er vom Teufel **versucht** werden.	*Darauf wurde Jesus vom Geist fortgeführt in die Wüste Juda und wurde vom Satan* ***auf die Probe gestellt***	vgl. Vaterunser
Mk 14,22	Einsetzungs-worte	Dies **ist** mein Leib, dies **ist** mein Blut	***Dies ... mein(em) Fleisch,*** *das hingegeben wird für Euch -* ***Dies ...mein(em) Blut****, das vergossen wird für alle*	"Ist" wurde vom Übersetzer eingefügt - Sinnbilder für Folterung und Blutvergießen
Mt 16,18	Fels	Dieser ist mein geliebter Sohn, an dem ich Wohlgefallen gefunden habe, auf ihn sollt ihr hören ... Du bist Petrus, und **auf diesen Felsen** werde ich meine Kirche bauen und die **Pforten der Unterwelt** werden sie nicht überwältigen. Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben - was du auf Erden **binden wirst**, das wird im Himmel gebunden sein und was du auf Erden lösen wirst, das wird im Himmel gelöst sein,	*Dieser ist er, mein Sohn, mein Auserlesener. Er, an dem mein Selbst Wohlgefallen hat.... Gehorcht ihm,* ***denn er ist der Fels****. Auf diesen Felsen werde ich meinen Tempel bauen lassen. Ihn können nicht überwältigen die* ***Torhüter der Totenwelt.*** *Ihm werde ich geben den Schlüssel der Himmesherrschaft - wem er* ***zuschließen wird****, ihm soll zugeschlosen sein Und wem er aufschließen wird, dem soll aufgeschlossen sein,*	Konsequenzen für den Primat des Papstes und die "Schlüsselgewalt"
Joh 13,23 Joh 13,21 Apg 1,18 Lk 18,31	Judas Verrat	Einer von Euch **wird** mich **ausliefern**	*Einer von Euch* ***muss*** *mich* ***übergeben***	Griechisch **paradidonai** = übergeben. Bei Judas 32x "verraten" sonst 27x "übergeben".
Joh 13,27	Judas Verrat Auslieferung	Was du tun **willst**, das tue bald	*Das, was du tun* ***musst****, tue sofort!*	Der Auftrag Jesu ist zu erfüllen...


Gott ist Liebe
Das Zeichen = bedeutet "Sein" im existentiellen Sinn, nicht aber "Seiendes"
Die Heiligen:
Heilig sein heisst, Liebe zu verwirklichen
Umsetzung:
Liebe in der Familie
Liebe zum Mitmenschen (Fremden)
Liebe als Prinzip der Gesellschaftsgestaltung:
Menschenwürde, Solidarität, Friede
Liebe zur Natur
Liebe=Brüderlichkeit
Maria und Josef
gezeut, d.h. natürlicher Mensch
Jesus, eines Wesens mit dem Vater, also auch = Liebe
Gott=Liebe
1 Joh: 4-7
Liebe=Gott
- Liebe zu verwirklichen, heißt Gottes Willen zu erfüllen, was freilich eine Willensanstrengung erfordert
- Liebe ist das einzige wirklich funktionierende Instrument zur Gesellschafts- und Weltgestaltung
Liebe ist eine Himelsmacht
Mt 5: 43-48
Mt 22 - Zentralbotschaft des christlichen Glaubens
1 Kor 13: 4-74-7
Liebe aber ist das Leitmotiv des Neuen Testaments
Liebe:
aramäisch: rahma =
auch: Barmherzigkeit, Zuneigung, Güte, Freundschaft und Herz
pd/3.4.2021

Schlagwort	Jahr und Titel	Bd.	Seite
Antisemitismus	2021 Wurzeln des Antisemitismus 4	1	288
Antisemitismus	2021 Hirtenwort Antisemitismus 4	1	309
Antisemitismus	1979 ORF Holocaust Medienereignis 108	4	61
Antisemitismus	1997 Holocaust Zusammenfassung 5	4	242
Außenpolitik	1984 Projekt Sigma 4	4	187
Austria-Forum	1990 Idee Österreich-Lexikon 1	3	212
Austria-Forum	1995 Symbole im Austria-Forum 3	3	227
Austria-Forum	2021 Das Austria-Forum 4	5	385
Austria-Forum	2021 Bundesländerlexika Austria-Forum 9	5	480
Bacher	1984 ORF Pressesprecher 2	4	185
Baez	1967 Protestsongs 4	1	47
Beflaggung	1962 Die Schande Rot-Weiss-Rot I 2	3	8
Beflaggung	1963 Die Schande Rot-Weiss-Rot II 2	3	10
Brücken	2021 Essay über Brücken 14	3	355
Brücken	2004 Steinbrücken Nordgriechenland 11	5	119
Bundesheer	1961 Landesverteidigung 3	1	10
Bundesheer	1971 Abschaffung Bundesheer 10	1	73
Bundeshymne	2009 Alles über die Bundeshymne 21	3	256
Bundeshymne	2011 Update der Bundeshymne 4	3	305
Bundeshymne	2012 2 Version 2 Bundeshymne 11	3	308
Bundeshymne	2012 Geschichte der Bundeshymne 19	4	297
CV	1961 CV Aber bei uns in Bagdad 1	2	16
CV	1962 CV Zum Landesvater 2	2	17
CV	1966 CV Brüderlichkeit 6	2	29
CV	1966 CV Colloquium Austriacum 5	2	35
CV	1969 Sozialisten in den CV 2	2	69
CV	2005 CV Heldentum im Liedgut 3	2	103
CV	2007 CV Die Prinzipien unter Web 2.0 4	2	106
CV	2008 CV Umfrage Rd 5	2	134
CV	2015 CV Mustercomment 65	2	386
CV	2013 Terra Santa mit Umfrage 14	5	288
CV-Hymne	1956 CV-Lied neu 2	2	10
CV-Hymne	1960 CV-Lied Exner 5	2	12
CV-Hymne	2010 CV 50 Jahre ÖCV-Hymne 2	2	147

Daim	1971 Linkskatholizismus 1965-67 12	2	73
Daim	2008 CV Daims Thesen aus 1963 27	2	110
Daim	2011 CV Biografie Wilfried Daims 210	2	149
Daim	2017 CV Nachruf für Wilfried Daim 5	2	451
Daim	1960 Menschheitsselbstmord 18	4	22
Daim	2011 Totaler Untergang - aus Daim 21	4	278
Delphi-Studie	1978 MC-Delphi Ablauf 6	4	53
Delphi-Studie	1980 MC-Delphi 20	4	159
Demokratie	2009 Demokratiereform 6	1	222
Diem	1976 Pretterebner über Diem 7	1	144
Diem	2021 Publikationsliste 38	3	368
Diem	2000 Sieben kleine Lebensweisheiten 1	4	247
Diem	1968 Orion 1	5	29
Diem	1990 Sapientia 4	5	30
Diem	1995 Die Briefmarke 22	5	33
Diem	2021 Collagen 26	5	359
Diskussionstechnik	2021 Entwurf eines Diskussionshandbuchs 45	4	437
Dollfuß	2015 Winter und Dollfuß 3	3	324
Dorf	1990 Mein Dorf Oedt an der Wild 14	3	213
EXPO 95	1988 Mitwirkung an der EXPO 95 11	3	202
Fortschritt	1968 Hypothesen zu progressiv 2	1	54
Gleichheit	1974 Gesellschaftliche Gleichheit 22	1	113
Gleichheit	1978 Freiheit Gleichheit Solidarität 7	1	154
Guggenberger	2012 Besprechung Guggenberger 2	1	272
Guggenberger	2017 CVer Guggenberger und Daim 7	2	455
Guggenberger	2012 Vortrag über Guggenberger 18	5	253
Gymnasium	1965 Maturazeitung 49	3	20
Gymnasium	1955 Schulhefte 9	5	10
Haus der Geschichte	2002 Palais Epstein 2	3	232
Haus der Geschichte	2005 Zum Haus der Geschichte 5	3	241
Haus der Geschichte	2008 Haus der Geschichte 8	3	248
Haus der Geschichte	2015 Zum Haus der Geschichte 4	3	327
Haus der Geschichte	2016 Zum Entwurf Museums-Gesetz 8	3	331
Kastenlose G.	2010 50 Jahre Kastenlose G. 10	1	228
Kastenlose G.	2010 Kastenlose Gesellschaft 35	1	238
Kastenlose Ges.	1960 Die Kastenlose Gesellschaft 14	4	8
Kirchenreform	1967 Entfeudalisierte Kirche 5	2	47

Kirchenreform	1968 Christliches Revolutionsjahr 3	2	55
Kirchenreform	1968 Die Kirche und der Friede 3	2	58
Kirchenreform	1968 Ecclesia Democratica 2	2	61
Kirchenreform	1968 Kirche und Studenten 3	2	63
Kirchenreform	1969 Modell einer Bischofswahl 5	2	65
Kirchenreform	2009 Der Weg aus der Kirchenkrise 8	2	139
Kirchenreform	2021 Aramäische Evangelientexte 6	2	463
Knoll	1964 CV Trauerfeier für A. M. Knoll 6	2	19
Landesbewusstsein	2004 Der Heilige Florian 11	5	106
Liturgie	1964 Das Werk aller 4	2	24
Liturgie	1964 Neues Messlied 1	2	28
Liturgie	1967 Brief Pfarrer Pötzleinsdorf 2	2	40
Liturgie	1967 CV Studienreise Holland 5	2	42
Liturgie	1967 Rhythmusmesse 3	2	52
Marketing	2004 Projekt Gemeindebund 14	1	198
Marketing	1978 Waschmittelstudie Inhalt 1	4	59
Marketing	2013 ORF fiktiver Kauf von Ö1 - 2	4	314
Marktforschung	1976 Buchmarktumfrage 5	4	48
Marktforschung	2004 Online Research at GfK 6	4	248
Marktforschung	2008 Qualitative Onlineresearch 22	5	176
Marktforschung	2018 Semi-qualitative Umfragen 40	5	318
Masaryk	2019 Einführung zu Bio Masaryk 11	3	337
Masaryk	2019 Zu Masaryks leiblichem Vater 8	3	348
Medienforschung	1973 Zeit im Bild Analyse 13	4	40
Medienforschung	1983 ORF Medienforschung 9	4	176
Medienforschung	1986 ORF Publikumsforschung 3	4	191
Medienforschung	1993 ORF Medienforschung 16	4	194
Medienforschung	1994 ORF Leistungsindikatoren 5	4	210
Medienforschung	1994 ORF Fernsehforschung 9	4	215
Medienforschung	1996 ORF Audience Research 12	4	229
Medienforschung	2016 ORF Audience Research - Prospekt 2	4	322
Mozart	2004 Mozarts Tod und Begräbnis 12	2	91
Nationalbewusstsein	1964 Für einen Österreichdienst 6	3	12
Nationalbewusstsein	1965 Durchbruch zur Nation 2	3	18
Nationalbewusstsein	1970 Vision Österreich 1	3	191
Nationalbewusstsein	1978 Patriotismus 12	3	192
Nationalbewusstsein	1998 Gedanken zum Nationalfeiertag 2	3	230

Nationalbewusstsein	2009 Altösterreich 6	3	276
Nationalbewusstsein	2009 Der Nationalfeiertag 6	3	284
Nationalbewusstsein	2019 Umfrage Nationalbewusstsein 123	4	324
Personalisierung	1969 Kandidatenauswahl 6	1	62
Regschek	2006 Lebensgeschichte Regschek 34	5	130
Soziallehre	2021 Wortfrequenz Sozialenzykliken 1	2	462
Staatssymbolik	2003 Staatsziele - Staatssymbole 4	3	235
Staatssymbolik	2010 Geschichte der Staatssymbole 17	3	289
Staatssymbolik	1995 Die Insignien des ö. Kaisertums 14	5	51
Staatssymbolik	1995 Europasymbolik 36	5	70
Staatssymbolik	2013 Symbole Österreichs 17	5	271
Staatsymbolik	1995 lnhalt Symbole Österreichs 4	4	224
Staatsymbolik	2010 Der Umgang mit den Symbolen 5	4	254
Staatsymbolik	2010 Geschichte der ö. Staatsymbole 17	4	259
Staatsymbolik	2021 Entwicklung des Bundeswappens 23	5	437
Stephansdom	2021 Stephansdom 50	3	392
Stephansdom	2021 Das Bild von Shrady 3	5	389
Symbolforschung	2007 Das Hexagramm 12	5	164
Symbolforschung	2009 Die Allegorie der Austria 55	5	198
Symbolforschung	2020 Der Obelisk 1	5	358
Symbolforschung	2021 Das Hakenkreuz 44	5	392
USA	1961 US Katholizismus 37	1	13
USA	1961 Route USA quer 10	5	19
Volkspartei	1968 Christliche Demokratie 4	1	56
Volkspartei	1970 Links von der Mitte 3	1	68
Volkspartei	1970 Warum die ÖVP verlor 4	1	70
Volkspartei	1971 ÖVP-Erneuerung 5	1	83
Volkspartei	1972 Grundsätze der ÖVP 20	1	88
Volkspartei	1972 Diem am Bundesparteitag 6	1	107
Volkspartei	1975 Weder Marx noch Murx 8	1	136
Volkspartei	1978 Programm des ÖAAB 9	1	161
Volkspartei	2012 Demokratiepaket der JVP 10	1	278
Volkspartei	2021 K. Soziallehre und ÖVP 16	1	293
Volkspartei	2011 Rechts - Links - Mitte 5	4	274
Vorurteil	2010 Minarett und Kopftuch 6	1	267
Vorurteil	2012 Vorurteil gegen Zuwanderer 5	1	274
Vorurteil	2017 CZ AT Analyse 16	5	302

Wahlforschung	1969 Landtagswahlen Wien 3	1	60
Wahlforschung	1978 Wechselwählerumfrage 31	1	170
Wahlforschung	2016 Onlinebefragung zur BPW 11	4	316
Wahlrecht	2008 Mehrheitswahlrecht 8	1	213
Wahlrecht	1969 Zeit zur Reform 115	3	69
Wahlwerbung	1978 Der semantische Krieg 4	1	150

Notizen